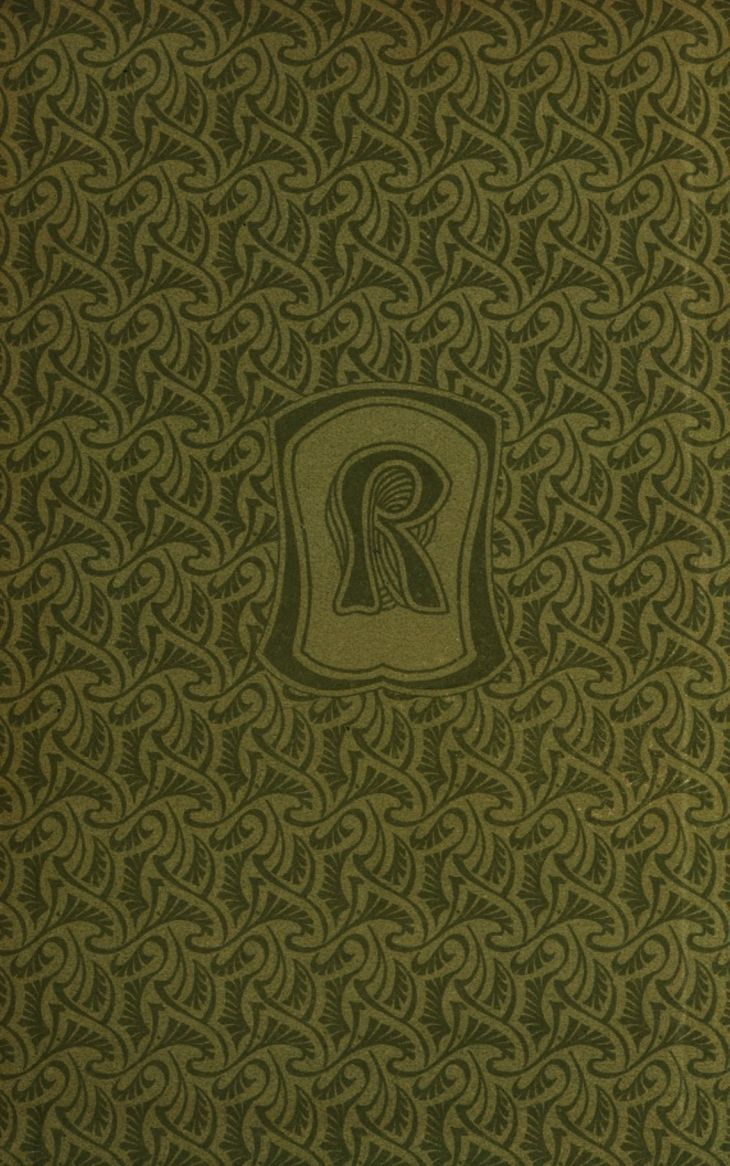


Lenau





aus der Bücherei

Berlin-¹⁰⁰
Geneststraße

60

55

Nicolaus Lenau's
s ä m t l i c h e W e r k e.



Nicolaus Lenau.

195281

Nicolaus Lenau's sämtliche Werke

in einem Bande.



Herausgegeben

von

G. Emil Barthel.

Zweite,

durch eine Biographie des Dichters vermehrte Auflage.

biok

*187 TL, A
Berlin 1888
S. 154*

Leipzig.

Lyrische

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



412392

Inhalt.

Vorwort.	IX
Quellen.	XII
Nicolans Lenau. Biographische Skizze.	XIII

G e d i c h t e.

Erstes Buch.

	Seite		Seite
Sehnsucht.		Herbst.	
An meine Rose	3	Herbstgefühl	35
Reise-Empfindung	4	Herbstklage	35
Nach Süden	5	Scheiden	36
Frage	6	Die Würmlinger Kapelle	36
Dein Bild	6	Sommerfäden	37
Ghasel	7	Herbst	38
Das Mondlicht	7	Herbstentschluß	38
Nächtliche Wanderung	8	Phantastien.	
Das Posthorn	9	Die Zweifler	39
Bitte	11	Glauben. Wissen. Handeln.	41
An die Ersehnte	11	Haibebilder.	
Meine Braut	11	Himmelstrauer	45
In der Wüste	12	Robert und der Invalide	46
Schilflieder. 1—5	13	An die Wolke	48
Winternacht. 1. 2.	14	Die Haibeschenke	49
Stumme Liebe	15	Ahasver, der ewige Jude	52
Wandel der Sehnsucht	15	Polenlieder.	
Erinnerung.		In der Schenke	56
Leichte Trübung	16	Der Maslenball	57
Das tobt' Ollid	17	Der Polenstüchling	59
Der trübe Wandrer	17	Oden.	
Unmuth	18	Abendbilder. 1. 2.	62
Zu spät!	18	Zuruf an meinen Geist	62
Vergangenheit	19	Sehnsucht nach Vergessen	63
An Fr. Kleye	19	Am Bette eines Kindes	63
Ein- und Jetzt	21	An der Bahre der Geliebten	63
Die Jugendträume	22	Am Grabe Göltz's	64
Die Felsenplatte	22	Primula veris. 1. 2.	64
Nebel	24	Reiseblätter. I.	
An meine Guitarre	24	Wanderung im Gebirge. 1—10	66
An einen Jugendfreund	25	Die Heidelberg'ruine	69
Frühling.		Die schöne Sennin. 1. 2.	72
Der Denz	26	Auf ein Faß zu Dehringen	73
Rebesfeter	27	Der Postillon	74
Der Gefangene	28	Die Rose der Erinnerung	76
Asyl	30	Der Indianerzug. 1. 2.	77
Trauer	31	Die drei Indianer	79
Frühlingsbild	32	Reiseblätter. II.	
Frühlingsgebränge	32	Der Urwald	80
Rebe und Vermählung	33	An einem Baum	82
Der Baum der Erinnerung	33		
Frühling's Tod	34		

Lenau.

	Seite		Seite
Verschiedene Dichtung. I. II.	83	Unmögliches	117
Niagara	83	Einem Ehrfürchtigen	118
Das Blochhaus	84	Frage	118
Meeresstille	86	Mein Stern	118
Sturmesmythe	86	Der Selbstmord	119
Wandrer und Wind	87	Reiterlied	120
Das Wiedersehen	88	An J. Klemm	121
Die Sennin	89	Zusucht	121
See und Wasserfall	89	Der Greis	122
Herbstgefühl	90	Der Unbeständige	123
Ein Herbstabend	90	Abendheimkehr	123
		Vanitas	124
Atlantica.		Fragmente. 1—5.	125
Die Seejungfrauen	91	Theismus und Offenbarung	126
Meeresstille	93	Abmahnung	126
Seemorgen	94	Warnung und Wunsch	127
An mein Vaterland	94	Waldebstoß	127
Der Schiffsjunge. 1. 2.	95	Der Unentbehrliche	128
		An Fräulein Charlotte von Bauer	128
Leben und Traum.		Schwärmer	129
Die Werbung	97	An einen Langwelligigen	129
Der Schifferknecht	100	Stille Sicherheit	130
Marie und Wilhelm	101	Waldgang	130
Begräbniß einer alten Bettlerin	103	Scheitblick	131
Die Walzkapelle. 1—3.	104	Befestigung	131
Der Raubschütz	106	Rebewohl an Eugenie	131
Warnung im Traume	108	Auß!	132
		Bermischte Gedichte. Neue Folge.	
Bermischte Gedichte.		Laß mich ziehn!	132
Die Thränen	110	Zweifel und Ruße	133
In der Krankheit. 1. 2	111	Mein Herz	134
An die Melancholie	112	Lenz	134
Einem Freunde ins Stammbuch	112	Das Kreuz	134
Vergänglichkeit	113	Nächtlicher Blick	135
Högerung	113	Einem Autographensammler	135
An eine Dame in Trauer	114	Der Räuber im Bafony	136
Einem Knaben	114	Das Dilemma	136
Abschied	115	Einem Freunde	137
An Grabe eines Minstlers	116	Auf eine holländische Landschaft	137
Der Indifferentist	116	Die Korybanten	138
In das Stammbuch einer Künstlerin	117		
		Zweites Buch.	
Gestalten.		An *	167
Der ewige Jude	139	Der schwere Abend	167
Gefolge	143	Traurige Wege	168
Der Schmetterling	145	Einsamkeit	168
Auf meinen ausgeblühten Geier. I. II.	140	Wunsch	169
Der gute Gesell	148	Neid der Sehnsucht	169
Zwei Polen	151	Meine Furcht	170
Der traurige Mönch	154	Wunsch	171
Weib und Kind	156	An den Wind	172
Der Steyrertanz	156	An die Entfernte. I. II.	173
Die drei Zigeuner	160	Meine Rose	174
Die nächtliche Fahrt	161	An *	174
Bifion	164	Nommen und Scheiden	174
		Liebesfrühling	175
Liebeslänge.		Frage nicht	175
An Rhein	165		
Lenau.			

Sonette.	Seite		Seite
Frage	175	An den Frühling	210
Jugend und Liebe	176	An ein schönes Mädchen	210
Der Salzburger Kirchhof	176	Der schwarze See	211
Nachhall	176	Das Ross und der Reiter	212
Die Asketen	177	Die Blumenmalerin	212
Der Seelenkranke	177	Lufarenlieber. I—IV	213
I. Stimme des Windes	178	An den Ischler Himmel im Som- mer 1838	215
II. Stimme des Regens	178	Der Kranich	216
III. Stimme der Kloden	179	Das bärre Blatt	217
IV. Stimme des Rinbes	179	Erinnerung	218
Doppelheimweh	179	Gutenberg	218
Einsamkeit. I. II.	180	An Agnes	219
Palliativ	181	Im Vorfrühling	219
Vermischte Gedichte.		Bei Uebersendung eines Straußes	219
Zueignung	181	Der einsame Trinker. I—IV	220
Traumgewalten	182	Frühling	222
Einem Greis	183	An die Alpen	223
An die Biologen	183	Die Poete und ihre Störer	224
Erucifix	184	Der Rationalist und der Poet	225
Schau	184	Passiver und aktiver Weisfall	226
Heimathklang	185	Form	226
Zuflucht	185	Irrthum	227
Feiger	185	An einen Dichter	227
Frühlingsgrüße	186	Zweiterlei Vögel	227
An Luise	186	Vermischte Gedichte. Neue Folge.	
Täuschung	188	Einem Gemüthsranken	228
Tob und Trennung	189	An einem Grabe	229
An die Verstockten	190	Veränderte Welt	229
Herbstlied	191	Naturbehagen	230
Schlaflöse Nacht	191	Trinksprüche	230
An eine Wittwe	192	Studentenreise	230
Auf eine goldene Hochzeit	193	Der arme Jude. I. II	231
An den Tod	193	Der kriegslustige Waffenschmied	233
Herbstlied	194	Der Pechvogel	231
Wormwurf	195	Der Kranke im Garten	234
Der Jäger	195	Beethovens Büste	235
Lied eines Schmiedes	196	Am Sarge eines Schwermüthigen	237
Ohne Wunsch	196	Die Drei	238
Mein Türkenkopf	197	Welle Rose	239
Der Hagestolz	197	Der fromme Pilger	239
Der Schmerz	199	Inneres Gericht	240
An den Frühling 1838	199	Die Nonne und die Rose	240
Das Lied vom armen Finken	200	Das Kind geboren, die Mutter todt	240
Hypochonders Mondbild	202	Die Albigenser	241
Der offene Schrank	205	Zweifelnder Wunsch	241
Prolog	206	Die Bauern am Tiffastrande	241
An eine Freundin	208	Balblieder.	
Thänenpflege	209	Balblieder. I—IX	244

Größere hebräisch-epische Dichtungen.

Alara Hebert. I—X	258	Mischta.	
Die Marioucten. Drei Gesänge	273	Mischta an der Theiß	293
Hana. I—V	283	Mischta an der Marosch. I—VI.	297
Renau,		Johannes Bisla. I—IX	304

Dichterischer Nachlaß.

Die „Gedichte“ aus demselben.

	Seite		Seite
Protest	321	Die bezaubernde Stelle	332
Des Teufels Lieb vom Aristotraten	321	Der stille See	332
Das Gespenst	322	In einer Schlucht. 1. 2.	332
Ruf	323	Einem Wanderer in bsterreichischer	
Die Fritvolen	324	Felsenschlucht	333
Schabel	326	Ein Heimathbruder!	334
Unberufen	326	Nie zurück!	334
Ein offner Walb	327	Der Fingerhut	334
Trug euch!	327	Einfang	335
Ein Recensent	327	Ein Epigramm	335
Einem Dichter	327	In der Neujahrnacht 1839—1840	335
Gebildete Sprache	328	Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.	336
Der Rekrut	328	Mit meinen Gedichten	340
Der Kiraß	329	Sonne	341
Die Raçe	330	Eitel nichts!	341
Der Unhob	332	Blick in den Strom	342

Christliche Nachlese.

I. Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien	345
Abendbild	346
König und Dichter	347
An Seneca	347
In der Nacht	348
Trias harmonica	349
An Rathilbe	349
An die Hoffnung	350
An die medisirenden Damen	351
Einem Theaterdichter	352
An einen Tabler	352
Musa teleologica	353
Competenz	353
Einem Forcirten	354
Einem kritischen Nachtarbeiter	354
Einem unberufenen Lober	355
Guter Rath	355

Der Reiter von B.	356
An einen Dichter	357

II. Jugendgedichte. Gelegenheitsliches.

Die Göttin des Glück	357
An einen Tyrannen	358
Der gelbgierige Pfaffe	359
Erinnerung	359
Verlornes Glück	360
Der Vogel auf dem Kreuz	360
Während eines Gewitterregens	360
Auf eine Duella, genannt Roth-	
schilbsbrunnen	361

III. Gelegenliches.

In ein Album	361
Impromptu	361
Impromptu in das Album einer	
Dame bei Durchwanderung eines	
Schloßkellers und Gartens	361

Faust. Ein Gedicht. (Mit Einleitung.)	363
Savonarola. Ein Gedicht. (Mit Einleitung.)	457
Die Albigenfer. Freie Dichtungen. (Mit Einleitung.)	573

Dichterischer Nachlaß.

Das Dramatische aus demselben.

Don Juan. Ein dramatisches Gedicht. (Mit Einleitung.)	673
Helena. Dramatisches Bruchstück. (Mit Einleitung.)	728

Eine Recension. (Mit Einleitung.)	733
Alphabetisches Verzeichniß der Anfänge sämmtlicher Gedichte.	737

Vorwort.

[Textkritik und Orthographie.]

Eine „kritische“ Ausgabe der Werke Lenaus mit allen „Lesarten“ oder „Varianten“ zu veranstalten, ist eine Aufgabe für spätere Zeiten, in denen Lenaus Manuscripte aus privaten Händen in öffentlichen Besitz gelangt sein werden.

Den Text des Dichters in dessen letztwilliger Fassung rein und unverfälscht zu bieten, das schien mir die Aufgabe zu sein, die mir in der gegenwärtigen Zeit zufiel. Um diese Aufgabe zu lösen, betrachtete ich diejenigen Einzelausgaben Lenau'scher Dichtungen, die nachweislich (auf Grund der Briefe) der Dichter selbst in einer letztwilligen Druckcorrectur gelesen hat, als Grundlage des Textes. Bei jeder Unklarheit dieser Grundlage, die auf einen Druckfehler schließen ließ, bei jeder orthographischen Inconsequenz zog ich aber die früheren Ausgaben, deren Druckcorrectur ebenfalls von Lenau selbst besorgt ist, mit Gewissenhaftigkeit zu Rathe. Die von Anastasius Grün publicirten Dichtungen aus Lenaus Nachlasse (im „Dichterischen Nachlaß“ Lenaus, und die wenigen zu Lenaus Lebzeiten nicht gedruckten Gedichte in den Grün'schen Lenau-Ausgaben) werden hier natürlich auf Grund des Textes bei Grün geboten, der nach der Versicherung dieses Freundes von Lenau die Manuscripte des Letztern unverändert wiedergibt (vergl. S. 691); nur das auch von Grün im „Nachlasse“ gebrachte dramatische Bruchstück „Selena“ konnte mit dem ersten (Schurzischen) Drucke im „Album österreichischer Dichter“ collationirt werden. Die Recension am Schlusse der vorliegenden Ausgabe wurde nach dem Original in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (vergl. S. 734) wiedergegeben. Auf diese Weise ist gewiß — auch mit Hilfe der äußerst exacten Druckerei der Verlags-handlung — ein wortgetreuer Text geboten, auf den es hier besonders ankam.

Die Schreibweise Lenaus, also seine „Orthographie“, ist reich an — offenbar bewußten — Inconsequenzen, wie das überhaupt bei feinsühligen Dichtern vorzugsweise der Fall ist, weil sie Bild und Klang des Wortes mehr im Auge haben, als das einzelne Zeichen, den Buchstaben. Nebenbei fehlt es aber in den Drucken nicht an zahlreichen Inconsequenzen der Schreibweise, die sich bei aufmerksamer Vergleichung als unbeabsichtigte darstellen. Um diese Gegensätze zu einer consequenten Schreibung zu vereinigen, schlug ich ein divinatorsches Verfahren ein, indem ich mir in jedem einzelnen zweifelhaften Falle die Frage vorlegte: wie würde Lenau selbst consequenter Weise hier corrigirt haben, da er dort und da so und so schrieb. Ich habe also das hergestellt, was man etwa eine ideale Lenau-Orthographie nennen könnte, ohne dabei zu vergessen, daß solches Beginnen nur im Dienste einer einheitlichen Schreibung für diese Ausgabe und ohne Anspruch also auf streng wissenschaftlichen Werth unternommen sei. Im Dienste dieser Einheit sind denn auch meine Thaten in einer „Orthographie“ geschrieben, die sonst nicht die meinige ist. Haben sich nun bei meinem auf Einheit gerichteten Beginnen trotz großer Sorgsamkeit Inconsequenzen erhalten oder eingeschlichen, die dann mir zur Last fallen, so ist das eben ein neuer Beweis für die Unvollkommenheit alles menschlichen Thuns, gegen die der emsigste Fleiß keinen Schutz bietet.

Lenau.

So viel aber steht fest: hier wird ein wortgetreuer und unverfälschter Lenau-Text geboten, der im Großen und Ganzen auch dem Buchstaben nach von Lenau in gleicher Weise gegeben sein würde, wenn es dem Dichter selbst vergönnt gewesen wäre, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten.

Hätten wir aus den orthographischen Verhandlungen neuerer Zeit eine einheitliche, auf phonetischer Basis beruhende Orthographie gewonnen, in der den historischen und etymologischen Sprachelementen auf verständige Weise zum Ausdruck verholfen wäre, so würde es sich vielleicht empfehlen, populäre Dichter-Ausgaben in dieser Orthographie zu drucken. Da aber unsere sogenannte „neue Orthographie“, weil ihr jene Vorzüge nicht nachgerühmt werden können, den Tobeskeim in sich trägt, und da die Art und Weise, wie wir sonst zu schreiben pflegen, eben keine einheitliche ist, so muß das Aufgeben der eigenen Orthographie eines Dichters als ein ganz verkehrtes Verfahren bezeichnet werden, gegen das unter diesen Verhältnissen schon die pietätsvolle Achtung vor dem überlieferten, vom Dichter gewollten Texte bewahren mußte.

[Anordnung.]

In Anastasius Grün's „Vorwort“ zu seiner Ausgabe von Lenau's Werken heißt es: „... Der mäßige Umfang dieser Schriften, die Druckcorrectheit der noch vom Dichter selbst besorgten früheren Auflagen, seine sinnvolle Zusammenstellung des Einzelnen, die klare und reine Schrift der nachgelassenen Manuscripte, ließen dem Herausgeber nur wenig zu thun übrig; die Thätigkeit des letzteren mußte sich, nebst einer kleinen Nachlese, auf die zweckmäßige Anordnung und Eintheilung des Vorhandenen beschränken. Das wünschenswerthe Ebenmaß in der Vertheilung des Stoffes veranlaßte eine Abweichung von der bisherigen Reihenfolge der Abtheilungen; doch ist, mit thunlichster Berücksichtigung der chronologischen Ordnung, nur Stoffverwandtes näher zusammengedrückt worden. Man wird es nicht mißbilligen, daß die bisher in den beiden Theilen der „Gebichte“ zerstreuten größeren lyrisch-epischen Dichtungen in einer eigenen Abtheilung vereinigt wurden. Hieran reihen sich im folgenden Bande die großen episch-dramatischen Arbeiten streng nach der chronologischen Folge ihres Erscheinens. Als ergänzender Anhang zu den Gebichten des Nachlasses beschließt die Sammlung eine „Lyrische Nachlese“, in welche manches in den letzten Ausgaben Befestigte und Vermißte um so unbedenklicher aufgenommen wurde, als sämtliche Stücke bereits durch den Druck der Deffentlichkeit vorliegen und deren Wiederabdruck sonach, ohne die Rücksichten für den Dichter zu verletzen, dem Wunsche seiner Leser, welchen manche derselben lieb und bedeutungsvoll geworden sind, entgegenkommen dürfte.“

An dieser Anordnung, die von der von Lenau selbst getroffenen weit weniger abweicht, als man nach vorstehenden Zeilen glauben könnte, eine durchgreifende Aenderung vorzunehmen, hielt ich mich nicht für besugt. Grün rückte nur stoffverwandte Abtheilungen, die bei Lenau auf zwei Bände „Gebichte“ vertheilt waren, aneinander; die Reihenfolge der Gebichte selbst innerhalb dieser Abtheilungen blieb unverändert. — In dem Bestreben, Stoffverwandtes zusammenzurücken, ging ich noch einen Schritt weiter, indem ich die „Gebichte“ des „Dichterischen Nachlasses“ und der „Lyrischen Nachlese“ unmittelbar dem Inhalte der früheren zweibändigen Gebichtsausgabe anreichte, so daß nun die kürzeren Dichtungen einerseits und die größeren andererseits beisammen stehen. — Ein solches Zusammenrücken des Stoffverwandten, dessen Auseinanderziehen in den Einzelausgaben nur ein äußeres, kein durch innere Ursachen bedingtes ist, wird gewiß jeder Einsichtige billigen, da es nicht eine pietätslose Herabdrückung des ursprünglichen Planes, sondern eine Vollenbung desselben ist.

Lenau,

[Biographie.]

Als Anastasius Grün im Jahre 1854 seine „Lebensgeschichtlichen Umrisse“ Lenaus schrieb, war er darauf angewiesen, die Erzählung einzelner Thatfachen mit der Wiebergabe einzelner Aeußerungen zu verflechten und diese biographischen Bestandtheile durch Betrachtungen und Schlußfolgerungen zu einem lebensvollen Ganzen zu gestalten; und das ist ihm in etner Weise gelungen, die fast eine vollendete zu nennen ist. Heute bedürfen wir dieses raisonnirenden und reflectirenden Elementes nicht mehr, da schon 1855 das Schurzische Werk mit dem größten Theile des Lenau'schen Briefwechsels erschien, der uns in den Stand setzt, ein mehr episch objectiv gestaltetes Lebensbild zu bieten. Zu diesem Zwecke lasse ich in der nachfolgenden „Biographischen Skizze“ vorzugswelse Thatfachen aus Lenaus Leben und Worte aus seiner Feder und seinem Munde reden und liefere an eigenen Thaten nur verbindende Sätze. Als Lenau gegenüber erwähnt wurde, ein Professor in Tübingen behauptete, es erscheine in allen modernen Büchern der Fehler, daß jedes eine Reflexion enthalte, meinte er, „das sei, als wenn man ein Haar im Essen fände“ (Niendorf 166). —

Für ein selbständiges Werk, das ich später unter dem Titel: „Nicolaus Lenau. Sein Leben und Dichten.“ — zu veröffentlichen gedenke, bitte ich alle Besitzer von noch ungedruckten Schriftstücken Lenaus um gütige Mittheilung derselben im Original; ich verspreche, sie ohne großen Aufenthalt zu copiren und unversehrt zurückzusenden.

Gleibitzstein bei Halle a. b. Saale, October 1883.

G. Emil Barthel.

Quellen.

Ein kleiner Beitrag zu einer Lenau-Biographie.

- Auerbach, Berthold, Der Weltkummer; mit besonderer Beziehung auf Nicolaus Lenau.** Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein der Sing-Akademie [zu Berlin] am 18. Januar 1862. In: Deutsche Abend- von Berthold Auerbach. Neue Folge. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1867. II. 8. Seite 205—234.
- Auerbach, Berthold, Nicolaus Lenau.** Erinnerung und Betrachtung Vortrag gehalten in Wien am 21. November 1876 zum Besten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ Wien Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn 1876. gr. 8. IV u. 32 Seiten.
- Frankl, Lubw. Aug., Zu Lenau's Biographie.** Wien. Druck und Verlag von Red & Pierer. 1854. gr. 8. VI u. 142 Seiten.
- Grün, Anastasius, Vorwort.** Zu: Nicolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851. gr. 8. Seite V—XXII.
- Grün, Anastasius, Nikolaus Lenau.** Lebensgeschichtliche Umriffe. In: Nikolaus Lenau's (Nikolaus Niembösch von Strehlenau.) sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. Mit dem Bildniß des Verfassers. 2. Bde. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1880. II. 8. Seite IX—C.
- Gorn, Uffo, Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hin- deutung auf sein neuestes Werk „Savonarola.“** Offenes Schreiben an Karl Gupfow. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1838. II. 8. 36 Seiten.
- Marggraff, Hermann, [Etwas über Lenau].** In: Blätter für literarische Unter- haltung. Druck und Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig. Nr. 7. 9. Februar 1854. Seite 125—126.
- Mayer, Karl. — Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund [Karl Mayer].** Heraus- gegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer. Zweite Auflage. Stuttgart. Carl Wäden, Verlagsbuchhandlung. 1853. II. 8. XVI u. 204 Seiten.
- Medel [von Hemsbach], Dr. Heinrich, Lenau.** In: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin, herausgegeben von Deutsch- lands Irrenärzten, in Verbindung mit Gerichtsärzten und Criminalisten, unter Redaction von Damerow, Flemming und Roller. Siebenter Band. Berlin, Verlag von August Hirschwald. 1850. gr. 8. Seite 614—622.
- Niendorf, Emma, Lenau in Schwaben.** Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Zweite billige Ausgabe. Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig. 1855. II. 8. VI u. 328 Seiten.
- Opiß, Theodor. — Nikolaus Lenau.** Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opiß. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. 1850. II. 8. IV u. 52 Seiten.
- Schurz, Ant. X., Nikolaus Lenau.** In: Album österreicher Dichter. Mit 12 Porträten. Wien, 1850. Verlag von Pfautsch & Wof. gr. 8. Seite 1—24.
- Schurz, Anton X. — Lenau's Leben.** Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz. 2 Bde. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1855. gr. 8. VIII u. 388, VI u. 344 Seiten.

Das vorstehende Quellen-Verzeichniß enthält die ausführlichen Titel der vom Herausgeber nur kurz, meist nur mit dem Autor-Namen citirten Bücher, Broschüren und Abhandlungen.

Nicolaus Lenau.

Biographische Skizze.

„Meine sämtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein sämtliches Leben“ —: so schrieb Lenau am 19. Juli 1840 (Schurz II, 36). Wer diese Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe erfassen will, der muß sie lesen — diese sämtlichen Schriften mit jenem Blicke der Seele, der aus „Dichters Landen“ stammt. Diesen Blick zu schärfen, dazu dient diese biographische Skizze und dazu dienen die nachfolgenden Einleitungen und Anmerkungen zu den Werken des Dichters. Die Einleitungen stellen das Werden und Wachsen der einzelnen Dichtungen bis zu ihrer endlichen Vollendung dar, beschreiten sodann das Gebiet der zeitgenössischen nun historisch gewordenen Kritik, um schließlich ein Urtheil zu formuliren, und behandeln außerdem an passender Stelle das Sachliche: — all das, wie es gar nicht anders sein kann, mit steter Beziehung auf das äußere, noch mehr auf das innere Leben des Dichters; ja, die Artikel über die vier größeren Werke, die sich zu einander verhalten wie vier lose verknüpfte Abschnitte einer Abhandlung, machen den Versuch, das innere Leben des Dichters durch vier Hauptstadien hindurch (vergl. S. 459, 575) zu verfolgen und in seinen Grundzügen zur Anschauung zu bringen. Diese biographische Skizze dagegen will vorzugsweise das äußere Leben Lenaus in einem anschaulichen Umrisse darstellen. So ergänzen sich diese Skizze und jene Artikel. Die Anmerkungen, von denen die wenigen von Lenau selbst herrührenden mit L. unterzeichnet sind, befassen sich mit Details.

Zu dem, was Lenau seine „sämtlichen Schriften“ nennt, die sein „sämtliches Leben“ sind, gehören aber außer seinen Dichtungen, die hier geboten werden, in einem ganz eminenten Sinne seine Briefe, wie sie uns sein „Schwestermann“ Anton K. Schurz in seinem umfangreichen Buche „Lenau's Leben“ mittheilt. Auf diese, durch ihre schlichte Einfachheit und schrankenlose Wahrhaftigkeit rührenden und erhebenden Documente, die ich meinen Darstellungen überall zu Grunde legte, und die ich excerpirt, wo es sich nur in ungewollener Weise thun ließ, muß Jeder verwiesen werden, der Lenau voll und ganz kennen lernen will. Mit Recht sagt Schurz (I, 363):

„An seinem [Lenaus] thränenwerthen Endschicksal trägt . . . nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch sein ganzes Leben hindurch emsig bauen; ja ich erachte, schon vor seiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, sein Un-

glück. Ich kann nichts Anderes und Besseres thun, als Alles zu sagen, wie ich es eben weiß, und den offensten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns sein Unglück erklären. Die wichtigsten Behelfe werden aber vor Allem immer seine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle seine Briefe, so weit sie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. . . . Sagte ja doch selbst einmal Niembösch [Lenau] (s. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben.“

I.

Nicolaus Franz Niembösch Edler von Strehlenau, der sich wegen damaliger österreichischer Press=Censurverhältnisse (Hof=Censurverordnung von 1798) als Dichter Nicolaus*) Lenau nannte, wurde am 13. August 1802 zu Esatab (sprich: Eschatab), einem Marktflecken unweit Temesvar in Ungarn, geboren. Nach Lenau's eigener Erklärung (Schurz II, 268) heißt das ungarische „Csáta“ auf Deutsch „Schlacht“, und das Anhängsel *d* drückt „deine“ aus. „Deine Schlacht“, die du zu durchkämpfen hast: — so deutete Lenau selbst (oder Schurz?) den Namen seines Geburtsortes in einem hellen Augenblicke seiner begonnenen Geistesumnachtung (vergl. Niendorf 212).

Das Geschlecht der Niembösch, dessen slavischer Name, besonders in der älteren Schreibart Niemb und Niembö, auf germanischen Ursprung hinweist (niemetz, nemaz: der Deutsche), spielte in der Geschichte der preussisch=schlesischen Stadt Strehlen keine unbedeutende Rolle; schon im 16. Jahrhundert gehörten seine Angehörigen dort zum Patriciat. Ein Augustin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. August 1717, schrieb sich „von Niembö“; er trat um das Jahr 1737 in österreichische Kriegsdienste und starb, seit 1777 als Oberstlieutenant im Ruhestande, am 16. Juli 1789 zu Wien. Im Mannschaftsstande des kaiserlichen Heeres erscheint derselbe auch als „von Nimbsch“ und „von Niembösch“: — er also hat wahrscheinlich die letztere Schreibung des Namens zuerst angenommen. Sein einziger Sohn Joseph, Lenau's Großvater, geboren am 15. August 1746, zuletzt k. k. Oberst und Commandant der Haupt=Monturs=Commission zu Stockerau bei Wien, hat beim Kaiser Franz um die Anerkennung und Erneuerung des nicht urkundlich nachweisbaren älteren Adels der Niembösch und erlangte dieselbe Weihnachten 1820 mit dem Adelsprädicat „Edler von Strehlenau“ [Strehlen=Nu]. Dieser also war der eigentliche Stammvater des Geschlechts derer „von Strehlenau“, das mit seinem schon damals achtzehnjährigen Enkel Nicolaus, unserm Dichter, wieder ausstarb.

*) Dies ist die Schreibweise des Vornamens auf allen, von Lenau selbst besorgten und selbst corrigirten Ausgaben seiner Dichtungen, ferner in allen mir zu Gesicht gekommenen Autographen und facsimilirten Nachbildungen derselben. Wer den Namen mit einem *l* schreibt, ignorirt entweder die Authenticität, oder er huldigt in übertriebener Weise der sogenannten „neuen Orthographie“, die leider keine — Orthographie ist.

Er hatte als Oberlieutenant am 11. Januar 1774 die Freiu Katharina von Kellersberg, eine etwa zwanzigjährige Waise, geheirathet. Diese Ehe wurde zwar mit fünf Kindern gesegnet, wovon aber nur der am 20 Juni 1777 zu Lartos in Oberungarn geborene Sohn Franz, der Vater unseres Dichters, am Leben blieb, bis auch er eines selbstverschuldeten frühen Todes starb.

Als er geboren wurde, war sein Vater Joseph Oberlieutenant beim Kürassier-Regiment Serbelloni. Da der Dienst den Vater zwang, beim Regiment zu bleiben, so wanderte der kleine Franz mit seinen Eltern und diese mit dem Regiment häufig umher, meistens in Oberungarn, wo die Reiterei gewöhnlich in Dörfer ohne Schulanstalten einquartirt wurde. So wuchs der Knabe wild auf. Der Vater war zwar ehrenhaft und brav, überdies ein tüchtiger Soldat; er war aber durchaus nicht zum Erzieher veranlagt. Die Mutter, eine weltkluge, gewandte, aber strenge und heftige Frau, die sich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, konnte dem Knaben auch keine rechte Erzieherin sein. Und so machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber außerordentlich leichtsinnige Junge mit lustigen Officiereu und Cadetten frühzeitig alles mit und wurde in dieser Gesellschaft ein leidenschaftlicher Hazardspieler. Am 1. August 1795 quittirte sein Vater den activen Dienst und trat zur Militär-Monturs-Commission zu Alt-Ofen in Ungarn über. Hier fand sich nun im October 1798 auch Franz, der inzwischen die lateinische Schule zu Eperies in Oberungarn besucht hatte, bei den Eltern wieder ein. Er war ein sehr hübscher, schlanker junger Mann geworden, so daß man ihn wohl den „schönen Niembtsch“ nannte. Am 1. November wurde er als Cadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürst Lobkowitz angenommen und mußte schon Anfang December nach Nagy-Réds bei Petschleniet ausrücken. In der Schwesterstadt Pest ließ er Therese Maigraber als Braut und — mehr zurüch. „Geliebtes Weib“ — „Geliebter Mann“ lauteten die Anreden in den ersten Liebesbriefen nach der Trennung.

Therese war eine Tochter des damals schon längst verstorbenen Oberfiscals der königlichen Freistadt Pest Franz Maigraber und dessen Gattin Magdalena Schab. Letztere, eine sehr vermögende Frau, wollte die Verbindung nicht zugeben, weil sie Schlimmes über den Bräutigam vernommen hatte; dessen Eltern drohten andererseits mit Verstoßung und Enterbung. Therese aber drohete, wenn sie Mutter würde, bevor sie Gattin sei, diese Schmach nicht zu überleben. Niembtsch, damals im ersten Rausch der Liebe seiner kleinen feurigen Therese heißen Blutes zugethan, reichte, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 sein Entlassungsgesuch ein und kam in Folge dessen Anfang August frei nach Pest. Therese hatte ein väterliches Erbtheil von 2200 Gulden, das die minderjährige erst nach ihrer Verheirathung erhalten sollte. Davon wollten sie zunächst leben, in der Hoffnung, Niembtsch würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrschaft eine Beamtenstelle erlangen. Am 6.

August erfolgte die Trauung. Am 28. August wurde das erste Kind, Magdalena, zu Uj-Pecs geboren, wo Niembsch als königl. cameralherrschastlicher Amtschreiber angestellt war. Von dort ward er bald nach Lippa an der Marosch versetzt, wo am 5. Februar 1801 sein zweites Kind das Licht der Welt erblickte; dies war Theresia Anna, die Lieblingschwester („Therese“, „Kesi“) unseres Dichters und die nachmalige Gattin seines Freundes und Biographen Anton K. Schurz (1794—1859). Auch in Lippa blieb Niembsch nicht lange; er kam in derselben Stellung zur Kammerherrschast nach Esatab, wo ihm — wir sehen wieder am Anfange — Nicolaus Lenau geboren wurde. Am Tage seiner Geburt, am 13. August 1802, fand auch seine Taufe statt*). Von seinem Pather Nicolaus Hehl, königl. Reutmeister in Esatab, der später schwermüthig wurde und sein Leben durch einen Sturz in einen Brunnen endete, erhielt er den Namen Nicolaus, nach seinem leichtsinnigen Vater wurde er Franz genannt.

Seiner Geburt gingen die traurigsten Vorgänge im häuslichen und ehelichen Leben seiner Eltern voran. Das kleine väterliche Vermögen der Mutter war aufgezehrt. Der Vater war durch ungezügelte Lebensweise, insbesondere aber durch grenzenlose Spielsucht bei sehr geringem Amtseinkommen tief in Schulden gerathen. Die Nähe von Temesvar, wo sich aufsichtslos manche Glückstreiber umhertrieben, war ihm besonders verderblich. Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er sich dann ebenso unbesonnen als ungescheut dem Strudel seiner rasenden Lust überließ. Als er einmal gar zu lange ausblieb, reiste ihm seine Frau aus Besorgniß nach und — fand ihn in den Banden ehelicher Untreue. Wachte auch darauf der gewissenlose Mann, in kurzer reuevoller Zerknirschung, sich vor ihr weinend auf den Knien winden — der furchtbare Wurm saß fest und nagte rastlos fort an ihrem Herzen, unter dem sie ihr Kind trug.

„Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembsch bereits wieder weiter, nach Bogtschan, übersiedelt war — daß ein fast noch Entseztlicheres sich begab“ (Schurz I, 8): Das nun dreijährige Leichen litt schwer an der furchtbaren Gehirnöhlemwasser sucht. Als das Kind immer kränker wird, verlieren die Eltern das Vertrauen zu dem Orts-Chirurgen, und der Vater eilt nach Temesvar, um einen tüchtigen Arzt von dort zu holen. Vergeblich erwartet die einsame Mutter mit steigender Sorge und Ungebuld den Gatten. Stunde um Stunde vergehen. Das Kind schlägt beständig mit einem Händchen nach dem leidenden Haupte, es beginnt zu röcheln, es stirbt, es ist todt, und die Mutter bricht

*) Auszug aus den Esataber Pfarrbüchern: „13. Augusti 1802. Proles Nicolai Franciscus. Parentes Franciscus Niembsch Regio Cameralis contrascriba, Theresia. Patrini Nicolaus Hehl Regio Cameralis Rationum Magister. Baptizans Josephus Gruber, parochus Esatabensis.“

von Schmerz überwältigt zusammen, der Vater aber kommt nicht. Da endlich öffnet sich die Thür, und herein tritt — nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei wildfremde Menschen treten herein, Spielgefelln des leichtsinnigen Mannes, und präsentiren der unglücklichen Mutter eine Schuldverschreibung über 17,000 Gulden, die derselbe an diese Genossen im Spiele verloren. Sie verlangen die Mutter-schrift der Gattin als Bürgschaft, widrigenfalls ihr in Lemesvar zurückgehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldturm und der Schande überliefert werden solle. Vernichtet, halb bewußtlos, verpfändet sie sich wirklich durch ihre Namensunterschrift zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, in der That zu bringen vermochte.

Nach solchen Vorfällen, die nicht verschwiegen bleiben konnten, mochte Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste und dessen Gesundheit auch schon stark erschüttert war, nicht mehr im Banat leben. Er entsagte deshalb seinem Dienste, und schon im Frühjahr 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren zwei Kindern „Kesi“ und „Niki“ wieder bei ihrer betäubten Mutter in Alt-Ofen, von wo der leichtfertige Vater alsbald nach Wien gereist war, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hielt einen Bedienten, einen Reifewagen, trug einen Brillant-ring, galt für einen verwitweten Grafen und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame den Hof. Seiner Frau schrieb er aber, er könne zwar als Handlungs-Commis mit 600 Gulden Gehalt unterkommen, doch eine so geringe Stelle sei nichts für ihn; — worauf jene erwiderte, es sei keine Schande zu dienen, wenn er dadurch nur die Seinigen ehrlich zu erhalten vermöchte; seine Ablehnung der Stellung sei nur ein Beweis dafür, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrot essen zu lassen; an ihr solle es gewiß nicht fehlen, mit 600 Gulden auszukommen, und er selbst würde seinem Niki zu Liebe auch wohl fähig sein, sich ein wenig einzuschränken; letzterer sei überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blute ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, ihn gar nicht sehe; am 22. Juli 1803 habe „Nickerl“ die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sei, sie selbst aber beinahe noch mehr, auch fluge er schon an zu laufen.

Aber all das vermochte nichts über den Gatten und Vater; erst Anfang Oktober kehrte er zu den Seinigen nach Alt-Ofen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel zum Fortspielen seiner glänzenden Rolle in Wien ausgegangen waren. Am 27. Juni 1804 vermehrte sich die Familie abermals um ein Töchterchen, das in Erinnerung an das erstgeborene, verstorbene Kind wieder Magdalene genannt wurde. Der Vater aber gerieth zerrütteten Körpers und gebrochenen Geistes in eine langsam aufreibende Abzehrung. In diesem Leiden sehr grämlich, fiel ihm der lebhafteste und feurigste kleine Nicolaus häufig zur Last. Einmal sogar, als der Knabe gar zu arg tollte und lärmte

und die Verbote des Vaters erfolglos blieben, sprang dieser plötzlich aus dem Bett und gab ihm eine derbe Ohrfeige. Dies war die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von seinem Vater behielt. — Lepzterer starb, sein vergangenes Leben bereuend, mit seinen Eltern und seinem treuen Weibe versöhnt, am 23. April 1807, erst 29 Jahre alt.

Lenaus Großeltern hätten nun gern den kleinen Enkel zu sich nach Brünn genommen, aber die Mutter konnte sich nicht entschließen, diesen Liebling ihrer Seele fortzugeben. Im Jahre 1809, als die Franzosen auch nach Brünn vordrangen, mußte der alte Niembösch mit seinen Monturvorräthen (er war damals Oberslientenant-Commandant der Militär-Monturs-Commission in Brünn) über die kleinen Karpathen nach Ungarn flüchten. Dies verschaffte ihm und seiner Gattin wenigstens das Vergnügen, die noch nie gesehenen Enkelkinder umarmen zu können. Nicolaus, damals siebenjährig, „stößte doch schon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemessenes Gebahren, denn er war durch die ihm stets bewiesene unbegrenzte Verehrung seiner gefühlreichen Mutter bereits ein wenig zu selbstständig spröde geworden, um sich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch hatte er, was die geliebte Mutter von seinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an seine Großmutter Grettler (sie war in dritter Ehe mit dem Rittmeister Grettler verheirathet) verschrenkt, die keine Gelegenheit versäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verspeiste Niki auch zu Hause jeglichen Morgen ganz gemüthlich sein schneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schwefsterchen sich mit einer gewöhnlichen schwarzen Semmel genügen lassen mußten, was auch sogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Pesth, wo sie dirstig wohnten, sehr knapp.“ (Schurz I, 13.) — Im Frühjahr 1810, als die Großeltern wieder in Brünn waren, verlangte die Großmutter, Therese solle mit allen drei Kindern nach Brünn ziehen, sie würden dort alle wohlversorgt und die Kinder bestens erzogen werden. Aber die Furcht, die Wohlthaten der Großeltern möchten ihr das Herz ihrer Kinder, besonders das des vergötterten Niki, entziehen, veranlaßte die Mutter, diesen Antrag auszuschlagen, obgleich sie für sich und ihre drei Kleinen nebst deren Wärterin, einer alten Schwäbin Namens Walburga, durch ihrer eigenen Hände Arbeit sorgen mußte. Nun blieben auch die Unterstützung der Großeltern aus. Dennoch willigte Therese nicht ein, als sich im December 1810 ein Pester Buchhändler um sie bewarb. Am 23. September 1811 aber vernahmte sie sich mit Dr. Karl Vogel, einem bisherigen Militärärzte, der kurz zuvor in die Civilpraxis übergetreten war.

Theresens Mutter war inzwischen am 16. Januar 1811 gestorben und hatte ihr 20,000 Gulden („wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verstehe, und solcher auch selbst Recht hat“, sagt Schurz I, 14) hinterlassen. Nun wurde ein großer Theil alter Verbindlich-

leiten getilgt, und die unfreiwillig vernachlässigte Ausbildung der Kinder konnte reger betrieben werden. Niki erhielt bei dem Pfarrschullehrer Joseph Cserny in Pest — in dieser Stadt wohnten Dr. Vogel und Theresie, Ungargasse 477 — Unterricht auf der Geige, die er erst später mit Meisterschaft spielen lernte, denn Cserny machte durch Ernst und Strenge den verzogenen Knaben gar bald verbroffen. Fruchtbarer für seine musikalische Ausbildung war der Umgang mit einem jungen, hübschen und dabei sehr freundlichen Halbwälschmann aus Friaul, Namens Gobenberg, von dem er das Guitarrenspiel erlernte und — den Lippenpfeiff. In beiden erwarb er große Fertigkeit, so daß alle, die ihn hörten, sich mit Bewunderung darüber äußerten. Er erhob diese geringen Künste, wie sein späterer Freund Justinus Kerner das Lippenpiel auf der Maultrommel, zu wirklicher Kunst. „Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarrenspiel gehört, als wie das Lenau's. . . . Sein Pfeifen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall“, sagt Schurz (I, 15). Den Grund zu dieser Kunst des Pfeifens legte Gobenberg dadurch, daß er Niki zum Vogelzug anleitete und ihm die vielen Lockpfeiffe für die verschiedenen Vogelarten beibrachte. Der Vogelzug wurde zu einer Hauptleidenschaft des Knaben. Die Listen beim Haschen der kleinen gefiederten Sänger, die später in seinem Leben und Dichten eine besondere Rolle spielten (vergl. z. B. S. 114, 200, 630), sagten seiner ihm angeborenen eigenthümlichen Listigkeit ungemein zu; auch liebte er's, sich „auf den Nasen hinzustrecken, und sich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu lassen“ (Schurz I, 16) —, und dazu gaben die Vogelzugausflüge Gelegenheit genug. Zu Hause bethätigten sich seine Dichterader und einiges Schauspielertalent durch Halten von Prebigten vor seiner Mutter und der alten Walburga und durch Nachäffen der Hausmitbewohner, indem er geschene und freierfundene Auftritte mimisch darstellte. Gedichte machte er als Kind noch nicht, auch fremde Gedichte liebte er durchaus nicht; zu seiner Unterhaltung las er Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten, je grausenhafter, desto besser. Andererseits war er ein sehr frommes Kind (vergl. S. 451, Anmerk.). Noch als Mann sprach er „mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war“ (Schurz I, 16).

Von 1812 bis 1815 besuchte er mit gutem Erfolge die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnasium der frommen Schulbrüder in Pest. Sein liebster Schulkamerad war Nicolaus Klauzál, der Sohn eines armen Webers, ein stiller, blonder, schon etwas älterer und größerer Knabe, mit dem er Spaziergänge in Begleitung der Guitarre machte. „Wenn die änsalliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte sie der kluge Weber zuletzt doch stets durch diesen seinen feinen Einschlag herumzutreiben: „die Geschicklichkeit des Herrn Sohnes ist wahrhaft so groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer

nicht so viel wie nur immer möglich zu genießen!“ (Schurz 1, 17.) Als die Knaben aber einmal mit der Guitarre bei Mondschein heimlich auf der Donau gefahren waren, bekam das verführerische Instrument langen Hausarrest. — In der letzten Zeit seiner Schuljahre trat Lenau in ein noch herzlicheres und bedeutenderes Verhältniß zu dem um einige Jahre ältern Studenten Joseph von Kövesdy, der ihm bei seinen Schularbeiten half und ihn auch sonst förderte. Kövesdy war sehr fähig und unterrichtet, dabei gut und mild, wohl zu weich und sentimental, aber doch auch wieder außerordentlich entschlossen und kühn. So plante er einst, als dreizehnjähriger Knabe, mit einem ebenso ledigen Kameraden ohne einen Pfennig Geld eine Auswanderung nach Amerika, das ihnen als ein Paradies der Freiheit und des Glückes erschienen sein mochte, wie es späterhin Lenau erschien. Von Pest bis Salzburg hungerten sich die Beiden glücklich durch; von dort aber wurden sie, weil sie ausweislos waren, wieder zurückexpedirt. In Pest zogen sie keineswegs mutßlos wieder ein, sondern vielmehr mit dem stolzen Bewußtsein, eine kühne That wenigstens gewagt zu haben.

Im März 1816 siedelten Lenaus Mutter und Stiefvater, da es für den Arzt in der großen Stadt Pest schwer war, sich Rundschaft zu erwerben, nach dem weinreichen und ärztearmen Tokai über; und da inzwischen sein zum Oberst ernannter Großvater mit Gehaltserhöhung nach Stoderau bei Wien versetzt war, so begann nun aufs neue der Kampf mit der Mutter um die Enkel. Am 9. Mai 1816 schrieb in dieser Angelegenheit der Großvater an den Stiefvater wohlwollend und verständig; die Großmutter aber fügte diesem Briefe die charakteristischen Zeilen hinzu (Schurz 1, 19): „Haben Sie die Gülte gleich zu antworten, da der Großvater noch so gültig ist, ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespann und an den Palatin selbstn wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegentheil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.“ — Auch diese gültige Vorstellung des Großvaters mit der schroffen Aufforderung der Großmutter blieben ohne Erfolg. Da schrieb am 10. Januar 1817 ein von den Großeltern beauftragter Fiscal in Pest an die Mutter (Schurz 1, 19): „Hochgeborne, gnädige Frau! — Zwei nothwendige Gründe bemilligen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar: — 1) Der bewußte F . . . sche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit also die Execution in Tokai mittels Compasses nicht soll vollzogen werden, weiln es ein Aufsehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Post den gültigsten Entschluß. — 2) Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Mültern kommen, allwo nur Cavalierskinder gebildet werden für

jährlich 2000 fl. — Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern rechtmäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen! — Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben. — NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baronin ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.“ — Aber auch dieser Rath eines Fremden und diese, allerdings niemals ausgeführte, Drohung mit Schande und Gefängniß fruchteten nichts: die zärtliche Mutter konnte sich nicht von den Kindern trennen, mochte nun kommen, was da wollte.

Eine Folge der Uebersiedelung nach Tokai, das kein Gymnasium besaß, bestand darin, daß Lenau ein ganzes Jahr ohne Schulunterricht blieb. Was der künftige Gelehrte dadurch verlor, mochte der künftige Dichter gewinnen. In den lippigen Gärten und Auen von Tokai blühen die Rosen, schlagen die Nachtigallen in Fülle: wer sich an Duft und Klang berauschen will, braucht nur das Fenster zu öffnen. Auf den Nebenhügeln an der Theiß und der Bodrog, die sich bei Tokai vereinigen (vergl. S. 293), wächst der feurige König der Ungarweine. Sporenklirrende Huzaren, schwarzbraune fiedelgewaltige Zigeuner, melancholische Fischer und schöne Mädchen beleben die Straßen und Auen. In solcher Umgebung zog zuerst die Liebe in das jugendliche Herz Lenaus ein: einer gleichnamigen Freundin seiner Schwester Therese, eines königl. Oberbeamten Tochter, galt seine Neigung. In diesem Frühling und Sommer des Jahres 1816 verlebte er vielleicht die sonnigsten Tage seines Daseins.

Aber so, ohne geregelte Thätigkeit, konnte er nicht immer bleiben. Kóvessy ward veranlaßt, auf längere Zeit nach Tokai zu kommen, um ihm Privatunterricht zu erteilen, und am 6. Juli 1817 bestand er zu Uyhely, wo das nächste Gymnasium war, die öffentlichen Prüfungen in den Lehrgegenständen der ersten Humanitätsklasse mit großer Auszeichnung. — Nun aber mußte Kóvessy die Universität Pest beziehen: bei seinem Abgange dahin nahm er die Liebe Theresens, der Schwester seines Bögling's, mit. Für ihn in der Person eines anderen Lehrers einen Ersatzmann zu honoriren, überstieg damals die Mittel der Familie Vogel, und so blieb nichts anderes übrig, als auch Niki nach Pest zurückzubringen. Da die Mutter aber in ihrer leidenschaftlichen Bärtlichkeit für ihren Liebling weit eher von ihrem Gatten als von diesem zu trennen war, so faßte sie den kühnen Entschluß, mit ihren fünf Kindern — zwei waren inzwischen noch geboren —, aber vorläufig ohne den Gatten nach der erst vor kurzer Zeit verlassenen Hauptstadt zurückzukehren. Im Herbst 1817 bezog sie mit Niki und seinen übrigen Geschwistern das wohlfeile Erdgeschöß eines einsam auf einem früheren Friedhose gelegenen

Häuschens an der „Generalwiese“ vor Ofen-Pest, das damals einer Witwe Kolb gehörte. Hunger und Kummer zogen mit ihr ein. Mochten auch Therese und Resi noch so emsig nähen und stricken, — es brachte nicht viel ein. Die Zuschüsse des Gatten von Tolai aus konnten nur gering sein; und wenn auch die in Pest wohnende Schwester und Tante Markowitsch ab und zu einige Lebensmittel schickte, — Mutter und Kinder „konnten nicht immer satt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürrtig, und die Beheizung schwach“ (Schurz I, 24). Unter so niederdrückenden Verhältnissen arbeitete Niki emsig weiter und bestand höchst ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse. Damals mag die dunkle Blume der Schwermut, deren Samen er schon bei der Geburt empfing, in seiner Brust Wurzel geschlagen haben. Aber auch die Splexis ward ihm schon damals eingimpft. In Alt-Ofen wohnte sein Oheim Sebastian Mihitsch, ein alter Husarenofficier, Halbbruder Theresens aus der zweiten Ehe ihrer Mutter. Diesen besuchte er öfter, und ab und zu blieb er auch des Nachts bei ihm. Der Oheim las ihm dann Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Großen vor und suchte ihn in die Ideenkreise dieses Buches einzuführen. „So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläfst Du?“ — „Nein, Herr Onkel!“ — „Es gibt doch keinen Gott“, sagte er dann lateinisch, wie er mit dem jungen Menschen gern reden mochte. —“ (Niendorf 130.)

Nikis anderer Oheim Franz Maigraber gab ihm, als er am 5. Juni 1818 wieder ein Tentamen gut bestanden hatte, den Rath, die Großeltern um Unterstützung zu bitten, und er befolgte diesen Rath, wahrscheinlich auch mit Vorwissen seiner Mutter, die wohl auf sein eigenes Zureden und durch Noth und Elend mirbe gemacht, sich endlich dazu entschloß, den Liebling zu den Großeltern ziehen zu lassen. Diese ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden und schickten Anfang September 1818 den Feldpater der Stockerauer Monturs-Commission ab, um den Enkel nach Stockerau zu bringen. Der Pater aber brachte ohne Vorwissen der Mutter auch dessen jüngste Schwester Leni mit nach Stockerau, wo er beide Kinder am 8. September wohlbehalten abliefern. Sie schrieben sofort an die Mutter, baten um Verzeihung für Lenis eigenmächtigen Schritt und luden die Mutter zu einem Besuche bei den Großeltern ein; zugleich theilte Niki als erste Neuigkeit mit, „er sei ungetauft worden, und werde nun Franz genannt“. Bald darauf war die Mutter in Stockerau. Daß sie sich daselbst bleibend niederließe, wollten die Großeltern nicht zugeben. Sie kehrte darauf mit ihren drei übrigen Kindern nach Tolai zu ihrem Gatten zurück.

Niki, jetzt also Franz genannt, der sich anfangs im Hause der Großeltern recht wohl fühlte, wurde beim Beginn des Schuljahres 1819 nach Wien geschickt, um dort „in das erste Jahr der Philosophie aufgenommen zu werden“ (Schurz I, 29). Er wohnte bei einem alten Freunde der Großeltern, einem Hoffsecretär (Alter Bauernmarkt 625, dritter Stock) und hatte in dessen Familie auch seine

Beköstigung. „Es scheint, daß er in diesem Jahre, wo es ihm leiblich aut ging, viel minder lerneifrig gewesen, als im vorigen, wo es ihm so schlecht gegangen. Vielleicht hatte er sich auch mehr in die schwarzen, funkelnden Neuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Nina, als in die matten schwarzen Lettern seiner Weisheitscharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbestimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode seines geliebten Freundes Kövessdy (er war in der That zu Pesth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) seine Anstrengungen, oder es war endlich die ungarische Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachsen, die man in Deutschland stellte, — kurz: der Prüfungsausfall entsprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, sondern entschloß sich sogleich, diesen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerstreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, sollte er sich in die Einsamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann, zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, dessen Hausführerin, eine bejahrte, stille, gute Wittve seiner Aufmerksamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergasse 223, erster Stock).“ (Schurz I, 29.) — Zu diesen vielen „Vielleichts“ gesellt sich vielleicht noch eins, auf das Lenaus späterer Freund, der Dichter und Arzt Ludw. Aug. Frankl hinweist, indem er die Momente zusammenfaßt, die Lenaus späteres Schicksal bedingten; er sagt: „Iene Triebe in der physischen Sphäre werden wach, denen Knaben vererblich zu huldigen pflegen“. (Frankl 113.)*

Die Ferien von 1819 verlebte Lenau bei den Großeltern in Stockerau, wo er sich wieder mit dem Vogelfang belustigte. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiedersehen seiner Mutter und das dauernde Zusammensein mit seiner Lieblingschwester Resi. Die mit tausend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohn hängende Mutter hatte es nicht länger mehr so fern von ihm auszuhalten vermocht. Sie erklärte, ihm durchaus näher ziehen zu müssen, und trotz aller Gegenvorstellungen ihres Gatten machte sie sich mit ihren beiden jüngsten Kindern, Mina und Maria, auf den Weg, um Resi, die seit dem Tode Kövessdys sehr düster geworden war, zur Aufheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, und dann nach Preßburg zu ziehen, wohin ihr Mann sobald als möglich nachfolgen sollte, was auch gegen Mitte des nächsten Jahres geschah. Diese Unstätigkeit, dieser Gang zur Veränderung des Wohnsitzes ward leider auch Lenaus Erbtheil von beiden Eltern.

Von Preßburg aus schrieb Anfang Februar 1820 die leidenschaftlich liebende Mutter an ihren Sohn (Schurz I, 31): „Theurer, lieber Nikl! — Unbegreiflich ist es mir, was mit den Briefen geschieht, da

*) Als ein Beihel von Hölberlins Wahnsinn, dessen Leben und Dichten mit Lenaus Leben und Dichten verwandt ist, wird von berufener Seite dasselbe hervorgehoben.

du den meinen so lange nicht erzielst, mein lieber Niki. Wenn du wüßtest, wie mir zu Muthe ist, wenn ich so lange keine Nachricht von dir habel! In tausend Gefahren seh' ich dich, und ängstige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich scheint, daß du mir gar so selten schreiben solltest. — Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen; fremd mit ihrer Mutter zu seyn, um einst reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch diesen Reichtum mit Millionen Thränen, die keine mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt! Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen. — Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Bitterung mit Behmuth. Wann gehest du wieder nach Stoderau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, steh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.“ — In einem andern solchen Mutterbriefe heißt es (Schurz I, 33): „. . . O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entrissen ist mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens! . . .“

Aus den Briefen, die Lenau zu jener Zeit an die Mutter richtete, sind folgende Stellen (Schurz I, 34—38) bedeutungsvoll: (Wien, 13. Mai 1820) „. . . Ihr Brief stimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewisses Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmsten Theilnehmer, doch hell seyn sollenben Leben. Die unbegreifliche Ursache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Lassen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Unge-
wissenheit dessen, was das Liebste meiner Welt betrifft! . . .“ — (Wien, den 28. Juni 1820.) „. . . Ich bin vollkommen gesund, genieße recht frische Lust, fumentalen es aus dem Wetterloche der Bergseite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Kostherr ist brav und edel [Hauptmann Holz, ein geborener Schwabe, ist gemeint; vergl. S. XXIII]. Ueberdies besitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Bursche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier

in einem Hause geschätzt, und esse dort öfter zu Mittag; doch die Leute haben mir Grundsätze, leicht, wie ein Grab zur Pestzeit, und daher rührt mich ihre große Achtung, die sie allenfalls hegen mögen, nicht sonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es ist nämlich ein angesehenener Handelsmann, der ein hübsches Landgut, eine hübsche Tochter, und allerlei Schnurrpfeifereien mehr hat. — Meine liebste Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Gitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Gobenberg stets, daß Sie den Sinn für dieses Instrument in mir weckten. Dieses Instrument ist Mittel meiner Schwärmereien; die Besonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövessdy danke, ist Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hilfe der Lehren eines weisen Mannes, des Professors der Philosophie [es war Rembold], zu einem selbstständigen Mann zu bilden. Auf eigenen Füßen zu stehen, ist das letzte Ziel meines irdischen Strebens. . . .“ — (Stoderau, den 12. Oktober 1820): „. . . . Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern; aber es genirt den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deshalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in teuflischer Vorgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entabelt werden. . . . Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, dessen Sinnen sich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir diese Ruhe geben. — Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwischen uns [zwischen ihm und der Mutter]. Muthig und unbekümmert steuerte ich als unschuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde led. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll. — Abdio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Niki.“

Aus Penaus damaliger Studienzeit berichtet sein Mitzschüler, der österreichische Dichter Johann Gabriel Seidl (in L. A. Frankl's „Sonntagsblättern“ von 1848, Nr. 5 — hier nach Frankl 13, verglichen mit Schurz I, 39): „. . . . Es war im Spätherbste des Jahres 1819, als der siebzehnjährige Niembösch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thüre des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Eponas Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales, mir querüber saß. . . . Bei einem solchen Versuche [in einer Unterrichtspause dem Triebe nach Kraftäußerung auf tolle Weise Lust zu machen] überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blassen, dunkelhaarigen, schon damals blüster schauenden Niembösch. Sein Federmesser mit halb offener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da, — seine beiden Nachbarn gleichgewaffnet und gleichgerüstet, etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und

gegen ihn Fronte machend. Es galt — so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmsten Falle doch bedenklich enden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wider, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, wels' Unheil ein unglücklicher Aberschlag herbeiführen könnte, und besten daher an, statt abzuwehren; Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl bereits warmes Blut ihm aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von diesem Augenblicke an den ernstern, wortkargen Klingensechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerlöschlichkeit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine hemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammetkappchen und grünem Flausrock bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. — In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mündet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverhöhlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen mußte, und bald da, bald dort anstieß. . . . So weit Seidl Uebrigens muß Lenau Ende 1819 gesammelter und fleißiger gearbeitet haben, wie im Anfange des Jahres, denn im Februar und März 1820 bestand er zwei Prüfungen mit Auszeichnung: eine in der Mathematik, die zweite in der Philosophie.

Einer seiner neuen Freunde war in dieser Zeit Fritz Kleyle, an den er später ein Gedicht (S. 19; vergl. auch S. 192) richtete. Dieser, „ein lieber, blonder, schlanker, junger Schwabe“, der Sohn eines Hofraths des Erzherzog Karl in Wien, war damals Hofmeister der Söhne eines angesehenen Hauses daselbst. Er besuchte Lenau öfter bei seinem Heimatgenossen, dem Hauptmann Volz, konnte den ernstern, blühteren Freund aber lange nicht bewegen, auch ihn in seinem elter-

Lenau.

lichen Hause zu besuchen, weil dieser sich dasselbe von einer Geselligkeit belebt vorstellte, wie sie ihn schon damals peinlich berührte. Einmal, nur ein einziges Mal, kam er endlich — Sommer 1820 — doch dahin, als er der Bitte Fritzens folgte, ihm bei einer mathematischen Arbeit behilflich zu sein, zu der dieser die nöthigen Schriften zu Hause gelassen hatte. Der Hofrath Kleyle wohnte damals in einem Gartenhause auf der Landstraße einer Vorstadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuschritten, kamen sie an einem Fenster vorüber, das in den Gartensaal sehen ließ. Da saß nahe am Gangfenster, aber mit dem Rücken gegen dasselbe, ein junges Mädchen; ihre Haare, die sie lämmte, stossen ihr in langen braunen Wellen über die Schultern hinunter und ließen das nur zehn- oder elfjährige Kind fast jungfräulich reif erscheinen. Lenau, von dem lieblichen Bilde angezogen, bleibt einen Augenblick stehen, das junge Mädchen wendet sich nicht, er geht weiter. — Es war Sophie Kleyle, die zweite Schwester seines Freundes, die später ein guter Engel, aber auch etwas wie ein böser Dämon seines Lebens werden sollte. Als er ihr nach dreizehn Jahren zuerst ins Antlitz blickte, war sie Frau Sophie Löwenthal.

Die Weihnachtsferien des Jahres 1820 verlebte Lenau wieder in Stockerau bei den Großeltern. Diese hatten am Abend des ersten Festtages einen Hausball veranstaltet, zu dem auch Schuldirector Hans Michel Plösch mit seinen drei Schwägern Schurz, die dieser zum Besuch erwartete, geladen war. Plösch war der Clavierlehrer Theresens, deren Melancholie um den Tod ihres Verlobten sich durch die Beschäftigung mit der Musik zu sanfter Wehmut gemildert hatte. Der Lehrer war ihres Lobes voll. Der älteste der drei mitgeladenen Schwäger war Anton Xaver Schurz aus Asparn an der Zaya, ein Sohn des gräflich Breuner'schen Herrschaftsverwalters zu Schrattenthal bei Znaim, — der spätere ehrliche Biograph Lenaus. Bei diesem kleinen Ball ward Schurz „das große Glück zu Theil, daß ihm die volle Liebe Theresens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geschenk des Himmels zusiel“ (Schurz I, 45). Schurz und Theresen wurden am 15. August 1821 ein liebenswerthes Ehepaar; beider Haus und Herz war fortan eine Heimstätte Lenaus.

Letzterer genoß seit einiger Zeit den Unterricht eines der ersten Bogenhelden Wiens, Joseph von Blumenthal, im Violinspiel; diesem verdankte er wohl den klingenden, markdurchbringenden Bogenstrich, der ihm später eigen war. Auch im Reiten und Fechten ließen ihm die Großeltern Unterricht geben. Und nun begann er auch zu dichten, vielleicht durch das Beispiel seines Schwagers Schurz angeregt, den man „den Dichter“ nannte, und den er selbst als „eine tüchtige Feder“ bezeichnet hatte.*) Am 8. Mai 1821 schrieb er von Wien aus an die Mutter in Preßburg (Schurz I, 50) „. . . Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und zu schreiben.

*) Von Schurz: „Gedichte“. Stuttgart 1841.
Lenau.

Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels (vergl. S. 728, 729) vorlesen, das mir die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich faßte den Plan, einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen. . . .“
Ferner am 1. Juni 1821 (Schurz I, 52): „. . . Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht. . . .“

Um dieselbe Zeit — Sommer 1821 — machte er durch irgend einen heillosen Zufall eine der folgenschwersten, verderblichsten Bekanntschaften seines ganzen Lebens: die der Bertha in Wien, eines zwar hübschen, leider aber nichts weiter als hübschen jungen Mädchens. — Vorläufig wurde der Umgang mit dieser Bertha durch das nachfolgende Ereigniß unterbrochen.

Lenau verlebte die Herbstferien im October 1821 wieder in Stockerau bei den Großeltern, über die er aus zweierlei Ursachen mißgestimmt war. Therese wohnte mit ihrem Gatten Schurz in Wien und hatte gewünscht, der Bruder solle nun zu ihr ziehen. Diesen Wunsch hatten die Großeltern versagt. Ferner wollte Lenau seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst verkürzen. Nachdem er die Philosophie hinter sich hatte, wollte er das ungarische Recht mit nur zweijährigem Lehrkurse in Preßburg studiren, wo seine geliebte Mutter wohnte. Dagegen wandten die Großeltern mit Fug ein, daß er nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könne und daher in Wien das deutsche Recht, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müsse. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzen sich. — Da stirmt der Enkel, der sich in dem einsamen Stockerau wieder mit der Bogelfängerei beschäftigte, eines Tages fröhlich und laut lärmend, weil er einen guten Fang gemacht, und dazu mit über und über beschmutzten Stiefeln in das Zimmer der Großmutter. Diese erhebt sich rothglühend von ihrem Sofaſitze, stemmt sich mit beiden Händen auf den Tisch und ruft laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!“ — Dies Wort war der erste Donnerschlag des Doppelgewitters, das nun losbrach und mit Lenaus empörtem Rufe endete: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sclave in goldenen Ketten sein!“ — Darauf rast er hinaus, rafft seine noch nasse Wäsche auf dem Hausboden zusammen, rennt zu Schurzens Schwager Plösch und fährt dann nach Wien ab. Hier bemühten sich Schurz und Therese mit Worten und Schwesterthränen vergeblich, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Am 13. October war er in Preßburg bei seiner Mutter, die ihn mit offenen Armen aufnahm. Wie sehr sie das Betragen ihres geliebten Sohnes in der Ordnung fand, bezeugt ihr Brief vom 17. October an ihre Tochter Therese (Schurz I, 56): „Liebe, theure Tochter! — Meine Hinaufreise war auf deinen Namenstag bestimmt. Da aber der Geistliche aus Stockerau an seinen Onkel hier geschrieben, daß er mit deinem Bruder an diesem Tage hieher kommen würde, so nahm ich es

mir bis zu seiner Abreise von hier vor. Denke dir nun mein Erstaunen, als mein Nikl Samstag Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott sey Dank; zwei meiner Kinder sind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch schon befreit wäre! Wie niedrig haben sie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er sich noch durch fünf Jahre sollen beim Holz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Trost zu gewähren; und die Pflicht gegen sich selbst: um nur einmal die Schulen zu enden. — Er ist schon hier in das Zus angenommen, von allen Professoren mit aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinaus, damit ich um Dich seyn kann. — — —“

Lenau kam jedoch bald zu besserer Einsicht. Unvermuthet erschien er gegen Ostern 1822 in Wien und bat von dort aus den Stiefvater, seine Preßburger Zeugnisse aus dem Zus direct nach Stockerau zu senden, wo er sie zu erwarten gedente. Am Sonnabend vor Ostern fuhr er mit Schurz und Theresie dort hin. Sie fanden die Großmutter allein. Diese, als sie Lenau sah, sprang auf, vor Erregung keines Wortes mächtig, und streckte heftig abwehrend ihm beide Hände entgegen; dann sank sie, erschöpft und einer Ohnmacht nahe, wieder nieder. — Darauf eilten sie zum Großvater, der seinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge empfing. Nach einer Stunde war auch die Großmutter besänftigt, und nun wurde verabredet, Lenau solle vorläufig bis zum Herbst in Preßburg weiter studiren, wobei ihn die Großeltern mit einem Zuschusse unterstützen wollten, dann aber solle er nach Wien abgehen. Lenau ließ sich dies um so eher gefallen, da seiner Mutter Lage in Preßburg eine sehr unglückliche war und überdies ihre Uebersiedelung nach Wien in Aussicht stand. Diesmal hatte Lenau seinen Großvater zuletzt gesehen: Mitte Juni erkrankte derselbe und starb am 3. Juli 1822 „so ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte“.

Bald darauf, um Mitte August, erklärte Lenau der Großmutter brieflich, er sei entschlossen sich fortan der Philosophie zu widmen, um einst eine Professur erhalten zu können; nur auf diese Weise würde er seine Anlagen entwickeln und seines Lebens froh werden; die juristischen Studien ständen im Widerspruch mit seiner Neigung, die auf die Philosophie gerichtet sei. — Die Großmutter war mit dieser neuen Umsattelung durchaus nicht einverstanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht mit Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit würde im damaligen Oesterreich sehr gebunden sein. Ihrem Enkel traute sie aber durchaus nicht zu, daß er sich solchem Zwange fügen könnte; auch glaubte sie gar nicht an die Redlichkeit seiner Absichten, sondern sie fürchtete mit Recht, Lenau würde auch das Studium der Philosophie nicht beenden und dann, entweder ganz ohne Amt



oder in einer subalternen Stellung, unglücklich werden. — Anfang September zog sie mit Leni nach Wien, wohin Nicolaus von Preßburg aus auf Besuch zu Schurzens reiste. Hier kam zwischen Enkel und Großmutter ein Nothfrieden zustande, der beweist, wie recht letztere gehabt hatte. Lenau entschied sich, ohne allen tieferen Beruf, für das Studium der — Landwirthschaft. Wahrscheinlich beeinflusste ihm bei dieser Wahl ein früherer Rath seines Oheims Mai-graber, mehr aber noch Freundschaft und Vertrauen zu Fritz Kleyle, der nach Vollendung seiner philosophischen Studien in Wien die Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg besuchte und Aussicht hatte, durch die Vermittelung eines Oheims ein rasches Glück als Oekonom zu machen, das er dann auf den Freund auszudehnen gern geneigt sein würde.

Nachdem so beschlossen war, reiste Lenau mit Schurz und Therese auf vierzehn Tage zu Schurzens Eltern nach Schrattenthal an Oesterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit von Znaim. Von dort erinnert sich Schurz mit besonderem Vergnügen eines schönen Abends, den sie in einem abgeschiedenen grünen Thälchen vor dem Kellerhause des Schrattenthaler Pfarrers verlebten; er sagt (I, 63): „Wein, Gesang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geist. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ sich auch Niembösch überreden, ein paar seiner Rosen uns zu reichen; es waren Rosen von Gräbern, geweinten Thaus voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.“

Von Schrattenthal ging Lenau zunächst wieder nach Preßburg zurück. Von seinem dortigen Aufenthalte erzählt einer seiner liebsten Freunde (vergl. S. 121) Joseph Klemm (Schurz I, 63): „Im Jahre 1822, wo Niembösch juristische, ich philosophische Collegien an der Akademie zu Preßburg besuchte, begegneten wir uns zum erstenmale, und zwar in einer schönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mithlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erste Band, welches uns vereinigte, und das sich durch die gleiche Begeisterung für die Meisterwerke der großen deutschen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar ist es, und auch uns beiden fiel es später auf, daß unser Zusammenleben in Preßburg eben nur auf diese nächtlichen Spaziergänge beschränkt blieb, und wir uns gegenseitig nie besuchten oder des Tages aussuchten. Einige seiner Gedichte der ersten Sammlung stammen schon aus dieser Zeit. . .“ (Vergl. S. 6, 7, 117, 123.)

In Preßburg hatte Lenaus Mutter mehrere Hörer der Rechte in Pension. Diese luden ihn einmal, vielleicht zur Feier seines Geburtstages 1822, auf Wein und Punsch in ein nahe Gasthaus. Der Abend verfloß sehr rasch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punsch reichlich flossen; aber die zu vielen Gesundheitstagen endlich dem Gefeierten zu Kopfe. Erst spät ging man heim. Aber auf der Stiege — die Wohnung lag im zweiten Stocke des

Scharitischen Hauses in der Lorenzgasse Nr. 70 — fiel es Niki plötzlich ein, sich niederzusetzen, und er wollte durchaus nicht mehr weiter. Eiligst kamen nun Mutter, Schwesterchen und Stiefvater die Stiege herunter und schmeichelten, flehten und beschworen, nichts aber half. Was blieb übrig? — Alle jungen Leute, so viele ihrer waren, wenigstens ein halb Duzend, mitunter baumstarke, griffen flink zu, und trugen ihn, aber nur mit äußerster Anstrengung und sogar mit Gefahr, denn er schlug, über den erlittenen Zwang ganz wüthend, mit Fäusten und Füßen nach Möglichkeit um sich, zuletzt denn doch siegreich hinauf in sein Bett. Des andern Tages war er so vollständig heiser, daß er nicht ein lautes Wort hervorbrachte, und eine nicht unbedenkliche Halsentzündung hielt ihn ein paar Tage lang darnieder“ (Schurz I, 65). Dieser an sich unerhebliche Vorfall gewinnt dadurch Bedeutung, daß Schurz hinzusetzen konnte: „Dies war der einzige Kaufsch, den Riembisch je in seinem Leben hatte“, d. h. der einzige physische. —

Von Preßburg gieng nach Ungarisch-Altenburg, wohin ihm seine Mutter wieder mit Gatten und Kindern, mit Sack und Pack nachzog; die Familie wohnte in Wieselburg, eine halbe Stunde von Altenburg, im Domschitzischen Hause. Hier hatte sich nun der allzunachgiebige Stiefvater wiederum aufs neue eine ärztliche Praxis zu suchen! — Lenau, der durchaus keinen inneren Beruf zur Landwirthschaft fühlte, betrieb natürlich das neubegonnene Studium derhalben äußerst lässig. Seine Hauptunterhaltung waren wilde Ritte über die weiten unabhsehbaren Haiden (vergl. S. 45 und 466) und Spaziergänge mit Fritz Kleyle (vergl. S. 19). Während eines lauten geselligen Festes auf der Donauhalbinsel Bordsatsch trug er sein Gedicht „Die Götin des Glücks“ (vergl. S. 357) vor.

Im März 1823 erschien er unvermuthet bei Schurzens in Wien, um wieder umzufatteln, wahrscheinlich — Schurz hat hier die Erinnerung verlassen — zur Medicin. Er blieb, obgleich in so vorgerückter Zeit bei keiner Schule mehr anzukommen war, unterrichtslos in Wien, und alsbald kam ihm seine Mutter, die eher ihr Leben als ihn gelassen hätte, auch dahin mit Gatten und zwei Kindern nach. Sie wohnten zuerst im Lichtenthal, Hauptstraße, im Hause des Kaufmanns Riederer, Nr. 8 im zweiten Stock, — sodann auf der Wieden an der Wien, Schleismühlgasse, im freiherrlich Wetzlar'schen Hause, Nr. 546 im zweiten Stock. Lenau hatte daselbst zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne gemeinsam mit seinen Freunden, dem bereits erwähnten Klemm und einem Studenten Keiller aus Schmölitz in Oberungarn. Später, im Herbst 1827, bezogen diese drei Freunde und die Vogel'sche Familie eine gemeinschaftliche Wohnung auf der Windmühle, Rosengasse, Nr. 63 im ersten Stock.

Wie früher das Schuljahr 1816, so ging nun auch das von 1823 für Lenau verloren. Er lebte so in den Tag hinein und dichtete auch nur wenig. Um sich die Langeweile zu vertreiben, besuchte er

fleißig das Neuner'sche Kaffeehaus in der Plankeugasse der inneren Stadt, Nr. 1063, auch „das silberne Kaffeehaus“ genannt, weil darin nicht nur das Geschirr, sondern sogar die Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Zweiundzwanzig Jahre hindurch ist er demselben treu geblieben; sobald er in Wien war, besuchte er's Tag für Tag und oft wiederholt im Tage. „Es ist unglaublich — sagt Seidl (a. a. D.) — was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne, ausgerufen: „amici, diem perdidit!“, wenn ich nicht bei „Neuner“ gefrühstückt, und nicht bei „Neuner“ ein Nachmittagsständchen zugebracht hätte. Dort war es auch, wo ich mit Niembösch wieder zusammentraf, und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirsch, meinem täglichen, fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen, strebsamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlehta, Dräxler-Manfred, Eduard Freiherr v. Badensfeld (Eduard Silesius), Franz von Hermannsthal, Carl Braun von Braunthal, Franz Fisinger und späterhin Eduard von Bauernfeld, Fr. Wittbauer u. a. m., um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genussreichsten Abende verlebte*). — Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pseife das köstliche Frühstück oder das lerge Mahl mir witzend, an Meister Niklas Seite, das schmale, vom rothausgeschlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spieaeglas getrennte Zimmer auf- und niederschritt, und seinem forschenden, sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that, und über Poesie schwärmte, und über das Leben klagte, und ihm den Namen „Therese“ verrieth. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoeitische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine düstere Verschlossenheit gegen meine weitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sei, aber ein heimlicher, einer von jenen der Doffentlichkeit Abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Jour-

*) Außer den oben genannten Besuchern des „silbernen Kaffeehauses“, die größtentheils zu den Freunden oder doch Bekannten Lenau's gehörten, führt Anastasius Grün noch die folgenden in bunter Reihe auf: Joseph Klemm, Adolf von Herz, „den wir“ und theilnahmvollem Poetenfreund“, G. v. Frank, Kaltenbäck, den Polen Nicolaus Doloj v. Antonowicz (vergl. S. 345), — Fr. Grillparzer, v. Zeblich, L. v. Dürfeld, Bolja, Raimund, L. Löwe, J. N. Vogl, C. W. Huber, v. Feuchtersleben, Dr. Hoch, H. v. Levitschnigg, M. v. Löwenthal, Ferd. Wolf, (vergl. S. 576, 673), L. A. Franzl, Deinhardtstein, Castelli, v. Karajan, F. Stelzhamer, Graf Heusenstamm, v. Schöber, v. Ettrom, Dr. Görden, Dr. Seligmann, M. v. Entl, C. G. v. Leitner, Jof. Dessauer, J. Fischhof, Otto Nicolai, Karl Evers, M. v. Schwind, Jof. Danhauser, Dr. Haltungs, v. Holtei, Alex. Graf v. Württemberg, die Dänen Joh. Martensen (vergl. S. 460—464) und Bornemann, die Schweden Wöttiger und Hagberg (vergl. S. 154, 283).

ualität mit vollen Segeln Herumtreibenden nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit „Kryptopoden“, Fußverstecker, verborgene Genies zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu besitzenden, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, drang ich bei günstiger Stimmung ungestümmer in ihn, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: Meister Niklas dichtet auch! Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: „in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen, närrischem Zeug!“ — „O ich wollt' euch schon auch einen Faust schreiben!“ rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaumentöne entlocken wollte, — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht! Verstanden?“ Seither dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gehöhrt, mit den Augen in die Glut seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchstüngernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund! Eine Partiel!“ und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einströmten, zu bannen.“

So berichtet Seidl. Lenaus geistiger Austausch mit Schurz betraf damals vorzugsweise die Dichtkunst. Letzterer war ein begeisterter Verehrer Klopstocks, besonders seiner Oden, die er mit Lenau auf das gewissenhafteste las. Dann kamen in der bis 1828 fortgesetzten gemeinsamen Lectüre Hölty, Bürger, Jacobi und Voß an die Reihe. Hölty gewann Lenau besonders lieb (vergl. S. 64); in dessen Hingabe an die Natur fand er die eigene wieder. Bei diesen Studien, die auch Lenaus Ausbildung im Vorlesen zugutekamen, war Schurz der Unterweisende. Dafür machte Lenau den Schwager mit Horaz, zum Theil auch mit Seneca befannter.

Bei Beginn des Schuljahrs 1824 mußte sich Lenau bequemen, in den dritten Jahrgang der Philosophie einzutreten, den er noch nicht gehört hatte. Die Prüfungen fielen gut aus. Im Herbst 1824 wandte er sich dann doch dem deutschen Rechte zu. Aber schon November 1826 ließ er auch die Jurisprudenz liegen und besuchte die Hörsäle der Medicin. Der Großmutter gefiel dieses Bagabondiren von einer Wissenschaft zur andern natürlich wieder gar nicht, aber sie verzichtete darauf, dem Unlenksamen Rathschläge zu geben, und entzog ihm auch ihre Unterstützung nicht.

Gegen Ende 1823 hatte sich die schon 1821 angeknüpfte un-

glückselige Bekanntschaft des nun einundzwanzigjährigen Lenau mit Bertha in Wien erneuert. Mit welchen Augen er diese Person damals ansah, spiegelt sich in einem Briefe wieder, den Fritz Kleyle am 8. December 1823 von Ungarisch-Altenburg aus an ihn schrieb: (Schurz I, 73) „Lieber Niembösch! — Meinem Niembösch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblick eine seltsame Erscheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tiefführender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unserer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle.“

Und nun Schurzens, des Schwagers, Schilderung dieses Liebesverhältnisses! — Bertha war (Schurz I, 58) „wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinst wohl auch sehr hübschen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch sehr zänkischen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes“, d. i. bürgerlichen Besitzers der Wiener Stadtobrigade“. . . . Seit 1823 verkehrte Lenau intimer mit ihr, (Schurz I, 74) „so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend verweilte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfeilig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu —, so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher sollte doch dieser, der in Folge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch, freilich unsäglich mißseliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdieß als eines Edelmannes unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahre 1825 für das Jus sich entschied, auf unsere [Schurz und Theresie] Verwendung wie früher zu unterstützen, allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Abelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungsjorgen gequält. — Diezu gesellten sich auch noch nie entschlummernde, ihn fürchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und späteren Treue der bloß schönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit

der Mutter derselben; und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die bösen Geister, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerrissenheit und Trostlosigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, größtentheils mit Unrecht „Weltschmerz“ genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete. — Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Ausritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien: „Liebe Mutter! — Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit unzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erfindung. Zudem sind die Reden von Begreifen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. — Ihr treuer Sohn Riki.“ — Diese Verbindung schleppete sich ersterbend etwa ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicherem, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne angeschlossen, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844. — Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich: wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth mische, besonders aber schilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchst fürchtbar. [Vergl. S. 17, 48, 63, 104.] . . . Lenau erfuhr von Bertha späterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das so schön gelegene, von den Wienern häufig besuchte „Krapfenwald“ oberhalb Grinzing machte, sah er plötzlich ein hübsches Mädchen, das er nach Alter und Gestalt für Berthas und vielleicht sein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherschreiten und ihn scharf ins Auge fassen; worauf es rasch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!“ rief, welche

Rufe sich wohl wie Dolchstiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten.“ — *) (Vergl. S. 47, 181.)

Zu Weihnachten 1825 wollte Lenau seinen Freund Kleyle in Altenburg besuchen, aber eine gefährliche Halsentzündung, von der ihm zeitlebens ein öfter belästigender Krampf im Schlunde zurückblieb, hielt ihn zu Haus (vergl. S. 111). Im August 1826 machte er mit Schurz und Kleyle zum ersten Male einen Ausflug in das Hochgebirge der österreichischen und steierischen Alpen, die er so lieb gewann, daß er sie fast jedes Jahr und meist mit gutem Erfolge für Leib und Seele besuchte. Später, am 16. Oktober 1832, schrieb er von Baltimore aus an Schurz. (Schurz I, 196): „. . . Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. . . .“ — Und am 20. Juni 1844 sagte er in Stuttgart (Niendorf 196): „. . . Ich habe mich immer gegen eine Reise in die Schweiz gewehrt, weil ich mir nicht wollte meine heimatlichen Gegenden verleben lassen.“ — (Vergl. S. 223, 235, 113.)

Der 24. Oktober 1829 war einer der traurigsten Tage in Lenaus trübem Leben: es war der Todestag seiner innigst geliebten Mutter. Sie starb nach langwierigen unsäglichen Leiden an einer — wie sie wußte — unheilbaren Unterleibsstrankheit, die sie standhaft und ruhig ertrug, zumal wenn sie durch die Gegenwart ihres Sohnes beglückt war. „Es obwaltet kein Zweifel, daß er seine großen Dichtergaben ausschließlich nur ihr verdankte; an dieser heißen, hellen Sonne entzündete sich sein gewaltiger Schöpfergeist. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; sie war leichtblütig, gallüchtig; er war schwerblütig, schwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes ist es wohl zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mißtrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht. Kurz, wenn wir seiner, wie er da war, mit seinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchster Verehrung gedenken, so dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleisch von ihrem Fleische, sondern auch Geist von ihrem Geiste gewesen, nicht ganz vergessen. Deshalb sey ihr Staub auf ewig gesegnet!“ (Schurz I, 93.) (Vergl. S. 121, 177, 185, 205, 425, 436.)

*) Schurz I, 76: „Nachdem ich der Pflicht reinsten Wahrhaftigkeit als Lebensschildderer durch unverblünte Mittheilung dieses . . . Verhältnisses, womit ich aber den hellsten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus senkte, ein schweres Opfer gebracht, wende ich mich zu . . .“

Nach der Mutter Tode verließ Lenau seinen Antheil an der Eltern Wohnung, in der ihn alles an diesen herben Verlust erinnerte, und bezog in Gemeinschaft mit Nicolaus Bolož von Antonievicz (vergl. S. 345, 56) ein Monatzimmer in der Weibburggasse Nr. 922, nahe am Franciskanerplatze.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte er wieder zwei Prüfungen bestanden und bereitete sich für die dritte und letzte mit so großem Eifer vor, daß er nach vier Wochen einen völligen Fiel vor allem Lernen und dazu eine Art Gallenfieber bekam. So mußte die Prüfung aufgeschoben werden, und Lenau trat mit Schurz und einem Jägeroberlieutenant am 4. August eine Erholungsjahrt an zu einem Bekannten Schurzens, dem älteren österreichischen Dichter Matthias Leopold Schleifer*) (1771—1842), der damals als kaiserl. Herrschaftsverwalter („Pfleger“) auf Schloß Ort am Traunsee, dem Traunstein gegenüber, lebte. Schleifer und Lenau gewannen sich lieb wie Vater und Sohn, trotz der dem freisinnigen Ungar fast unleidlichen altösterreichischen Kaiserbefugung des Ersteren. (Vergl. S. 28, 66, 69, 89.)

Anfangs September 1830 war Lenaus Gesundheit so weit gekräftigt, daß er nach Wien zurückkehren konnte, um sich für die rückständige Prüfung vorzubereiten. Er wohnte nun bei Schurzens am Alferglacis Nr. 200 im „Schwarzspanierhause“ (vergl. S. 365), das ehemals ein Kloster für aus Spanien gekommene schwarzbekuttete Mönche gewesen, und in welchem drei Jahre zuvor der von ihm hochverehrte Beethoven gestorben war. Lenau studirte nun wieder eifrig. Aber noch in demselben Monate erkrankte und starb seine Großmutter (26. September 1830). Ein giltiges Testament war nicht vorhanden, und so wurde das hinterlassene Vermögen von 30,000 Silbergulden zu gleichen Theilen den drei Enkelkindern zugesprochen. Da war es plötzlich vorbei mit seinen Arbeiten zur Prüfung. Vergebens suchten ihn seine Freunde zu bereben, das endgiltige Examen in der Medicin zu absolviren und dadurch seine Zukunft zu sichern, vergebens schrieb ihm Schleifer in diesem Sinne einen herzwarmer Brief; er war des nun zwanzig Jahre lang getriebenen Lernens und Studirens überdrüssig. Zwar versprach er, in Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, sich den medicinischen Doctorgrad zu erwerben, aber — es unterblieb. — Vor allem lag ihm jetzt daran, seine Gedichte, von denen bereits einzelne gedruckt waren (vergl. S. 22, 41) zu sichten und in einem Bande herauszugeben, und, da er sie in Oesterreich wegen der damaligen Press-Censur nicht erscheinen lassen konnte, sie zum Druck nach Stuttgart zu tragen, wenn sich nicht etwa anderwärts ein Verleger fände. Am 17. Februar 1831 schrieb er in dieser Angelegenheit an Braun von Brauntal, der damals als

*) „Gedichte von Matthias L. Schleifer. Gesamt-Ausgabe. Herausgegeben [mit Biographie] von [seinem Schwiegersohne] R. A. Kaltenbrunner. Wien, 1847. Verlag der Carl Haas'schen Buchhandlung.“ Vergl. S. 240.

Dramaturg des Königsstädtischen Theaters in Berlin lebte (Schurz I, 109): „. . . Ich habe seit Ihrer Abwesenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünschte ich herauszugeben unter einem Pseudonym. Wissen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuscript schicken. Sie sind der einzige Mensch, in dessen Hände ich meine Gedichte, mein um und auf dieses Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin sind, sehen wir uns vielleicht, da ich nach Schlessien reisen werde, von wo aus ein Absteher zu Ihnen nicht viel Umstände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dormaligen Thätigkeit gar so gerne belauschen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geschäfte mit ruhiger Faust hindurch steuern; Sie freuen und sehnen sich nach unserem Oesterreich zurück. Ja das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Lande vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz. . . .“ — Lenaus Absicht war gewesen, Fritz Kleyke, der damals Oberleiter der Erzherzog Karl'schen Güter zu Friedeck in Oesterreichisch-Schlessien war, wieder einmal zu besuchen. Die Selbstsucht, die ihn befiel, hinderte ihn daran, und so kam er auch nicht nach Berlin. Auch sein Versuch, durch Braun von Braunthals Vermittelung in der preussischen Hauptstadt einen Verleger zu erlangen, blieb erfolglos; deshalb richteten sich seine Sinne um so mehr wieder nach Stuttgart.

Nicht Ehrgeiz allein trieb ihn dazu, die so lange im Verborgenen gehaltenen Gedichte der Oeffentlichkeit zu übergeben; er mußte auch suchen, sich eine Einnahmequelle aus seinem Dichten zu schaffen. „Lenau war nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben.“ (Schurz I, 114.) Zu seinem Bedarfe reichte aber der Ertrag der kleinen Erbschaft bei weitem nicht aus, zumal er von derselben — nicht viel mehr als die Hälfte besaß. Er hatte sich nämlich von ein par Börsenmännern unter seinen Bekannten bestimmen lassen, die Courschwankungen zu einer Speculation zu benutzen, und — das war nun das Resultat dieser Thorheit! Dennoch tauchte im Hintergrunde seiner Seele bereits eine neue auf: er wollte mit dem Reste seiner Baarschaft nach Nord-Amerika auswandern und dort Ländereien kaufen, deren Wälder sich in Reichthümer verwandeln sollten! —

II.

Ende Juni 1831 machte sich Lenau von Wien aus (er wohnte damals Kärnthnerstraße Nr. 967, neben dem Gasthose zum Erzherzog Karl) auf den Weg nach Stuttgart. Von Wien nach Stuttgart, von Oesterreich nach Schwaben und wieder zurück — das waren fortan die Hauptlinien, auf denen sich sein ruheloses Leben bewegte; ein eigentliches Heim besaß er nicht. Er war unstät im Leben wie im Reiche des Wissens!

Bevor er diesmal abreiste, nahm er bewegten Herzens Abschied von seiner Schwester Therese, die mit ihren Kindern in Mödling weilte. Galt es doch einer längeren Trennung, denn er wollte ja in Heidelberg seine Studien beenden. Kaum war er fort, so schrieb ihm Therese nach Wien (Schurz I, 115): „Liebster Franz! Deine Reise macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute schon vergossen. Wann werde ich Dich wiedersehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröstendes! Ein Jahr ist eine sehr lange Zeit; mir ist so bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und schone Deine Gesundheit, wenn Du das Spital besuchst; ich beschwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schwester Theres.“ — Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, das bei Schurz (I, am Schluß) facsimilirt wiedergegeben ist, lautete: „Liebe gute Schwester! — Mir ist sehr leid, daß Dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich sehe, daß Du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie Du mir überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich Dich, Du meine liebe, gute Rest. Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienst. Gott segne Dich und die Deinigen! — Dein Bruder.“

Lenau reiste zunächst nach Gmunden, wo er einige Zeit verweilte; er bestieg den Traunstein, verkehrte mit Schleiser und fuhr dann weiter über Salzburg nach München. Noch im November 1830 hatte er Schleiser schriftlich ersucht, ihm irgend ein schöngelegenes Häuschen am Traunsee anzukaufen; jetzt wollte ihn dieser zu einem solchen Hauskaufe bereben: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magst die blitzenden Fenster zählen des hervorragenden stattlichen Pfliegerhauses, das sich im See wieder spiegelt und rings her herrlichsten Ansichten genießt Deinem Traunstein gegenüber. Es ist jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter sammt etwaiger Braut aufzunehmen, die sich wohl auch bald ganz in der Nähe finden lassen würde.“ — Vergeblich! Die Schmälerung des Vermögens rückte Hauskauf und Verheirathung in unbestimmte Fernen.

Von München wollte Lenau zunächst nach Heidelberg gehen. Am 22. Juli aber schrieb er von Karlsruhe aus an Schurz (Schurz I, 119): „. . . Da bin ich seit zwei Tagen in Karlsruhe und denke sehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; gestern gab man den göttlichen „Fidelio“ von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturm der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glückseligste auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückerdenke, so vergeht mir der Muth, mit dem Schicksal zu rechten, denn es könnte das Schicksal auftreten mit diesen Götterstunden und sie mir vorhalten, und ich müßte mich schämen, daß ich sie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verbrießlichen. Noch klingt mein ganzes Wesen von der herrlichen Musik. Bruder, du kennst sie ja. Beethovens Geist trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges, vorbei an wilden, erhabenen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen Kerkergewölben, immer schneller, stürmischer fort, bis sich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, ist das ein Geist! Ich war ganz erstaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav ist das Orchester, und von den Sängern sind drei, vier ganz ausgezeichnet. . . . Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden, und froh seyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die leichte Furche wirft, und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokajerweinberge (jetzt seh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus, als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengebrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und wirft sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.

. . . Gestern hab ich von hier aus an Gustav Schwab nach Stuttgart geschrieben, und ihm zwei Gedichte übersandt mit der Bitte, solche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene“; das andere von Schleier „An den Schmerz“ (ein treff-

liches Gedicht, nicht wahr?)*). Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. . . . Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. . . .“ —

In Baden-Baden, wohin er einen Abstecher machte, reizten ihn die auf dem Spieltische aufgeschäufelten Goldberge gewaltig, dem Glücke noch einmal die Hand zu bieten; als sich aber bei seinem Spiel Gewinn und Verlust so ziemlich ausglich, gedachte er all des unsäglichen Elends, das sein Vater durch die Spielsucht über sich und die Seinigen gebracht hatte; dazu sah er einen jungen Wiener Ritter alles, was der eben bei sich hatte, verlieren. Damit dieser in der Fremde nicht ganz hilflos sei, ließ er ihm 160 Gulden, die er erst nach Jahr und Tag durch Schurzens Vermittelung wiedererhielt. Er selbst aber war geheilt. Schurz „sah niemals eine Karte in Niembuschens Händen“. —

Als sich die sehnlich erwartete Antwort von Gustav Schwab verzögerte, reiste Lenau von Heidelberg aus nach Stuttgart, um sich dieselbe mündlich zu holen. Am 9. August 1831 trat er, von einem Lohndiener geleitet, in das Zimmer Schwabs, bei dem gerade der junge Dichter Gustav Pfizer anwesend war. — Wie der fremde Mann aussah, der nun vor den Beiden stand, beschreibt uns sein Schwager mit folgenden Worten (Schurz I, 118): „Eher klein als groß, aber stämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Berwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen sanftgeschwungenen Nase gern sich stark faltend, die Brauen, wie bei Vieldeukern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenaus Gesicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyrolischen größten Volkshelden Speckbacher sehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehakt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefinn und Schwermuth . . . welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt stehend oder bequem liegend; auf gebogenen Knien sich schwingender Gang; in Kleidung

*) S. 180 in der „Gesammt-Ausgabe“ von Schleifers „Gedichten“.

gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Neuere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; so, so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog.“ — Und so stand er nun den Beiden gegenüber. Schwab „eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Dichters, aus dem Anlächeln der Mufe quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichtersfund beredete Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Litteratur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembösch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab, daß das neue Freundesblindniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat.“ („Schwäbische Kronik“ vom 16. Oktober 1850, Nr. 248 — hier nach Schurz I, 123).

Durch Schwabs Vermittelung wurde der Contract über den Verlag von Lenaus „Gedichten“ mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart am 29. August 1831 abgeschlossen: Cotta hatte 50 Ducaten Honorar zu bezahlen. Wegen verspäteter Lieferung des Manuscripts erschien aber der Band „Gedichte von Nicolaus Lenau“ (N. 8. VIII und 272 Seiten) erst im Sommer 1832, gewidmet „Dem Dichter Gustav Schwab, meinem Freunde“.

Lenau reiste nun nach einander zu Ludwig Uhland in Tübingen, Karl Mayer in Waiblingen und Justinus Kerner in Weinsberg und traf bei Schwab mit Karl Egon Ebert zusammen, der damals die schwäbischen Dichter zum zweiten Male besuchte. Glücklicherweise schrieb er von Stuttgart aus am 5. Oktober 1831 an Schurz (Schurz I, 124): „Theurer Bruder! — Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professors Schwab, und meiner innigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder! ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen, die ich hier genannt habe. Aber enthusiastisch war schon
Lenau.

bei unserer ersten Begegnung Schwab von meiner Poesie ergriffen. Ich muß Dir gestehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieses Mannes; eine solche Wirksamkeit hätte ich meinen Leistungen nicht zugetraut, ist auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu setzen. Am ersten Tage meines Hierseyns führte mich Schwab Abends in einen Leseverein und trug hier mehrere meiner Gedichte selbst vor mit großem Feuer. Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Gustav Pfizer, zurück. Da wurde noch gelesen, getrunken, Bruderschaft getrunken, gerauset auf mancherlei Art bis spät nach Mitternacht. Es war der 9. August. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unserem Glück, mein Bruder! Was soll ich Euch noch schreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. s. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieses Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beste Anstalt ist. . . . In drei Monaten ist man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. . . ." (Vergl. S. 9.)

Am 8. November ist Lenau wieder in Heidelberg und schreibt von da aus an Schurz (Schurz I, 126): „Lieber Bruder! — Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren könnte, was hier bis zum Frühling möglich ist. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das strengere Leben der Wissenschaft. Ich besuche die Kliniken nebst einigen Vorlesungen und erwarte große Ausbeute für mein Wissen. Das freie selbstständige Studiren sagt mir besser zu als das zwangsmäßige. Ueberdies fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißframes, z. B. Mineralogie, Zoologie u. s. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Cursets thun werde, wissen die Götter. Vielleicht findet sich dann eine Aussicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reisen. Ich würde so etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine liebste Freundin? fragst Du vielleicht. Nein, ich kann sie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstfestes Selbst ist die Poesie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch so ist. Wann wirst Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichtest? Woher sonst die beseligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber ist es, wenn uns die Poesie Herzen gewinnt. Mancher Freund ist mir geworden durch sie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenschaftlicher Anhänglichkeit. Das ist der

Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtischen Musenalmanach gelesen hast. Er ist ein Mann von vierzig [nein: 45] Jahren mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz ist mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. August, also bei meinem ersten Hierseyn [von längerer Dauer nämlich], machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gestellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbara sich auch so ängstlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspieler, und mein schlichternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Kreuzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Bekommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaisburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübscher Garten die Lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle [siehe S. 104] vor. Das gefiel Allen, besonders aber, glaub' ich, Lotte. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen, und drückte und biß das harte Eisen und beneckte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreise zum Thee, und ich sehe Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erscheinen werde (die „Waldkapelle“ ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das Alles nicht zum Teufel holen ist? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einsames Lustschloß des Württembergers-Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofrätthin Reubbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig seyn. Im Schlosse wurde gegessen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einigemal scharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die

Hand, daß er aufschrie. Nach Tische lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer fangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hause, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagt mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist, und mir einigermaßen meine liebe Nesi ersetzt, sagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tische (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein R., gebeten, den Herrn Niembösch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das ist zu arg. Das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor. Hier hast du auch ein paar Züge davon. Doller, lippiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; besonders schön und unfaßlich über den Hüften. Ebles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Bonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig. — Was macht meine liebe, liebe Schwester? Schwabs Frau läßt sie grüßen, ja, der Vetter des Königs [Wilhelm] von Württemberg (der Erlauchte Graf Alexander von Württemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schwester erzählt) läßt sie herzlich grüßen. Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf seinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderschaft. Schleifer hat mir geschrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe seines edlen Herzens. Meine Gedichte sind noch nicht da. Ich soll nur das Manuscript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin so indolent in der Sache. — Meiner Nesi will ich nächstens schreiben. Oft les' ich ihren lieben Brief, sowie jenen Zettel, den sie mir noch vor meiner Abreise aus Möbling schickte. Den Christtag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küsse Euch und Eure lieben Kinder zu tausendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas."

Lotte, von der in diesem Briefe die Rede ist, war die Tochter des am 13. December 1824 verstorbenen Oberjustizrath Christian Heinrich Smelin in Ulm. Sie lebte damals unter dem Schutze ihrer Mutter, einer Tochter des berühmten Kupferstechers Johann Senau.

Gotthard Müller, in Stuttgart. Später heirathete sie den Oberamtsarzt Hartmann in Sindelfingen und wurde dadurch verwandt mit der „Hofrätthin Reinbeck“ des Briefes, die eine geborene Hartmann war. Lotte weilt noch jetzt (1882) als Witwe zu Schorndorf unter den Lebenden. — Emilie Reinbeck war die Gattin von Georg (von) Reinbeck, geboren am 11. Oktober 1766 in Berlin, seit 1811 mit dem Titel Hofrath zum Professor am obern Gymnasium in Stuttgart ernannt; in dieser Stellung suchte er der deutschen Litteratur, die bis dahin in württembergischen Lehranstalten als gleichgiltige Nebensache behandelt war, den gebührenden Platz neben den classischen Studien zu verschaffen: so wirkte er bis zum Jahre 1841, wo er sich in den Ruhestand versetzen ließ. Er gründete den Leseverein, in den Lenau am 9. August durch Schwab eingeführt ward, und den Stuttgarter Schillerverein, dessen nächste Aufgabe die Errichtung des Thorwaldsen'schen Schillerdenkmals (1839) in Stuttgart war. Am 1. Januar 1849 folgte er seiner jüngeren Gattin, die bereits 1846 starb, in die Ewigkeit nach. Unter all den Frauengestalten, die in Lenaus Leben hineinragen, erscheint die der Emilie Reinbeck als die edelste: — sie war hochbegabt, und in ihrem Verhältniß zu Lenau war sie vor andern Freundinnen desselben selbstlos, — aufopfernd. Das Reinbeck'sche Haus wurde später Lenaus ständiges Absteigequartier. — Der Dichter-Graf Alexander von Württemberg hatte in der Nähe von Eßlingen, in Gerach, ein Landgut, das oft den Vereinigungspunkt seiner litterarischen Freunde bildete. Dort war es, wo Lenau jenen „frohen Abend“ verlebte, und wo er später noch oft verweilte.

Wie ihn die schwäbischen Freunde liebten, zeigt u. a. folgender Briefschluß von Kerner (Weinsberg, den 7. November 1831; Schurz I, 130): „. . . Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wissen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer besuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie schimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald schreiben und mich nicht versichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tausend Grüße! Ihr Kerner.“ — Leider aber steigerte sich diese Liebe zu der Person Lenaus, verbunden mit der Verehrung, die man seinem Genius zollte, zu einer Guldigung, welche das Maß der jedem Dichter so sehr zu wünschenden förderlichen Aufmunterung bei weitem überstieg. Wurde durch Lenaus Schwächen oder wegen vermeintlicher oder wirklicher Differenzen in Sachen des Lebens und Glaubens der Freundschaftshimmel auch hin und wieder von Wolken getrübt, so hatte das im Ganzen doch wenig zu bedeuten. Die schwäbischen Freunde vergötterten Lenau, wie Emma Miendorf, sich selbst mit einschließend, an verschiedenen Stellen ihres Buches klar darlegt. Der ruhige Uhländ war trotz aller Anerkennung und Liebe, die er dem jüngeren Dichter zollte, wohl der Einzige, der an diesem Lenau-Cultus keinen Theil nahm.

Um zu studiren und seine Studien zum Abschluß zu bringen, lebte nun Lenau in Heidelberg im Gasthof zum König von Portugal und correspondirte fleißig mit den neugewonnenen Freunden, ohne die alten zu vergessen. Zwischendurch aber war er bald bei Schwab in Stuttgart, bald bei Kerner in Weinsberg oder Karl Mayer in Waiblingen zum Besuch.

Seinen Vorsatz, Lotten zu entsagen, brachte er nicht so leicht zur Ausführung wie er ihn gefaßt hatte. Wenn er ihrer gedachte, peinigte ihn die reuevolle Erinnerung an Bertha. So kam er in die trübste Stimmung, in der auch seine medicinischen Studien darniederlagen. Am 15. November 1831 schrieb er an Kerner (Schurz, I, 132):

„ . . . O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermuth, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist: Herbstgefühl [vergl. S. 35]. Ja; Sterben ist das End' vom Lieb. . . .“ — In dem Briefe vom 1. December 1831 an Mayer heißt es (Schurz I, 134; Mayer 9):

„ . . . Von meinem Leben in Heidelberg kaun ich Dir nicht viel Erfreuliches sagen. Das hiesige Klinikum ist äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß ich meinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenver Stimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen! . . . Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt [vergl. S. 47]. Das einzige Palliativmittel für mich ist Ver tiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholischeste Sumpfgestügel der Welt aus seinem Versteck. . . .“ — Ende 1831 und Anfang 1832 war Lenau in Waiblingen, Tübingen und Stuttgart. Auf der Rückreise besuchte er dann Mayers Sohn in Heilbronn und schrieb auf dessen Zimmer an dessen Vater am 6. Januar 1832 (Schurz I, 136; Mayer 19):

„ . . . Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verspreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die du zuerst in Gang gebracht hast. . . .“ — An demselben Tage schrieb ihm Joseph Klemm, der inzwischen von Paris aus in Stuttgart gewesen war (Schurz I, 137):

„ . . . Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine

Nebenswürdige Lotte kennen. . . Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmuth, diese jungfräuliche Grazie bei aller Keppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. . . — Dann räth er ihm in eindringlicher Weise, zu promoviren, sich ein kleines Stübchen bei Stuttgart zu kaufen, sich eine kleine Praxis zu suchen und Lotten heimzuführen. Am 17. Februar antwortet Lenau darauf von Heidelberg aus (Schurz I. 154): „. . . Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst [Bertha], tief verletzt, und scheineth mir darin eine Sehne gerissen zu sehn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll*) sagt: „Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen“. Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften; dieß schrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich schreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt wird, und wir uns mit ihr einschließen in einer Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnsucht nach einem andern Daseyn. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich seyn. „Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen.“ Wir wollen uns abwenden von dein schönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. . . Eine ziemliche Anzahl neuer lyrischer Gedichte ist meiner Sammlung zugewachsen, seit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5; Die Wurmlinger Kabelle“. . . (Vergl. S. 13, 36.) — Die fünf „Schilflieder“ beziehen sich auf Lotte, die deshalb im Kreise der schwäbischen Freunde Lenaus wohl „Schilflottchen“ genannt wurde. Sie werden commentirt durch folgende Worte aus einem Briefe vom 12. Januar 1832 an Schurz (Schurz I, 142): „. . . Mein liebes Lottchen! o, daß ich

*) Joseph Ludwig Stoll, geb. 1778 zu Wien, starb daselbst im Glenb am 22. Januar 1815. Ihm gilt Uhlands Gedicht „Auf einen verhungerten Dichter“. Vergl. Goebetes „Grundriß“ III, 66. und Nienbors 134—137. Die oben citirten Verse von ihm wiederholte Lenau später noch sehr oft.

Ihr nicht entsagen müßtet! Ich habe sie wieder gesehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du so köstlich fandest, ist etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht schreiben; aber erzählen will ich Euch einst. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe. . . ." — Und durch die folgenden, drei Tage später an Mayer gerichteten Worte (Schurz I, 145; Mayer 24): ". . . In großer, gar großer Bewegung ist mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine Tages über mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen zc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine saß und sang: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt, juchhe!" — sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich meinte, ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch gehen. Doch das alles sey nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen. . . ." — Einige Tage später hat er sich aufgerafft und ist gefaßter; am 21. Januar schreibt er wieder an Mayer (Schurz I, 148; Mayer 29): ". . . Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wieder gestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönern für alle Zeit. . . ." —

Die „kühnen Entwürfe“, mit denen der unstätte, wanderlustige Lenau zu dieser Zeit umging, gipfelten in dem nun zum Beschlusse gebiehenen Plane, zum Besten seiner Dichterphantasie und seiner Casse nach Nord-Amerika zu reisen.

„. . . Niembösch ist von Amerika ganz besessen, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schiffte am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind. — Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an [Gothilf Heinrich von] Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr

schlen), allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage sich selber überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembösch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichtes, aussprechen. . . . So schreibt Kerner am 11. März 1832 an Mayer (Schurz I, 156; Mayer 58), und „Nachts“ fährt er fort: „Niembösch kehrte von Bennigheim zurück und unterschrieb sich mit 5000 fl. in die amerikanische Gesellschaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es ist nun nichts mehr zu machen, als von dieser Sache das Beste zu sagen. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, so läßt sich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm. . . . Niembösch hat alle Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reise und an das Wesen in Amerika. . . .“ — An Mayer schrieb dann Lenau selbst von Weinsberg aus am 13. März 1832 (Mayer 60; Schurz I, 158 ist incorrect): „. . . Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200 Köpfen bestehend, wird sich am Missourißuß niederlassen, vorläufig aber eine Commission dahin absenden, um Land anzukaufen, und die Colonisation vorzubereiten. Wahrscheinlich werd' ich mich an diesen Vortrag anschließen, denn sehr interessant wär' es mir, die ersten Rudimente einer Ansiedelung zu beobachten, vielmehr selbst theilzunehmen daran. — Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben, wo nicht, keh' ich um und überlasse mein Eigenthum der Gesellschaft zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde sind' ich dann doch alle wieder. Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerz zu haben [„Das Crucifix“]? Ich will mich selber an's Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu Liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: „Das Leben

ist Sorg' und viel Arbeit“ („Das Gewitter“); ich möchte sagen: „Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit“. Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzlich sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ [Schluß des „Prologs“ zum „Wallenstein“]; ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirst Du meinen; aber ich glaube, Religion ist nichts als immanente Kunst; und Kunst ist nichts, als transiente Religion, der reinste Kultus. Der sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche seine Brüder lachend und weinend und eben auch sterbend dahin wandern. Ewigkeit ist freilich zu viel gesagt von der Kunst und ihren Werken; doch wahr't's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundschaft. . . . Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverstanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du sendest sie mir nach über's Meer und ich werde sie den schönen, stillen, sinnenden Blumenbäumen Amerika's vorlesen. Deine lieben Worte werden wie schöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedichte seines Patrons; und der ganze Wald wird von Sehnsucht ergriffen werden nach Euch, und er wird bange seufzen und seinen Vögeln sagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein seltsamer schöner Vogel sich zeigen und an Eure Fenster klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen sollt dahin, wo die Freiheit blüht.“ — Kerner folgte mit der ihm eigenen Verquickung von tiefstem Ernst und drolligstem Scherz hinzu: „Das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Widelshwanz; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Widelshwanz dieses amerikanischen Gespenstes! . . . Dienstag, den 14. Deute früh reiste Niembsch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembsch schiffte sich jetzt schon am 24. dieses Monats ein, wird also wahrscheinlich sehr bald zu Euch kommen. Diese Geschichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembschs Entschluß nichts sagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantasie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu sehr, daß es mir dadurch nicht angst und bange werden sollte, und so wird es Dir auch gehen.“ — Aber schon am folgenden Tage schrieb Lenau von Heidelberg aus an Kerner (Schurz I, 160): „ . . . Ich werde doch kaum mit der Commission

nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Fleck auf dem Papier da? so eben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle [Wechsler Zimmern], dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischen Weihe, ließ meine Augen dabei so kurios herumschweifen, daß die Mädchen anfangen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohen Eichenbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte. . . .“

Abermals am folgenden Tage, am 16. März 1832, spricht sich Lenau zu Heidelberg in einem langen Briefe an Schurz aus (Schurz I, 161): „. . . Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig; gestern hört' ich die erste Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnsucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reisegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich also nach Oesterreich heimkehre, will ich noch ein Flüchtiges herumreisen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantasie in die Schule — in die nordamerikanischen Urwälder schicken; den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poesie lebt und webt in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Ausstritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reise auf einem Dampfschiffe geht sehr schnell und ohne Gefahr; in Amerika selbst reist man auch völlig sicher, denn Bettler und Diebe sind dort nicht zu finden, weil sich die Menschen ihr Brod auf bequemeren Wegen verschaffen können. Von wilden Thieren ist gar nichts zu fürchten, mindestens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reise ich in großer Gesellschaft von etwa 80 Personen, die sich in Amerika kolonisiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oesterreich. Glaube mir, Bruder, die Oesterreicher sind die besten Menschen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die ersten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Ömudnern und Wienern zusammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich schon noch eine Weile herumtreiben. Das ist wirklich höchst nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Kesi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in

der Poesie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird dieses Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie schön ist schon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb seyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdamnten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik ist wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politisiren hört, wie hier zu Lande. . . . Von meiner Reise bitt ich Dich und die Therese gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! . . . Der Missouristaat und (früher) der Niagara-
strom, sind die zwei Hauptgegenstände meiner Wanderschaft. . . . Anfangs Mai werd' ich abreisen, im Spätherbst wieder kommen. . . .
Therese war untröstlich über das Vorhaben des geliebten Bruders; Schurz hielt die Nordamerikaner „für die eingefleischtesten Krämerseelen auf Gottes weiter Erde“, mißbilligte aber den Reiseplan an sich nicht. Lenau selbst, der anfangs etwa fünf Jahre in Amerika zu verweilen gedachte, redete nun schon von Monaten, später nur noch von Wochen. Dazu kamen noch andere Bedenken. Am 1. April 1832 schrieb er von Stuttgart aus an Kerner (Schurz I, 165):
„. . . Du, lieber Bruder, mit der Actiengesellschaft sinkt es, ist allerlei Gefindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecunicam perdituri, und dergleichen schlechte Wiße mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch so heillos erschüttert worden, daß ich zittere an Händen und Füßen und mein guter Kaiser Franz, den ich im Sack trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähnelappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Matuschinski, wir werden nach Florida gehen auf eigene Faust. . . .“ — Mitte Mai theilte Kerner dem Freunde eine noch ernstere Warnung mit. Kerners Oberamtmann hatte Kernern ein Schreiben von der Regierung gezeigt, des Inhalts: Man habe von Stuttgart aus an die Regierung daselbst das Ansinnen gestellt, die Actiengesellschaft zu sanctioniren; darauf habe sich die Regierung Plan und Actenstücke geben lassen, aber gefunden, daß die Voraussetzungen falsch seien und das Ganze gar keine Garantie biete, so daß sie für Pflicht halte, vor dem Unternehmer und seinen Unternehmungen warnen zu lassen, damit niemand in Schaden käme. — Lenau nahm aber alles auf die leichte Achsel, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieser Gesellschaft und reiste auch später mit ihr ab.

Johann Matuschinski*), dessen Lenau in den vorstehenden Zeilen gedachte, war ein Flüchtling aus Warschau, den Kerner beherbergte; an Schurz schrieb Lenau über denselben (Schurz I, 167):
„. . . Ich habe einen sehr lieben Freund zum Reisegefährten, einen polnischen Stabsarzt, durchaus gebildet und sehr liebenswürdig;

*) So nach den „Berichtigungen“ bei Schurz, die überhaupt berücksichtigt sind; es sind deren 109 zum ersten Bande. Uebrigens führt der einzige Brief von M., den Schurz (I, 109) bietet, die Unterschrift: „Jan Matuszynski“.

aufser ihm noch hundert Menschen, die sich drüben ansiedeln werden. Matuschinski heißt mein Pole; er ist Virtuoso auf der Flöte und sehr empfänglich für Poesie, hat auch einen richtigen Geschmack. . . .“ — Auf seine eigenen Kosten wollte Lenau diesen mitnehmen, was aber nicht ausgeführt werden konnte, weil Lenaus Mittel schon zu sehr zusammengeschmolzen waren; Matuschinski studirte darauf in Tübingen, um das Doctorat in der Medicin zu erlangen. Ende Mai, als Lenau in Begleitung desselben von Weinsberg nach Stuttgart fuhr, traf er im Silwagen mit langweiligen und unangenehmen Menschen zusammen. Um dieselben zu vertreiben, stellte er sich wahnsinnig und ließ Matuschinski die Rolle seines Begleiters spielen, der ihn ins nächste Irrenhaus transportire. Lenau spielte den Berrückten mit einer solchen Meisterschaft, daß nicht nur die alkirten Reisegefährten von Entsetzen ergriffen wurden, sondern daß auch Matuschinski sich im hohen Grade erschüttert fühlte. — Als die unangenehmen Leute durch diese Scene wirklich entfernt waren, gab Lenau seine Wahnsinnsrolle sogleich auf und versicherte dem Freunde, er habe sich schon oft mit der Befürchtung geängstigt, daß er einmal wahnsinnig werden könne. „Du kennst die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenvrossen“, sagte er melancholisch lächelnd, „wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können!“ (Schurz I, 192.) — So spielte Lenau auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. In einem verloren gegangenen Briefe an den Rentamtmann Schmann in Dehringen, einen Schwager Kerners, den er stets „Herr Onkel“ zu nennen pflegte, hieß es, „er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „Herr Onkel! Herr Onkel!“ rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen“ (Kerner bei Schurz I, 190). — Von Stuttgart aus schrieb er im Mai 1832 an Mayer (Mayer 67; Schurz I, 171): „Geliebter Freund! — Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieser Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben, freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, über's Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit; sieh', ich würde sagen: Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: du gehst in die See, du vertraust dich den trügerischen Wellen, du überantwortest dein Herz, sammt aller Liebe, die du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das sag' ich mir Alles, und denke recht schmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reise doch. Wißt' ich auch ganz gewiß, daß ich unkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine All-Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem

Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Man habe nemlich einen Wahnsinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab selbst wollte dieß, und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narrn auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclufum stand, und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stuzte „der Dämon des Narrn plötzlich, merkend, daß man ihm auf's Leben gehe und sprang trohzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narrn zu belehren“. Dies sind die trefflichen Worte unfres Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu beherbergen. So zu sagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen. — Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens Du es, mein lieber Mayer! Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr ist doch besser, als ein Verbrecher, und hast Du nicht einmal zu mir gesagt, Du würdest mich selbst dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erschiene. — Ich schreibe Dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten Lotte. Ich schlafe nemlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gerne er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner Lotte steh'n und hinausblicken, wo sie schläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hinein schütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; Dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein andrer Geist, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen.“

Damit stehen wir wieder bei Lotte. Am 25. April hatte Kerner an Penau geschrieben (Schurz I, 168): „Bester Niembach! — Dich segne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun so fest, daß Du mit Deinem Leibe thun kannst, was Du willst. — Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe haue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich — wie es dem Novalis seine Geliebte that — zur höchsten Poesie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber sie im Herzen, und treulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, sey's, wo es sey. Die Lotte ist äußerst lieb und ich liebe sie keinem Herrn aus Stuttgart. Fass' sie, aber behalt' sie auch treu auf ewig, wie ich mein Riecke [seine Frau, Friederike Schmann, Pfarrerstochter aus Ruith bei Stuttgart]!! Dein Kerner. — Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst, und ihr dann

nicht strenge Wort hältst, so hole Dich der Teufel; das sag' ich Dir auch! —“ Darauf Lenau am 4. Mai von Stuttgart aus (Schurz I, 168): „ . . . Du hast mir viel Schönes von Lotte geschrieben; mich freut es, daß sie Dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Raum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man sie mir wieder ausgegriffen und auf eine Blüthenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verbrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeschossener Bär, und trake mich sehr oft nach Art der wilden Thiere. . . .“ — Au Schurz schreibt Lenau dann am 19. Mai, ebenfalls von Stuttgart aus (Schurz I, 177): „ . . . Von meiner . . . Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert, und hält uns auseinander! Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen. Das ist ein ganz eigenes Verhältniß. . . .“ Damit stimmt ein von Mayer mitgetheiltes Lenau'sches Brieffragment (Mayer 73): „Man ist — hineingefahren unter die stillen Reime unsrer Liebe, ehe wir uns gegeneinander selbst geäußert hätten, u. s. w.“ — Schwab, der anfangs eine Verbindung zwischen Lenau und Lotte sehr begünstigt hatte und nun durch dessen Verhalten in eine unliebsame Stellung zu den Betheiligten gerathen war, sagte mit Bezug darauf von Lenau: „Er zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freundel!“ (Mendorf 229.)

Die Zeit der Abreise kam heran. Am 19. Mai 1832 schrieb Lenau von Stuttgart aus an Schurz (Schurz I, 175): „Mein lieber Bruder! — Dieß ist der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreise schreibe. In drei Tagen reise ich ab. Bald aber sehen wir uns wieder. Ich habe vorgestern im „Schwäbischen Merkur“ einen Artikel über Oesterreich gelesen. Ein neues Gesetz gegen Auswanderer und unbefugte Absenten. Das hat mir in die Nase geraucht. Mein österreichisches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächsten Herbst zurück. Bis dahin geht es noch; so lange gilt mein Paß. Den nächsten Winter, liebes Brüdlerl, werden wir hübsch fein zusammenhocken am Ofen und Gugelhupf essen von unserer Rest Hand, und erzählen, was wir gesehen und gehört. Meinen Schleifer seh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geschrieben, wie ihn kein Mensch auf Erden schöner schreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der besten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erstenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzusuchen. Es geht doch nichts über Oesterreich und über Euch, liebe Leute! . . .“ Weiterhin enthält dann derselbe Brief außer der mitgetheilten Stelle über Lotte noch Folgendes von Wichtigkeit für den ferneren Verlauf dieser Darstellung: „ . . . Ich schicke meiner lieben Rest mein Porträt. Eine liebe Freundin von
Lenau,

mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hiesigen Geheimraths [August] Hartmann, ein sehr liebes Mädchen. In diesem Hause habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beschreiben. Der alte Herr, ein großer, stattlicher, sehr ernster und eben so gutmüthiger Mann [vergl. S. 82; er war ein Onkel von Karl Mayer]. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, sehr lebhaft alte Frau [Mariette, geb. Dammberger aus Venedig; sie starb kurze Zeit darauf], Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebste. Die dritte ist Lotte; gutes, liebes Mädchen; singt angenehm, besonders ein spanisches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeschrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das ist eine köstliche Frau. Du findest in meinen Gedichten eines mit der Ueberschrift: „In das Stammbuch einer Künstlerin“ [vergl. S. 117]; das ist die Reinbeck seine glückliche Schülerin des älteren Steinkopf, „dessen eigenthümliche Sittigkeit sie vielleicht mehr, als er selbst zu vermeiden wußte“ sagt Mayer S. 87]. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Delgemälden) behängt, alles ist ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine stellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den schönen Sommerabend mit dem noch geschiedten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Wasserfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch sehen. Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hause [in der Friedrichstraße Nr. 14] beisammen, das sie sich, nur für sich, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngelister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthiffon, Lied, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterem Geschäft bin ich oft sein treuer Gehilfe. Also Leib und Seele versorgt! . . .“

III.

Ein vielbewegtes und poetisch reich gesegnetes Jahr hatte Lenau hinter sich, als er sich nun auf die Reise nach Amerika begab. Am 23. Juni 1832 war er noch in Mannheim und schrieb an Keruer (Niendorf 81; Schurz I, 181): „O Du mein lieber Keruer! — Wär' ich doch schon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! ich habe eine große Sehnsucht nach Deinem lieben Hause. . . . Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, segle ich nach Amsterdam, den 11. Juli von dort nach Amerika. . . .“ — Am 2. Juli schrieb er in seiner Kajüte auf dem Rhein an Emilie Reinbeck in
 Lenau.

Stuttgart (Schurz I, 182): „. . . Die Rheingegenden sind wirklich allerliebft. Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich so schöne Dörfer gesehen, so viel Ruinen und Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Flecklein Erde bändigen. . . .“

Schon das Verzögern der Abreise hatte bei den Auswanderern böses Blut gemacht; nun wuchs der Unwillen, da Beförderung und Versorgung den gerechten Erwartungen nicht entsprachen. Als der Unternehmer der Expedition mit seinem Bruder endlich Anfang Juli auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gegen ihn los. Die armen Leute, unter denen viele ohnedies nur schmerzlich vom Vaterlande schieden, zumal die Kinder beim Verlassen der Heimat oft laut jammerten „Nicht nach Amerika! nicht nach Amerika!“ — erwählten Lenau, als den weitaus angesehensten und gelehrtesten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beschworen ihn, ihnen ihr Recht zu verschaffen. Nun errichtete Lenau einen altdeutschen offenen Schöppenstuhl, wozu er die vertrauenswürdigsten Männer auswählen ließ, und zog den Beschuldigten zur Verantwortung. Als alles nach Recht und Gerechtigkeit verhandelt und der Angellagte seiner Vertragsverletzungen klar überwiesen war, fällte Lenau das Urtheil und ließ ihn in Vollziehung dessen unter das Verdeck des Schiffes in strenge Haft setzen. Später aber, wahrscheinlich schon in Holland, verklagte der Gerichtete den Richter vor der befugten Behörde wegen angemessener Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeschränkung, und es fehlte nicht viel, so wäre Lenau ähnlich wie der von ihm Gerichtete bestraft worden; zu seinem Glück aber sah man ein, daß er auf guten Grund hin und nur aus Gerechtigkeitsgefühl geamtet hatte. — Schurz, der diesen Vorgang (in Uebereinstimmung mit Auerbach, „Deutsches Museum“ Jahrg. I, Heft 1 S. 53) mittheilt, eröffnet bei dieser Gelegenheit eine Perspective in das innerste Seelenleben des Freiheitsdichters; er sagt (I, 193): „Ich erkannte darin ganz meinen unterschiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte sich das schmale Schiffsverdeck zu unermeslichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergebückten Volk; man erhebe den eigenmächtigen, gewinnstichtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungslosen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm sodann?“ — — —

Ueber die Weiterreise und den Aufenthalt in Amerika vernehmen wir nun Lenau selbst!

An Karl Mayer. Amsterdam, 25. Juli 1832. (Mayer 89; Schurz I, 183.) „. . . Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hilfe

meines Schiffsmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand ic. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzort, machte Miene, mich zurückzuschicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir wie nach einem Lederbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violine und Clarinette mit dem Kerl täglich mehre Stunden durchzuhumpeln, dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung(?) gegeben, wobei seine bürgermeisterlichen Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige vermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen. . . .“

An Emilie Kleinbeck. Amsterdam, 25. Juli 1832. (Schurz I, 184.) „Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen u. s. w. Die letzteren allein schon könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Thurmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlorenen Stunden, und sie uns gleichsam fort-schmeicheln, während uns der dumpfe langsame Glockenschlag unserer gothischen Thürme in Deutschland so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunsch: Möchten doch meine Stunden eben so harmonisch zusammenklingen wie die Glocken! — Das hiesige Museum hat herrliche Gemälde. Von unserem Lieb-linge Ruysdael sind zwei Stücke da. Ein Wasserfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich so nasses Wasser gesehen; man muß beinahe zurückspringen, um nicht überschüttet zu werden. Die ganze Berglandschaft voll der göttlichen geheimniß-vollen Schwermuth dieses Meisters! — O Ruysdael! — Ausgezeichnet fand ich einige italienische Landschaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteristische darin scheint mir eine gewisse phantastische Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Herde badender Stiere in löstlicher Gruppierung, besonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufspringt und den Kopf muthwillig zwischen die Füße wirft. Auf einem andern Bilde ist der Wind im Gebläse meisterhaft ausgebrüdt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt. Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastirt gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, ditto Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; sein Kindermord von
Zenau.

Bethlehem ist sehr kalt. — Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen und diese redenden Thränen! — Dieß sind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reis' ich nach Amerika. Mein Kapitän ist ein vortrefflicher Mann, mit dem ich sehr gut stehe. Die Reise wird angenehm werden."

An Schurz, Amsterdam, 27. Juli 1832. (Schurz I, 186.)
 „. . . Das Schiff, womit ich reise, heißt Baron van der Kapellen, ein Ostindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abstecher nach Baltimore macht, wo ich also, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, landen werde. Mein Kapitän Tolon ist ein sehr fiderer Kauz, mit dem sich's angenehm machen wird. Er ist so gefällig, mir von seinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieser Philipp nämlich ist mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tausend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf setzen. Ein gewisser Ludwig H., Zimmermeister, aus Württemberg, geht auch mit sannt seinen Söhnen und kauft sich ebenfalls an in Amerika. Dieser ist nun der rechtschaffenste tüchtigste Mann, den ich jemals aus derlei Ständen kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufsicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren hat sich dann der Werth meines Eigenthums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tausend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren ist alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen, und eine gute Rente in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang meine Rente nicht schicken; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu schreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter setzen zu lassen, oder selbst hinzureisen. Ich sehe schon Deinen Toni durch die amerikanischen Wälder mit der Büchse herumstreifen, und seine großen Augen scharf aufreißen, wie er's jetzt schon thut, und den Hahn spannen und einen Bären niederknallen. — Die Reise wird ungefähr sechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib ich dort, so daß ich mit Ende Oktober bei Euch seyn kann, oder wenigstens wieder in Europa. . . .“

An Karl Mayer. Im Schiff Baron van der Kapellen, Rhede von Texel, 1. August 1832. (Mayer 90; Schurz I, 183.) „Herzensfreund! — In 3 Stunden geht es endlich in See. Wohl ist das Seeleben ein erhabenes, wie Du sagst. Aber das Leben in einer Seestadt hat für mich wenig Reizendes. Amsterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuser sind alle sehr klein (schmal), so daß eine Amster-

Lenau.

damer Straße ausseht, wie grobe, geschmacklose Mosaik. Und die Windmühlen! Holland hat sehr schöne Mädchen und sehr schöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Wises). Die Holländer sind strenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reiserkwürdigkeiten zu schreiben. Ich muß schließen und habe noch was sehr Dringendes Dir zu sagen, nemlich: bleibe so mein Freund, wie Du es bis jetzt gewesen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, so lang noch was von mir da ist. . . .“

An Emilie Reinbeck. Im Kanal von Texel, 1. August 1832. (Schurz I, 189.) „Ein kleines Unglück, das unser Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, stießen wir damit zusammen, und es brach uns eine Segelstange. Nun ist aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Westermann aus Amsterdam, hat uns bis hierher begleitet, und ist so gefällig, diesen Brief in die Stadt zurückzunehmen und zu bestellen. Meine Reise wird hoffentlich sehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar isolirt bin von dem grausigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu lesen und zu schreiben, meine brave alte Geige zu streichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen. Ich spüre schon den Reichthum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch so. Aber ich hoffe das Beste. . . .“

An Schurz. Baltimore, 16. Oktober 1832. (Schurz I, 196.) „Lieber, guter Bruder! — Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muth war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der milde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille

Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber das Meer auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sich verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze . . nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluthen aufzuragen schien. „Das laun einen starken Sturm geben!“ war seine Meinung, und alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhosen hinabhängen ließ, und sagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen“. Die schwarze Mauer rückte heran, stürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unseres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhast sey. In einigen Stunden gieng das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich Abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In solchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schwester, deren Namenstag heute ist [nein: gestern war], und der ich von Herzen Glück wünsche. Ja, liebe, liebe Therese, Gott segne Dich und geb' uns ein frohes Wiedersehen! Von Kindheit an haben wir immer getrenn zusammengehalten, wir haben die schönste Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du bist mein letztes, liebstes Erbstück meiner Jugendtage, darum, und weil Du so gut bist, liebe ich Dich auch wie meine Jugendtränne. Wir zwei kunnen wechselseitig die frühesten Geschichte unserer Herzen. Deine Freude ergänzt die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott segne Dich, liebe Schwester! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir sprechen. Gott strafe mich, wenn ich nicht halb wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier

bleiben, als unbedingt nöthig ist, um so weite Reise nicht umsonst gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge sehen, ich will bald meinen Anton sehen. . . Alle die Scenen meiner Seereise will ich Euch miltudlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika. — Den 8. Oktober betrat ich den amerikanischen Boden zum erstenmale. Unser Schiff lag noch in der Chesapeakebay, an welcher Baltimore, unser Landungsplatz. Der Kapitän, ein Passagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder setzte sich auf einen Matrosen, und ich ritt also auf einem starken Kerl ans Land. Der Anblick der Ufers war lieblich. Zerstreute Eichen auf einer Wiese, weidendes Vieh und ein Kasterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderlappe waren das Erste, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Kaster (der Mensch war so dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm sah) nach einem Landhause, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murrelud und tabakkauend führte uns die Kaster ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübschen Haus von Backsteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren sehr gepußt. Es wunderte mich sehr der Luxus in diesem einsamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geschmacklose im Anzuge, besonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Mensch sich in der Einsamkeit pußt, so thut er es ohne Geschmack. Geschmack ist ein Sohn der Gesellschaft, vielleicht der Illustrierte. Man kredenzte uns sofort Cider (ich mag den Namen des matten Gesöffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (sprich: Seider) reimt sich auf: „leider“. Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem Glase Cider seine Spottdroffel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich sehe mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster tiefer Bedeutung zu seyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schufsten zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Mlinzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (so ist es da, wo ich wohne); Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frist hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reis ich zum Niagara und dann, wenn ich gute

Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich sehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reise reichlich lohnen. Sey so gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu schicken unter der Adresse des Hofraths und Professors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgasse, 14. Reinbeck ist mir ein sehr guter Freund, seine Frau aber nebst meiner Theres das liebste Weib. Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte sind nun gewiß schon in Deinen Händen [vergl. S. XLII]; Cotta ist, wie mir Reinbeck hieher geschrieben, mit dem Absatz sehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten“, deren ersten Gesang ich Dir unter der Aufschrift: „Der Gang zum Eremiten“ mitgetheilt, sind nun in drei Gesängen, ungefähr 500 Versen, fertig [vergl. S. 273]; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren [„Die Seesungfrauen“; vergl. S. 91] folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es ist mir schwerlich gelungen, die sonderbare Sehnsucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich sie empfunden. Daß es Seesungfrauen gibt, halt' ich für kein Märchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. [Man traut seinen Augen kaum, wenn man dies aus der Feder Lenaus liest!]. . . .“ —

Im Bärden-Gasthose (Exchange Hotel) zu Baltimore, wo Lenau wohnte, bestürmte ihn ein auch erst kürzlich angelangter Student aus Kurhessen, mit ihm, der ein guter Geiger war, und der Gitarre eine Kunstreise nach Süd-Amerika, Australien und Ostindien anzutreten. Aber Lenau, der sich früher mit ähnlichen Plänen getragen hatte, war durch die harte Enttäuschung von Nord-Amerika, durch den Scharbock, den er sich auf der langen Seereise in Folge des ewigen Pökelfleischessens zugezogen, und endlich durch den Zustand seines Geldbeutels der Art herabgestimmt, daß er es vorzog, den Musensohn allein ziehen zu lassen. Er kaufte sich nun einen braven und edlen Schimmel, den er nach seinem Freunde Antonievicz „Bolo“ nannte, und ritt in die Wildniß der Urwälder. (Vergl. S. 80, 84.) In Pennsylvanien, in der Gegend von Pittsburg am Ohio, überwinterte er sodann, da ihn ein zwar ungefährliches, aber lästiges rheumatisches Leiden an der Rückfahrt nach Europa hinderte.

An Emilie Reinbeck. Lisbon, 5. März 1833. (Schurz I, 204; Riendorf 83.) „Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten
Lenau.

Gebanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los. — Filz's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit [sic!] wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Buffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entseßlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts vergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte Einer — da würde ich Leben hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte“ &c. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Uezeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gebrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod! Anfangs blinzt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tödtliche Kiste, schleicher Tod. In dem großen Reblande Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon genesen bin; mein künstliches Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einsicht zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewirzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens seyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbst gewesen. — Nächsten Monat werd' ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stutt-

gart zu seyn und einige Tage im Kreise meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer ist, als wär' er auch der meinige, so innig verehere ich ihn, auf Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, so lieb' ich sie, und o! auf meinen Mayer, meinen Kleinbeck u. s. w. Eilet, ihr Zubeltagel! Wenn ich nur nicht ersaufel! Geschrieben hab' ich indessen: „Der Gang zum Eremiten“ in drei Gefängen [„Die Marionetten“. S. 273]; „Die Heidelberger Ruinen“ [S. 69]; „Die Abschiedsrose“ [„Die Rose der Erinnerung“. S. 76]; „Der Postknecht“ [„Der Postillon“. S. 74]; „An die Ultraliberalen in Deutschland“ [„Protest“. S. 321]; „Waldestrost“ [S. 127]; „Der Unentbehrliche“ [S. 128]; „Primula veris“ [S. 64]; „Ahasverus, der ewige Jude“ [S. 52] und vier Atlantica [S. 91—94], welche ich Ihnen, zu einem Maieukränzchen gewunden, hiemit überfende.“

An Joseph Klemm in Wien. Lisbon am Ohio, 6. März 1833. (Schurz I, 206.) „Lieber Bruder! — Ich habe in Amerika viel einsam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir immer ein lieber treuer Freund gewesen, und daß Du eines Grußes aus der Ferne wohl werth bist. Mein Gruß ist wahrlich eine Stimme aus der Wüste. Will man einem stürmischen haltungslosen Leben entrinnen, und festeren Wandel gewinnen auf Erden, so muß man vor Allem hinaus in die Wüste, d. i. in eine wahre Einsamkeit. — Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die aus Unheimliche streift. Größtentheils gewiß ist dies das Werk der Natur. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Kein wahrer Singvogel. Alles ist nur Gezwitzcher und unmelodisches Geflüster. Selbst der Mensch hat keine Stimme zum Gesang. Ich war häufig in musikalischen Gesellschaften, wo junge Damen sich singend(?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit nassem Finger an dem Rande eines mit Wasser gefüllten Glases herumfährt, ein sonderbares Geschrille, das höchstens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blickten diese Damen nicht, sie schaueten nur; es klangen nur zwei Kellerfenster. Ich kann das amerikanische schöne Geschlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend ist übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hiesigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüßemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zusammen, während die Frauen sich zu Hause sehr behaglich und sehr mißig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und herwiegen. Die Weiber sind fast heilig gehalten. Ich habe schon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufge-

worfen, ob der Grund dieser Erscheinung nicht etwa demjenigen verwandt seyn dürfte, der einige deutsche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, ist die Ursache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Kultur keine von innen organisch hervorgegangene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose, und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere ist auch bereits sehr im Verfall, und wird noch sehr sinken, wie mir hiesige geschickte Kaufleute versicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieser aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präsidenten Jackson — zusammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikanische Wesen gewissermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenlosigkeit“ glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikanischen Institute bezeichnen zu können, auch der politischen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verbande, weil dadurch und so lange dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine Vermögensasssekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut (Vaterland), sondern nur eine materielle Convention. Daß sich der Amerikaner für seine Republik geschlagen hat, beweist nichts; daß vielleicht die meisten Amerikaner sich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweist nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Mensch dafür thut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling todt schlagen. Wie lose der Zusammenhang der amerikanischen Freistaaten ist, wie nur auf Materiellem fußend, magst Du schon aus der Erscheinung der neuesten Tage ermessen. Südkarolina will sich vom Staatenbunde lossagen, weil ihm der Zolltarif unbequem ist. Vielleicht wirst Du mir gegenbemerkeln: „alle Staaten seyen bloß durch sinnliche Motive gehalten“. Gut! dann mache aber nicht so viel Geschrei über diese oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten ist? — Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich sitze am Kamin, habe die Aussicht auf beschneite Dächer und Berge, und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund schreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, ist ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgestern bei einem unsanften Schlittenwurf gefallen habe. . . . Unbehaglich sind die

amerikanischen Straßen, wie ihre Häuser, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig seyn, daß ungemüthliche Menschen wenig auf Behaglichkeit halten. Es ist mir häufig so vorgekommen. Ich kenne in Deutschland einen Gelehrten, dessen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich sie auch nie gelesen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick seiner Arbeitsstube postuliren. Du findest hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtisch, nie eine gute Feder, das Federmesser stumpf, die Dinte dick, und — was das Unbehaglichste ist — in die Studirstube mündet die Kinderstube mit entsetzlichem Geräusche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem ist und vorzüglich ein elastisches Ruhebett die Seele in angenehme elastische Schwingungen versetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit besteht, während das Gegentheil in einer gewissen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren sind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu passiren, von hier bis Newyork 400 englische Meilen, um mich dort einzuschiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfang Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinaus-eilen aus Amerika. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle hier so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterland geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vampyrischen Dämonen, die in diesen Küsten schweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembisch. — An Frau v. R. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mani und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeisterten Battaglia nicht zu vergessen. Kommst Du mit einem Neunerianer zusammen, mit dem ich gut stehe, so raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß so fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer. — Wenn ich nicht ersaufe, baldiges Wiedersehen. Leb' wohl, Bruder!

Bald darauf, am 15. März 1833, schloß Penau zu Economy in Pennsylvanien einen Pändereipachtvertrag ab mit jenem Ludwig S., Zimmermeister aus Lauffen in Württemberg, der ihm als „der recht-schaffenste tüchtigste Mann aus derlei Ständen“ erschienen war (vergl. S. LX). Danach übergab er demselben seine in Crawford-County gelegenen zwei „Biertelsectionen“ Nr. 2594, 2595 und eine „Achtel-section“ Nr. 2596 auf acht Jahre, vom 1. Januar 1833 an gerechnet, in Pacht. In jedem Jahre sollten 37½ Morgen „geklart“, in der ganzen Pachtzeit 300 Morgen „geklart, in Frucht gestellt und eingesezt“ werden. Als Betriebscapital erhielt S., außer einem früheren Gelbvorschusse, 600 Dollars (zu ungefähr 2 fl. Conventions-Münze), wovon er während der Pachtzeit die nöthigen Blockhäuser herzustellen und einen bestimmten Viehstand zu überliefern verpflichtet war. Als Pachtgeld sollte S. jedesmal im Monat December an Penau zahlen: 100 Dollars 1836, 100 Dollars 1837, jährlich 200 Dollars 1838—1840, zusammen also 800 Dollars. Verflößen die acht Pachtjahre,
Penau.

ohne daß das Land verkauft worden wäre, so sollte Lenau das Recht haben, den H. mit der Summe von 1200 Dollars abzufertigen; zöge Lenau aber vor, den fünften Theil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben, so stülude ihm das mit freier Auswahl von Grund und Boden zu.

Schon mit dem Fuß im Steigbügel, unterschrieb Lenau diesen Vertrag, und — nun ging's dem Niagara zu! Aber die Speculation erwies sich als eine sehr unglückliche. Der Zimmermeister H. wirthschafstete in Gemeinschaft mit seinen Söhnen nicht gut und entfloß schon Ende 1834 nach Canada, wie wir aus den Briefen des, wirklich „kreuzbraven“, Philipp Huber erfahren, der Lenau auf dem Schiffe bedient hatte. Im April 1847 endlich, also lange nach Lenaus Geistesumnachtung, erhielt Schurz einen Wechsel auf Paris über 1080 Francs als erste Abschlagszahlung der 1000 Dollars für Lenaus Ländereien in Amerika. Der neue Käufer, Namens Jung, zahlte dann Capital und Zinsen vollständig bis Ende October 1850, also bis zu Lenaus Tode. (Vergl. Schurz I, 210, 340; II, 21, 40, 278, 286, 291.)

Auf den Niagara, den Lenau nun besuchte, beziehen sich die Gedichte „Verschiedene Deutung“, „Niagara“ (vergl. S. 83) und „Die drei Indianer“ (vergl. S. 79).

Von dort wandte sich Lenau nach New-York, von wo aus er nach Europa zurückkehrte. Er hatte also nur einen Winter und keinen Sommer in Amerika verlebt. — Die Ernte dieser Reise war weder geistig noch leiblich gesegnet. Karl Mayer (S. 106) hörte seinen Freund nur drei Dinge hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hätten: „einen fast erstorbenen Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonsthal von New-York hinauf und den Fall des Niagara“. Die dichterischen Schätze, die er fertig oder im Geiste heimbrachte — außer den genannten nur noch wenige Gedichte und die letzten Scenen des „Faust“ — blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er selbst einzuheimsen gedacht hatte. Ein Bild von seiner Rückkehr ist „Der Schiffsjunge“ (vergl. S. 95): ein Schiffsjunge fiel wirklich vor seinen Augen ins Meer und ertrank; Briefliches über die Heimreise ist verloren gegangen. Das Meer schimmert in späteren Jahren fast niemals mehr in seinen Gedichten durch. — Sein Körper war durch die nachhaltige Einwirkung des Scharboths und der Gicht stark mitgenommen.

Ende Juni 1833 betrat er bei Bremen den deutschen Boden wieder. (Vergl. S. 15.)

IV.

In Bremen theilte Lenau nun den wilden, lustig überschäumenden Jubel der Matrosen über die beendigte Seereise und ward hier, wie früher in Amsterdam, Zeuge von Scenen, die er später im „Faust“ (vergl. S. 443) dichterisch verwerthete. Eine Nr. von Wolfgang Menzels „Literaturblatte“, die ihm in die Hände fiel, feierte ihn

selbst als Dichter; und in einem Buchladen fand er die inzwischen erschienenen „Lieder“ (Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1833) seines Freundes Karl Mayer: zwei Ueberraschungen, wie sie nicht angenehmer sein konnten. Von Bremen flog er über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg besuchte er den alten Vater Zimmern; von da fuhr er nach Weinsberg. Als ihn Justinus Kerner fragte: „Nun, wie ging's?“ — antwortete er: „Das sind verschweimte, nicht vereinte amerikanische Staaten!“ (Schurz I, 214). — Allen schien er gealtert, das Auge hatte an Glanz verloren, das Gesicht war von tieferen Furchen durchzogen. Von Amerika sprach er nur ungern.

Bis in den September hinein blieb er in Schwaben und besuchte von Stuttgart aus, wo er im Weinbed'schen Hause wohnte, die Freunde in Weinsberg und Waiblingen. Am 16. August machte er in Serach die Bekanntschaft der Gräfin Maria, der schönen siebenzehnjährigen Schwester des Grafen Alexander von Württemberg, und der Begleiterin derselben Fräulein Marie von Hünnerdorff (vergl. S. 361). Zehn Tage darauf besuchte er den Grafen Alexander in Eßlingen, wo dieser als Oberst eines königlichen Reiterregiments lebte; er blieb dieses Mal längere Zeit dort und lernte die Damen näher kennen. „In Deiner Schwester Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, in Gestalt eines schönen Weibes, wiedergefunden“ — hatte er nach dem ersten Eindrucke an Alexander geschrieben (Schurz I, 224). Unzweifelhaft ist sie das Urbild der beiden Marien im „Faust“ und im „Don Juan“ (vergl. S. 694).

Am 22. September 1833 war er auf der Heimreise nach Wien begriffen. Von Augsburg aus schrieb er an diesem Tage dem Schwager Schurz (Schurz I, 229): „. . . Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freunden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen? . . .“

Er reiste, um Schleifer zu besuchen, über Gmunden und war endlich im Oktober wieder in Wien, wo er bereits einen Brief von Karl Mayer vorfand, den er am 17. Oktober ausführlich beantwortete (vergl. S. 733); am Schluß dieser Antwort heißt es (Mayer 114; Schurz I, 235): „. . . Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Aus-

Lenau.

land müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten. . . .“

Die Zeit von Ende 1833 bis Ende 1835 war nun vorzugsweise der ersten seiner vier großen Dichtungen, dem „Faust“ (vergl. S. 363—455) gewidmet, an dem er theils in Wien, theils in Schwaben arbeitete. In der Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung in Stuttgart ließ er zwei Jahrgänge eines „Museumalmanachs“ unter dem Titel „Frühlingsalmanach“ (1835 und 1836) mit Beiträgen von Rückert, Kerner, Mayer, Gustav Pfizer, Anastasius Grün, Schurz u. A. erscheinen. Um den Schein einer rivalisirenden Concurrrenz mit dem Chamisso-Schwab'schen „Museumalmanach“ zu vermeiden, wurden nur umfangreichere Dichtungen oder kleinere Gedichte von je einem Mitarbeiter in größeren Reihen aufgenommen. Von Lenau selbst enthielt der erste Jahrgang ein Faust-Fragment, der zweite die Gedichte: „Zwei Polen“ (vergl. S. 151), „Der Urwald“ (S. 80), „Der Steyrertanz“ (S. 156), „Schlaflose Nacht“ (S. 191), „An einen Baum“ (S. 82), „An Luise“ (S. 186) und „Das Wiedersehen“ (S. 88). Einen dritten Jahrgang zu verlegen, lehnte die Verlags-handlung ab, weil sie nicht auf ihre Rechnung gekommen war. Außer einer Reihe von Gedichten schrieb Lenau in dieser Zeit noch eine Recension über Georg Keils „Lyra und Harfe“ (vergl. S. 733—736), die einzige von ihm vorhandene Arbeit dieser Art.

Zwischendurch drückten ihn oft Geldsorgen; bald mußte der Schwager Schurz aushelfen, bald wurde die Cotta'sche Buchhandlung um einen Vorschuß ersucht.

Am 1. December 1833 schrieb er an Emilie Reinbeck, er würde bald in Stuttgart wieder eintreffen, und an demselben Tage tröstete Schleifer den Schwager Schurz (Schurz I, 243): „Zürne nicht und traure nicht über das Unstäte an Deinem Schwager; es ist ein Theil seines Geistes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. So gar ein Trost liegt darin; eben diese Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ — Für diesmal aber kam er zunächst noch gar nicht fort. Freilich nahm er förmlichen Abschied von seinen alten und neuen Freunden. Inzwischen jedoch war Max Böwenthal von dem Dichter Huber, spätern österreichischen Generalkonsul in Aegypten, auf Lenau als einen neuen Stern am deutschen Dichterkhimmel aufmerksam gemacht worden, und dieser beehrte sich nun, ihn bei sich einzuführen. Da lernte er als die Frau des uengewonnenen Freundes Sophie, die Schwester seines alten Freundes Fritz Kleyle, kennen, die als ein junges Mädchen 1820 sein Blick einmal gestreift hatte (vergl. S. XXVII), und die öfter zu sehen und früher kennen zu lernen genug Gelegenheit

für ihn vorhanden gewesen wäre. — Sie machte einen großen und bleibenden Eindruck auf ihn; er fühlte sich so von ihr angezogen, daß er nun nicht abreiste, sondern noch wochenlang in Wien verweilte. —

Am 9. Februar 1834 war er dann in Stuttgart, das er am 6. August wieder verließ, nachdem er verschiedene Absteher gemacht hatte. Er fuhr in Gesellschaft Reinbeck's und Emilien's, die eine Reise nach dem oberösterreichischen Salzkammergut machten. Am 17. August Abends gelangten sie nach Gmunden, und noch denselben Abend fuhren sie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer sie mit Herzlichkeit empfing. Am 30. August trennten sich die Reisegesährten in Golling: Reinbeck's reisten nach Schwaben zurück, Lenau jubr nach Steiermark zu Schurz, der seit einigen Wochen beim kaiserlichen Eisenwerk zu Neuberg in amtlicher Stellung anwesend war. Lenau kam heiter und wohlausehend an, wurde aber öfter tieftraurig und gedachte mit Selbstanklage seines ehemaligen Verhältnisses zu Bertha (vergl. S. XXXV). Aber schon am 11. trieb es ihn wieder fort nach Wien zu Theresie und zu — Sophie. Am 22. September schrieb er an Schurz nach Neuberg (Schurz I, 275): „. . . Mittwoch [am 17.] hab' ich in Penzing [bei Wien] bei Max [Kowenthal] gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf [am 21.] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Rusdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um 12 Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —“

Da Theresie mit ihren Kindern auf dem Lande war, ließ ihm Schurzens Mutter durch die Magd täglich das Frühstück bringen, und manchmal gefiel er sich darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. „Jesus, Maria und Josef, Mama“, rief sie dann, „der Herr von Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie wild er schaut!“

Ende September war er wieder in Neuberg, wo er am 29. mit Schurz auf Gamsen schloß. Am 5. Oktober schrieb er von Wien aus an Emilie (Schurz I, 277): „Gestern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gamsenjagd gereist war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwer-müthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist, und meinen Körper, worin es gegründet zu seyn scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerstreung der Jagd, das mühsame Bergklettern, das Antämpfen gegen vieles Ungemach, indem ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gamsen auslauern mußte, die heftig erwachte Jagdlust, die mir das alles leicht erträglich machte;

Lenau.

dies zusammengonnen war wohl in Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Ummuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen, so war ich auch schon wieder in den alten Erbsinn zurückgefallen, und zwar so tief, daß ich in gänzlicher Abwesenheit der Seele in dem Postwagen der ersten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Faustisches Manuscript vergaß. Wahrscheinlich ist alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt. [Er erhielt das Manuscript wieder; vergl. S. 367]. — Meine metaphysischen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen seyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber sagen muß ich es, weil Sie um meinen Zustand wissen sollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, so wird es vielleicht abstumpfen, wie abgestorbene Glieder aufhören zu schmerzen. Dann ist es auch gut. Vielleicht ist aber das Ganze nicht so schlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einst mit dieser verschwindend.“ — So war er auf der Genssenjagd gewesen, jedoch ohne eine Gense erlegt zu haben. Als zehn Jahre später Gustav Schwab der Genssen gedachte, die er auf dem Walmann sah, entgegnete Lenau (Niendorf 216) mit unbeschreiblich treuherzigen Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Genssen gesehen hast. Jeder Dichter sollte in seinem Leben einmal eine Gense sehen!“ — Am 21. Oktober schrieb er wieder an Emilie (Schurz I, 279): „Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich; das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbevegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichte entlade. Ich will diesen Winter recht arbeiten. Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'schen kleinern Compositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da laß' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchströmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es ist immer noch möglich, daß ich bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügt, sich selbst genügende Zusammenleben mit meinen befreundeten Herzen ist auch Musik, und zwar eine sehr schöne.“ — Und richtig, nachdem er noch eine Weile geschwankt, entschloß er sich plötzlich zur Abreise nach Stuttgart. Doch hielt er zuvor in Löwenthal's Wohnung mitten in der Stadt noch eine Abschiedsvorlesung aus seinem „Faust“, deren Wirkung auf die anwesenden Dichter — Grillparzer, Hammer-Burgstall, Zedlitz, Seidl und Frankl — eine mächtige war (vergl. S. 366). Die Art seines Vorlesens schildert Emma Niendorf (S. 32), die ihn 1840 zuerst vernahm, so: „Da saß er, bleich, im schwarzen Rocke, auf dem Haupte

eine Violettsammetmütze mit goldener Quaste, und las mit seiner klangvollen tiefen Stimme, eintönig, wie der klagende Wind, oder wie Wellen, oder ein Geist — höchst melodisch! Es ist, als spräche jetzt nicht Niembösch, nicht Penau: nur der Genius. Auch in den Zügen kein wechselnder Ausdruck; bloß großartige Schwermuth, ruhiges Versinken.“ — Am 19. November fuhr er nach Stuttgart, und am 29. schrieb er von dort aus an Löwenthal (Schurz I, 282): „. . . Man wundert sich hier über mein aufgeheitertes Wesen, und wie man sagt, mein gutes Aussehen. Das erstere, und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freundel! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen heiteren Firniß gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer verloschen wähnte.“ —

Lernen wir die Menschen, die solche Wirkung hervorzubringen vermochten, näher kennen! Max Löwenthal, geboren am 7. April 1799 in Wien, war der Sohn eines Kaufmanns. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, machte dann Reisen nach Frankreich, England, Schottland, den Niederlanden und durch Deutschland und trat nach seiner Rückkehr 1823 in den Staatsdienst als Konzeptspraktikant bei der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprokuratur. Später wurde er Hofkonzipist der allgemeinen Hofkammer, dann Rath der obersten Hofpostverwaltung, Sektionsrath, 1849 Ministerialrath des Handelsministeriums, und in letzterem, nachdem er 1863 in den Ritterstand erhoben war, 1866 Leiter der Sektion für Post- und Telegraphenangelegenheiten mit dem Titel eines Generaldirektors für dieselben. Außer einigen ungedruckten dramatischen Arbeiten schrieb er „Skizzen einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Deutschland“ (2 Thle. Wien 1825), ein Trauerspiel „Die Caledonier“ (Wien 1826), „Nachruf an Beethoven“ (in der „Abendzeitung“, 1827 Nr. 122) und ein Gedicht „Der Eid“ (Wien 1831). Als ihn Penau kennen lernte, war all dies bereits gedruckt. Seine Frau Sophie (vergl. S. XXVII) war nun etwa 24 Jahre alt; auch sie weilt, wie Lotte, noch jetzt (1882) unter den Lebenden. —

Mit dieser hochbegabten, aber leider nicht so selbstlosen Frau wie Emilie Reinbeck, begann nun von Stuttgart aus die Correspondenz. Schurz theilt uns weit über hundert Briefe von Penau mit, die an sie gerichtet sind; viele davon sind nur Fragmente. Der erste ist datirt: „Stuttgart, den 14. December 1834“, — der letzte: „Stuttgart, 16. Oktober 1844“. Also zehn Jahre! — Die erhaltenen Antworten scheint Penau 1844 sämmtlich verbrannt zu haben, als er, im Beginn seiner Geistesmüdigkeit gegen die Vertrautesten im Reinbeck'schen Hause äußerte (Niendorf 279): „Sie ist mein Glück und meine Wunde! — Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie ver-
Penau.

steht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand.“

*) Lenau an Sophie in Wien. Stuttgart, 14. December 1834. (Schurz I, 284.) „Liebe Freundin! — Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Professor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und so beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unsere Kunsttheorie stehe auf so hohem Grad der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuberficht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das sind Arroganzen, und nun freut es mich erst, daß ich in einer neuen Scene meines Faust den arroganten Professoren eins versetzt habe. Graf Hsenburg, Fausts Jugendfreund und Schulkamerad, sagt von Faust:

Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Des Volksverständes Burgverließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

[Die Stelle ist unvollständig und so sinnlos; vergl. S. 384.]

Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen sie die Malerkunst auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt, und einen Portraitmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu unliebenswürdigen Gesichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Myrparographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wissen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landschaft, ein einzelner Baum, eine Blume schön seyn kann. Und wenn es in unseren Tagen Professoren gibt, die dem antiken Kunstsinne huldbigen, was kümmert das uns? Lassen Sie sich Ihren „Kunstzweig nicht entgöttern“, wie Sie mir schreiben. Freilich ist die Idee des Schönen in einem Historienbilde leichter zu erfassen, als in einer Landschaft; in dieser leichter, als in einem Blumenbilde; solche Auffassung muß um so schwieriger werden, je weiter sich der künstlerische Eindruck vom Gebiete der klaren Vorstellungen entfernt; je tiefer er sich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine solche zu seyn, wenn sie bloß geahnt wird? Und ist ein Gebilde kein Kunstwerk, weil es uns diese Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunst die Idee des Schönen auf die ganze Scala unserer Vorstellungen von der dunkelsten hinauf bis zur klarsten, wirken lassen, und so den ganzen Menschen

*) Die meisten der zuvor abgedruckten Briefe und Auszüge aus solchen wurden vorzugsweise wegen ihres Gehalts an Thatfachen, Gedanken, Meinungen und Empfindungen geboten. Dieser dagegen und einige der folgenden Briefe und Briefstellen sollen vorzugsweise zur Charakteristik Sophiens und ihres Verhältnisses zu Lenau dienen. Lenaus Antworten sind bis jetzt fast die einzige Quelle für dieses biographisch höchst wichtige Capitel. Man muß es verstehen, im Spiegel Lenau'scher Antworten die Gestalt Derer zu erblicken, an die sie gerichtet sind.

durchdringen? Psui der stumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Dachs denkt sich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er sie fressen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geschlecht der Kinder. — Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eigenes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustande unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eigenes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichtes erkenne und im Bilde festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. s. w. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisirt! O, werden Sie den Blumen nicht untrenn! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprichwort eben so treffend als rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen“. Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiedertkommt. Es ist werth, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohl! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr seyn wird? — Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Correctionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede seyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten. — Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen. — Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe. — Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbeck's und Hartmann's! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Freund Niembösch.

— Am 6. December Abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!“

Zu Lenaus körperlichen Leiden, die eine direkte Folge der amerikanischen Reise waren (Scharbock und Sicht), hatten sich alsbald noch andere gesellt. Ab und zu wurde er von so heftigem Seitenstechen geplagt, daß mit Aderlassen und Medicamenten ärztlich dagegen vorgehritten wurde. Am 20. August 1833 hatte er von Stuttgart aus an Kerner geschrieben (Schurz I, 220): „. . . Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müssen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarschiren lassen. Jetzt ist es wieder besser. Ich hoffe doch bald reisen zu können. Es ist mein Aufenthalt im Auslande längst wieder über meine Passzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldstrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du launst mir mit gutem Gewissen ein ärztliches Zeugniß ausstellen, daß ich seit dem Frühjahr mit einer chronischen Entzündung behaftet und dadurch am Reisen verhindert war bis jetzt. . . .“ — Kerner hatte das Zeugniß „schnell und bereitwillig“ ausgestellt. Bei Lenaus diesmaliger Anwesenheit in Stuttgart warf ihn das Leiden aufs Krankenlager und hielt ihn von der Heimreise zurück. Am 17. Januar 1835 berichtete Reinbeck an Schurz (Schurz I, 288): „. . . Wie er [Lenau] für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Silwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater [Hartmann] den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Miklosch [ungarische Koseform für Nicolaus] über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. . . .“ — Von dieser Herzentzündung her fand sich später, bei Eröffnung von Lenaus Leiche am 23. August 1850 eine „blumentohlartige, röhliche, völlig organisirte rundliche Wucherung von $\frac{1}{3}$ Zoll Durchmesser“ (Frankl 139, wo „ $\frac{1}{5}$ Zoll“ Druckfehler ist) am Herzen.

Lenau an Sophie. Stuttgart, 13. Februar 1835. (Schurz I, 292.) „Liebe Freundin! — Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch,

zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu schreiben, einen Brief wenigstens, worin sich nichts von Redaktionsräger einmische; allein umsonst. Ich bin nun einmal verdrießlich und könnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeschlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigstens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verschmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es schon mit dem ärgerlichen Taschenblüthler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens lieblich wird. Wie freue ich mich darauf, dieses Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebriecht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern, das sich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitklätscherei vorlaufen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritischen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen, oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt seyn. Ich bin selten, am allerwenigsten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Fasching hab' ich noch gar nichts genossen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter sehen könnte, und mich durch lustige junge Leute in gute Laune hineintanzen lassen! Ich bin weniger schwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig. — Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre gestickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten. — Meine hiesigen Geschäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur selbst besorgen, weil die Manuscripte zum Theil undeutlich geschrieben sind, der Druck bereits im Gange ist, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlassen kann. Ich hoffe also noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörrig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zusammensitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hause gehen, als bis Max sein Schnitzel gegessen, Sie Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe. — Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das Alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Faustscenen und eine ungarische Romanze sind mein Umuudauf. Seit

sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich sehr selten. — Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuche anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liebergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbad“; eine Satyre auf Kerners Geistesglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titeltupfer dazu, vorstellend die Waldscene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft [das wirklich gelieferte Titeltupfer zeigt Mephistopheles, wie er den von einem Felsen herabstürzenden Faust rettet]. Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen jungen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingsaschenbuches im Universum herumflattern werden! Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönste, wie Ihre lieben Kinder, und seien Sie aufs allerschönste begrüßt von Ihrem Niembsch.“ —

Das Thema von der Blumenmalerei Sophiens behandelt auch das Gedicht „Die Blumemalerin“ (vergl. S. 212). Einmal zu Weihnachten schenkte Lenau der Freundin einen Marbermuff, begleitet von folgenden Zeilen (mitgetheilt von R. Emil Franzos in der „National-Zeitung“, Berlin, 24. Dezember 1882):

Schöne Frau! die ich verehere,
 Wenn ich ein Naturgeist wäre,
 Würd' ich heut zur Weihnachtspeude
 Für die vielgelobten,
 Kunst und Fleiß erprobten
 Blumenschöpferischen Hände
 Nicht das Fell des Marbers geben;
 Nein! zum Schutz vor Frostesqualen
 Würde ich aus Frühlingssonnenstrahlen
 Einen Zauberstoff Dir weben.

An Sophie. Stuttgart, 9. März 1835. (Schurz I, 298.)
 „Ihre etwas unwirschen Zeilen zengen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufnutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren Schwestern und Andern gehörig bewundert worden sey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelerei
 Lenau.

oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung sollte Ihnen bloß ein Zeichen seyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochschätzung Ihres schönen Talentes und wo möglich eine Ermutigung für meine eingeschlichterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da thut man ihm gewiß weh“. Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Aeußerungen einer liblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sey; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und veröhnt ist. Heute haben wir seit lange wieder einen schönen Tag. Das böse Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Gesundheit ist gar nicht verläßlich, sie wackelt bei jeder stärkeren Anstrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling schon da wärel so schlimm ist es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunsche mehr erheben könnte. Meine Heimreise werde ich auf jeden Fall noch diesen Monat antreten. — Ihre Shakespearischen Lesungen gefallen mir sehr. — Nach Eßlingen komme ich äußerst selten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geschrieben, weil ich sie noch nicht gesprochen habe. — Mich freut es, daß Ihre Kinder sich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus dieser fatalen Stimmung. Sie sind so würdig, glücklich zu seyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen lassen. Max soll sie nur hinaus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune. — Mein Almanach wird frisch gedruckt, bis Ostern erscheint er. — Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schwestern, zum schönsten. Schonen Sie Ihre Gesundheit. — Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembusch.“

An Schurz. Stuttgart, 11. März 1835. (Schorz I, 300)
 „... Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Kleinbeck auf und ab schillern müsse, ist ein guter Wit, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmal-rumor drin sitze. Es kommt viel Gold ein. — Das Album [„Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart.“ 1837.] wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.“
 [Er lieferte das Gedicht „An die Biologen“; vergl. S. 183.]

Bevor Lenau diesmal Stuttgart verließ, malte Emilie Kleinbeck sein Portrait in Del. Er reiste über Ulm und war am 24. März
 Lenau.

in München, wo er Abends im Odeonsaal einem Concerte von Artot, erstem Geiger des Königs von Belgien, beizuhöte. „War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen“ — so schrieb er an Emilie (Schurz I, 301) — „groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen ausbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Höhen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser.“ — Von München aus ging die Reise über Salzburg nach Wien, wo er am 2. April anlangte.

Nun begann ein besonders warmer Verkehr zwischen ihm und Anastasius Grün, der damals gerade in Wien anwesend war. Auf Reinbeck's Antrieb besuchte er auch Karoline Pichler, der er früher unabsichtlich wehe gethan hatte. Den Dichtern L. A. Frankl und Eduard von Bauernfeld vermittelte er in Brodthag zu Stuttgart einen Verleger für des ersteren episches Gedicht „Christoforo Colombo“ und des zweiten Schauspiel „Helene“. Wie er sich für Reinbeck um Beiträge zum Schillerdenkmal bemühte, zeigt folgender Brief:

An Reinbeck. Wien, 5. Mai 1835. („Schwäbischer Merkur.“ 1830. Nr. 235. Sonntagsbeilage.) „Lieber Freund! — Ich habe die Hofrätin Kleyle schillerisch gestupft; die Hofrätin Kleyle hat den Erzherzog Carl schillerisch gerupft, und der Erzherzog Carl hat höchst großmüthig 400 f. C. M. für das Denkmal bestimmt. Das ist sehr ehrenvoll und wird Nachahmung finden. Die Hofrätin hat mir den glücklichen Erfolg ihrer Verwendung neulich mit größter Freude erzählt, als ich zum Mittagessen bei ihr in Penzing war. Der Erzherzog Carl ist ein großer Ehrenmann, das beweist er bei jeder Gelegenheit. Ferner hat auf Betrieb dieser guten Frau der General Graf Grün [wohl: Grütne?] 40 fl. C. M., der Hofrath Kleyle 10 fl. C. M. gegeben. Ueberdies hat sie mit dem lebenswürdigsten Eifer eine Subscription eröffnet, auf deren Wege gewiß eine namhafte Summe zusammenkommen wird. Ich bin voll Freude, Dir solche Nachrichten geben zu können. Die Gelder werden durch Arnstein & Eskeles an die Stuttgarter Hofbank angewiesen werden. — Mit meiner Gesundheit geht es recht gut. Nächsten Samstag, den 9. d. Mts., zieh' ich nach

Hütteldorf, wo ich ein allerliebstes Zimmer gefunden habe, mit der Aussicht in einen schönen Park, der sich unmittelbar in die herrlichsten Wälder verliert. Da hoffe ich eine gute Ausbeute an Gedichten zu machen. . . .“

Die Hütteldorfer Wohnung Lenaus lag ganz am oberen Ende des Orts, rechts, in einem schönen, einzeln stehenden, schloßartigen Gebäude mit großem Garten. In dem daranstoßenden Bergwalde entstand das Gedicht „An Luise“ (vergl. S. 186). — Emilie Reubec hatte ihm, dem leidenschaftlichen Raucher, ein Geschenk mit Taback, einer hochedlen Sorte, gemacht. Eingehüllt in eine mächtige Wolke desselben, schrieb er in Hütteldorf auch sein Rauchlied „Mein Türkenkopf“ (vergl. S. 197). Um sich auf eine Fußreise in die österreichischen Alpen vorzubereiten, begab er sich Ende Juni nach Wien. Dort, bei „Neuner“, traf er mit seinem Jugendfreunde, den Arzt Keiller aus Ungarn, zusammen, der sich den Dichter stolz und abstoßend vorgestellt hatte und ihn nun zu seiner freudigen Ueberaschung herzlich warm als den „alten unveränderten Strehlenau“ wieder fand.

Am 28. Juni trat Lenau seine Gebirgsreise an. Schurz begleitete ihn bis zum Kloster Heiligenkreuz im Wienerwalde, eine kleine Tagesstour von der Hauptstadt. Weiter zog er mit seinem Hunde Feldmann nach Raumberg, und von da über Ramsau nach Rohr. Auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, von der aus man in ernste Thäler hinabblückt, soll es gewesen sein, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kalberl“ begegnete, die ihm den Stoff zu dem Gedichte „Weib und Kind“ (vergl. S. 156) lieferten. Von Rohr gieng weiter über Schwarza, den Oberhof nach der Saurüsselbrücke, einer herrlichen Felsenschlucht mit einer Längenbrücke über die Raß, wo er einen Tag verweilte; dann über den Raßwald und die Raß nach Neuberg in Obersteiermark, wo er alte Freunde fand, mit denen er die Schneealpe und das „Todte Weib“ besuchte und schließlich den Hochschwab bestieg, den höchsten Berg, den jemals sein Fuß erklimmte. Am 11. Juli hatte er von Neuberg aus an Max Löwenthal in Penzing geschrieben (Schurz I, 310): „. . . So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise — manches vermisse ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. . .“ Bis ins erhabene schöne Pinzgau sollte die Reise gehen, aber schon weit vor der Hälfte des beabsichtigten Weges lehrte Lenau um und gelangte glücklich nach Hütteldorf zurück, von wo er später wieder zu Schurz ins Schwarzspanierhaus zog.

Um der leidigen Geldsorgen, die seine Misstimmung oft steigerten, überhoben zu werden, bereitete er sich hier ernstlich für die ästhetische Professur an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien vor. Er hielt es aber unter seiner Würde, sich um dieselbe vorschriftsmäßig zu bewerben; er meinte, sie müsse ihm angeboten werden.

Da das nun nicht geschah, wurde auch diese Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung zunichte.

In der zweiten Hälfte des November war er wieder in Stuttgart.

An Schurz. Stuttgart, 23. (?) November 1835. (Schurz I, 315.) „. . . Der Streit zwischen Menzel und Gutzkow hat hier viel Sensation erregt. Ich habe nun die Streitschriften alle durchgelesen, welche hin und her gewechselt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Vermegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine schlechte. Es ist natürlich, daß des Publikums Beifall sich dem ersteren zuwendet. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 26. November 1835. (Schurz I, 317.)

„. . . Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugebacht, mir eine ihrer Freundinnen zugebacht. Ist das nicht lustig? — Ueber meine Rückreise nach Wien will ich diesmal so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt ist. Nur so viel ist vorderhand gewiß, daß ich reise, sobald ich meinen Faust in der Tasche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern, gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnehmen, vorerst nach Heidelberg abgehe. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 9. December 1835. (Schurz I, 317.)

„Liebe Freundin! — Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tabelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thü' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtseyn Ihnen ein ewiger Quell stiller Freuden seyn muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude ist, und eines der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen festen Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie sich nicht feindselig ab von sich selbst! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen; aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübsinn seyn und Ihr verwünschter Zahnschmerz! — . . . Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. — . . . Mit dem Dichten gehts gar nicht. Gestern Abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder; ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie [Sophiens Schwester] in die Flucht lachen. . . .“

Am 29. Januar reiste Lenau nach Wien ab. Als er dort anlangte, traf ihn die erschütternde Nachricht von dem unvermutheten Tode seines Freundes Fritz Kleyle, der als Oberamtmann starb.

Zwei Jahre später gab er seinem Schmerze über diesen Tod Ausdruck in dem Gedichte „An eine Wittwe“ (vergl. S. 192).

An Emilie. Wien, 22. Februar 1836. (Schurz I, 320.) „Meine Gesundheit ist gut, und die Erschütterungen meiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das mir jetzt besonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen. Da ich zu Hause esse, was erst um drei Uhr geschieht, so geh' ich gewöhnlich erst um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus [in dem der Unstäte sich ein Zimmer gemiethet hatte in der Wohnung seines Freundes Weigel], später folgt manchmal noch ein Besuch, Concert oder Theater. — Ich habe halb und halb im Sinne, nächstens wieder einmal nach Ungarn zu reisen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beisammen ist, wäre keine üble Zerstreuung. Auch ist dort, eben wegen des zahlreichen versammelten Adels, jetzt gewiß ein Zusammenfluß der besten Zigeuner. Es zieht mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendindrücke wieder einmal aufzufrischen.“

Ob er den Ausflug nach Preßburg wirklich unternahm, ist nicht gewiß. Als sich die Geister in Ungarn zu regen anfangen, als die Landtage belebter und postulirender wurden, sagte Frankl einmal (Frankl 58): „Wie wäre es, Niembsch, wenn Du Dich in den Landtag wählen ließeest. Es ließe schön, wenn Du neben den Männern Ungarns, z. B. neben Szecheny [der 1848 Lenaus Genosse in der Irrenanstalt zu Döbling wurde] stündest. Es wäre ein edler Wirkungskreis, in welchem Du Deine schwarzen Todgedanken los würdest! Deinen Schnurbart müßtest Du freilich mit Speck spitzig zuwachsen!“ — Lenau lachte; nach einer Pause aber erwiderte er ernsthaft: „Dazu taue ich nicht: erstens bin ich der ungarischen Sprache nicht so mächtig, um Reden halten zu können, zweitens verstehe ich wenig vom ungarischen Rechte, und vor erstens und zweitens: ich passe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten, ich rühme mich nicht dessen als eines Vorzuges, vielmehr möchte ich so urwüchsig, so feurig und so naiv, so hufarentapfer und gutherzig sein, wie sie.“ — Frankl schließt (S. 59): „Der fast mythische Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau, die beide donauaufwärts nach den deutschen Landen fuhren und in Sängerkämpfen sich Lorbeeren erwarben, sind die wunderbarsten Dichtergestalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der süßen und kräftigen Sprache der Magyaren geschrieben haben.“ — Lenau selbst sagte später (Frankl 72): „Ich habe die Mehrzahl meiner Gedichte hier [in Wien], meinen Savonarola, so wie Grün seinen letzten Ritter ganz hier empfangen und wir sind Beide recht eigentlich österreichische Dichter!“

An Emilie. Wien, 14. März 1836. (Schurz I, 321.) „Mein Leben ist jetzt ganz kunstbewegt. Fast kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorsänger der hiesigen Synagoge, Sulzer, der
Lenau.

sehr wahrscheinlich die schönste Stimme in Deutschland hat. Die von Schmidt [Hoffschauspieler in Stuttgart] komponirten Schilflieder waren mir sehr willkommen für diesen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den sogenannten „verrückten“ Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahine Philister gar „Teufelsquartett“. Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchem Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt! . . .“

Am 25. März 1836 schrieb Schurz von Wien aus an Schleifer in Ort (Schurz I, 322): „. . . Niembsch ist seit etwa sechs Wochen wieder hier, auch Auersperg [Anastasiuß Grün] ist seit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Ostern. Er ist ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen seyn, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Theil des Tages beisammen.“ — Und doch trat noch im April ganz plötzlich ein vorübergehendes Zerwürfniß zwischen Grün und Lenau ein, an dem die große Reizbarkeit des letzteren schuld war. Aus dieser Zeit stammt das berühmte Sonett „Der Seelenkranke“ (vergl. S. 177).

Gleichzeitig gewann er einen neuen Freund an dem Theologen Johannes Martensen aus Dänemark, der sich damals in Wien aufhielt. Unter seinem Einfluß wurde seine zweite umfangreiche Dichtung „Savonarola“ (vergl. S. 457—572) geschaffen.

Den Sommer über wohnte Lenau zu Penzing im gräßlich Christal-nigg'schen Hause. Vom 23.—28. Juli war er wieder in den öster-reichischen Alpen. Am 18. September diente er seinem Freunde Alexander Grafen von Württemberg als Zeuge bei einem Duell, das in der Nähe von Ulm stattfand.

An Sophie in Penzing. Ulm, 18. September 1836. (Schurz I, 334.) „Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirthshause zum schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll von württembergischen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewusste Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen, und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird,
Lenau.

mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen. — Meine Gesundheit erfuhr die wohlthätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft. — Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemeinsame Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen. — Heut über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer theuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüth sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut Jedem wohl, auf eine solche hinzublicken. Ich aber versichere Ihnen insbesondere, daß mich kein Mensch auf Erden so versteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menschen schmerzlicher treffen könnte als mich. — Meinem Freunde Max werde ich nächstens schreiben. — Die Officiere sind noch da und die Post geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte. — Max soll so gut seyn, mir zu schreiben und entschuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn stört keine Soldateska. — Schöne Grüße an L. . . Th. . . Sch. . . und A. . . Ihr Freund Niembisch."

Ueber die Ursache des Duells verlanget nichts. Der Gegner des Grafen war auf diesen so entschlossen und kühn eingedrungen (sie kämpften mit dem Säbel), daß ihm der muthvolle Lenau seine Bewunderung zollte, obgleich er den Freund gefährdet sah.

Ende des Monats war er wieder in Wien, wo er alsbald vor die Polizei gefordert wurde. Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hof-Cancellei-Berordnung war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Censurbewilligung streng untersagt. Deshalb hatten einige jüngeren Poeten, deren freiere Geistesrichtung im Widerspruch mit der österreichischen Engherzigkeit stand, die Maske der Pseudonymität vorgenommen und waren unter derselben mit ihren Werken „ins Ausland“ gegangen: so Niembisch als Nicolaus Lenau zu Cotta in Stuttgart, Graf Auersperg als Anastasius Grün zur Weidmann'schen Buchhandlung, damals in Leipzig, und als „Wiener Poet“ zu Hoffmann & Campe in Hamburg. Fast gleichzeitig wurden diese Beiden wegen dieser Gesetzesübertretung polizeilich vernommen. Sie bekannten sich, wie früher vor dem Publicum nun auch vor der Behörde, offen zu ihren Dichternamen, und Lenau insbesondere machte geltend: er sei ein Ungar, und in seiner Heimat verbiete kein Gesetz, Bücher außer Landes drucken zu lassen; er fordere, vor seinen Landesrichter gestellt zu werden. Man begnugte sich

Lenau.

damit, dies zu Protokoll zu nehmen, und so verlief dieser Vorgang ohne lästige Folgen.

Den Winter 1836—1837 blieb Lenau in Wien, wo auch Graf Alexander weilte. Lenaus Erholung war Nachmittags ein Besuch im Neuner'schen Kaffeehause und Abends bei Löwenthals. Im April zog er, da er immer gehunluster wurde, aus Bequemlichkeit vom Schwager Schurz fort in die Nähe von Neuner, wahrscheinlich, wie Schurz glaubt, in das Gasthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgasse Nr. 1086, wo er überhaupt gern speiste. Ende Mai verließ er wiederum auch dies Quartier und zog für einige Wochen nach Penzing ganz in die Nähe Sophiens, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hause in der Schmidgasse. Ende Juni war er wieder in Stuttgart.

An Sophie. Stuttgart, 9. Juli 1837. (Schurz I, 345.)
 „Theure Freundin! — Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war sehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war stille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen [Reinbecks], Lesen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Essen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geschweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Besuch zwischen herum, den ich empfangen oder gebe. . . . — Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu sehen an der Schmidgasse. Das war die letzte Herzstärkung vor den vielen Leiden und Beschwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hierher begleiteten. Diese Reise war die niederträchtigste meiner ganzen Wandergeschichte. Wenn es nicht doch wieder ein Silwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, so würde ich sagen: mir ekelt vor jedem Silwagen, und ein Postknecht ist mir ein Scheusal und Entsetzen. — Max schrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hauswesen so eifrig betreiben und sich selbst ganz darüber vergessen, wie ich es auch sonst öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie sich doch, ich bitte Sie dringend. — Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht gesehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch sehen, Umland schwerlich. Schwab ist halbkranke. Mein Savonarola hat ihn, so zu sagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie [Frits Kleyles Witwe].“

An Sophie. Stuttgart (Ende August oder Anfang September 1837). (Schurz I, 347.) „Liebe Sophie! — Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu schreiben, da ich es schon unterlassen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu ersehen glaube, daß Sie sehr wenig Lust haben, mit mir zu correspondiren. — 1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich sie nächstes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band. — 2) Umland
 Lenau.

war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, eines alten Manuscriptes wegen. Ich werde ihn schwerlich sehen, weil mir meine Geschäfte eine Reise nach Tübingen nicht gestatten. — Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Faden abspinnt, ist nicht viel zu erzählen. — 3) Ihren lieben Ernst gönne ich seine Tölpeljahre von Herzen. — Daß Arthur anfängt, eigenwillig zu werden, ist hübsch von ihm; Wille und Eigenwille sind synonym. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen soll, bei dem muß er sich bald zeigen. Also gratulire ich. Der lieben Zoe will ich ihr „Russerl“ zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erlebtigt. . . .“

An Max Löwenthal. Stuttgart, 6. September 1837. (Schurz I, 348.) „Wer da glaubt, das Corrigiren sey eine Lust, den sollen die Götter strafen. Nein, es ist eine heillose, geistlose, erbärmliche Missethat, und es hat mich in eine totale Verstimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schicksal wie ein besoffener Setzer, und ich selbst in meinem verbrießlichen, unrastrten, vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug.“

Am 19. September traf er wieder in Wien ein und weilte bis Anfang Oktober zu Penzing in der Schmidgasse. Dann zog er bis Ende des Monats nach dem nahen Dorfe Kirrling zu Therese, die dort, im oberen Theile des Orts Nr. 58, ein eigenes Haus bewohnte; und endlich nahm er ein Zimmer bei Löwenthals in Wien im zweiten Stocke des rechten Eckhauses der Johannisgasse Nr. 969, der Kärnthnerstraße gegenüber. „Es liegt mir auf der Brust. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verblüsterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Respiration“: — schrieb er am 30. Oktober an Emilie in Stuttgart (Schurz I, 349). Auch der Schlaf floh ihn. Bei brennender Kerze ließ er sich dann allmählich vom Schlummer über-schleichen.

Von Anfang 1838 bis Mitte 1842 beschäftigte ihn vorzugsweise die dritte seiner vier großen Dichtungen: „Die Albigenser“ (vergl. S. 573—670).

Im Vorfrühling 1838 hatte Lenau den zweiten Zusammenstoß mit der Wiener Censurbehörde, den Frankl (S. 60; Schurz I, 355) in folgender Weise berichtet: „Als Pest im Jahre 1838 durch eine Ueberschwemmung ungeheurer gelitten hatte, und Fried. Wittbauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Oesterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prologe [vergl. S. 206; vorgetragen im Saale der Wiener Hochschule vom Hofschauspieler Ludwig Löwe, — nicht etwa von Lenau selbst] und theilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute in demselben mit: „Der gute Gesell“ [vergl. S. 148] — „Die drei Zigeuner“ [vergl. S. 160] u. s. w. Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die
Lenau.

sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Zensurbeamten, und gerieth da, wie er oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen konnte, in einen Bersekerzorn. Gustav Schwab nannte dies in einem Gespräche, das ich in Stuttgart mit ihm über den unglücklichen Freund führte, die wilde Husarenlaune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky gesprochen und die beanständete Stelle, an sich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im silbernen Kaffeehause um zu hören, was die „höch-
 übliche“ Zensur mit Lenau gesprochen? Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab, und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu Niembisch, was ist's?“ schrie er fast: „Nichts ist's! Nichts wird gestrichen. Man muß sich von dem G nicht auf die Feier sch lassen!“ In demselben Momente, als schäme er sich seines zinischen Ausdrucks, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten.“ — Wer den „Prolog“ liest, wird kaum begreifen, daß die Censur an irgend einer Stelle desselben habe Anstoß nehmen können; es ist lächerlich zu lesen: die dichterische Hyperbel „Als eine leere Tafel blieb das Land“ wurde beanstandet.

Diesem Ereigniß folgte noch im Herbst desselben Jahres ein dritter Zusammenstoß mit der Censurbehörde. Lenau wurde seiner unzensurten Schriften wegen abermals vor die Polizei gefordert, jedoch, wie das erste Mal, artig behandelt, und dann, trotz angedrohter Geldstrafe, unbehelligt gelassen — bis April 1843.

Am 21. Mai 1838 reiste er wieder nach Stuttgart.

An Sophie in Wien. Stuttgart, 25. Mai 1838. (Schurz I, 363). „Liebe Sophie! — Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hiersehns begann ich mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich so selten schrieb, soll diesmal abgeändert werden. Sie sollen nicht mehr zu Klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verbrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden diesmal versprochenermassen geschrieben und müssen von Ihnen eben hingenommen werden und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen diese unbedingt versprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verbüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat, mit der Macht
 Lenau.

ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geschicken bin ich doch schlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben sich milbernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesichte lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand. — Darum ist mir's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen, und das dürftigste Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen. — Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es [vergl. S. 467]. Zu diesen geistigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis' und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin profaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder.

An Sophie in Wien. Stuttgart, 4. Juni 1838. (Schurz I, 366). „... Wie geht es denn, mein liebes gutes Sopherl, mit Ihrer theuern Gesundheit? den Reiseplänen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es, daß ich Euch so lieb habe, und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Austrich einer gewissen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin! ...“

An Sophie in Wien. Stuttgart, 6. Juni 1838. (Schurz I, 367.) „Liebe Sophiel — Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werther machen. . . . Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein sitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balsamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — [Folgt eine Hypothese.] Sehen Sie, liebe Sophie, das ist schon einer der kuriosen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das ist ärger als ein kunstkennerischer, blumenmalereibesprechender. Holen Sie Athem von diesem fürchterlichen Worte und machen Sie sich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kuriose Passage zu ertragen. — Gestern klagte Emilie über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Daseyn als ein darum verlornes. — Ich tröstete so gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswerth sey, aber nicht unerläßlich.

Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Daseyn kein verlorneß. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsere Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. s. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstractum. Unstun! . . . Und doch muß ich mir eingestehen, daß eine gewisse Kanalwirthschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde schon der einzelne Mensch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fallen gelassen, fallen gelassen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Mission noch immer in Einklang zu bringen wäre, sondern auch in inneres Unglück: Zusammenbruch der Gesinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus ist. Traurige Colportage! Aber die Geschichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute trösten wollend, selbst auf weit trostlosere Dinge kommt, als jene stud, woran seine Trostbedürftigen laboriren. — Es ist herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Gesundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen. — Lassen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen das beste Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Ischler Himmel wünsche. — Es ist für mich schon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Ischl so zu Wunsche steht. Sie freuen sich darum schon dahin, und jede Freude ist gesund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünschen wir Sie dahinreisen sehen und seine ganze Heilkraft zusammennehmen! Ich hoffe das Beste. . . . — Nie hab' ich so viele Nachtigallen beisammen gehört wie dießmal im hiesigen Schloßgarten. Zu Hunderten singen sie aus allen Büschen; ich lausche ihnen oft und lasse mich vom strömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall ist ein profundes Geschöpf, ein singendes Mysterium. Leider aber wird diese Frühlingssymstik nun bald vorüber seyn. Im Sommer ist dann die Lust wieder mistdick in Stuttgart; ich aber werde sie dann mit der Ischler Gebirgslust vertauschen. . . . Zum Schluß noch ein Gedicht: „Einem Greis“ [vergl. S. 183]. . . .“

An Sophie in Ischl. Stuttgart, 21. Juni 1838. (Schurz I, 370.) „Liebe Sose! — „Guten Abend“ mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sose mit dem s, statt ph, ist heute mir selbst ein Zeichen meiner argen Verdrießlichkeit. — Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat sie schon geholt, und spannt sie manchnal über seine Geige und spielt mir gräßliche Weisen darauf. . . . — Mein Geschäft mit Cotta ist noch nicht zu Stande, weil er schon wieder verreist war. Doch in
Lenau.

diesen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugebichtet: „Thränenpflege“ (vergl. S. 209), „An Natalie“, die das Grab meines Jugendfreundes Besuchende (S. 192), einen zweiten Theil meines Geiers (S. 147), eine kleine Tyrolerromanze („Bistou“. S. 164). Von den polemischen Gedichten sind vier im Morgenblatt erschienen, nämlich: „Die Poesie und ihre Störer“ (S. 224); dann Kompetenz, wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen (S. 353), und noch zwei kleinere. Mit meiner Gesundheit stehts gut. . . . Leben Sie wohl. Ich verwerde in diesem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Ischl zu segnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembösch.“

Nicht lange nach Absendung dieses Briefes machte Lenau, begleitet von Reinbeck's, einen Ausflug zu Gustav Schwab nach Gomaringen bei Eßlingen, wohin sich dieser, um mehr Muße zu gewinnen, als Pfarrer hatte versehen lassen. Als dann das „Geschäft mit Cotta“, das die dritte Auflage (1838) der „Gedichte“ betraf, beendet war, reiste Lenau am 13. Juli nach Ischl zu Sophie und nahm dieser „ihre Gedichte“ mit. Es ist darunter der zweite Band von Lenau's Gedichten zu verstehen, der zuerst 1838 im Verlage der „Hallberger'schen Verlags-Handlung“ in Stuttgart unter dem Titel „Neuere Gedichte“ erschien und alles enthielt, was nach der Bekanntschaft mit Sophie und theilweise unter ihrem Einfluß an kürzeren Dichtungen entstanden war. Lenau's Zimmer in Wien bei Löwenthals lag im zweiten Stock und hatte nur ein nach einem kleinen Hofraum hinaus gelegenes Fenster. In diesem düstern Raume stand auf einem Hängelasten ein ausgestopfter Geier, daneben ein Schädel und nicht weit davon Beethoven's fast zornig blickende Büste (vergl. S. 235), ein Geschenk des Dichters Gustav Ritter von Frank. Hier entstand der zweite Theil des Gedichts „Auf meinen ausgeblähten Geier“ (vergl. S. 146).

In Ischl dichtete Lenau die „Husarenlieder“ (vergl. S. 213), und den Scherz „An den Ischler Himmel im Sommer 1838“ (vergl. S. 215). Aber auch der „andere Himmel“ Ischls und des Gedichts vermochte ihn nicht vor Trübsinn zu bewahren. Am 21. Juli schrieb er an Sophiens Gatten in Wien (Schurz I, 375.): „Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.“

Nach Verlauf von etwas über vier Wochen reiste er nach Gmunden und traf Schleifer im ersten Schmerz über den Verlust seiner vor acht Tagen beerdigten Gattin. Am 20. August war er wieder in Wien, wo ihm die Beurtheilungen seines „Cavonarola“ das Leben verbitterten (vergl. S. 467 die Briefstelle vom 23. August an Sophie in Ischl).

Dann ging ihm das Jahr 1838 in der Wohnung bei Löwen-
thals ziemlich still zu Ende, ebenso die erste Hälfte des folgenden,
bis er eine neue, seinem wehrlosen Herzen verhängnißvolle Bekannt-
schaft machte.

V.

Sophie besand sich seit Mitte Juni 1839 mit ihren Kindern und
ihrer Schwester Rosalie wieder in Ischl. Am 3. September traf
Lenau dort ein. Am 28. September schrieb er von dort aus an
Schurz (Schurz II, 14): „Geliebtester Bruder! — Späten, aber herz-
lichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage!
Wir rücken auch den Vierzigern zu, die Haare werden grau — und
noch immer lebzig! Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib neh-
men? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmanns-
liedl juruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!“?

Willst nicht Du so gut seyn und solchen Ruf an mich ergehen
lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer
auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn
Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit
venia verbo! ist, wenn davor kopulirt werden soll, wohl auch so
eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber
ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das
Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's und sage mir
im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegen-
stand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — die fleißige Brief-
stellerin. . . .“

Es war die berühmte Sopran-Sängerin Karoline Unger, die
damals (geboren in Wien 1800) im vierzigsten Lebensjahre stand:
eine stattliche Erscheinung, jedoch ohne gerade schön von Gesicht zu
sein. Wie sie Lenau hatte kennen und lieben gelernt, und welche
Stellung Sophie zu dieser Liebe einnahm, erfahren wir aus seinen
Briefen an letztere.

An Sophie in Ischl. Wien, 25. Juni 1839. Schurz II, 3.)
„. . . Gestern besuchte mich Graf Ch . . . und lud mich nach Pen-
zing zu Mittag. — Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf
H . . . , dem dramatischen Dichter [Graf Heussenstamm, pseudonym
Theodor Stamm?]. Karoline sang vor Tische unter H . . . s Be-
gleitung den „Wanderer“ und das „Gretchen“ von Schubert hin-
reißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses
Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von
Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in
einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer
Töne, weil ich vor Fremden nicht so geküht erscheinen mag; un-
sonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. — Da
sagte mich, als sie ausgefungen, ein Born gegen das sieghafte Weib
Lenau.

und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus,“ sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gieng aus Regelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Regel mit robustem Schube. — Abends fuhr ich sammt H. . . mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dormaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte! — Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — . . .“

An Sophie. Wien, 5. Juli 1839. (Schurz II, 5.) „Liebe Sophie! — Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sey, wie Ihr Herz es gedeutet hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geschluchzt [vergl. S. 425] wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glases auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre. — Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathschluß unserer Herzens-erziehung ist. Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr, und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war, und mir einige Tage später sagte, meine Ergriessenheit in genannter Oper sey ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sey über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange

ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben gesagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, in einigen Jahren sich dem deutschen Schauspieler zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben. — Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? — Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht so unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage. . . ."

An Sophie. Wien, 11. Juli 1839. (Schurz II, 7.) „Liebe Sophie! — Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinen's Umgebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist werth, daß ich sie liebe.

Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon todt! Gruß an Rosalie. Dein Niembusch.“

An Sophie. Wien, 12. Juli 1839. (Schurz II, 7.) „Liebe Sophie! Ich werde das Mögliche thun, nach Ischl zu kommen. — Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir, denn gestern. Ich war die letzten Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich! Ich grüße die liebe Rosalie herzlich! Ihr Niembusch.“

An Sophie. Wien, 16. Juli 1839. (Schurz II, 8.) „Liebe Sophie! — Ich reise noch diese Woche nach Ischl. — Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesez meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe. — Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind. — Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir sind. — . . . Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth ist. Gott sey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz! — Morgen schreib' ich wieder und mehr. — Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niembusch.“

An Sophie. Wien, 17. Juli 1839. (Schurz II, 8.) „Liebe Sophie! — Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde. Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Ist ihm eines zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das thut mir selbst noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner früheren Leiden, ist hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Rosalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schwester bist! Freut Ihr Euch denn auf mich? — Ich will schließen, denn was ich auch schreiben

mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebene hat keinen Ton, am wenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte. — Auf Wiedersehen, liebe Sophie! Ihr Niembusch."

Lenau reiste am 22. Juli nach Ischl ab und verweilte dort etwa vier Wochen lang bei Sophien; dann fuhr er nach Linz, wo er Karolinen erwartete.

An Sophie in Ischl. Linz, 22. August 1839. (Schurz II, 11.)
 „Vorgestern Abends um neun Uhr ist sie nicht mit dem Eisenbahnwagen [Budweiser Pferdeisenbahn], sondern mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hause, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermilbet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraschung den Hund, den ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitatisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Gesprächen. Wir saßen zu vier zu Tische: Karoline, Clara, die Stubenlady und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Dessenlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Flüssigkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurüklagen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Smunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schmeuzer von Conrabin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debilitirenden Tochter. — Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tagel Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegen-

heiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“ [Vergl. S. 576, 586.] — Ich freue mich sehr nach Gmund, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe. — . . . Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tiedt, den andern von der Schröder empfangen hatte, kniend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung. — Leben Sie wohl, liebstes Sopherl. Tausend Grüße der schönen Rosalie. Ich küsse die Kinder. Auf Wiedersehen Ihr Niembösch.“

Als Lenau diesen Brief schrieb — genau an demselben Tage — richtete Karoline von Linz aus folgende Zeilen an Ludwig Tiedt in Dresden (Holtei, Briefe an Tiedt. IV, 125): „Mein verehrter Freund! — Sie sehen, daß es mir unmöglich wird so lange zu harren, als meine Reise dauert, um den ersuchten versprochenen lieben Brief zu erhalten, der meine schönste Krone seyn soll, welche mir als Künstlerin wird, und ein liebes Pfand Ihrer mir so unendlich werthen Freundschaft. — Die schönen Tage in Aranjuez sind vorüber —! oh zögern Sie nicht lange mit dem lieben Briefe, wenn ich Sie nicht hören kann, so will ich Sie doch lesen, um so mehr als ich hoffen darf, Sie werden mich recht streng zurechtweisen. — Der liebenswürdigen Frau Gräfin [Henriette von Finkenstein, Tiedts Freundin] meinen dankbarsten Gruß für alle Freundlichkeit, so auch Ihrer lieben Familie; wenn Sie recht schnelle schreiben, so kann ich in Wien die Antwort bekommen, und dies wäre mir sehr lieb, da ich in Wien recht liebe Freunde habe, die mein Schatz wie mich selbst erfreuen würde. Wollen Sie so gütig seyn, Baron Plttichau mich zu empfehlen? Tausend Herzensdank noch für die schönen Stunden, die ich in Ihrem Hause verlebte. Die Erinnerung wird nie aus meinem Herzen entshwinden. — Ihre ergebenste Caroline Ungher [Carlotta Ungher hatte sie sich in Italien geschrieben].“

Außer mit jenen Kränzen hätte die berechnende Künstlerin gern mit einem Briefe von Tiedt vor Lenau geglänzt! Aber es verlautet nicht, daß es ihr gelungen, ein Schriftstück von dem stets unlustigen Brieffschreiber herauszulocken.

In der Theaterloge zu Linz verlangte sie von Lenau in commandirendem Tone allerlei Cavalierdienste. Da hieß es: „Niembösch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembösch, reiche mein Perspectiv, bestelle Eis!“ und dergleichen mehr. Hätte sie Lenaus

Wesen durchschaut und begriffen, so würde ihre Klugheit sie davor bewahrt haben, den Dichter wie einen gunstbesessenen Auleter zu behandeln.

An Sophie in Ischl. Hallstatt, 28. August 1839. (Schurz II, 14.)
 „Liebe Sophie! In Eile einige Zeilen durch Dr. B. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir sind jetzt in Hallstatt vom Regen festgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich ist, gehen wir weiter. . . .“

Während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Thal redeten sie wieder von den Hindernissen, die ihrer ehelichen Verbindung entgegenständen. Da plötzlich rief Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!“ und damit überschritt sie kühn und rasch einen mächtigen Steinhaufen, der am Wege lag. — Bei Mondschein fuhren sie auf dem bergunschlossenen See, und Karoline sang sicilianische Fischerlieder. — Auch ein Werk der Barmherzigkeit vollbrachten sie gemeinsam: sie nahmen sich des in Dürftigkeit zu Wien lebenden Dichters Ferdinand Sauter warm an, der sich bei Hallstatt durch einen Sturz von einem Felsen den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Lenau, wie schon gesagt, wieder in Ischl bei Sophie ein. In seinem Verhältniß zu Karoline blieb alles beim Alten, denn am 28. September schrieb er von dort aus an Schurz jenen Brief, in dem es hieß: „ . . . sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst.“

So standen die Sachen, als Lenau Anfang Oktober mit Sophie, deren Kindern und Rosalie in Wien anlangte. Der Schwager machte die vernünftigsten Bedenken geltend, rieth aber weder ab noch zu. Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang. Aber je länger je mehr wurde Lenau ernüchtert. Er erkannte, daß Karoline nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben „eine große Schauspielerin“ sei; er „wusste nicht mehr, was echt, was falsch an ihr“ (Schurz II, 16). — Sie hatte sich für ihn als Maria in seinem „Faust“ malen lassen: von dem finstern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer, hob sich die Gestalt wirkungsvoll ab. Sinnig hatte sie darüber geschrieben „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ (vergl. „Bitte“ S. 11); aber unten im dunklen Grunde stand ausspruchsvoll: „Karoline von Strehlenau, geb. Unger“. —

Am 13. Juni des folgenden Jahres (1840) theilt Lenau Sophie mit: „Der Karoline hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten“; und am 5. Juli: „Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten“. Die Sängerin aber, der es wohl nicht gelungen war, vor Lenau mit einem Briefe Liebs zu renommiren, hielt sich schadlos, indem sie bei Tiedt — einen Brief Lenaus zumbestengab. Als Lenau das erfuhr, begab er sich von Stuttgart aus nach Ischl, wo sich Karoline aufhielt.

An Max Löwenthal. Ischl, 15. Juli 1840. (Schurz II, 33.)
 „Wundre Dich nicht, mich schon hier zu sehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zusammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt sie in Ischl verweile, besorgte ich schon, sie möchte nach Italien gezogen seyn, oder doch bald dahin verschwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt seyn, wornach ich seit meiner Abreise von Wien [Ende Mai] mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du hast recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!“ — Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich schloß daraus, es sey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Briestafel. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl möchte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werthher Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefodert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erst ist der dumme Streich maustodt geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte.“

Nach diesem Auftritte speisten beide zusammen und gingen dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsaufenthalt gewesen war. Dort spielte die Bühnenkünstlerin ihre letzte Scene vor dem Dichter; in einen Baumstamm grub sie ihren Namen ein und dazu: geboren den 24. Juli 1839 (das war der Tag, an dem sie Penau zum ersten Male sah), gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag, an dem sie sich trennten). — Sie heirathete in demselben Jahre den französischen Publicisten François Sabatier und starb, 77 Jahre alt, am 23. März 1877 in ihrem Landhause „La Concessionne“ bei Florenz.

Penau hat versichert, er habe beim Anblick seiner Briefe vor Freude gezittert. Sie sollen von großer Schönheit gewesen sein, besonders reich an dichterischen Bildern, wie sie sogar ihm nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten. Bevor er sie verbrannte, las er sie Nachts in seinem Zimmer noch einmal durch; dabei gerieth er der Art über sich selbst in Zorn, daß er sich oft mit der flachen Hand vor die Stirn schlug und laut ausrief: „O du Esel, du!“ —

VI.

Wir kehren zum Ende des Jahres 1839 zurück. Am 5. December schrieb Lenau von Wien aus an Emilie (Schurz II, 17): „Meine Gesundheit ist leiblich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielt der Teufel seine Saad in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Galloß des Schwarzen. Ohne Scherz; es ist oft zum Verzweifeln. . .“ — In der Neujahrsnacht von 1839 auf 1840 stellte er trübe Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft an, die einen fast herben Ausdruck in den Strophen: „Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr!“ (vergl. S. 335) fanden. — Erfreut wurde er Anfang 1840 durch einen längeren Besuch des Grafen Alexander, den er dann am 15. Februar nach Stuttgart begleitete.

Hier lernte er in einer Abendgesellschaft bei Reinbecks am 25. Februar die Frau kennen, die ihm ein weiblicher Eckermann oder — scherzweise zu reden — sein „Bläserohr“ werden sollte, denn er sagte einst, als von den „Gesprächen mit Goethe“ die Rede war, (Frankl 68):

„Eckermann und Goethe,
Bläserohr und Flöte.“

Es war Frau E. M. von Suckow, geborene von Großmann, die später unter dem Pseudonym Emma Niendorf oder auch Emma von Niendorf als Reiseschriftstellerin und Novellistin bekannt wurde. Im Kreise der schwäbischen Freunde führte sie nach einem Ausspruche von Clemens Brentano den Spitznamen „die Anmuthstrampel“. Sie hatte bei Kerner in Weinsberg Lenaus Portrait von Kahl gesehen, besungen und ihr Gedicht Reinbecks zur Weiterbeförderung an Lenau übergeben. Dieser hatte am 6. December 1838 Emilien entgegnet (Niendorf 7): „Der freundlichen Frau, die mein Bild besungen hat, und zwar in sehr hübschen Versen besungen, meinen gefühlvollen Dank“. Nun traten sie einander persönlich entgegen. „Als ich bei R. [Reinbeck] in den Salon trat“ — so tagebucht Emma Niendorf (S. 9.) — „war Herr von Niembsch noch nicht da. Die Hausfrau führte mich ihm bei seinem Eintreten gleich zu. Da stand er nun vor mir, und nur schlichtern sah ich ihn an — ganz der schöne, bedeutungsvolle Kopf, den ich kenne. Wir grüßten uns stumm, er sehr freundlich mit vielem Anstand. Die Gestalt ist kleiner als ich dachte. Er sieht sehr bleich und düster aus. Leidenschaften und Denken haben Furchen gezogen auf dieser edlen, ich möchte sagen königlichen Stirne. Er sprach nicht viel und zog sich meist zurück in eine Ecke oder in das Nebenzimmer. Beim Thee wechselten wir die ersten Worte; über Kerner. Niembsch sagte mir Freundliches wegen meiner „Billeggiatur in Weinsberg“ [im „Morgenblatt“ gedruckt]. Nun kam auch Graf Alexander. Unser ritterlicher Freund saß neben mir im Armstuhle am Sopha. Niembsch ließ sich an seiner Seite nieder — Titian und Raphael hätten mit
Lenau.

Stolz dieses Doppelbild, diese zwei Köpfe gemalt. Inzwischen begann Musik. . . . — Später kam er im Nebenzimmer zu mir, dankte mir sehr freundlich, daß ich in der Villeggiatur seiner gedacht u. s. w. Er lehnte neben mir nah an dem Trilmean, und so plauderten wir einige Zeit, wobei er mir mit seinen ganz geistleuchtenden dunkeln Augen bis in's Herz hinein sah. Merkwürdige Augen! Eine Geistermacht. Es hat wirklich etwas Schauerliches, Ueberwältigendes, und Holdes zugleich. Er elektrisirt damit. . . . Seine wohlthuende langsame Rede enthält etwas besonders Herzliches durch einen Anflug von östreichischem Accent — eine musikalische Verklärung dieses Accents wie ich sie niemals hörte. . . . — Während er mit Andern sprach, betrachtete ich sein Profil, das ausgezeichnet ist; überhaupt der ganze Kopf Ideal eines Dichterbildes. Er kann einen so freundlich und ganz besonders ansehen. Diese Blicke, wozu die stolze, hochgetragene Stirne sich etwas senkt, sind Lichtpfeile und, wie aus dunklem Gewölke dringend, von doppelter Wirkung.“

Am 2. März wohnte Penau in der Spitalkirche der Trauung von Lotte Hartmann, der jüngsten Schwester Emilien's, mit dem Regierungsrath Weisser bei. Er führte die Braut zum Altar, auf einer der Emporen saß Lotte Smelin. — Er war einer der ersten, die wegfuhr. Eine Stunde später reiste er nach Wien. Am 29. Mai war er wieder in Stuttgart.

An Sophie in Wien. Stuttgart, 30. Mai 1840. (Schurz II, 23). „. . . Sobald ich wieder fahrbar bin [er war von der Reise erkältet], soll es mein Nächstes seyn, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr staarblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Gentigen auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur Eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingabend auf dem Gartenberg bei Piezing gemacht, und wenn ich dabei gedente, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit. — Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen; doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von meinem Faust, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen sey. [Die „Zweite, durchgesehene Auflage“ erschien erst 1844.] Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, diese beiden Bücher nochmals zu lesen, so bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen

Penau.

Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünschen. Versagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht versagen. Weisen Sie diesmal Ihre Bescheidenheit zurecht, und seyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie seyn soll, sondern aus meinem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprungen ist. Kein Tadel wird mich verletzen: seyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie sehr, liebe Sophiel . . .“

An Sophie. Stuttgart, 6. Juni 1840. (Schurz II, 24.)
 „Liebe Sophiel — Wohl könnte jetzt schon eine Antwort auf meinen Münchner Brief [vom 27. Mai] gekommen seyn, doch scheint derselbe einer solchen nicht werth befunden worden zu seyn seiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich also gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geschrieben, ein besseres Schicksal widerfährt. Unterdessen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen. — Dem diesmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P . . . [Pappenheim?] aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. [Großmann]. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Flux. — Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber . . . [hier ist keine Brieslücke!] Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.“

An Sophie. Stuttgart, 13. Juni 1840. (Schurz II, 25.)
 „Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthin nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beiaefellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das
 Renou.

Tassengeklirr und Rebegeträusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt! — Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiterns gewirkt; denn ein Wunder ist es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen werden, die Gräfin Fernanda P. . . [Bappenheim?], ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie ist sehr gebildet, ihr ganzes Wesen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dieß bei einer gewissen anderen Gräfin der peinliche Fall ist. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Cousine, Agnes v. G. [Großmann], kennen. — Sie ist sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigenthümlichen sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein. [Baron Sch. in Wien sang ausgezeichnet.] Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. S. . . [Sudow], von der Sie unter dem Namen Niendorf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg“ gelesen; eine äußerst gutmüthige Frau. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand sich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen. — Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. — Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh. — Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recensiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich? [Vergl. „Zueignung“ S. 181.] . . .“

Agnes von Großmann, die Schwester der Emma Niendorf, war eine liebliche Erscheinung, eine „liebe Gestalt“ wie Lenau sich ausdrückte (Niendorf 43), verklärt durch den Zug ruhrenden Leidens, den eine zehrende Krankheit ihr aufgedrückt hatte. Emma Niendorf nennt sie (vergl. außer „Lenau in Schwaben“ ihr litterarisches Skizzenbuch „Aus der Gegenwart“, Berlin 1844.) bezeichnend „Magneteta“. Am 10. Juni schrieb Kerner an Emma (Niendorf 26): „Bon Magneta ist Niembsch herzlich begeistert! Sie ist aber auch!!! —“

Unterm 6. Juni notirte Emma (Niendorf 24): „Heute Abend, als wir bei Rheinbeck eintraten, gab Niembösch Magneta folgende Verse in ihr Stammbüchlein. Wahr seien sie wenigstens, sagte er. Es hätte lang in ihm geschwiegen; sie habe ihn wieder zum Gedichte begeistert:

„Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder,
Fern hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen Deine Lieder.

Die entflohn und nimmer kamen,
Freuden mit verlor'nen Namen
Kannst Du wiederbringen;
Und es treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie Dich singen.

Schwieg mir dann die süße Kehle,
Sucht' ich, aufgeschreckt, die Seele,
Die so schön geklungen,
Und es hat die wunderbare
Noch in deinem Augenpaare
Stille fortgesungen.“

Emma bemerkt dazu: „Wir finden die zwei ersten Strophen in Lenau's Gedichten [vergl. S. 219]; die dritte hat er beim Drucke weggelassen, weil, wie er später einmal erwähnte, die Reime „wunderbare“ und „Augenpaare“ ihm nicht gefielen“. Er hat aber auch in den beiden ersten Strophen Veränderungen vorgenommen, die vergegenwärtigen, wie er die Feile handhabte. Einen andern Blick in die Werkstatt seines Schaffens gewährt der später folgende Brief vom 19. April 1844 an Sophie. — Nach Emma (Niendorf 43) soll Lenau's Gedicht „Kommen und Scheiden“ (vergl. S. 174) auch auf Agnes gedichtet sein — im Frühling 1840. Kerner besang sie in seiner „Der Dulberin“ überschriebenen Strophe: „Du legtest einst in meines Herzens Schrein —“. In den ersten Tagen des Jahres 1845 erlag sie ihren Leiden.

An Sophie. Stuttgart, 20. Juni 1840. (Schurz II, 27.)
„Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabeli. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gebiegensten Substanz meines

Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Verführung mit neuen Bekanntschaften. . . .“

Am 24. Juni nahm Lenau an der Stuttgarter Feier des Gutenberg-Festes theil, das auch eine Spur in seinem Dichten zurückließ (vergl. „Gutenberg“ S. 218). Emma sagt (Nienborf 30): „Beim Gehen drückte er mir die Hand: „Sie haben mir heute große Freude gemacht -- gute Nacht, liebe Freundin!“ — Das war mir wie ein Ordensstern. Niemand verstand gleich ihm einzelne Worte, wie sie eben unserem Gemüthe wohlthaten, gar so lieb zu betonen, gleichsam mit der Stimme zu unterstreichen.“

An Sophie. Stuttgart, 27. Juni 1840. (Schurz II, 29.)
„Liebe Sophie! Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume schmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So schön wächst in ganz Schwaben keine Rose, wie die gemalte da. Dafür setze Ihnen der Himmel seine schönsten Freudenblumen ins Herz. . . . — Sie fragen um die Gesellschaften, in welchen ich alle die interessanten Damen gesehen habe? Solches ist geschehen bei Reimbeck, bei Madame S. . . , bei Weisser, S., in Gerach. Eine dieser Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffrännlein der Gräfin Marie, v. B., ein sehr hübsches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die B. und Agnes sind wieder fort. Von allen diesen Schönheiten ist jedoch in dem bewußten „Strohmagazin“ auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürftest die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, diesem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein“, das viel weniger narkotisch ist und würde es auch von den schönsten und aristokratischsten Händen geschwungen. Der von Karoline [Unger] mit mir besprochene Trauerpielstoff ist Ihnen längst bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre versprochene Recension vorenthalten; suchen Sie aber einen solchen, so will ich mich bescheiden. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 5. Juli 1840. (Schurz II, 31.)
„. . . Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen. — . . .
Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialbuchstaben lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. . . .“

Lenau war mit dem Reimbeck'schen Ehepaar noch einmal in Weinsberg bei Kerner, dessen Augenverdunkelung er im Fortschreiten begriffen fand, und reiste dann, wie schon erwähnt, nach Ischl, um seine Brieffschaften von Karoline Unger zurückzuerhalten, und von da ins steyerische Gebirge. — Am 10. August wandte er sich von Ischl aus wieder nach Stuttgart.

An Sophie. Ausage, 19. Juli 1840. (Schurz II, 36.)
 „. . . Nachträglich soll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beschreiben? Meinethwegen. Die Eine, Fräulein L. v. S., Tochter des Hofmarschalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und sehr gebildetes Mädchen. Ich lernte sie in Heilbronn kennen im Hause des Banquiers v. R., dem ich einen Besuch schuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Ischl war, in Wien aufgesucht hatte. Diese Frau und Tochter aber sind beide sehr artige Damen, letztere überdies recht hübsch. Besonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten. — Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie Jemanden [!] im Spaß anbieten möchte; denn meine sämtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein sämtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse. . . .“

An Sophie. Ischl, 2. August 1840. (Schurz II, 38.) „Liebe Sophie! — Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwischen uns geschehen. . . . — Sie fragen, wann ich in Heilbronn gewesen sey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen besucht. — Ich wohne hier in der sogenannten Kleienkammer, dem ersten Hause links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, fast gegenüber dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Köppler. — Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 18. August 1840. (Schurz II, 41.) „Liebe Sophie! — Ihr letztes schwindstüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf desselben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrscheinlich dießmal nur darum weggelassen haben, um meinen beglückwünschten Geburtstag in keinerlei Weise mit Blumen in Verbindung zu setzen. Ich danke Ihnen für diese sinnig-schweigende Anspielung auf mein obes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es seinen Anfang genommen. . . .“

An Max Löwenthal in Wien. Stuttgart, 30. August 1840.

(Schurz II, 42.) „Neulich spielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erschien ich in schwarzem Frack, mit neuen Pariser Handschuhen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteste und Feierlichste herausgeputzt. Er und seine Töchter empfingen mich huldfreundlichst. Da machte ich mit ihm einen Gang durch seine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speisesaale, weß mir! erblickte ich den Tisch mit zahlreichen Bedecken für mancherlei Gäste. Zum erstenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menschencheu und mit einer Indisposition mich entschuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hause mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Narrischgewordenen ansehen mag. Ich hoffe zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle bei mir nicht sich wiederholen. Cotta ist freundslich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.“

Leider aber wiederholten sich solche Anfälle von Menschencheu noch häufig; oft hatten sie nur den Charakter einer vorübergehenden Uebellaunigkeit, wegen der er plötzlich die Gesellschaft verließ; oft fuhr ihm etwas durch den Kopf, was ihm wichtiger zu sein schien, als seine Anwesenheit im Kreise der Freunde und ihrer Gäste. So berichtet Emma (Niendorf 31): „Wenn er sich nicht aufgelegt fühlte, schritt er mit leisem Rücken aus der Stube und ließ sich oft den ganzen Abend nicht mehr sehen. Zuweilen kam er jedoch plötzlich von selbst und war ganz traute Mittheilung. Er wartete bloß die Stimmung ab, um sich unter die Menschen zu mischen. Dann floß aber auch alles wie ein Quell hervor. Das nächste Mal mochte Lenau wieder ganz verbüstert und stumm sein. . . . Man hätte ihn für launisch halten können, suchte auch nicht selten sein Zurückziehen damit zu erklären, daß alle sehr productiven Naturen egoistisch sind.“

Von Herbst 1840 bis April 1841 verlebte Lenau in Wien. Er bewohnte damals zwei Zimmer bei einem ihm befreundeten Schwager Sophiens, Freiherrn von S., im Hause „Zum kleinen Greifen“, hinter dem Gasthof „Zum Erzherzog Karl“, in der Kärnthnerstraße Nr. 968 im zweiten Stockwerke.

An Emilie Reinbeck. Wien, 16. December 1840. (Schurz II, 44.) „Mit meinen poetischen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verborgen ist. Ich fühle die schlechte Geisteswitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun.“

An Emilie. Wien, 15. Jänner 1841. (Schurz II, 45.) „Ich hatte wieder schlechte Tage. Häufiges Uebelbefinden und namentlich der böse Hypochonder! Gebichtet wird wieder fleißig, gegeist noch fleißiger. Meine Passion darin ist hier schon berücksichtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Karl Groß, und ist so recht nach meinen Herzen, ein vollkommenes

Geigengesicht und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fiedelbogen. Großer Beethovenspieler. Ein falscher Ton erscheint ihm als ein großes Unglück. Meine Geige grüßt Sie mit ihrem schönsten, weichsten Tone.“

In einem Beethovenschen Geigenstücke muß man mit entsetzlichem Sprunge einen Ton in höchster Höhe haschen. Als Groß dies Lenau vorspielte, sagte er zu ihm: „Sehen's, Herr von Niembschl! Wenn man das spielt, sollte gleich ein Abgrund neben einem sein, um sich hineinanzustürzen, wenn man falsch greift!“ — Diese Vorstellung gefiel Lenau ungemein, und er ahnte den halbsprechenden Sprung wohl hundertmal nach.

Außer Karl Groß trat um diese Zeit noch ein Musiker zu Lenau in nähere Beziehung, die sich bald zu herzlicher Freundschaft steigerte. Es war der jugendliche Pianist und Componist Karl Evers aus Hamburg, der durch einen Brief von Emilie Reinbeck bei ihm eingeführt wurde. Dieser berichtete 1851 schriftlich über Lenaus Kunst auf der Violine (Schurz II, 48): „Sein Spiel war wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Er war schüchtern und spielte fast nie mit Fremden, mit mir jedoch sehr oft. Sein Liebling war die sogenannte Kreuzerische Sonate in A dur von Beethoven [die sogenannte Kreuzersonate, weil Rudolf Kreuzer gewidmet, ist die Sonate in A moll, op. 47]. Die Variationen darin spielte er bisweilen sehr schön. Die Akkorde im Anfange wurden ihm sehr schwer; er übte aber manchen Tag acht Stunden Violine mit solcher Leidenschaft, daß es ihm in der Gesundheit Schaden brachte, und ich ihn oft davon abhielt. Endlich gingen die Akkorde so ziemlich, jedoch beim letzten Satz der Sonate, welcher sehr feurig ist, ging er gewöhnlich mit seiner Phantastie durch; er hörte dann nicht mehr auf mich am Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesichte die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Die steyerischen und auch oberösterreichischen Ländler spielte er ganz ausgezeichnet. Ich schrieb mehrere seiner Lieblingsstücke, welche er vom Volke gelernt hatte, und nur nach dem Gehör nachspielte, in Noten auf. Es ist merkwürdig, daß er bei dieser Musik sich niemals im Tempo übereilte, sondern mit einer ruhigen Heiterkeit auf und nieder im Zimmer tanzte. — Auch wenn er saß, so tanzten seine Füße. Selbst bei ungarischen Melodien blieb er im gehörigen Takte, obgleich sein Gesicht finsterner wurde. Nur bei Beethoven verließ ihn alle Besinnung.“

Weiter berichtete Evers damals (Schurz II, 51): „Von Lenau's Gedichten wurden einige von mehreren Componisten in Musik gesetzt, jedoch meistens nicht glücklich. Zu meiner Freude gefiel ihm meine Composition seiner Gedichte, von denen er die Bitte: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!“ [S. 11] fast täglich auf der Geige spielte, so wie auch die „Schilflieder“ [S. 13]. Ich setzte noch in Musik: „An *

[S. 167]; „Einsamkeit“ [S. 168]; „Traurige Wege“ [S. 168]; „Herbstklage“ [S. 35]; „An die Entfernte“ [S. 173]; „Biflon“ [S. 164]; „Die Thränen“ [S. 110]; „Lied eines Schmiedes“ [S. 196, 403]; „An den Wind“ [S. 172].

Zu gleicher Zeit lernte Lenau den jugendlichen Dichter Moritz Hartmann kennen, der sich damals in Wien aufhielt. Dieser widmete ihm im Jahre 1845 seine erste Gedichtsammlung „Kedch und Schwert“, und im Jahre 1843 berichtete er über ihn in den „Grenzboten“ (Jahrgang 1843, Bd. III. S. 185; hier nach Schurz II, 46): „Von der Verschlossenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir so viel erzählt hatte, fand ich keine Spur; im Gegentheil war er damals, wie oft noch in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergessen, wie er einst im Gasthause an der offenen Tafel zwischen preussischer und österreichischer Politik mit wahrhaft Börne'schem Wize die Parallele zog, und das Porträt des Kaisers Franz, von Ammerling gemalt, schilderte. Ihm war das kaltenreiche Gesicht ein Buch, daraus er die komischsten Geschichten mit den erschrecklichsten Pointen vorlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe saßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entsetzten sich über ihr eigenes Lachen, das sie nicht unterdrücken konnten. Doch war sein Witz nur immer die Schale des tiefsten Ernstes. . . . — Er ist noch eine von den schönen Dichtergestalten, die selbst wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in seinem persönlichen Umgange hatte man die schöne Genugthuung, ganz denselben Lenau zu sehen, den man in den tiefmelancholischen Herbstliedern lieben gelernt, und denselben Lenau, der im Faust ein erschütternder Skeptiker, im Savonarola und den Abigenfern ein zürnender gottbegeisterter Redner ist. . . . — Lenau liebte sein Wien und vertheidigte es immer gegen die Anschuldigungen, als ob in seinem Schooße keine edle Frucht gedeihen, als ob sich aus seinem Volke kein edler Geist erheben konnte, ja er behauptete immer, daß die Oesterreicher mit zu jenen deutschen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Edle am empfänglichsten sind.“

So launisch und herb Lenaus kritische Aeußerungen über fertige, bereits anerkannte Dichter und Schriftsteller bisweilen waren (Beispiele bei Frankl 67—72), so wohlwollend, ja liebevoll kam er den Anfängern, deren Streben ihm gefiel, entgegen. Halbe Tage widmete er ihnen oft im Gespräche, entwickelte ihnen seine Gedanken über Kunst, machte sie auf das Geheimniß der Form aufmerksam, auf das, was sie lesen, was sie im Leben suchen oder meiden, thun oder lassen sollten. So z. B. ermahnte er den jugendlichen Julius Sturm, den er um diese Zeit einmal bei Kerner in Weinsberg traf, in eindringlicher, fast peremptorischer Weise, er möge sich doch ja bald verheirathen;*) dieser Rath war gewiß aus tiefstem Innern geboren, denn oft genug fühlte er schmerzlich, daß er das, wie er

*) So erzählte mir Julius Sturm.

sich ausdrückte, „verpakt“ habe. — Julius von der Traun, L. A. Frankl, W. Constant und andern jüngeren Dichtern war er durch Rath und That förderlich (vergl. Frankl 78—89).

An Emilie. Wien, 13. März 1841. (Schurz II, 45.) „Der Gang unseres Briefwechsels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir selbst schmerzlich ist, wie Ihnen, meine treue, geliebte Freundin. Der abscheuliche Winter mit seiner Ausgeburt, der Grippe, hat mich ordentlich gepackt. Ich bin seit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem thätigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung schon besorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausschlagen. Jetzt ist es damit vorüber, doch bin ich noch immer sehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsschmerzen, ein molestirtes Kinnlabengelenk und dergleichen kleinere Misereen. Dazu kommen noch hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhezerien plagt.“

Gemeinschaftlich mit Karl Evers reiste Lenau Anfang April über Linz, Regensburg und Augsburg nach Stuttgart. Zwischen Linz und Regensburg fragte ihn eine Dame, ob Evers, der ihm nicht unähnlich war, sein Sohn sei. Darüber wurde er melancholisch, und später fragte er Evers, ob er denn wirklich schon so alt aussähe.

Von der Reise berichtet Evers (Schurz II, 50): „Bagage hatte er gewöhnlich übermäßig mit; ich zählte 25 Stück; meine vier Stück abgerechnet, hatte Lenau also 21 Piecen mit, worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kästen, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewöhnt war, das mußte auch mit auf die Reise. — In Regensburg erklärte er, nicht mit dem Gilwagen, sondern mit einem „Hauderer“ weiter zu reisen; „da streckt man sich bequem aus, raucht Cigarren, schaut in die Wolken und läßt sich so angenehm weiterschleifen“. Dieß waren seine Worte. Da man uns aber in Stuttgart schon lange erwartete, so überredete ich ihn, es bis Augsburg per Gilwagen zu versuchen. Er war während dieser Fahrt sehr verdrießlich und sagte, dort angekommen, bestimmt, er fahre nicht weiter, sondern wolle wieder zwei Tage rasten und dann „hauern“. Mir ging aber die Geduld aus und ich ließ mich weiter einschreiben. Da man dort aber einige Stunden warten muß, so begleitete ich ihn mit seinen 21 Stück Gepäc in's Gasthaus, wo man um 1 Uhr zu Mittag aß. Es war aber erst 12 Uhr, Lenau hungrig, und als er noch auf der Flur des Hauses war, bestellte er sich schon ein Essen auf sein Zimmer, worauf aber die Frau Wirthin nicht höflich antwortete und ihm bedeutete: um 1 Uhr wäre table d'hôte, früher könne er jetzt nichts erhalten. Diese Antwort und die Manier derselben erschreckte den gutmüthigen Lenau so, daß er mich bat,

Lenau.

augenblicklich auf die Post zu gehen und einen Platz für ihn nach Stuttgart zu nehmen, und eine Viertelstunde später kam er wieder mit allen seinen Sachen auf die Post zurück.“

An Sophie. Linz, 6. April 1841. (Schurz II, 52.) „... Kaum angekommen, wurden wir von B. empfangen, und Evers mußte nolens volens heute Vormittag der Gemahlin desselben etwas vorspielen. B. wurde mir diesmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als sehen seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradien, als wahrhafte Neigung. — Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als todtte Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unbulbamer. Das Todte muß hinaus ohne Complimente. — Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen. . . . — Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpirenden Insolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmert Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Officierte kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte. . . .“

Am 11. April kamen Lenau und Evers in Stuttgart an, Lenau sehr leidend, namentlich von heftigen Rückenmerzen geplagt.

An Sophie. Stuttgart, 20. April 1841. (Schurz II, 55.) „Liebe Sophie! Diesmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitioser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf gesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Eysfluß, wenigstens fürs Erste, damit geschlossen seyn. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so roth, wie österreichische Generalskragen, und fand die Röthe auch über Brust, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruption ist eine rasche, allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeselliger Natur, und mir hoffentlich alle Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste daran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt. Fieber stellt sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine eblere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine gar unruhige, unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, Lenau.“

gekündigt würde. — . . . Während ich dieses schrieb, hat sich der Ausschlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer ist's recht warm, daß ich die Hände wohl ausstrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädchen heizt wacker ein, und wenn ich klingele, springt sie „tapfer“ (schwäbisch für „schnell“) zu. Meine freundlichen, theilnahmevollen Hauswirth [Reinbeck's] werden es an sorgfältiger Pflege eben so wenig fehlen lassen, als ich an Gehorsam. Höchst fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzustecken; das könnte zur Vervollständigung des obigen Cyklus noch fehlen. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 25. April 1841. (Schurz II, 58.)
 „Liebe Sophiel — Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier [vom 13. April], daß er eine Krankengeschichte enthalte, und beinahe erschrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht überladend, eine Reihe anderer habe folgen lassen [den vom 20. April und außerdem je einen am 22. und 23. April], welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Gesunder schreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'schen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht schreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind [er hatte von Reinbeck's, Hartmann's, Graf Alexander, Gustav Pfizer u. A. geschrieben]. Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdroffenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. . . .“

Kerner an Emma Niendorf. Weinsberg, 25. April 1841. (Niendorf 40.) „Reinbeck, E. [Emilie] und J. [Julie Hartmann] schreiben mir über den Jammer, daß unser Freund das Scharlachfieber bekommen. Ich schrieb ihnen, daß dies ein wahres Glück für sie sei, und daß ich sie beneide, dadurch den Niemb'sch so lange zu besitzen. Sie sind vielleicht über meinen Brief erzürnt — aber es ist doch wahr. Wäre Niemb'sch nur hier vom Scharlachfieber befallen worden!“

An Sophie. Stuttgart, 28. April 1841. (Schurz II, 59.)
 „Liebe Sophiel — Heute ist's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigstens der elfte. Nunmehr ist die Periode der Abschuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter so schön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigstens dem Bette zu

entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückselige Reisel! Hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchst störend bin ich den beiden hausgenösslichen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischen gefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich vollkommen damit einverstanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen, und nagt darin fort, als ein böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen [„Am Sarge eines Schwermüthigen.“ S. 237.] Es wurde just um Mitternacht fertig, als das Glockenzwölffmal erklang [vergl. „Einlang“, S. 335.]

An Sophie. Stuttgart, 1. Mai 1841. (Schurz II, 60.)
 „Liebe Sophie! — Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in Ischl wiedersehen. Noch halten die Bande, die mich an dieses Leben knüpfen. Meine Natur scheint sogar durch diese Krankheit, als durch einen kräftigen Ausstoßungs- und Reinigungsakt Anstalten zu einem gesicherten und recht arbeitsfähigen Wohlfeyn treffen zu wollen. Allerdings ist der Scharlach eine tödtliche Krankheit, und mir ist der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unsichtbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte sich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, seitdem ich wahrgenommen, wie schon ein lebhafter Gedanke im Staube ist, meinem Pulsschlag ein schnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit ist gegenwärtig meine Klage. Die Abschälung geht ziemlich rasch von Statten. Kopf und Brust sind immer frei geblieben. Mein Aussehen ist, besonders Dank meinem unbeschränkten Bartwuchs, nach der Aussage Reinbecks, schauerhaft. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 3. Mai 1841. (Schurz II, 62.)
 „. . . Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und bissigen erhielten; doch ich habe für jeden dieser Tage an Sie geschrieben, nur die Briefe nicht abgeschickt, weil sie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch schon viel geschmeibiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht. — Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht so verletzen, so könnte auch ein freundliches mich

nicht so beglücken. — Das ist die Schlüsselgewalt, die Sie über mein Herz haben. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 4. Mai 1841. (Schurz II, 64.)
 . . . Sie werden nun schon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich lass' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme so überführt, daß ich jetzt ganz led mit meinen Krankengeschichten herausbrüde. Und bin ich einmal gesund, so werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen. — Die Besucher halten sich noch immer ferne. Graf Alexander schreibt mir zuweilen. Ich antworte sparsam, indem ich besorge, daß ihm meine Zettel ansteckungsverdächtig sind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er sie berührt. Ein großartiger Hasenfuß in diesem Punkt! Die Wittve des berühmten Theologen auf der Durchreise wünschte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht gescheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier stärker sey als männliche Freundschaft. Ich danke für die Ehre. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 6. Mai 1841. (Schurz II, 65.)
 . . . Meine Gesellschaft beschränkt sich fast allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat sich mir im Damenspiel geboten. Ein kolossales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechselnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachspieler nicht unbedeutend zu seyn behauptet, fühlt als solcher seinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenspiel nicht auskommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Bornirtheit, wie sie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Musik gebracht von musikalischen barmherzigen Schwestern. Wenn das Clavierzimmer offen steht, so kann ich durch meine etwas geöffnete Thür, vor der mich eine spanische Wand schützt, jeden Ton hören. Diese unsichtbar hörbaren Spenderinnen sind: Fräulein Leibnitz, [Emilie] Zumsteeg, Evers und Madame [Kunigunde] Heinrich. Die Leistungen an Clavier und Gesang waren bis jetzt sehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine sehr frische und gute Jugendstimme, und, so viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Besonders angesprochen hat mich mein von Evers in Musik gesetztes Gedicht: „Ach wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!“ [S. 167. Das Gedicht ist an Sophie selbst gerichtet.] . . .
 — Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort Ihrer schönen, mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken. — [Folgt das Gedicht von S. 237.] — Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr: ich

erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder. — Unwandelbar Ihr Niembisch.“

Hierher gehört, was Emma (Niendorf 41) berichtet: „Die Thüren nach dem Corridor wurden geöffnet, und auch von der zu Lenau's Stube führenden, welche rückwärts auf Gärten, Berge und den Sonnenuntergang sah, ein Spalt, so daß der Dichter doch die geliebten Melodien nicht entbehren durfte. Dann war das ganze Haus voll Klänge. Ein Paar Mal verweilte ich, wie gebannt, vor seiner Thüre, wann er selbst geigte. Einst hörte ich so von ihm ein ganzes Adagio von Beethoven. Was für schmerzreiche und sehnsüchtig selige Töne! Gar wohl erinnere ich mir [sich], daß mehrmals belacht wurde, wie eine Dienerin der Familie so oft er die Violine spielte immer steif und fest dabei blieb: „er bläst“. Die Töne glichen wirklich denen einer Klarinette oder Flöte.“

An Sophie. Stuttgart, 14. Mai 1841. (Schurz II, 69.)
 „Liebe Sophiel — Sie sind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, sorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muse todt daliegen sehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich selbst lieber in Freuden mich begraben liesse, um Sie zu erhalten, versteht sich von selbst, viel weniger sagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beste ist — Sie haben mein Herz gebildet: dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich so eben ausgesprochen. Soll ein Baum kräftig und sicher zum Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich sehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgeborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die — an Geist und Herz mächtig wie wenige Ihres Geschlechtes — in einem höhern Lebenskreise das für mich gethan, was jene längst modernde andere theure Frau so gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit besserer Nachricht! So sehr bin ich von diesem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und schreiben kann, wenn es nicht der ist, den Sie gerne vernehmen: daß es immer besser geht. — Leben Sie wohl mit herzlichem Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembisch. — Schonen Sie sich beim Einpacken und bei allen Reiserüstungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abschiedsbefuche auf einmal; nur Alles langsam, langsam mit Würde und Anstand! Es schickt sich ja nicht einmal, so herumzufahren! Hören Sie!!!“

An Sophie. Stuttgart, 18. Mai 1841. (Schurz II, 72.)
 „. . . Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämlche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisebereitungen auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehittet hat, Andern so lieb und theuer zu werden wie Sie, so hat man sich

dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu Liebe auf sich selbst Acht zu haben. Also gelassen, gelassen! . . .“

An Sophie. Stuttgart, 20. Mai 1841. (Schurz II, 72.)
 „Liebe Sophie! — Wer weiß, ob Sie dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entweichen wollen, ist natürlich. Die Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich. So ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenpreizt, muß Einem Herzweh machen. — Wann wird die Welt vom Adel genesen? — Alte Klage, alte Frage! . . .“

An Sophie. Stuttgart, 23. Mai 1841. (Schurz II, 73.)
 „Liebe Sophie! — Mißlich ist es, an Jemand zu schreiben, von dem man nicht weiß, wo er ist. Fixire ich Sie in Wien, so schnellen Sie nach Ischl hinüber; und rede ich Sie hier an, so entweichen Sie nach Wien zurück. Ich stelle mich mit meinen Fragen, Wünschen und Grüßen also zwischen Wien und Ischl auf, und lasse Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum schreiben Sie so selten? Warum hat sich Ihre Schreiblust bereits zu einem viertägigen Fieber herabgestimmt? Das sind so Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Bestie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, sagt Karl Daub [sein bekannter Theolog], und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die ist schon besser, weil stillstg und sich selbst auffressend. Heut ist's die fünfte Woche vorbei, daß ich so verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen sterben dürfte. Das aber darf nicht geschehen, und ich werde Ihnen einst in meiner letzten Stunde gewiß sehr überzeugende Worte von der Unsterblichkeit sagen, und von unserem Wiedersehen im väterlichen Hause. — Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembtsch.“

An Sophie. Stuttgart, 26. Mai 1841. (Schurz II, 74.)
 „Liebe Sophie! — Ich sitze ganz stolz an meinem Schreibtische. So gut ist es mir zum erstenmale geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die schönen beglückenden Blätter! . . . Dr. Schelling hab' ich allerdings erst während meiner Krankheit in seiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becker, auch ein geschickter Arzt, der mich schon früher behandelt hatte. . . . — Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu seyn. Ja, der Trutschi [Arthur, Sophiens Sohn] ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen, und, wenn ich's im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlicke ist traurig. Ein Göttersommer soll das werden in unserem schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernst soll mir schön übersetzen, und Sie, theure Schülerin, sollen mir recht tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confusion

gemacht, und bringt ihn mir erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen. Grüßen Sie Liebroschel und Kinderlein. Ihr Niembisch."

An Sophie. Stuttgart, 4. Juni 1841. (Schurz II, 76.)
 „Liebe Sophiel — Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die sich bereits durch eine Zahngeschwulst ausgesprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen schlechterdings ans Reisen nicht zu denken sey. Das ist das Letzte, was ich mir gefallen lasse, dann aber versteh' ich keinen Spaß mehr und reise. — Also am 12. d. M. reise ich ab. — Sie haben aus einem meiner Briefe herausgesehen, daß ich eine Lust nach Gastein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiseplan als den nach Ischl fassen könnte. So sehr freue und sehne ich mich nach Ischl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einschlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Gerach zu begleiten. Gestern hab' ich mir den bösen Zahn, weil er mich am Reisen hätte hindern können, ausziehen lassen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu seyn, und muß nun sehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich erkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr. . . .“

An Sophie in Ischl. Stuttgart, 8. Juni 1841. (Schurz II, 77.)
 „Liebe Sophiel — Samstag den 12. reise ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatisches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgebreiteten Zuggpflasterstuck applicirte, doch am festgesetzten Tage setze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinem Leiden nicht abgethan seyn sollte, sammt Schmerz und Pflaster in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Diese letzten Tage sind für meine hiesigen Freunde die verlorensten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrscheinlich reise ich zu Lande des abscheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Ischl ein. — Eine wunderfame Ungeduld hat sich meiner bemächtigt, so daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht fühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen desselben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Gestern und heut hat mich M. besucht, und mir von Ihrem guten und Rosaliens üblem Aussehen erzählt. Ich hoffe von Ischl das Beste für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugesetzt, erst jetzt spüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede seyn. Leben Sie wohl, liebe Sophiel Ihr Niembisch.“

Auf der Reise nach Ischl besuchte Lenau am 14. Juni in München seine neuen Freundinnen Emma Niendorf (Frau von Suckow) und deren Schwester Agnes von Großmann. Es belustigte ihn, daß die

bayerische Jose, als sie ihm die Corridorthür öffnete, beim ersten Blicke ausrief: „Je, Sie sind g'wiß der Herr von Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein schon so lang' warten!“ Er blieb zu Tisch dort und erzählte sehr aufgeräumt von einem Traume Emilieus: sie habe ihn (Lenau) gesehen in den Armen eines riesenhaften alten Weibes: Alpenblumen trug sie an der Brust, ihre Locken rollten auf ihn herab; aber sie blieb ganz kalt bei seinen Liebsungen; und da kam es heraus, daß es — die Madame Steiermark sei.

Emma (Niendorf 46) berichtet weiter von der Unterhaltung bei Tisch: „Wir fanden den Ausdruck „Millefleursbildung“ schlagend, womit unser Freund [Lenau] einer gewissen modischen Allerweltsbildung gedachte. Er ist überhaupt auch in seinen humoristischen Augenblicken unnachahmlich. Nie vergesse ich die Art, mit welcher er, unwillkommenen Widerspruch erfahrend, zu einer von uns hochverehrten Frau in Schwaben [Emilie Reinbeck] zu sagen pflegte: „O Sie protestantischer Sauerampfer!!!“ — Heute klagte ich, daß mir von klein auf überall das Schreckensechse lähmend entgegen bröhte: „Nur nicht exaltirt!“ Und daß man überhaupt in diesem Klima so Vieles „Exaltation“ nennt. „Da heißen sie mich überspaunt“, versetzte Niembusch; „ich bin es nicht: sie sind schlaff.“ — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Bier sind die Hauptmomente, auf die man hier überall stößt. Ich war einmal um 5 Uhr Morgens mit dem Gilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um 8 Uhr in der Frühe: „Wann sind Sie angekommen?“ — „Heute um 5.“ — „Wie schmeckt Ihnen unser Bier?“ — Ich erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer seiner letzten Reisen nach Stuttgart. Auf dem Gilwagen saß er neben einer Dame. Sie hatte seinen Namen gehört. Nach seiner Gewohnheit wünschte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Auslönden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers oben auf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt sie in Trümmer und opfert sie dem Lieblinge der Götter. Wir Alle hätten unsere Hauben gern für ihn hingegeben. Es ist hübsch, daß so etwas in Deutschland nicht bloß einem Virtuosen geschieht. — . . . Ueber eine vornehme Ausländerin, die sich durch reine klassische Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deshalb jetzt, da die Blüthe gewichen, fast unschön erscheinen mag, äußerte er: „Eben diese Regelmäßigkeit ist so häßlich an ihr — wie ein Schweinstall, der im gothischen Style erbaut.“ — Nach Tisch kam Graf S. Auch an ihm bewährte sich wieder die Magie von Lenau's Wesen. Im Herzen getroffen von seiner Geistesvornehmheit blickte der schöne Jüngling zu ihm auf, die brausende Studentennatur, und war lebenswüthiger, artiger mit ihm, als mit der reizendsten Fürstin bei Hofe. Josephine Lang, [Gattin des Dichters und Criminalisten Reinhold Köstlin] welche Lenaulieder componirt hat, eigentlich für Magneta's [Agnese's] Stimme, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei, und

sang abwechselnd mit der andern Nachtigall [Agnes]. „Scheideblid“ [vergl. S. 131], dessen Melodie der Dichter heute zum erstenmal vernahm, rührte ihn tief. . . . Auf seine Bitten mußte Magneta es immer und immer wiederholen. Besonders die Stelle: Scheiden mußst' ich ohne Wiederkehr, die er wundervoll gesetzt fand. Eine Thräne rollte aus seinem Auge, wie er so regungslos darsaß am Piano neben den Beiden. Ich hätte ihn malen mögen: der bleiche Kopf, an den gelben Vorhang gelehnt, mit dem Rücken gegen das weite Rundfenster voll Epheuranken. . . . — Scheiden mußst' ich ohne Wiederkehr. — „Es ist etwas Zauberhaftes in diesen Tönen“, sagte Niembösch. Niemals sah ich ihn so ergriffen. Später sang man „das zerrissene Herz“ von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen“, erwiderte Lenau auf eine leichte Kritik von mir. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verstehen, nimm ein ganz zerrissenes Herz!““ Das ist, wie Lessing sagt: „„wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen““; so auch, wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, der hat keines.“ — — Die Unterhaltung lenkte sich auf Mendelssohn, der einst von unserer Tonkünstlerin [Josephine Lang], als sie noch kaum über die Schwelle der Kindheit trat, schon so bedeutsam geurtheilt. „Ich habe ihn“, erzählte Niembösch, „vor Jahren [es war im Jahre 1832] das erste und einzige Mal gesehen, und zwar auf sonderbare Weise. Ich war zu Heidelberg im König von Portugal. Um 11 Uhr weckt man mich aus dem ersten Schlase. Vom grellen Licht der Kerze beleuchtet, die ein Kellner in der Hand hält, steht ein Mann in schwarzem Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie“, sagt er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Silwagen.“ Schnell, wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche, interessante Gesicht.“ — Auch Lieder Kerner's erklangen. Von diesem Freunde sagte Niembösch nur vier Worte: „Er ist ganz Gold.“ — Abends schied unser Gast. Graf S. und ich gaben ihm noch das Geleite, brachten ihn zu Wagen mit einem Umwege durch den englischen Garten an sein Hôtel, . . . die Traube, wo alle Bekannten aus Schwaben abzustiegen pflegen.“ — So weit Emma Niendorf!

Schmerzlich vermisse Lenau bei seinem diesmaligen Aufenthalte in München seinen Freund Franz X. (von) Baader, der kurz zuvor, am 23. Mai 1841, plötzlich gestorben war, bald nachdem der bejahrte Mann seine Dienerin geheirathet hatte. Lenau, der ihn durch Martensen kennen gelernt hatte und auf der Durchreise in München sonst zu besuchen pflegte, nannte ihn einen der größten Männer seiner Zeit, vielleicht den begeistertesten Philosophen. Mit Bezug auf seine Verheirathung sagte er bei Tisch zu Emma und Agnes (Niendorf 45): „Ich fürchtete für ihn. Wenn man einmal Theosoph ist, so soll man sich fern von der Materie halten, denn die rächt sich immer.“ — Ein anderes Mal, nachdem er ihn besucht hatte, schrieb er von Wien aus nach Stuttgart: Er sei doch ein herrlicher Mensch,

er habe sich wieder recht an ihm gefreut. Ein Wort habe er ihm mit auf den Weg gegeben, das er wie einen schönen grünen Strauß auf seinen Hut gesteckt, und er wolle sich sein ganzes Leben daran erfrischen (Niendorf 281): „Die Gescheiten werden immer gescheiter und die Dummen immer dummer“. — Später (am 22. Juli 1842) äußerte Lenau in Weinsberg (Niendorf 127): „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr sprechen kann, geht mir ab. Er sagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem blauen Faden!““ — Aus einem Briefe, den Baader am 8. November 1837 an Lenau richtete (gedruckt bei Schurz I, 351), geht hervor, daß der Dichter eine Schrift des Theosophen zum Druck beförderte.

In Ischl angelangt, schrieb Lenau am 19. Juni 1841 an Emilie (Schurz II, 80): „Ischl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Lust zum Arbeiten. Das erste Abendroth auf den Höhen, die erste Alpenstimme einer Södlerin haben mich mit dem alten, nie zu schwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die dufende Naxb der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein schönes Land! Ich habe gestern mit meinen Soolenbädern begonnen, und werde sie fleißig fortgebrauchen.“ — Aber schon am 7. Juli klagt er gegen Emilie (Schurz II, 80): „Mein Fuß ist noch immer eine Qual und Hemmnis in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tiefnistende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung ist auch nicht die beste. Das Arbeiten geht bis jetzt nur so atomistisch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verstimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir seinen Anfang gemacht. — Ein solches Leiden, vielfach in seinen quälenden Erscheinungen und unüberschbar in seinem Verlaufe, ist eine schwere Last für's Leben.“ Das Fußleiden, von dem hier die Rede ist, entwickelte sich zur „Gicht des linken Hüftgelenks“ (Medel 615). Mit derselben behaftet, machte er in Begleitung von Sophiens „Ernstl“ einen Ausflug ins Gebirge bis zum schönen Pinzgau; am 5. August war er wieder in Ischl.

An Emilie. Ischl, 27. August 1841. (Schurz II, 84.) „Meine Alpenwanderungen sind nunmehr geschlossen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fusch war ein sehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigste Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklimmen sey (vergl. Rückerts Gedicht: „Mit vierzig Jahren ist der Berg erstiegen“ in dessen „Werken“, Frankfurt a. M., 1868, 69. II, 8), so bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reise nach Thal verbroffen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überrascht mich mitten unter meinen Wünschen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrscht in der Natur wie in der Menschengeschichte keine rechte Wirthschaft; wird

vieles vergendet und weggeworfen. Mein Sichtsleiden hat sich merklich gebessert; doch der böse Funke, nur unter Asche schlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachbel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon ist eine totale Verstimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre. In Stuttgart sogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenstimmung eine frohere.“

Einen sprechenden Beweis dieser Verstimmung lieferte Lenau dadurch, daß er am 6. September plötzlich nach Wien abreiste, aber in Gmunden umkehrte und am 7. wieder in Ischl war. Als Motiv dieser Umkehr gab er brieflich gegen Sophie an (Schurz II, 85): „. . . Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer so warnenden, überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur schleunigen Rückkehr um so eher entschloß, als ich überdies mein Manuscript in Ischl vergessen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, fernur noch ein fremdes wunderschönes Hemd, dessen Restituirung an den vielleicht bald abreisenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüssel zur Altschnerspelunte in meiner Rocktasche entdeckte. — Ich bin also wieder da, schreibe aber erst diesen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Absonderlichkeit von mir sehr in Ehren gehaltene Person, die erste Frische des Auslachsens ergeben lassen will. . . .“

An Emilie. Ischl, 24. September 1841. (Schurz II, 85.) „Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte. Gegenwärtig bin ich allein, meine ganze Gesellschaft ist fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl besser, doch ist mir — ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, dießmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.“

An Karl Evers in Stuttgart. Ischl, 24. September 1841. (Schurz II, 86.) „. . . Sei nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir nicht geschrieben habe; Alleinseyn thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund schreiben mag. — Ischl hat mich dießmal auch nicht frisch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter. — Du kannst die Größe meines Mißvergültens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgseseleien!“ —

Lenau.

Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu seyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe. — Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich caput; mein Schlaf ist ein scheues Reh; mein Appetit launisch wie meine Seele. . . .“

Bald darauf kehrte Lenau nach Wien zurück. Anfangs wohnte er am Mehlmarkt im Casino Nr. 1045 im zweiten Stock, gegenüber der Capuzinerkirche, sehr prächtig, — die zwei letzten Monate seines diesmaligen Aufenthaltes jedoch am Franciscanerplatze Nr. 911 der Franciscanerkirche gegenüber, aber mit den Fenstern in die Weiburggasse, im vierten Stock sehr anspruchslos. Im Mai 1842 reiste er dann wieder über Linz, Salzburg und München nach Stuttgart.

Von seiner Durchreise durch Salzburg berichtet Emma (Niedorf 52) unterm 26. Mai: „Er zog ein Messer vor: „Das ist vorzüglich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menschen, den Gesellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes, hübsches Ding; beide sprachen zusammen, und sie gefiel mir so gut, daß, als sie hinausgegangen war, ich zum Gesellen sagte: „Die ist gar hübsch, Ihr würdet gut zusammen passen, Ihr solltet ein Liebespaar abgeben.“ — Ist schon geschehen! erwiderte er so herzvergnügt, daß mich's gar sehr freute. Es war des Meisters Tochter. Der Geselle war mit ihr versprochen.“ — „Wenn Niembisch sagt: „Das freut mich!“ — fügt Emma hinzu — „strahlt es so auf in seinem Auge, daß man Alles vom Himmel herunter holen möchte, nur damit jener sich freue. Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, stellt Alles lebhaftig vor uns hin, seinen Vortrag mit den Blicken vervollständigend!“

In München besuchte er zwei Kirchen, worüber er von dort aus am 22. Mai an Sophie schrieb (Schurz II, 89.) „. . . Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garberobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmart. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen. — Dagegen gefiel mir die Allerheiligentapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen. . . .“

Am 23. Mai traf Lenau in Stuttgart ein.

An Sophie. Stuttgart, 28. Mai 1842. (Schurz II, 90.)
„. . . Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum
Lenau.

zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu hören hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerpläne hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüße an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembösch."

Zu Emma sagte er am 31. Mai in schwermüthiger Stimmung (Niendorf 59): "Unsere Zeit ist nicht für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin wie ein Stein, der auf einer ebenen Haide liegt." — Zu ihrer Gegenwart sprach er auch öfter davon, "wie er sich in spätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philosophische Arbeiten zu concentriren gedanke und vielleicht für das Alter geschichtliche Werke vorbehalten wolle".

Dem Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital überließ Lenau wirklich seine alte Geige, da er von demselben für 300 fl. Conventions-Münze diejenige gekauft hatte, die noch eine besondere Rolle in seinem Leben spielen sollte. Sie war ein Werk des berühmten Geigenbauers Giuseppe Guarnerio in Cremona, der zwischen 1690 und 1707 auf der Höhe seines Schaffens stand. Am 11. April 1844 erzählte Lenau in Stuttgart (Niendorf 167), wie kürzlich der Geigenmacher Schmid in Wien, der seine Passion für alte Geigen lenne, ihm eine vom dortigen Banquier Pereira gebracht habe, die dieser von seinem Vater geerbt hätte und nun für seinen kleinen Neffen aufbewahre. "Diese Geige ist eine Schwester der meinigen" — erzählte Lenau — "auch von Guarnerio. Es war ein großes Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm und auf jeder dieselbe Passage probirte. Der Ton der meinigen ist lieblicher, klingender; die andere ist heroischer, weiter, großartiger. Sie ist doch um etwas mehr, und dies Etwas — das ist ein Paar Tausend Gulden werth. Als ich darauf spielte, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Du verfluchte Geige!“ —

Die Guitarre war längst vergessen. Schon im Jahre 1835 sagte Lenau zu seinem Jugendfreunde Keiller (Schurz II, 135): "Die Guitarre ist zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber ist Menschenlaut."

Am 7. Juni feierte er in Gemeinschaft mit Hartmanns, Karl Mayer und dessen Frau bei einem Mittagsmahl im Garten des Babes zu Neustadt bei Waiblingen die silberne Hochzeit, die dort Reinbeck mit seiner Emilie beging, der früher dasselbe Fest auch mit seiner ersten Gattin erlebt hatte.

An Sophie. Stuttgart, 12. Juni 1842. (Schurz II, 91.)
 „Liebe Sophiel — Unerträglich Hitzel schlechtesten Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Weinbeck mit freundlichem Entsetzen: ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthschäden. . . . — Mein Zimmer ist gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, so verlasse ich es. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 16. Juni 1842. (Schurz II, 92.)
 „Liebe Sophiel — Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth sind. Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr theures Leben anbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Deffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau! — Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte [Feilen und Druck der „Albigenser“], mit deren Abschluß ich bei Cotta zufrieden seyn kann, indem mir der Großmüthige sogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht sehr rasch, aber stetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu seyn. Hinsichtlich meiner weitem Reiseplane wird Max wohl Recht behalten, daß solche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften [er wollte nach Paris oder nach Algen, wohin er aber nicht kam]. Mit der Gesundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut. — Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorstehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat sieben Jahre um sie gebient. . . .“

An Sophie in Karlsbad. Stuttgart, 28. Juni 1842. (Schurz II, 94.) „Liebe Sophiel — Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewissenhafte genaue Erfüllung Ihres Versprechens, sich die Kur recht angelegen seyn zu lassen. Sie sind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und sollen daher schon aus ökonomischen Gründen dahin trachten, daß die Badefosten nicht vergeblich angewendet werden. Ich setze, wie Sie sehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorglosigkeit (in Beziehung auf Ihre Gesundheit) selbst mit solchen Gründen zu Felde, die mir sonst nicht leicht in den Sinn kommen. . . . — Ich spiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und ließ genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzusteln. Mein Spiel machte zu meiner Vermunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation:

Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fack genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Abigensjer gefallen. — Demaleinst werd' ich doch noch ein Beethoven'sches Quartett gut spielen, etwa in einem Jahre. . . .“

Lenau sagte öfter, und noch im Anfange seiner Geistesumnachtung wiederholte er (Niendorf 252): „Ich hätte mich lieber auf's Geigen, als auf's Dichten legen sollen, ich hätte mehr davon gehabt.“ — An demselben Tage, an dem er vorstehenden Brief schrieb, sagte er (Niendorf 66): „Die Pfaffen sind um nichts besser, als im Mittelalter. Die Hegelianer und alle die Leute sind nicht so zu fürchten, wie die Hierarchisten. Darum begünstige ich jene, weil sie gegen den Fanatismus kämpfen. Da hat es noch keine Noth — und wenn sie die ganze Welt behegeln, und wenn sie allen Glauben und alle Religion vertilgen wollen: die ganze Welt würde doch nach Gott schmachten! Ich fürchte die Atheisten nicht — es ist gar nicht so böß gemeint. Aber diese Finsterniß, dieses Verunstalten! Die Pfaffen kommen gleich mit dem „Zündhölzchen“, setzte er lachend hinzu. „Ein Religionskrieg wäre ekelhaft“, fing er weiter an. „Aber es kann nicht dazu kommen. Die Leute glauben gar nicht mehr so viel, ihre Religion ist ihnen nicht mehr die Hauptsache. Die industriellen Interessen herrschen überall vor. Und wenn auch das Volk noch wollte, die gebildeten Leute würden sagen: „Lassen's mi aus, ich hab' net Zeit!“ —

Am 16. Juli fuhr Lenau von Stuttgart nach Ulbingen zu Uhlend, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reise nach dem Norden antreten wollte. Am 20. Juli Abends traf er in Weinsberg bei Kerner ein, der am 12. Juni an Emma nach Stuttgart geschrieben hatte (Niendorf 144): „Niembösch ist ein prosaischer Gefelle, daß er in Stuttgart sitzen bleiben kann und ich halte auf seine Poesie nichts mehr. Sag' es ihm!“

Emma (Niendorf 103, 107) berichtet: „Wie sie nun so da saßen die Zwei, Aug' in Auge, Justinus zu Lenau herabgebeugt, Haupt an Haupt, so innig — das war eine Freude zu schauen! „Er ist die Ananas“, sagte Kerner, der ihre Bekanntschaft erst vorgestern am Alfrebstage zu Schweigern gemacht, wo die edle Frucht aus Baden anlangte. „Das Sanfte und die Wildheit in seinem Gesichte — wie die Ananas!“ — Bei Tische sprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde“, erklärte Niembösch. „Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich in's Seelenleben vertiefen, Außerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durchschnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Kuck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußern Dingen abhängt — und immer mit Gewinn: es erfrischt.“ — Gelegentlich erwähnte

er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten“ („Des Teufels Lieb vom Aristokraten.“ S. 321), und sagte uns ein Paar kräftige Verse davon her, hinzufügend: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Bornirtheit. Auch in einem tieferen Sinne, speculativ philosophisch: Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Bervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott ausschwingen konnte.“ — . . . Nach solchen Tischgesprächen gingen wir noch hinaus in die warme feuchte Nacht. Im „grasigen Hag“, der Wiesenplatz, durch den sich unter Obstbäumen ein Pfad um die Stadtmauer schlingt, recitirte uns Niembösch einige Stellen über Taufe und Abendmahl, und setzte hinzu: „Das sagt ein Abigensfer. Sie werden mich excommuniciren.“ — „Was geschieht einem denn in Wien, wenn man protestantisch wird?“ fragte Justinus. „Man muß vorher noch sechs Wochen bei einem katholischen Geistlichen Unterricht nehmen.“ — „Da werden sie sich wohl bei Dir hüten, das wäre zu gefährlich, da würde der Pfarrer zuletzt selbst protestantisch!“ — Wie wir so den engen Höhlweg durch die Neben nach der Burg hingingen, sah Kerner Niembösch an, der bleich im Dunkel schimmerte: „Dein Gesicht glänzt wie Moses!“ —

Am folgenden Abend setzte sich Lenau in den Lehnstuhl bei der Ofenecke und plauderte recht ungewohnt traulich (Niendorf 119): „Wien ist mir sehr lieb und bequem — wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Orte halte ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Despotie. Diese reizt ihn auf. Jene mergelt ihn aus. Ich habe etwas Pudelhafes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessell! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige, und Menschenherz! Dayer begreif' ich auch den Weltumsegler nicht, der jahrelang von den Seinen fortbleiben kann.“

Am 22. Juli um 10 Uhr früh holte die Equipage von Baron F. Lenau, Kerner, Riedle und Emma nach E. ab. Als sie dort bei der Gutsherrschaft im Schlosse angelangt waren, kam das Gespräch auf zwei Fürsten der damaligen Zeit und ihre Ähnlichkeit mit einander. „Jener ist nur noch sentimentaler“, sagte Lenau (Niendorf 122, 123). „Da gibt man das Gefühl in lauter kleiner Münze aus, und wenn man's braucht, hat man nichts.“ — Dann vom ländlichen Aufenthalte: „Nichts Landleben für den Dichter — er bedarf Reibungen, Consiste!“ — Und später: „Ein Talent ist ein Gluck. Man sollte nur lernen lassen, wozu Trieb vorhanden ist. Unsere eklektische Bildung taugt nichts. Von allem ein Bissen — und wenn man fort geht, ist der Magen verborben und öde.“ — Sodann: „Es ist etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer
Lenau.

in Ischl war es meine liebste Erholung, einem kleinen Knaben [Sophiens Ernstl; vergl. S. CXVII] lateinischen Unterricht zu geben. Wo Kinder sind, machen sie's eben lebendig, und wenn sie die größten Dummheiten sagten." —

Später wurde der stattlich gewölbte Schloßkeller, reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäste illuminirt. Man ging von Faß zu Faß und kostete von jedem. Lenau war ganz vergnügt. Einer der Anwesenden erinnerte an Lenaus Gedicht „Auf ein Faß zu Dehringen“ (vergl. S. 73), über das Emma (Niendorf 125) bei dieser Gelegenheit meldet: „Der Dichter, welcher vor etwa zehn Jahren [1832] mit Kerner oft bei dessen in Dehringen [als Rentammann] angestelltem Schwager Ehmann war, dort Bälle und andere Vergnügungen mitmachte, ward von letzterem aufgefordert, den prächtigen Keller des Fürsten durch ein Gedicht zu verherrlichen. Als ich neulich mit Justinus in dieses Nachbarstädtchen fuhr, überreichte uns der Kellermeister auf seiner stolzen Treppe ein gedrucktes Blatt mit Lenau's Versen, die wir auch unten eingerahmt fanden an dem von ihm verewigten Riesensasse. Das Gedicht hat hier noch vier Zeilen weiter, die später in der Sammlung wegstelen:

Doch eh' Du scheidest, trinke noch
Ein volles Glas an heiliger Stelle.
Der Fürst, der Edle, lebe hoch
Mit Keller, Garten und Kapelle!

Ursprünglich stand in der vorletzten Zeile:

Der fürstliche Geselle lebe hoch,

Kerner hat sie aber etwas verändert.“

Vom Keller gings durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenstein überschaut. Oben im Cabinet schrieb Lenau in das Album einer Dame, die ihm die Feder in die Hand gab, ein Impromptu (vergl. S. 361).

„Er war so herzfreundlich mit uns Allen“ — plaudert Emma (Niendorf 126) weiter. „Eumal sah er mir lang in die Augen und sagte dann mit einem ausleuchtenden Lächeln in den seinen: „Sie haben recht poetische Augen!“ Ein Attestat, das ich mich nicht erwehren kann in mein Tagebuch einzutragen, als Personalie für meinen Lebenspaß.“ — Wie die anmuthige Emma im Kreise ihrer poetischen Freunde geliebt wurde, davon zeugt die erste Seite ihres Merkbüchleins, auf der in verschlungenem Autograph geschrieben stand (Niendorf 73):

Justinus Kerner
und Alexander
lieben Dich ferner
mit einander.

Und darunter mit Lenaus „klarer Perleschrift, die nur, wo er eilte, sich zu beschwingten Zügen erweitert und gleichsam über das Papier hinschiegt“:

Lenau.

Und meine Lieb' als Dritte
Geht mit in gleichem Schritte.

Nicolaus Lenau.

Später kam die Rede auf Paul Pfizers damals erschienenen Werk „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“, das Lenau soeben gelesen hatte und nun für „sehr bedeutend und eingreifend“ erklärte. Dann sprach man von gemeinschaftlichen Bekannten. „Es gibt so idealische Geschäftsmänner!“ sagte er mit Bezug auf jemand; „was nicht nöthig ist, kommt nicht bei ihnen auf; alles Ueberflüssige muß zurück, sogar im Gesichte; und so ist bei ihm alles fort, außer Haut, Knochen — und Geschäft!“ — Von einem Freunde und seiner Gattin sagte er: „In ihm ist der Zwiespalt mit der Erziehung und der reichen, schönen Natur. . . Er muß mit seinem Weibe oder mit dem sittlichen Gesetze brechen. Er ist wie Gold, aber er steht still. Sie ist klug, es ist bei ihr ein gewisser Instinct; wie die Spinne ihr Gewebe macht, so spannt sie ihre Intriguen aus. Sie hat Verstand, aber keine Vernunft. Verstand nur für das Nächste, keinen Ueberblick; sie ist wie die Kurzsichtigen, die in der Nähe oft sehr scharf, in der Ferne gar nichts sehen.“ — Einen schönen Hund betrachtend, meinte er: „Gottes Allmacht webet auch aus einem Hundschwanz“.

Abends daheim folgte Lenaus Auge der mit Bewirthung beschäftigten Emma, einer amuthigen Tochter Justinus Kerners. „Die schlanke Gestalt der lieblichen Braut!“ sagte er; „ich seh' eine Braut so gern. Das ist eine Zukunft! Ein ganzes Menschenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man so ein Kind hat aufwachsen sehen!“ — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich könnte auch Kinder haben; aber Die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können“.

Am 23. Juli Morgens reiste Lenau wieder nach Stuttgart ab, Kerner geleitete ihn bis Heilbronn.

Emilie Reinbeck an Emma Riendorf in Weinsberg. Stuttgart, 2. August 1842. (Riendorf 145.) „Liebe Seele! In dem Gebränge der Reisezurüstungen treibt mich vor Allem mein Herz, Dir noch zu danken für Dein liebes Schreiben, das mich tief gerührt hat. . . Meine Gesundheit ist besser; dagegen ist Riembusch seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl, scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorge gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen, und nun denke Dir, daß wir morgen fortgehen und ihn allein im Hause zurücklassen! . . . Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise, und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag hier an, und so lange wird Riembusch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an J. [Julie Hartmann] und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über

eine Stelle in den Albigenfern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las und sie deshalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembisch annahm, da sie doch nur eine Albigenfische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembisch den Brief nicht zeigen und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen danach, las, und fühlte sich, wie ich voraus besürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet.“ . . .

Nun hatte Lenau keine Ruhe, es trieb ihn wieder nach Weinsberg, wo er am 4. August Abends eintraf. Ein Berliner Doctor begleitete ihn.

Er war in der besten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien“, sagte er, „wenn ich den frage: „Was machen die Muses?““ so antwortet er immer: „„Ich lieg' ihnen nicht am Busen!““ — Man kam auf Uhland zu reden und auf sein erst später — 1844, 45 — erschienenenes Werk „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“, aus dessen Manuscripte Lenau kurz zuvor von Uhland selbst Einzelnes vernommen hatte. „Uhland hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter“, sagte er (Niendorf 129). „So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden.“ — Die Unterhaltung ging zu den Hegelianern über. „Es ist etwas Großartiges in dieser Negation“, sagte Lenau. „Sie ist der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philosophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts ist, und auch nichts für die Poesie, also nach gar keiner Seite etwas. . . . Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüsche steht, die ihren Kropf ausbläht, dann hält er sie für ein Paragraphenzeichen. . . . Ich habe einen geistvollen Hegelianer gesprochen, welcher äußerte: „Wenn man alles wegthut, so bleibt in der Welt doch noch ein irrationaler Rest, der nicht zu tilgen ist.“ — „Die Despotie“, warf Lenau nachher hin, „ist nicht so schädlich wie das Philistertum, das immer langsam an einem neßelt.“ — Er schief wieder, wie früher oft, in dem Gartenhause, in dem manches seiner Gedichte entstanden war, so z. B. „Zuflucht“ (vergl. S. 185) mit dem Anfange: „Armes Wild im Waldesgrunde“. Letzteres war ursprünglich „An einen jungen Freund“ überschrieben und Theobald Kerner, dem Sohne von Justinus, gewidmet, der damals noch Gymnasiast war. Es sollte diesem gleichsam eine Mitgabe auf die Universität, in das bewegte Leben hinaus sein und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter: für die von Lenau

Am folgenden Tage schlenderte man auf die Burg. Die ganze Natur schwächete vor Dürre, das Laub fiel von den Zweigen. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüſche ſtehen, die ſich oben unter Trümmern ausbreiten. „Da ſehſt“, ſagte er, indem er die todten Blätter mit ſeinem Stocke berührte, daß ſie raſchelten, „da ſehſt, und dann heiſt es, die Natur ſei liebevoll und ſchonend! Nein, ſie iſt grausam. Sie hat kein Mitleid. Die Natur iſt erbarmungslos!“ rief er mit einer kalten, vorwurfsvollen Schärfe, die in die Seele ſchnitt. Es entſtand eine Pauſe der Troſtloſigkeit. — Bei Tiſche neckte man den Berliner Doctor, weil er Sympathie zeigte für einen entſprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menſchen“, äußerte Lenau, „ſtreiten ſich zwei Gefühle: das moraliſche und die Freude an Abenteuern, das poetiſche Intereſſe. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bewauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunſt geſchicht iſt.“ — Als man davon ſprach, daß in Schwaben ſo viel geplaudert und geſchwätzt würde, bemerkte Lenau: „Das kommt von einem lebenswürdigen Zuge der Schwaben; es iſt die Theilnahme, die ſie für einen hegen. Da hat alles Werth, und jede Aeußerung wird wiederholt und erzählt und geſchrieben, Gott weiß wohin.“

Es entſpann ſich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutschland. Jener behauptete (Niendorf 139), „der Geiſt gehe von dort aus, wogegen die Andern einwandten, daß man gerade aus unſern Gegenden, die Hauptelemente ſolcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen“. — „Norddeuſchland, das von uns empfängt, iſt die Frau, Süddeuſchland der Mann“, ſagte Lenau. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir geſtern reiſten“, ſetzte er hinzu, gegen ſeinen Gefährten gewendet, „die ſo eine Liebe zur Poeſie ſchlicht und einfach darlegte (ſie recitirte u. A. Langbeins „Eginhard und Emma“), und die Frau von P. in Wien, die einen Salon macht und alle litterariſchen Notabilitäten einlabet, — an wahrer Liebe und wahrem Bedürfniffe der Poeſie ſieht ſie der armen Buchbindersfrau nach: Berlin iſt die Frau von P., und wir ſind die Buchbindersfrau. Schöpferiſches Intereſſe iſt in uns mehr, dort geiſtiges Intereſſe. Der Deſterreicher wirft in ſeinem Leichtſinne etwas hin, in welchem dann doch der Berliner ſelbſt wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblaſen. Das geiſtige Intereſſe iſt größer in Berlin, im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slawen rechnen. Das unterſcheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane ſchlüttet ſein Herz bis auf den letzten Reigentropfen aus.“ — „Behalten Sie deun gar nichts mehr zurück?“ fragte der preußiſche Doctor. Da machte Lenau ein ſehr ſchlaues Geſicht: „Ich komme hier nicht in Betracht, ich bin ein Magyare“. — Kerner ſtand bald nachher auf, lehrte aber gleich aus ſeinem Zimmer mit einem Papierſtreifen zurük, auf dem noch naß geſchrieben ſtand:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann besteh'n mit einem Kopf' allein,
 Es leget Gott in ihn stets auch ein Herz hinein.
 Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
 Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tisch sagte Lenau sehr gemüthlich zu Kerner: „Man sollte Dir eine Anstellung geben, daß Du so herum reisen könntest oder treiben was Du wolltest, z. B. als Geisterconsul“. Die Beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es den Anwesenden wohlthat. Lenau lehnte sein Haupt an Kerner: „Wer weiß, was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal hab' zu Dir müssen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verberht.“ Justinus sagte dann: „Mein erstes Gedicht soll an Dich sein, und an mein Glas von Dir“. Dann schnitt er mit einer großen Papierscheere Lenau, ohne daß der es merkte, eine Locke ab, und ging triumphirend heimlich damit fort. Wenige Tage darauf dichtete er das Lenau zugeignete Gedicht „Mein Krystallglas“.

Zwischendurch hatte Lenau folgenden Brief geschrieben:

An Sophie. Weinsberg, 5. August 1842. (Schurz II, 99.)
 „Cotta ist von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beschwor, seine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu besprechen habe. Das hat mich bisher festgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reise ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürrisch und verleidete mir alles Schreiben. Es ist auch nichts an dieser Brieffubeleil Leb' wohl! Niembisch.“

„Ihr letzter Brief war mürrisch“: — das verfolgte ihn und verdunkelte ihm innerlich einen äußerlich so heiter und ungetrübt verlebten Tag, wie dieser 5. August 1842 einer war.*)

Am Abend desselben kamen noch Fremde aus Tyrol. Lenau unterhielt sich gern mit diesen Gästen, denen er schon unterwegs begegnet war. Man ging noch auf die Burg „Weibertreu“ und ab

*) Nach Schurz ist der Brief an Sophie am 5. August 1842 geschrieben. Nach der Riemborf fallen die mitgetheilten Gespräche und Erlebnisse auf denselben Tag. Die vollständige Richtigkeit der Datirung bei der Riemborf, die Schurz stets auf Treu' und Glauben annimmt, ist jedoch sehr zweifelhaft. So schreibt sie z. B. unterm 4. August 1842: „Die von den Freunden aus Frankfurt mitgebrachte Kunde vom Heingange unseres Clemens Brentano [her am 28. Juli 1842 starb] zitterte noch immer in uns nach“. Dagegen steht in ihren „Sommertagen mit Clemens Brentano“, der ersten Skizze ihres 1844 erschienenen Buches „Aus der Gegenwart“, S. 1: „Es war der 31. August 1842, als uns die Todesbotschaft kam“. An einen Druckfehler ist hier nicht zu denken, denn sie fährt fort: „Am 31. August 1841 hatte mir Brentano sein Märchenbuch „Godel, Hinkel und Gadeleia“ geschenkt. Am Jahrestag einer Wanderung mit uns starb er.“ — Es ist hier nicht der Ort zur Kritik der Quellen zu einer Biographie Lenaus; es darf aber doch gesagt werden, daß das Lenau-Buch der lebenswichtigen, aber flüchtigen Emma Riemborf sehr incorrect geschrieben und deshalb von mir mit weniger Akribie benutzt ist, als andere Quellen.

fröhlich auf dem Thurme derselben zu Abend. Kerner spielte einen Abschied auf der Maultrommel, — dann fuhren alle fort in die Nacht, Lenau zurück nach Stuttgart.

Emilie Reinbeck an Emma Niendorf. Stuttgart, 27. August 1842. (Niendorf 147.) „... Daß mir schon die Freude auf den Besuch bei meiner lieben, guten M. dadurch sehr getrübt war, daß ich Niembösch in dem leeren Hause zurücklassen mußte, kannst Du Dir denken, und es war dann ein schlechter Trost als er acht Tage später auf seiner Heimreise [nach Wien] zu uns nach Heidenheim kam, in der übelsten Stimmung, kaum einen Tag blieb, und gerade den Morgen vor seinem Geburtstag, den wir so gern mit ihm gefeiert hätten, (zugleich mit der Genesung des geliebten Vaters) abreiste. Er war mißmüthig, schroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, suchte ihn möglichst zu entschuldigen, schrieb ihm aber doch offen und redlich über sein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm antraf, sein Eingeständniß desselben. — Indes muß ich Dir gestehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die so groß dastehen vor der Welt, und in ihrer Eitelkeit so klein sind, daß ein beschränkter Geist mit einem frommen demüthigen Herzen und aufopfernder Nächstenliebe gewiß vor Gott weit höher steht — darum wäre mir's auch sehr leid für Dich und mich, wenn Du mit Deiner Schriftstellerei in diesen Verband treten wolltest, und nach dem gefährlichen Geschenke des Ruhmes trachten, der so vergänglich ist, und oft so bitter Früchte trägt. — So ist es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembösch, als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den schon so viel fremde Bäche eingemündet haben. Es ist dies Gleichniß auch weniger auf seine Dichtungen, als auf den Dichter selbst zu beziehen, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab-, und Neuem zuwendet. Die Quelle bleibt ja doch! wiederhole ich mir zu meinem Troste immer, und ich will ihr ein getreuer guter Geist sein für alle Zeit. . . .“

Nachdem Lenau in Stuttgart mit Cotta verhandelt hatte, kehrte er nach Wien zurück, wo er nun seine größere Dichtung „Mischka an der Marosch“ (vergl. S. 297), die schon 1835 begonnen war, zum Abschluß brachte.

An Emilie. Wien, 21. November 1842. (Schurz II, 106.) „Mein Mischka ist fertig und freut sich schon, Ihnen vorgestellt zu werden. Sein Wuchs ist zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung schon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verse. Was mich an dieser Dichtung freut, ist, daß sie ganz im Tone meiner ältern ungarischen Lieder gehalten, jugendlich frische Naturmittel, ungealterte und durch meine spekulativen Vöcksprünge ungeschwächte Originalität an der Stirne trägt. Fast noch mehr
Lenau.

aber freut mich daran, daß mir die Veranlassung dazu durch eines Ihrer schönen Bilder geworden ist.“

Lenau wurde in diesem Winter immer bequemer, mürrischer und menschenscheuer. Er besuchte, wie sonst, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und bisweilen das ihrer Eltern, selten seinen Schwager, der in der Vorstadt wohnte, niemals das Theater, öfter aber Concerte. Er wohnte in der Großen Schulerstraße Nr. 861, im zweiten Stock, im Durchhause aus der Grünnergasse in die Wollzeile. Am 26. September 1842 starb sein väterlicher Freund Matthias L. Schleifer. Anfang April 1843 vollendete sich das fünfzigste Jahr, seitdem der Erzherzog Karl von Oesterreich, der Held von Aspern, das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen seines Fürstenhauses, das Maria-Theresien-Großkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. Dieses Jubelfest wurde auch von der Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst, und zwar durch einen großen Tonwettkampf gefeiert, den ein poetischer Prolog einleiten sollte. Lenau wurde, wahrscheinlich durch Sophiens Vater, der ein Beamter des Erzherzogs Karl war, dazu veranlaßt, denselben zu verfassen. Die Entstehungs- und Censurgegeschichte der Dichtung (vergl. S. 336) erzählte Lenau halb darauf, am 12. Mai 1842, in Stuttgart mit folgenden Worten (Riendorf 154): „Dieser Prolog ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lang nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so, und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt sein mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Altenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an, und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Rathhalgereien mit der Kritik los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog bulden mußte. Mit einem ganz feinen, diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern; worauf ich erwiderte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M. . . . heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernseber, und statt „böser Tropfen“, „Schmerzenstropfen“ darüber geschrieben; worauf ich ihn auf noch verberere Art sagen ließ: er solle mir meinen Blumen-

garten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen“, sagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ich's hinschrieb“. — Er bestand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen“. — Ich wußte wohl, daß ich ihnen so Trost bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war — und so errang ich den Sieg über die Censur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte.“ —

Das war der vierte und letzte Zusammenstoß, den Lenau mit der Wiener Censurbehörde hatte.

Er erhielt für diesen Prolog eine goldene Medaille, die mit ihm nur acht gekrönte Häupter empfangen. Sie traf unmittelbar vor seiner Abreise nach Stuttgart ein, ja man bedeutete ihn, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, da noch etwas für ihn anlangen solle; sie war von einem Handschreiben des Erzherzogs begleitet, in dem es hieß, daß nur Lenaus schnelle Abreise ihn hindere, wie er gewünscht hätte, dem Dichter persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben. — Jener Verein der Freunde der Tonkunst ernannte ihn zum Ehrenmitgliede.

Der Prolog erschien zuerst in der „Wiener Zeitschrift“, darauf in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“; aber in die neue Auflage seiner „Gedichte“ nahm ihn Lenau nicht auf. Man hätte ihn für ein „Fürstenlied“ halten können. Den schon in Amerika gedichteten „Protest“ (vergl. S. LXVI und 321) mit der Schlußstrophe:

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

hat er jedoch auch nicht in seine „Gedichte“ aufgenommen. So erschienen denn der „Protest“ und der „Prolog“, die sich biographisch ergänzen, auf Lenauischem Terrain zuerst, und der erstere überhaupt zuerst, unter den Gedichten des „dichterischen Nachlasses“. — Nur gegen die Vertrautesten sprach Lenau von der erhaltenen Medaille, weil ihm alles servile Wesen verhaßt war. An demselben Tage, an dem er sie den Freunden in Stuttgart zeigte, sagte er, lachend über die Widmung vor einer „Preghiera“ — (Niendorf 156): „Wie kann man ein Gebet Jemand widmen! Das ist, als bedicire man ein Gebetbuch. Die Musiker sind wie die Hunde, sie können keinen Augenblick ohne Herrn sein. Jede Linie, die sie schreiben, müssen sie Jemand bediciren.“ —

Auf der Reise nach Stuttgart kam Lenau am 28. April Abends neun Uhr in München an.

An Sophie. München, 29. April 1843. (Schurz II, 110.)
„. . . An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der
Lenau.

Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch diesmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zu Theil geworden. — Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Lebenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu schmieden. Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Maa und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger. Ihr Niembusch.“

An Sophie. Stuttgart, 3. Mai 1843. (Schurz II, 110.)
 „. . . Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab. — . . . Dingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratulire. . . .“

Mit Franz Dingelstedt, den Lenau schon 1841 in Ischl kennen gelernt hatte, traf er eines Abends, gleich nach seiner Ankunft in Stuttgart, bei Reinbeds zusammen; auch Emma Niendorf und Levin Schlicking, der soeben das Salzkammergut besucht hatte, waren anwesend. Ein Gespräch über die Schönheiten des Gebirges schnitt Emilie mit der Ermahnung ab, daß Lenau ohnehin Heimweh genug nach seinen Alpen habe. „Im Thale, in der Ebene, ist ihm jeder Schritt zu viel; nicht auf den kleinsten Hügel mag er steigen“, hieß es; „in den Alpen aber ist er rüstig und ausgelegt zum Klettern wie ein Gemsenjäger“. Dingelstedt meinte, es fehle Lenau nichts als eine große Stadt: „London, Paris — oder das noch größere Peking“. Ueber diesen Zusatz lachte Lenau hell auf. „Niemand lachte herzlicher als er“, sagt Emma (Niendorf 151); „vielleicht weil er es ganz selten that — eben so fern von Spott als von falscher Gefälligkeit — nur lachte, wenn es ihm ernst mit dem Späße war“.

Auch Feodor Löwe, dessen Begabung Lenau schätzte, besuchte denselben um diese Zeit öfter bei Reinbeds. „Von musikalischer Seite“, so erzählt Emma (Niendorf 153), „erfreute das verwandte Geigenpiel Kellers unsern Freund, und wollte er sich ein Fest bereiten, so wanderte er in später Abendstunde nach der Paulinenstraße zu Kunigunde Heinrich, welche ihm seinen Liebling Beethoven vermittelte, wie sonst Niemand. Desters habe ich den Dichter in diesem melodieureichen Stillleben gefunden, in heiligem Lauschen
 Lenau.“

versunken. Höchstens Seufzer ließ er vernehmen, beachtete Niemand, schwamm völlig allein im Meer der Klänge. Auch seine Blicke schweiften in unbekanntem Fernen, und meist rannte er, sobald die Künstlerin geendet, stumm davon. Nicht vergesse ich die Fluth von Thränen, die er einst bei diesen Klaviertönen vergoß. Untiefen seiner Seele waren aufgewühlt.“

An Sophie. Stuttgart, 11. Mai 1843. (Schurz II, 111.)
 „. . . Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben, wie eifrig er sich bemüht habe, mir das schöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreise zukommen zu lassen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geschrieben. Sie werden indessen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung“ gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitschrift“ schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besunge. — Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer sich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 17. Mai 1843. (Schurz II, 113.)
 „. . . Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intensivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden Rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betrefflich meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigenfern eine neue Auflage veranstaltet werden [vergl. S. 579 oben], und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte im Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. . . . — Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blattes. — Leb! Alle wohl! Niembösch.“

Niembösch an seinen lieben Trutsch. Stuttgart, 17. Mai 1843. (Schurz II, 113.) „Mein lieber Arthur! — Ich danke Dir
 Zenu.

herzlich für Deinen schön geschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis auf das schlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppriß sehr schöne Bleisoldaten gesehen, an welchen besonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater schönstens und sag' ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde; auch den Ernst und die Zoe sollst Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, sonst mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben ist etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären. — Ich küsse Dich. Dein Freund Niembösch."

An Sophie. Stuttgart, 24. Mai 1843. (Schurz II, 114.)

"... Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächtesten Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein literarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei seinem Horatio geblieben. Das Pfarramt [Schwab war seit 1841 Pfarrer und Amtsdekan in Stuttgart] ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Selt, Alter; Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiderte: „„Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir gibt, so wäre ich nicht da““. — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls. — Meine Studien mit obligatem Frühaufstehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß sie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Lust zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten sind die besten Springstöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten. — . . . Ich sehne mich nach Vergnügen und nach stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr aus Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Niembösch."

An Sophie. Stuttgart, 8. Juni 1843. (Schurz II, 116.)

"Liebe Sophie! — Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'schen Buchhandlung nicht erhalten; dieselbe wird erst in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieses Harrens und Anliegens müde! Schaffen sollte das einzige Geschäft eines Dichters seyn; wir sind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wissen, als ich selbst, ist gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode ar-

Lenau.

beiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Tasso beneidend sagt (vergl. V. Aufzug, 2. Auftritt):

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
D gab' ein guter Gott uns auch —

. . . Ihr Vater hat mir einen Brief geschrieben, einen sehr wohlwollenden, schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben. . . . — Wenn Rosalie nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen können, einen der edelsten gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gebiegener metallblanker Gedanken die Schläden im Unterleibe sitzen geblieben. — Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief. Warum ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembösch.“

Einer in Wien abzuwickelnden Erbschaftsangelegenheit wegen, die Lenau selbst als eine ganz fruchtlose erkannte, reiste er Mitte Juni von Stuttgart fort, aber — nicht nach Wien, sondern nach München. Wie er diesen Abstecher vor sich und Andern begründete, zeigt die nächstfolgende Brieffstelle.

An Sophie. München, 18. Juni 1843. (Schurz II, 118.)
„. . . Ich bin unterdessen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beschleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reisen müßte, schon ein Stück unterwegs zu seyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen seyn [so war es]. — Meine Verlagsnotizen sind noch immer nicht eingelassen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indessen hieher nachgesendet, und ich benütze meinen hiesigen Aufenthalt zum Studium der hiesigen Kunstsammlung mit Hilfe einer vortrefflichen Geschichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was ist die Ursache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante — . . . Ich bin verstimmt, so lange ohne Nachricht von Euch zu seyn. Wozu haben Sie denn schreiben gelernt, wenn Sie Ihrem besten Freunde nicht schreiben wollen? Grüße an Alle. Niembösch.“

An Sophie. München, 23. Juni 1843. (Schurz II, 119.)
„. . . Der erste Band meiner Gedichte ist bis auf zwei Bogen fertig corrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlasse ich München, das mir um so unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächstens einer großen Gesellschaft als Futter für die Neugierde vorgereicht werden soll. Ich aber empfehle mich gehorsamst. — Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist seyn muß, habe

ich aus eigenem Scupplerinstinkt gesprochen. Ich sagte, er werde in Karlsbad diejenige sehen können, für die ich ihn zum Freier bestimmt hätte; was er sehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie sie denn hieße? Ich sagte den Namen der Golden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigstens auskundschaften. — . . . Ihr lieber Vater äußerte in seinem freundlichen Briefe an mich den Wunsch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Prosa mitgetheilt hatte, in poetischer Form ausführen [vergl. S. CXXXIX; blieb unausgeführt]. . . .“

Ende Juni, als Lenau wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war, besuchte ihn der junge Dichter C. A. Schloenbach, der bald darauf über Lenaus äußere Erscheinung und sein Wesen folgenden Bericht lieferte (Schurz II, 120): „. . . Seine Züge sind tief gesurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft scharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt.“

An Sophie in Döbling bei Wien. Stuttgart, 6. Juli 1843. (Schurz II, 121.) „Liebe Sophiel — Schön ist die Rose Ihres Briefes, und schön sind die freundlichen Worte, die er bringt. Dank für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübschen Liebe danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß sie schon auf meinem heimischen Boden Oesterreichs auffuchen, wo ich einst meine ersten gefunden. — Porbeck [Herr von P. war Gesandter des Großherzogs von Baden] ist hier und besucht mich fleißig. Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anspruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdischen und christlichen Theologie, macht eine Reise durch ganz Deutschland in der großen Absicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und dasselbe sittlich und intellektuell, ja sogar auch bürgerlich, der übrigen Menschheit gleichzustellen. Er besitzt eine eminente Beredsamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in seinen Reden, als wäre er von prophetischem Eifer ergriffen. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 17. Juli 1843. (Schurz II, 124.) „. . . Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde [vergl. S. XXXVI und 111] bin ich ziemlich gesund. — Neulich hat mich Graf Alexander besucht in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Ersticken; doch die Gräfin behielt die ruhigste

Haltung, die freundlichste Fassung; sie hülftelte nicht einmal. — Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein seyn, als in unserm geräuschvollen Wien. In Stuttgart, dem Neste, hör' ich nur zwitschern und pipen, doch stört mich dieß mehr und ist mir lästiger als das lärmende Toben einer großen Stadt; denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur. — Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Plänen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressirt, in seinem übelverstandenen Eifer Spazien steht statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Thätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Zubenschaft. — Meine guten, getreuen Hartmanns, Kleinbecks müssen mir diese schreckliche Ede Kleinresidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz, erträglich machen; sie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, C. M., der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literatoren ein mißvergnüliges Murren zurückgelassen. Schon war eine große Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!“ Ich bitte nur um ein bißchen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisches öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Caricatur des öffentlichen. Grüße an Max und Alle. Ihr Niembösch.“

Emilie an Emma Niendorf. Stuttgart, 22. Juli 1843. (Niendorf 158.) „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich, auch haben wir gottlob gute Nachrichten von unsern entfernten Lieben, nun aber will Niembösch uns ernstlich verlassen und da wird die Leere in unserem Hause erst recht fühlbar werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir dies wieder auf dem Herzen liegt; denn es ist ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe — das Aufhören aller näheren Beziehungen schmerzt eben gar zu bitter nach einem längeren Zusammenleben, das doch wenigstens seine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden ist, unserm Freunde all' die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel mir nicht dies Glück versagt hätte. . .“

Am 26. Juli reiste Lenau von Stuttgart über Salzburg und Ischl nach Wien, wo er Anfang August eintraf. Den Herbst verlebte er bei Max Löwenthal in Unter-Döbling im kleinen Lange'schen Hause. Für den Winter bezog er eine Wohnung auf dem Spitalplatz Nr. 1100, Bürgerhospital, Hof VII, Stiege XIV, wo seine Fenster im ersten Stock in den Haushof zunächst dem Rärnthnerthortheater sahen.

An Emilie. Wien, 21. August 1843. (Schurz II, 128.) „Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Ich habe diesen Tag [Sonntag, 13. August, der letzte Geburtstag, den er mit gesunden Sinnen verlebte] bei meiner Schwester in Weidling [wo Schurzens sich ein Häuschen zur Sommerwohnung gekauft hatten] zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger Wein, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens eben so schmecken! Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Reige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Maple sehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorrätliche Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dicke derselben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich fast wie ein wehmüthiges Omen.“

Schurz hatte die Kerze Ende August 1842 bei der Beerdigung eines jungen Wiener Dichters, Theodor Motloch, getragen, der in Weidling gestorben war. Sieben Jahre später wurde Lenau nur wenige Schritte von dem Grabe Motlochs, demselben gerade gegenüber, zur Ruhe bestattet.

Im Herbst begann Lenau sehr eifrig das Alte Testament zu studiren, wozu er sich unaufhaltsam gedrungen fühlte und sogar einen großen Theil der Nächte verwannte.

An Emilie. Wien, 20. September 1843. (Schurz II, 129.) „Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermesslicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhörte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbst ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich, wie jene des Frühling, die Aeste starrer, die Rüste schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt, aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst. . . .“

Auf solch einsamen Spaziergängen entstanden um diese Zeit die neun „Waldlieder“ (vergl. S. 244); im nächsten Jahre erzählte er Berthold Auerbach, er habe bisweilen von Döbling aus („über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin sich der Unvertraute Lenau.

allerdings sehr leicht verirren kann“, bemerkt Schurz) seine Schwester Theresie in Weidling besucht, und (Schurz II, 130) „fast jedesmal verirrete ich mich im Walde, dann setzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieses, bald jenes Gedicht zu.“ Ein Theil der „Waldblieder“ entstand nach Sophiens Angabe im „Krausenwald“ oberhalb Grinzing.

Als Lenau jenen Waldbrief an Emilie zur Post trug, — es dämmerte bereits, — begegnete ihm, wie Emma (Niendorf 164) berichtet, ein Herr am Postgebäude, den er für einen Bekannten, für den Schriftsteller Fürsten Friedrich von Schwarzenberg hielt. Lenau ging ihm nach und begrüßte ihn, — da fand sich's, daß er ein Fremder war. Lenau entschuldigte sich: er hätte ihn für einen Bekannten gehalten, dem er so ähnlich sähe. „Gewiß für den Fürsten Schwarzenberg; man hat mir das schon oft gesagt.“ — Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr von Bayer, Gutsbesitzer, Preuße, erfährt, daß er Lenau vor sich habe, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen und bittet um eine Gunst: es sei ihm soeben ein Sohn geboren und den möge Lenau aus der Taufe heben. Bayer fleht so dringend, daß Lenau wirklich zusagt, während jener in den stürmischen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er sein Gesuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hinein ruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von statten, man war sehr heiter, und unter den Gästen befand sich auch jener Fürst Schwarzenberg, der unschuldiger Weise die ganze Pathengeschichte angestiftet.

Manche geistig belebte oder heitere Stunde verbrachte Lenau um diese Zeit im Verkehr mit Dichtern, wie Anastasius Grün, Karl Beck, Ludwig von Böhmner (pseudonym Reland und Morajn) und mit Musikern, wie Alfred Julius Becker, der 1848 standrechtlich zum Tode verurtheilt und erschossen wurde, Joseph Defauer, Joseph Fischhof und August Schmid. Letzterer berichtet (Schurz II, 132): „Es war an einem trübem Herbstabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hause begleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und hörchte sinnend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lasser und Frisken [Naschan, langsam; trischko, flink] gespielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriff und zu spielen begann. Ich werde dieses Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, hörchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden) herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte

Lenau.

und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Bassan, wie in stillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raschen Frischen wild ausschrie. — Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstummen die Klänge; eine tiefe Todtenstille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt.“

An Emilie. Wien, 18. November 1843. (Schurz II, 131.)
 „Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *ἀμφιμέλας*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. — Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich seyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.“

An Emilie. Wien, 24. December 1843. (Schurz II, 136.)
 „Mit meiner Gesundheit geht es besser, ja ich kann sagen gut. Eine Reise nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; doch besorge ich, sie würde, in dieser rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternenden Körper solche Anstrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Gesundheit geht es mit meiner Gemüthsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch gebraucht man gerade dieses am nöthigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst, oder vielmehr nur zum Verdruß leisten. — Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Uebelstände in meiner Seele.“

VII.

Am 9. Januar 1844 schrieb Lenau von Wien aus an Emilie Reinbeck folgende prophetischen Worte (Schurz II, 139): „Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vier-schrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.“

Einen neuen Beweis seiner immer zunehmenden Menschenscheu lieferte er wenige Tage später, als der Journalisten- und Schriftsteller-Verein „Concordia“ sich anschickte, den 53. Geburtstag Grillparzers, den 15. Januar, festlich zu begehen. Um ihn aus seiner Zurückgezogenheit zu dieser Feier heranzuziehen, wurde eine förmliche

Deputation an ihn abgeordnet, der Franz Stelzhamer „als Einer, den er immer wohl leiden möchte“, auch beigeßelt war. Dieser beliebte Dialektdichter erzählt darüber (im „Wanderer“ vom 11. Juni 1851, Nr. 256) Folgendes (Schurz II, 140): „. . . Wir sollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer schmeickelten, wahrscheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Lust war zu hören. Wir hörten ihn wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopfen wir; ein rauhes „Herein!“ und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinsteter Mann. — Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und sprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch—wieder—einmal—anschau—lassen“ und „was machen?“ und „wie ergehn?“ und hörte dann auch ziemlich geduldig unsere Proclamation an; aber gegen mich ein fahles, stark verfallenes Gesicht wendend, und seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um uns kreisen lassend, sagte er endlich: „Thut mir leid; hab den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute“, wandte er sich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer laß' ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!“ Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns schon wieder der helle Geigenklang nach. . . .“

Aber nicht immer zeigte er sich so menschenscheu. So besuchte er sogar in diesem Winter einen Artillerieball, auf dem er sich sehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe waren die Feuerwerker gekommen und hatten ihm eine Einladungsrede ins Bett hineingehalten. — Am 16. Februar schrieb er an Emilie (Schurz II, 141): „Meine Gesundheit hat sich auffallend gebessert, was besonders in meinem Abendappetit, zuweilen fast bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgestern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemästete Poularde nebst einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geschlafen bis neun Uhr des Morgens“. — Am 20. Februar war er auf einem Familienfeste bei Schurzens wohlaufgelegt und heiter.

Ende März brach er wieder nach Stuttgart auf, um dort eine neue Auflage seiner „Gebichte“, die siebente des ersten und die fünfte des zweiten Bandes, und die zweite des „Savonarola“ zu redigiren. „Don Juan“ (vergl. S. 673—727), die vierte und letzte der größeren Dichtungen Lenaus, war inzwischen begonnen und sollte nur in Schwaben beendet werden.

An Sophie. Stuttgart, 5. April 1844. (Schurz II, 144.) „Liebe Sophie! — Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geselligen, sondern in einem ziemlich einsamen, d. h. es faust und braust mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieser ist nebst Büchern fast meine einzige Beschäftigung, die Stunden des Essens abgerechnet fast ungestört kann ich daher meiner

bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und schreckte mich fast mit seinem üblen Aussehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umständen begleitet war. Er entsprang dem Bette und machte einen einsamen Gang nach Hedelfingen. Seltsamer- und glücklicher Weise hat an die nächtliche Wanderung des Kranken sich seine Genesung geknüpft, und der theure Mann ist Deutschland und seinen Freunden erhalten worden.“

In dem nächsten, am 12. April geschriebenen, Briefe an Sophie heißt es: „. . . Gesund bin ich, aber sehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angestrengetes und anhaltendes Studiren geworfen. . . .“

Mitte April besuchte ihn Berthold Auerbach bei Reinbeck. „. . . Ich empfang ihn“ — schreibt Lenau an Sophie (Schurz II, 150) — „— wohl hauptsächlich, weil sein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat, — auf das Beste. Er ist ein angenehmer Mann. Durch ein langes und sorgfältiges Studium Spinoza's, dessen Werke er verdeutschet, dessen Biographie er geschrieben hat, ist Auerbach mild und sehr human geworden. Besonders gefiel mir an ihm, daß er einen so netten und reinlichen logischen Haushalt in seinem Kopfe hat, ohne daß sein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeschichten [von denen damals die zwei ersten Bände erschienen waren] betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen. . . .“ — Auerbach seinerseits berichtet („Deutsches Museum“, hgg. von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn. Jahrgang I. 1851. Heft 1; hier nach Schurz II, 145): „. . . Bald nach den ersten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir ist es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag den rostfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das spanische Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne setzte, und nur wenig unschauend, immer nur dem Gespräche folgend oder still in sich hinein denkend, mit mir dahinschritt. Ich weiß noch genau, daß unser Gespräch bald auf Spinoza kam. . . . Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der so früh den Todeskeim in sich spürte, und deunoch keinem subjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menschlicher Erkenntniß ausgesprochenen großen Satz der Resignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitas non mortis (der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unser Wissen ist ein Wissen vom Leben, nicht vom Tode). — Da sagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes so oft ins

Antlig geschaut, sollte zweimal sterben! Lenau gestaub, wie so Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm selber kenne [vergl. dagegen S. XLVII und 428]. Sein Hang zu einer gewissen Mystik in speculativen Dingen gab sich offen kund, indem er hierin, wie es schien, mehr seiner besondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den schweigenden Naturen, die aber fern von lauerndem Anschalten sind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu sprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Gespräche das einsame in sich gelehrte Wesen. Seltamerweise hielt er mich gewissermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutschlands“, und gegen diese längst verschollene Kategorie hatte er den vorherrschenden selbstentzogenen vermenzelten Widerwillen, der sich bis zum Abscheu steigerte. . . . Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des ersten jungdeutschen Sturmes, „Lenau herunterzureißen“, weil er Lyriker und Süddeutscher und von Menzel gepriesen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht an fait der neuesten Literatur, er wollte sich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutsame herausfischen, er hielt sich gern an entschieden Gewaltiges, das dem Geiste eine Arbeit auferlegt. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 19. April 1844. (Schurz II, 146.)
 „Liebe Sophie! — Weber durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Brieffrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beschränken, will ich anders nicht schwatzhaft erscheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas rascher, doch immer noch viel zu langsam für meine Sehnsucht nach waldbiger Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dein unangenehmen Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte abzuhelpen. Diesesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!“ — Im Heidebild „An die Wolke“ lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
 Mit fort zu ihr die Kunde:
 Mein Herz, die arme Waise,
 Verblutet an der Wunde,
 Die mir mit ihrem Trug
 Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen. — Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
 Und trag' zu ihr die Kunde,
 Wie Schmerz und Groll noch ringen
 Und bluten aus der Wunde u. s. w.

Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiseplänen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebsten Ihre Briefe.“

Dieser Brief gewährt uns nicht nur einen interessanten Einblick in die Werkstatt des Dichters (vergl. S. CV), sondern auch in das innerste Seelenleben desselben: sein Verhältniß zu Bertha und ihre Untreue erfüllten ihn 1832, als das Gedicht „An die Wolke“ zuerst, in der ersten Auflage seiner „Gedichte“, gedruckt wurde, mit Schmerz; nun, nach Verlauf von 22 Jahren, erfüllt ihn die Erinnerung daran mit Schmerz und Groll.

Um in tiefster Zurückgezogenheit die Redaction seiner neuen Auflagen zu fördern, machte er Ende April einen Abstecher nach Heidelberg. An Sophie. Heidelberg, 27. April 1844. (Schurz II, 148.) „Liebe Sophie! — Mit einer raschen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich gestern Stuttgart, wo ich trotz möglichster Zurückgezogenheit viel zu viel in Anspruch genommen war, verlassen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günstiges Omen für meine ersehnte Einsamkeit möcht' ich es ansehen, daß ich in einem sehr geräumigen Silwagen ganz allein reisen konnte. Das Wetter war außerordentlich schön und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde Gespenster und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinstarrte, war mir manchmal, als säße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum ist denn mein Nachbar gar so still?“ Und diese Vorstellung wurde so lebhaft, daß ich mich scheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Gesellschaft nicht zu stören. Vielleicht gedachte meiner zur selben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Wesen, das in seinem Herzen Jugend, Poesie und Frühling beschloßen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie. — Heidelberg ist schön. Ich bewohne im Gasthose „zum Prinzen Karl“ ein großes, bequemes und sehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche

Kuine und grüne Waldehöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Silwagen und schütze mich vor Invasion in meine Einsamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, so ist bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormalß die Muse mir hold. „Die Winternacht“ [S. 14], „Wurmlinger Kapelle“ [S. 36], die Schiffs- und andere Lieder [S. 13] sind hier entstanden. Der Morgen ist schön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich“ u. s. w.“

Aber die productive Stimmung kam nicht, und die alte Ruhelosigkeit ließ ihn auch in Heidelberg nicht lange verweilen.

Emilie an Emma in München, 15. Mai 1844. (Mendorf 174.) „... Niembß blieb nur zehn Tage in Heidelberg, kam aber sehr befriedigt von seinem Aufenthalt zurück, und zur Freude Derer, denen sein Umgang immer unentbehrlicher wird, obwohl er meist stumm und verschlossen ist, oft gequält von dem bösen Dämon Hypochonder, den er „Stuttgarter Lust“ nennt. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 10. Mai 1844. (Schurz II, 151.) „Liebe Sophiel — Nicht die Gesellschaft, sondern die Lust, die schwere, drückende und energielose, ist es, was mich körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigenthümlichen [nämlich: daß aus dem Frühlinge der Erde die entschundene Jugend als holdes Gespenst uns anlächle; vergl. vorige S.], ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandtschaft ist doch die innigste, und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen, werd' es aber thun, sobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzusehnsüchtigen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Ablehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühlinge aber thut sie Buße und die thauenden Ströme sind ihre Büßerthränen, die ihr das Angestcht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — . . .“

An Sophie. Stuttgart, 17. Mai 1844. (Schurz II, 152.) „Liebe Sophiel — Beständiges Unwohlseyn, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Nerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die
Lenau.

Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sey; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, bresthaft und elend seyn muß. Verdammtes Kloakenhal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Bindungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeslecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

[Vergl. S. 353 und LXXIII.] In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhast, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimath“. . . .“

An Sophie. Stuttgart, 24. Mai 1844. (Schurz II, 154.)
„. . . Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Mainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt. Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Porbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tode ihres Vaters einsamer und selbstvergraber als je. Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser, doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlseyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das ist keine gesunde Respiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst. Ihr Niembisch.“

An Schurz. Stuttgart, 4. Juni 1844. (Schurz II, 155.)
„Geliebter Bruder! — Ich habe in den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichsten Energie wurden die Geschäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwischenspiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg ist, die Schweiz und unser Oesterreich natürlich abgerechnet, einer der schönsten Punkte Deutschlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüssen ersten Ranges. Ein Himmel wie ich ihn nur auf einigen griechischen und italienischen Landschaften von Rottmann, Marco u. A. gesehen, mit jenen stillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogesen begrenzt, ergriffen mich dergestalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltsame Wandlung meines Wesens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derselben Stelle geweint vor elegischem Uebermaß

der Empfindung. — In Heidelberg besucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmerer. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren scheiden ließ. Diese waren unschädlich an seiner Freundschaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslassen. Auch seine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schlosser und Servinus blieben unbesucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit seinen philisterhaft bornirten und dictatorisch unverfälschten Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schlosser aber ist so mit ihm verwachsen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müssen. . . . — Nun einige Nachrichten von meinen Geschäften. Von der neuen Taschenausgabe meiner Gedichte ist der erste Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, schlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Dou Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, soll seiner Zeit für sich allein erscheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's ist bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeschritten worden. . . . — Ueber meine ferneren Reisepläne hat zunächst ein trauriges und beunruhigendes Ergebnis entschieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Untersuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Brustwassersucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebst Arzneien den Besuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entschlossen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einsamen Waldgegend durch meine Gegenwart angenehlicher zu machen. — In den ersten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schwester Lotte, Reinbeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reise in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. . . . — Gott gebe, daß Du und die Deinigen gesund bleiben! Meine Schwester Therese, die in der Centralgegend meines Herzens sitzt, lässe ich zu tausendmalen. . . .“

Anfang Juni lernte Lenau Ernst Bandel kennen, der sich damals in Stuttgart aufhielt. „Eine merkwürdige Figur“, äußerte er, „ganz ein Künstlerkopf, prächtig!“ — Als sich die Rede auf den Umgang mit hochgestellten Personen lenkte, sagte Lenau (Riendorf 179): „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung sein. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf. Nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contact. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Heilwunder meiner selbst, weil man doch dergleichen

thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht — ich will nicht exceptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben.“

An Sophie. Stuttgart, 14. Juni 1844. (Schurz II, 159.)
 „Liebe Sophie! — Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im Reinen habe, reise ich ab, d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus! . . .“

Er fuhr zunächst in Gemeinschaft mit Frau Kunigunde Heinrich zum Grafen Alexander nach Serach, wo er am 17. Juni verweilte. Bei dieser Zusammenkunft sahen sich die Freunde zuletzt; in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1844 starb der Graf zu Wildbad an einem Hirnschlage.

Am 20. Juni kam die Rede auf Feuchtersleben. „Er ist sehr human, sehr redlich“, sagte Lenau, „aber sehr — von Weisheit triefend. In Alles will er wenigstens eine halbe Lehre hineinbringen oder doch nur ein Achtel. Ich habe ihm deshalb einen Namen gegeben — er ist Arzt —: „der Pyramidendoctor!“ — Ich kann diese Leute nicht leiden, diese Herren; sie wollen immer lehren, geben immer Aufschlüsse. Wie der Eckermann. Der hat alles aufgeschrieben von Goethe, wenn er es auch nicht verstand.“ — Emma (Niendorf 194) flüht hinzu: „Bei diesen Worten machte er so eine prächtige, devot aufstrebende Miene und Geberde. Ich fühlte, daß ich roth wurde. Weil mir mein Tagebuch einfiel und ich mir innerlich sagte: Du machst es ebenso! —“

Später am Tage sprach sich Lenau über verschiedene Coterien in Wien, besonders über die dortige Geldaristokratie aus. Dabei, so taugebucht Emma (Niendorf 200; vergl. Schurz II, 174) weiter, erzählte er: „Die alte Frau von P. hat im Winter ihren Salon, wohin sie lauter Künstler einladet, Dichter, Virtuosen u. s. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird soupiert. Sie hat mich auch schon oft dazu einladen lassen, durch W., der ein Freund von mir ist. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnte ich ihr aber doch nicht ausweichen. In Ischl, auf der Esplanade. W. saß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und sagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P., vorstelle.“ — Sie sagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen schenken?“ — Nur so hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Cottise machen und setzte mich neben sie auf die Armlehne der Bank, sah zu ihr herunter und sagte: „Nein, ich muß Ihnen recht sehr danken“, und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile stand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Bist Du im Négligé, so will ich's auch sein!“ — „Erlebten wir
 Lenau.

es doch selbst“, fügt Emma hinzu, „daß Jemand, dem Lenau vorgestellt wurde, herablassend zu ihm sagte: „Ihre poetischen Versuche habe ich gelesen“. — Das Gesicht, welches der Dichter bei diesen Worten machte, kann man sich nach der eben von ihm berührten Anekdote süglich selbst denken.“

Hieher gehört, was Berthold Auerbach berichtet (a. a. O., bei Schurz II, 166): „Lenau ließ diese Leute [die gewöhnliche Sorte der Badegäste eines Kurstades] ruhig an sich herankommen, wenn er auch bei aller Leutseligkeit sich manchmal bei mir über ihr zudringliches Wesen beschwerte. Dabei lag aber in seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung eine gewisse unmittelbare Majestät, daß die „Dominoherren“ es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuspringen, Neckereien und kleine Verdaunungsscherze an ihn anzubinden. Das bewährte sich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Conversationshause gingen. Dort stand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „famillionär“ auf die Schulter und sagte: „Na, Lenau, wo treiben Sie sich herum? was arbeiten Sie? bekommen wir bald wieder was Neues?“ Es fehlte wenig, daß der Mann nicht Niemböschchen sagte. Lenau rauchte, ohne zu antworten, seine Cigarre, und schlug nur einmal sein großes Auge auf nach dem Manne, der sich gescheucht zurückzog und sich etwas zu schaffen machte.“

Wie Lenau als Mensch und als Dichter seine Würde zu behaupten verstand, davon noch folgende Beispiele. Frankl (S. 90) sagt: „Er duldete . . . nicht, daß Andere sich einen ziniſchen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hoch gestellten Manne mit den Worten: „Das ist sehr ordinär!“ den Rücken lehrte, und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi [Er mag es sich selbst zuschreiben]!“ — Lenau selbst erzählte (Miendorf 225): „Einmal kam ich zu dem Director der dortigen Anstalt [des Salinenoberamtes in Smunden]; da war noch ein anderer Mann bei ihm. Es ist obdies dies Vorstellen: Wie kann er wissen, ob ich den Menschen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er stellte mich als den „Dichter Lenau“ vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt so viele pseudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben sollte, um sie nicht zu verwechseln“. — „Wer einen Katalog braucht, um sich die Namen zu merken, thut besser, sich nicht darum zu kümmern“, sagte ich und ging weg. „Du kommst mir recht!“ —

An Sophie. Stuttgart, 20. Juni 1844. (Schurz II, 159.)
„Liebe Sophie! — Wie mir hier Alles langsamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, so wahrte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheiten über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. . . . — Meine Miniaturausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch seyn. Beide Bändchen

sind zu gleichem Umfange angewachsen, und ich habe, die Auflage castigirend, mehrere, namentlich polemische Gedichte, mit der Färbung ausgemerzt [vergl. S. X], über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich besser geworden ist. . . .“

An Sophie. Baden, 27. Juni 1844. (Schurz II, 160.) „Liebe Sophiel — Gestern bin ich hier angekommen. Baden[=Baden] und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Rüste, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmiluzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spieltenfel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niemand, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind“. Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden [August] Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Straduarium mit großer Meisterschaft. Die Reinbeck'schen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unerseßlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbach's Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophiel! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Dießmal hoff' ich auch Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.“

An Sophie. Baden, [ohne Datum] Juli 1844. (Schurz II, 161.) „Liebe Sophiel — Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Delfarbe sinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer [parterre, dem „Holländischen Hofe“ gegenüber] für ein mäßiges Miethgeld, werde

mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens Fränkel. Er ist Magneteiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden [Theodor] Mundt, [Georg] Herwegh und [Heinrich] König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichsten Gruß bringen“. Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinausgeregert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten [vergl. S. LXIX]. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg *posto restante*.“

Emilie an Emma in Weinsberg. Lichtenthal, 8. Juli 1844. (Niendorf 202.) „... Alles stimmt zusammen in den melancholischen Grundton unseres hiesigen Lebens. Wir hatten bis jetzt fast immer schlechtes Wetter, und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einsam und verlassen, denn der Freund Niembsch ist uns ganz abtrünnig geworden, unterhält sich in Baden so vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Besuch bei uns abstattet, doch nie bei uns ist, und durch dies gleich wieder Fortteilen mehr peinliche, als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Henriette Ottenheimer [lyrische Dichterin] ist unsere einzige Ressource, eine liebe treffliche Seele, die uns immer Freude zu machen sucht, an unserm Leiden warmen Antheil nimmt. . . . Die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Grafen Alexander im Wildbad, die uns Niembsch gestern Abend brachte, hat ihn und uns Alle sehr erschüttert, und ich gedachte gleich dabei unseres guten Kerner's, Deiner, wie dieser Verlust so tief schmerzen werde. . . .“

Lenau erzählte Auerbach, er sei nach Baden-Baden gekommen, um hier im Anschauen des genußjägerischen Wohllebens aller Art seinen „Don Juan“ zu vollenden. Mit den Worten: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander sagen“, hatte er mit Auerbach Bruderschaft gemacht, der seinerseits bemerkt (a. a. O., bei Schurz II, 166.): „Ich will es hier nur ein- für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und seinen gigantisch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie sie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und diesen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.“

„Lenau“, so erzählt Auerbach weiter (a. a. O., bei Schurz II, 168, 169, 170, 172), „kannte das schwäbische Bauernthum ziemlich genau. War er ja in Gemeinschaft mit schwäbischen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beschäftigte mich gerade damals mit dem Entwurfe eines Romans: „Die Auswanderer“, und Lenau versprach mir eine ausführliche Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm versprach, ihn selber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligrath's ausgewandertem Dichter, und zugleich als ein Stück modernen Arious, der den Bauern auf dem Schiffe zauberisch Geige spielt, und bei ihnen zur Nythe wird, die sich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel sich sehr in der Rolle und malte sich als Nythe manchmal spaßhaft aus, wobei er seine Gestalt und seine Miene seltsam anstarrte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von diesen Phantasienspielen. Ich schalt ihn oft darüber, daß er diese seine Weltfahrt nicht zum Gegenstande eines Epos gemacht, statt daß er sich an bereitete Stoffe wie Faust und Don Juan hingab, in denen das Augenmerk weniger auf die Handlung, als auf die Behandlung gerichtet seyn mußte. . . . — Die neuösterreichische lyrische Poesie hat in einer Fülle von Ueberkraft sich von der mustergültigen Goethe'schen Einfachheit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlanqe des Ganzen unterthan ist, und nicht eine Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstständigen Gehalt einzuknüpfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch nothwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurirter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er ließ nicht ab, bis ich ihm dieß an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wählte dazu das sonst so schön-melancholische Gedicht: „Die Heidelberger Schloßruinen“ [S. 69], die er „der Zeit steinern stilles Hohngelächter“ nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er schnell: „Hast recht, hast recht, Brüder!“ und jede fernere Erörterung abschneidend, setzte er hinzu: „Red' nicht, brauchst weiter gar nichts zu sagen!“ Bei anderen Stellen sagte er wieder: „Red' nichts, red' nichts, kannst tausendmal recht haben, es bleibt doch.“ — . . . In philosophischen Discussionen konnte man längere

Lenau.

Auseinanderfetzungen von ihm vernehmen, sonst sprach er meist nur kurze Sätze und ging auch gerne schweigend neben dem Freunde. Ueber literarische Dinge ließ er sich selten vernehmen, und viele Gedichte, die er über die Verkehrtheiten der Kritik, der Tendenzjägerci u. dergl. gemacht hatte, sah er selbst als momentane Abwehr an, so daß er sie nicht wieder aufnehmen wollte [vergl. S. X, CLIV]. Ueber Seine ist mir ein Ausdruck von ihm erinnerlich, er sagte: „Mir bleibt es ein psychologisches Räthsel, wie man ein so offenes Genie und doch so verlieberlicht seyn kann“. — . . .

„Eines Morgens kam Lenau ganz verjüngt und wonnestrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er gestern zum Nachessen nach dem englischen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngste zu sitzen, und auf die unbefangenste Weise knipfte sich ein Gespräch an, in dem seine ganze Seele aufging. Er ergoß sich in den überschwänglichsten Ausdrücken und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubil eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit einem frohen Selbstgeföhle aus, daß sie nicht wisse, wer er sey, sie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talentcs und der Stellung Wohlgefallen gefunden. — Das war's, was er schon lange sich ersehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Guadengeschenk. Es läßt sich nicht beschreiben, wie leichtbeschwingt und morgenfrisch die Psyche des Dichters sich erhob. — Er hatte erfahren, daß die Damen schon heute nach Tische abreisen wollten; er wollte nun der Goldseligen eine Freude, ein liches Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt und Lenau schrieb ein Widmungsgebidht [S. 340] hinein. Er schrieb das Gebidht fast improvisirt und schidte nun die Blücher mit einer Bisttenkarte in den englischen Hof. Es ward ihm schwer, Mittags zur Tafel zu gehen, und hier ersuhr er zu seiner Freude von den Dankenden, daß er falsch berichtet worden, indem die Tante und die Auserkorne noch mehrere Tage in Baden blieben, während die Dritte, die Schwester eines schwäbischen Dichters, nach Rippoldsau ins Bad ging. — Wer war seliger als Lenau, und ich war so glücklich, fast immer in seinem Geleite und in dem der Damen zu seyn. Nur manchmal schien die heilige Feststimmung unterbrochen durch hastige Briefe, die Lenau rasch und meist auf meinem Zimmer schrieb und selber zur Post trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollstrahlend hervorbrach. — Der Abend vor dem Abschiede kam. Es war eine schöne Sommernacht, wir Bier wandelten vor dem Kurhause, während die Musik schöne Weisen spielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenem Eisenbahnwalzer, Lenau.

in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Locomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau hat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geschieden seyn. — Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreisenden; später kam er zu mir, und es stand fest in ihm, daß dieß Mädchen sein werden mußte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Oft wiederholte er auch, wie er sich freue, eine Frau aus so ehrenfester Bürgerfamilie zu besitzen, während er in Wien sich so oft habe mit Ubeligen verbinden sollen (?). Er sprach davon, daß es sein Vorsatz sey, nie eines seiner Kinder in Staatsdienst und Abhängigkeit treten zu lassen, sie sollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. Ein neuer Blüthenfrühling sproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkorrenen zu preisen. In seltsamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entscheidenden Ausspruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich rieth ihm nach Rippoldsau zu reisen, dort werde er wohl von der Verwandten sich solche verschaffen können. Er reiste ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwidernng seiner Liebe. . . .

Die Dame war Fräulein Marie Behrends, die Tochter eines ehemaligen Bürgermeisters von Frankfurt am Main, ein anmuthiges, zartes Wesen mit einem Anlich von madonnenhafter Lieblichkeit und Sanftmuth. Am Krankenlager des Vaters, der ihr zu seiner Erleichterung oft seine Arbeiten in die Feder dictirte, und den sie in Gemeinschaft mit ihrer Mutter fünf Jahre lang bis zu seinem Tode pflegte, hatte sich ihre bewegte Seele vertieft und äußerlich zu einer milden Ruhe herabgestimmt. So lernte sie Lenau kennen, der sie „schön bis ins Herz“ hinein (vergl. S. 340) fand und doch in der Fülle seines Gefühls nur den elementarsten Ausdruck für all seine Empfindungen hatte: „Bruder, das is ä Mädel“ rief er gegen Auerbach aus (Niendorf 205) und immer wieder: „Aber das is ä Mädel!“ Als er sich den Freunden in Lichtenthal entdeckte, redete er begeistert von der „Musterehe“, die er führen wolle. — Später stellte sich heraus, daß seine Braut eine Verwandte war von — Lotte Smelin (vergl. CLXX).

Nun wurde die Reise nach Frankfurt beschlossen. In Karlsruhe sollte er mit Auerbach wieder zusammentreffen, der versprochen hatte, ihn nach Frankfurt zu begleiten. Als dieser ihm nun aber dort am Bahnhof erklärte, daß er nicht mitkommen könne, da „rannen ihm die Thränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe“.

In Frankfurt traf er Moritz von Schwind, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Auerbachs und seinen gemeinsamen Freund Ferdinand Hiller. Mit letzterem war er in dem nahen

Tannus-Bade Soden, wo er Hillers Composition seiner „Drei Zigeuner“ (vergl. S. 160) singen hörte, die ihn ungemein erfreute. Von Hillers Clavierspiel angeregt, schrieb er ihm in Frankfurt am 20. Juli einige Zeilen ins Album, die sich mit der Ueberschrift „Sonne“ und mit der Veränderung in der letzten Zeile „Ein Meer“ statt „Dieß Meer“ unter seinen Papieren vorfanden (vergl. S. 341). Mit Mendelssohn, den er früher in Wien durch Joseph Fischhof würdigen gelernt hatte, verabredete er den Plan zu einem großen Oratorium, zu dem er den Text dichten wollte; er wollte, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen, wobei ihm sein Studium der Guostiler zu Hilfe kommen sollte; — das göttliche Princip, meinte er, sei durch Händels Messias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte auch ins Oratorium hineingezogen werden. Gegen Fischhof, dem er später die ganze Structur des Gedichtes begeistert entrollte, bezeichnete er die Compositionen seiner eigenen Lieder von Josephine Lang, die auch von Mendelssohn geschätzt wurde (vergl. S. CXIX, CXX), als besonders seine Intentionen treffend; auch sprach er trotz seiner Vorliebe für die melancholische Richtung in der Musik doch seinen Widerwillen gegen die sogenannte „nervöse“ Kunst aus. — In Frankfurt war er oft seltsam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Zu Schwind sagte er einmal ohne Begründung und Erklärung plötzlich: „Das Licht geht aus!“ Dasselbe Wort wiederholte er bald darauf vor Auerbach in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha saß. Als Auerbach darüber erschrak und ihn ob solcher seltsamen Rede schalt, sagte er: „Es ist nichts, vergiß es!“

Ueber seinen Umgang mit seiner Braut und deren Angehörigen in Frankfurt verlautet nichts. Still und in sich gekehrt kam er nach Baden zurück. Nur wenn er von ihr sprach, war alles in ihm ein voller, hoher Accord der seligsten Freude. Er gedachte, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage vielfach beschäftigte, wollte er seine Abneigung gegen den Staatsdienst überwinden und sich dort als Docent der Philosophie habilitiren. Auf Auerbachs Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlichen Beruf gegeben sei, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Oratorium, das er für Mendelssohn dichten wollte.

In Folge der schon vollendeten Auflagen seiner „Gedichte“ und des „Savonarola“, ferner der noch bevorstehenden der „Albigenser“ konnte Lenau über „mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen“ (Schurz II, 183); die genügten ihm aber nicht zur Gröndung eines häuslichen Heerdes. Obgleich er auf eine ansehnliche Mitgift seiner Braut hoffte, so glaubte er sich doch nur durch den völligen Verkauf seiner Werke sichern zu können. Deshalb reiste er Ende Juli von Baden zunächst nach Stuttgart, und dann, da er Cotta dort nicht traf, zu

Lenau.

ihm auf seine Besizung Dotternhausen. Bei der Wichtigkeit des Geschäfts willigte Cotta nur auf Lenaus heftiges Drängen in die sofortige Abschließung eines Vertrages ein, dessen Bestimmungen im Wesentlichen die folgenden waren (Schurz II, 183): „Herr von Miembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldensfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend in je zwei Jahreszielen zu Ostern und Michael.“ Dieser Verlags-Contract wurde höchst eifertig geschlossen zu Dotternhausen am 30. Juli 1844. Am Nachmittag desselben Tages war Lenau wieder in Stuttgart, wo er im „König von Württemberg“ Quartier genommen. Abends aß er mit Kleinbeck's, die an diesem Tage von Lichtenthal zurückgekehrt waren, und zeigte sich überaus glücklich. In dieser Stimmung eilte er am nächsten Tage nach Frankfurt, um sich nun öffentlich mit Marie zu verloben. Sein Freund Karl Evers befand sich damals gerade mit seiner Frau in dieser Mainstadt und erblickte zufällig vom Fenster aus den Dichter auf einer Umfahrt. Nach der Erzählung von Evers berichtet Schurz (II, 186): Lenau „sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgniß anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Hinblick auf die unabweisbaren Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Forschenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit den Verhältnissen der Frankfurter, besorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derselbe gedacht, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen großen und souverainen Stadt setze an und für sich schon — wenn nicht Reichthum, so doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsstadt) der Fall ist, wo man den Bürgermeister auf Lebenszeit nur aus den ersten Häusern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geschäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwälte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erscheinung des bescheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkorenen in gutem Glauben bestärkt. Eine Eröffnung der Braut-

mutter (der Vater war bereits gestorben), welche einer unter gewöhnlichen Umständen sehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entsprechenden Mitgift erwähnte, entführte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, seiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen schwermüthigen Dichter, der sich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegasus sollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wieder sah, sehr herabgestimmt. Hierzu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was wohl sonst derlei?“ — Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas horstige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter übrigens so feiner und hochgebildeter Gesellschaft auf den berühmten Dichter machen mußte.“

Obgleich sich Lenaus Voraussetzung, daß seine Braut nicht ohne ein beträchtliches Vermögen sei, nicht bestätigte, so konnte er, dem Geld und Gut nicht die Hauptsache, sondern nur ein nothwendiges Uebel war, er, für den der Reichthum der Karoline Unger nichts Verlockendes gehabt hatte, doch mitten in der Sorge für die Zukunft sich außerordentlich glücklich fühlen; so schrieb er am 5. August von Frankfurt aus an Emilie (Schurz II, 188): „. . . Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte. . . .“ —, und am 8. August berichtet Emilie an Emma (Niendorf 208, wo „5“ nicht richtig sein kann): „. . . So kam er denn auch vorgestern Abend, ganz berauscht von seinem Liebesglück, und will im nächsten Monat schon Hochzeit machen. . . . Er ist bei uns, Mittag und Abend, sehr mittheilhaft und freundlich, und nicht ganz zurechnungsfähig in diesem aufgeregten Zustande. . . .“

An Freiherrn Georg von Cotta in Dotternhausen. Stuttgart, 8. August 1844. (Schurz II, 188.) „Hochwohlgeborener! Hochverehrtester Herr und Freund! — Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut ist. — Nachdem ich in Frankfurt einige unsäglich glückliche Tage erlebt, in welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die gloriossten Blitze, die ich je gesehn, durchflamnten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als

wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigstverehrter Freund, ist Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmsten tiefsten Dank. — Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landstige, bis wir uns wiedersehen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel. — Ich bitte meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigstergiebener Niembsch-Lenau.“

Neben der Sorge um die pecuniäre Sicherstellung seiner Zukunft belastete Lenau's Herz noch der Gedanke an Sophie. Seine Furcht vor ihr war so alt wie seine Bekanntschaft mit Marie Behrend's, über die er ihr kein Wort gemeldet hatte. Am 15. Juli hatte er ihr von Baden-Baden aus geschrieben, daß er auf einer Reise durch den Schwarzwald nach Rippoldsau den Bruder ihres Vaters, den Posthalter Kleyle zu S. im Kinzigthal, und dessen alte Schwester aufgesucht habe. Der Brief schließt mit den Worten: (Schurz II, 179) „Der Schwarzwald ist überaus herrlich. Durch die wechselnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, so daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldscenen dahinfährt. Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reise ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächsten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. August komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz [Dorf bei Wien, in dem Löwenthals wohnten]. Doch werde ich diesen Herbst aus mehreren, zum Theil sehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreisen müssen. Die Abigensfer sind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.“ — Das Fragment eines Briefes aus Baden-Baden an Sophie, datirt vom 27. Juli, lautet (Schurz II, 182): „. . . Unterdessen bin ich in Frankfurt gewesen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Lainz komme, was bis zum 13. August unfehlbar geschehen wird. . . .“ Nun galt es über das Verschwiegene und über das Verschweigen*) selbst mündlich vor Sophie Rechenschaft abzulegen. Anfangs wollte er Auerbach für sich nach Wien reisen lassen, der auch bereit war, diese Mission als Ersatz für das versagte Geleit nach Frankfurt zu übernehmen. Aber bald sah Lenau ein, daß er sich vor Sophie durch Niemand vertreten lassen könne,

*) Nach Schurz (II, 177) soll auch der auf S. CLIV mitgetheilte undatirte Brief an Sophie von Lenau geschrieben sein, als er Marie bereits kannte. Das ist aber durchaus unwahrscheinlich, denn wohl konnte Lenau von Marie schweigen, um erst mit der vollendeten Thatsache vor Sophie hinzutreten; aber bei seiner schlichten Wahrhaftigkeit ist es nicht denkbar, daß er Marie kennen, lieben und doch schreiben konnte: „*Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab*“. Das konnte er nur schreiben zu einer Zeit, wo ihm sein Seelenzustand mit „*αμωμέλας*“ treffend bezeichnet schien, wo ihm der Stern der Liebe noch nicht verheißungsvoll leuchtete.

und so reiste er am 9. August schweren Herzens von Stuttgart ab nach Wien.

Inzwischen hatte Wien die Nachricht von Lenaus Verlobung bereits durch die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ erfahren. Er, der zu sagen pflegte, wenn vom Eheglück die Rede war (Frankl 110): „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch bei anderer Stimmung (Frankl 110): „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut“, er also verlobt! Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohl wollte, begrüßte diese Nachricht mit der Hoffnung auf Glück für ihn; Mancher aber sagte: „Das ist ein verrückter Streich!“ Kannte man doch auch die Stärke der Bande, die ihn an Sophie fesselten, und dazu diejenigen seiner Charaktereigenschaften und jugengesellenmäßigen Lebensgewohnheiten, die sich, zumal bei so vorgeschrittenem Alter, nicht leicht zu Gunsten eines geregelten Hauswesens mildern oder ganz beseitigen lassen.

Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Mainz begehen wollte, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August trat er in Mainz bei Sophie ein. Sogleich fragte sie ihn (Schurz II, 189): „Niembisch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „Ja!“ antwortete er, „doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch“.

Lenau verweilte nur einen Monat in Wien, oder eigentlich in Mainz bei Bwenthals im dortigen Schlosse des Grafen Lige. Erst mehrere Tage nach seiner Ankunft daselbst besuchte er Schurzens in Weibling. Sein Schwager berichtet (Schurz II, 189): „Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembisch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernb Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manömal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembisch: katholisch, Marie: evangelisch — war insoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutschland viel Geschrei über die Mischehen, und in Oesterreich deren Schließung mit früher unbekanntem Schwierigkeiten verbunden war. — Niembisch schien im äußersten Falle entschlossen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, schon auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigem zu geschweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, übersprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchst bedenklich. Er erzählte mir dann von seinem Schriftenverkauf. — Ich schwieg darauf bedeutsam. Nicht nur erschien mir sogleich auf den ersten Blick in Anbetracht der so häufigen Auflagen der Werke Lenaus und seines noch unvorgerückten

Alters, das ihm nach dem Beispiele seines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erst noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirksamkeit trate, — der Ablösungsbetrag nicht angemessen genug, zumal als ich gar hörte, daß dessen Auszahlung so langsam erst erfolgen sollte, und im Vertrage von Verzinsung nichts bestimmt worden war, was jenen gar bedeutend einschrumpfen machte; — sondern ich hielt auch — (ich verhehlte es ihm später nicht) eine solche gänzliche Entäußerung seiner selbst für nicht ganz ehrenvoll; er würde sich gleichsam selber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, so erfreulich einerseits, wäre doch zugleich wie ein Dolchstich in sein Herz. Nur so lange er schreiben konnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigsten brauchte, stünden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich schwieg damals bedeutsam; ich wollte ihm seine Freude darob nicht zu jäh vergällen.“

Zur evangelischen Kirche überzutreten, war Lenau trotz Schurzens Abzathen ernstlich entschlossen. Er hatte deshalb bald darauf eine lange Unterredung mit Schwab, und gegen die Freunde in Stuttgart äußerte er (Niendorf 279): „Wenn sie mir zu viel Schwierigkeiten machen, auch wegen der Kinder, denn die müssen immer die Religion der Mutter haben, so trete ich eben über, denn ich will Frieden in der Ehe“.

Bei einem Besuche Lenaus in Weidling machten Alle einen Spaziergang durch das schöne Wiesenthälchen, der „Rothgraben“ genannt. Hundert Schritte von Schurzens Häuschen lag hinter einer Allee schattiger wilder Kastanienbäume der schöne Friedhof. Im Vorübergehen blickte Lenau durch das Gitterthor auf die Gräber. Als er auf das Denkmal aufmerksam gemacht wurde, das sich Hammer-Burgstall dort bei Lebzeiten errichten ließ, und so auf denselben Fleck Erde hinsah, unter dem er nun ruht, sagte er traulicher zu seiner Schwester Therese: „Gelt, Tertsch, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still nebeneinander liegen!“ — Das war bei seinem letzten Besuche in Weidling, wohin man später die entfesselte Hülle des Dichters zur Bestattung transportirte.

Schurz besuchte ihn darauf einmal in Lainz und fand ihn „fürchterlich herabgedrückt“. Er beklagte sich über Schlaflosigkeit und so starken Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln müsse; über große Erschöpfung der Körperkräfte, und daß er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das heftigste weinen müsse. Den Freunden erschien der oft plötzlich und ganz unerklärlicher Weise bei ihm eintretende Wechsel von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer ganz besonders bedenklich. Auch ward er wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal urplötzlich schroff. „Es ist etwas in dem Organismus, das heraus will; die Poren sind aber zu klein für die Krankheit“ sagte er zu Frankl (Frankl 112). Die

Meisten fürchteten für ihn eine nahe, vielleicht schwere Krankheit und keine besonders heitere Zukunft. —

Nachdem er sich erst Heidelberg, dann Frankfurt am Main als künftigen Aufenthaltsort anersehen hatte, entschied er sich endlich für Wien und begann nun Unterhandlungen wegen Ankauf eines romantisch in den Felsen der Klause bei Mödling unweit Wien gelegenen Hauses, das damals einem Dichter gehörte, nämlich dem pseudonymen Novellisten Rupertus, der niemand anders war, als jener Rudolf von Bayer, dessen Kind Lenau Ende 1843 aus der Taufe gehoben hatte.

Seinen Schwager Schurz besuchte Lenau öfter in dessen Amtszimmer zu Wien. „Einmal übergab ich ihm da“, sagt jener (Schurz II, 193), „eine sehr ausführliche und vielseitige schriftliche Erörterung und zifferweise Auseinandersetzung: warum und in welchem Maße ich seinen neuen Verlagsvertrag als ungünstig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht seyn sollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als sein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft schlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wäñnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben soll, und selbst dann stundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch seine Noth, anstatt, wie ich gewünscht, sie ihm zu erleichtern.“

Mitte September verließ Lenau Linz und Wien, um in Stuttgart Cotta zur Verzinsung seines Capitals zu veranlassen und dann in Frankfurt — Hochzeit zu feiern. Als er von Sophie Abschied nahm, sagte diese (Schurz II, 194): „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!“ und dann (Niendorf 256): „Eines von uns muß wahnsinnig werden“. — Er aber schied mit den Worten (Schurz II, 200, 205): Ich bin der Ihre „fest und ewig!“

Er reiste nun zu Schiffe bis Linz, wobei er sammt allen Passagieren zuerst durch das Entgegenkommen zweier schwerbelasteten Schiffe in einer Thalenge, dann durch das Festfahren auf einer Sandbank in Lebensgefahr gerieth.

An Sophie in Linz. Linz, 17. September 1844. (Schurz II, 194.) „... Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Berdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist, und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens [vergl. S. 342]. Diese Wehmuth hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich manchmal in Linz überfallen [nämlich: Lenau.

weinenb]. Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!“ bringen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. [Folgt eine ausführliche Beschreibung der überstandenen Lebensgefahr.] — Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schicksal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich stand auf und mischte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffs- tau, um das Schiff zu lösten und zu schieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, ist in der That eine enorme Anstrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer sein durchbringendes „Zarrt's an!“ Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekämpft und gezerzt und das Schiff zitterte vom Aufstampfen der eisenbeschlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finstern und stürmischen Nacht, beleuchtet nur von der schlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war diese Diversion sehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn sie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweistündiger Arbeit, wie ich sie nie gethan hatte, und wie ich mich derselben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und schlief trotz dem fortgesetzten ununterbrochenen Getöse einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gasthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reise ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reisen, allein die Wasserfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer gestörten Stimme wahrnehme, auch ist das Holz naß anzufühlen. . . .“

So ging denn nun die Reise mit dem Eilwagen weiter über Salzburg, München und Augsburg nach Stuttgart, wo er am 21. September eintraf.

An Sophie. München, 19. September 1844. (Schurz II, 199.) „. . . Wenn, wie es scheint, meine Gesundheit nachläßt und die poetische Production versiegt, so kann es noch recht schlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernstlich sprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgestiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendstimmung einen Besuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktische Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beständig gewaltsam abzuöthigen mußte, fühl' ich mich im Innersten erschöpft und verletzt. Mir ist, als sey ich unter den Böbel gerathen. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — . . .“

An Sophie. Stuttgart, 24. September 1844. (Schurz II, 200.) „Liebe Sophie! — Heute früh hab' ich Ihren Brief, den

sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermesslichen Umfange zu schätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinsten lebendigsten Aether des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Lebensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu seyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschiede gesprochen. — Meine Gemüthsstimmung ist übel und meine Gesundheit nicht viel besser. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und bestimmt. Ich sagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anständigen Fortführung meines Hausstandes entweder einer sogleich beginnenden Verzinsung meines Kapitals oder einer sofortigen gänzlichen Auszahlung desselben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Dotternhausen verjäumt, auf dem einen oder dem andern zu bestehen. Er sagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er sich auf seinen Agenten und Mitinteressenten, Herrn Roth, berief, ohne dessen Zustimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiset sey. Ich sehe mich dadurch in Verlegenheit gesetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta sich nicht doch dazu entschließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, ist mir noch nicht klar. Das Wahrscheinlichste ist die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsel, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geschehen kann; wo nicht, die Vertragung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewissen Maße jedenfalls Statt finden müssen, da ich fest entschlossen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wissen [d. h. er wollte vor seiner Verheirathung zur evangelischen Kirche übertreten]. — Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatsächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, ist schlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlassen, und der von heute Nacht war so stark, daß ich aufstehen und Wäsche wechseln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die kaiserliche Abendstunde pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewissheiten beunruhigen und verstören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thü' ich's so

gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichste, aber auch auf das Beglückendste erschüttert. — Leben Sie wohl! Morgen ist Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: „Ihr sollt leben und Euch nie verlassen! —“ Ihr Niembösch.“

An Sophie. Stuttgart, 28. September 1844. (Schurz II, 202.) „ . . . Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärffste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können. — Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthete, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz seyn soll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte. — Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom“ [S. 342]. Doch ich will es lieber in meinem nächsten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatschgeschichte. — Meine Gesinnung ist gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich sogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernsts Fuß noch nicht gut ist, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der schnellen Besserung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung schneller und ihn schon

im Garten herumspringend gedacht. Tausend Lebewohl! Mein Herz ist schwer, mein Auge naß. Ihr Niembſch.“

Vom Abend dieses 28. Septembers, den er bei Reinbeck's mit Schwabs, Therese Forster, der Tochter von Georg Forster, und Emma Niendorf verlebte, berichtet die letztere (Niendorf 216): „Eine Weile saß ich mit ihm allein auf einer kleinen Tauschense unter dem schon eingerahmten Bildchen des seligen Abends aus Clara Hebert [vergl. S. 256], welches E. [Emilie] der Braut des Dichters als Hochzeitgabe malte. . . . Wir plauderten von künftigen Tagen in Baden. Niembſch beabsichtigt für den ganzen Sommer mit seiner Frau hinzuziehen. „Da wollen wir mit einander ein recht gemüthliches, schönes Leben führen, liebe Freundin, nicht wahr?“ sagte er. „Sie müssen uns rathen, die Einrichtung dort für uns treffen, wie wir unseren kleinen Haushalt bestellen, Sie verstehen das so gut. Ich taue nicht für solche Anstalten. Es war mir von jeher unmöglich ein Rechenexempel zu machen.““

Am Sonntag den 29. September Morgens saß Lenau still und in sich gefehrt mit Reinbeck's beim Frühstück. Dann plötzlich brach er in einen sehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und unmittelbar darauf bemerkte er in seinem Gesichte eine ungewöhnliche Empfindung, die ihn sehr erschreckte. Er sprang auf zum Spiegel und fand sein Gesicht entstellt. „Emilie, mich hat ein Nervenschlag getroffen!“ war sein erstes Wort. Doch litt er nicht, daß ärztliche Hilfe herbei geholt wurde. Beim Mittagessen war er ruhig, und Abends ging er bei ganz schlechtem Wetter aus, um Besuche zu machen. Die nächste Nacht brachte er schlaflos und in starkem Schweiß zu.

Am 30. September wurde der Obermedicinalrath von Schelling, der Bruder des Philosophen, veranlaßt, den Patienten, den er früher schon behandelt hatte, zu besuchen. Dieser erklärte sein Gesichtskleiden für eine Paralysis rheumatica faciei (rheumatische Lähmung des Gesichts). Lenau war darüber sehr beunruhigt; in Gegenwart des Arztes brach er in Thränen aus und erklärte sich für den unglücklichsten Mann, da er im Begriffe stehe, sich zu verheirathen, und nun von einem offenbar schlagartigen Uebel heimgesucht werde, bei dem er keine Stunde sicher sei, daß es als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, sein Uebel sei mehr lokaler Art und werde in den meisten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben. Er verordnete Einiges (inf. rad. valer. und fol. aurantior mit einem kleinen Zusatz von Elix. acid. Haller) und ließ außerdem dem Patienten ein Spanisches Fliegenpflaster hinter das Ohr legen und ihm das Gesicht mit einem leinenen Tuche verbinden.

Am 1. October quälte Lenau die Besorgniß um seine zukünftige Existenz. Er rechnete fast den ganzen Tag und ließ in seiner Unruhe mitunter den Gedanken durchblicken, seine Verbindung mit Marie aufzugeben, zeigte sich dann aber im nächsten Augenblick wieder

andern Sinnes und äußerte sich ganz fröhlich über das Glück, das ihm durch seine Heirath bevorstehe.

Am 2. October verbrachte er abwechselnd in ganz heiterer und ganz trüber Stimmung; bald drückte er den Wunsch aus, für immer in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er so schnell als möglich fort von Stuttgart und in Ischl oder in einem einsamen Ort des Schwarzwaldes oder in Baden-Baden seine Wiederherstellung abwarten. — An diesem Tage schrieb er seit jenem Unfall vom 29. September zuerst wieder.

An Sophie. Stuttgart, 2. October 1844. (Schurz II, 203.)
 „Liebe Sophie! — Ihren Geburtstag [25. September] hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings räthselhaft; aber in einem andern Sinne, als Sie meinen. In mir steht es klar und fikt immer fest. Sie können durch meine Heirath, wenn diese überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter scheinen stugig und verstimmt, wahrscheinlich über ein Geschwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat, und auch hier wahrscheinlich nicht zu meinem Lobe gesprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgestern durch Cotta, sie sey drei bis vier Tage hier gewesen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. S., der Maler C. W., dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Cousine Marie [Behrends] so wenig nehmen würde, wie Cousine Lotte [Smelin; vergl. S. CLVIII]. Sind alle diese Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit seiner Schwester correspondirt — nach Frankfurt gekommen, so ist dort die Suppe vorgebrocht. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geschrieben, und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und krankt sich. Ich sehe zu, und werde seiner Zeit handeln. — Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Noth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbniße sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchem mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Glends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß

ich mit Reinbeck am Frühstüd. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Ausschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühl' ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiß sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß sich's bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pecuniäre Beihilfen dort ernstlich anzutragen. — Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhigt und befestiget sich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch scheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembösch."

Lenau brachte nun mehrere Tage in beständigem Wechsel zwischen Aufregung und Abspannung zu bis zum 12. October, und fast täglich schrieb er an Sophie, am 6. October sogar zwei Briefe.

Aus Briefen an Sophie (Schurz II, 205—214).

4. October. „... In Frankfurt steht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. . . .“

5. October. „Liebe Sophie! — Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen: „Fest und ewig!“ Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe. — Heute ist Doktor Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sey. Er sagte, sie sey bloß eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. . . . Gestern aber ist Porbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlaaf wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere, denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühstüd, am neunten Tage meines Hierseyns. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschעהner Erkältung, noch irgend eine rheumatische Aeußerung gehabt. Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger

Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedene Todeschwere. . . . Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. . . . Meine Braut hat außer dem bewussten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mir's schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief, schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewissheiten, weil dieß Zögern eben zusammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. scheint, weil in Frankfurt Alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder anderen Sinnes geworden zu seyn. — Die Frage über Apostasie ist vor der Hand unpraktisch. Ich habe mit Schwab darüber gesprochen, der sehr erfreut war. — Für die Painszer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — . . . Ein schlechter Eheandidat bin ich jedenfalls. . . .“

6. October. „Liebe Sophie! — Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!“ — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Auskünfte, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen.““ — . . . Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport treten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, mild' bin ich,

als braucht' ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifle noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst bloß einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle, und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahr nach allmäliger Vorbereitung. — In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heirathen. Bessere Nerven und eine sanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heirathen, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klause zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerlegte Preis des Hauses sey; ihm auch vorzustellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felseneste liegen und mich ausruhen. . . . Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grade“ immer sagte: „im tiefsten Grade“ und das Wort „Skrupel“ nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte. . . .“

7. October. „Die Kleinbeck'schen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Genesung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sey eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch Alle der Reihe nach sich gegen mich verschnappt haben, zugehend, daß es ein Schlag sey. . . . Mich bringen diese albernen und weichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirath und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entschiedenes Unglück erachten muß. . . . Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sophie!, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horstenstein (nach der Klause bei Mödling No. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. . . . Mein Zustand hat sich zwar etwas ge-

bessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen ist die Wange noch starr und lahm. Ich schlafe jede Nacht nur 3—4 Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht eben so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu tröstlich seyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweigungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. . . . Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich theilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich sollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirath) erschütternd und verhängnißvoll seyn müsse; er seinerseits sey auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber soll's thun!“ — Leben Sie wohl und unbesorgt; diesmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft sorgen! Auf Wiedersehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembösch. — Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!“

8. September [Schreibfehler für: October]. „ . . . Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichsste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer [Schreibfehler für: Stein] und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, ird neben meinem physischen,

als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr. — „Blick in den Strom“ [S. 342]. — Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübel! Ihr Niembisch. — Grüße an Mar und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.“

11. October. „. . . Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig sey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste; ich will Alles für sie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte. Ihr Niembisch.“

Am 12. October erhielt Lenau einen Brief von Sophie, der ihn im höchsten Grade verstimmt und beunruhigte; am Abend sah er äußerst bleich und abgehärmt aus, nachdem er den ganzen Nachmittag der Beantwortung des Briefes gewidmet hatte. Die Antwort, datirt vom 12. October, blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift. Es heißt da (Schurz II, 214): „Liebe, theure Sophie! — Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wieder herstellen wolle. Auch haben sich meine Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen seyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich haute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. . . Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus

er sehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nöthig ist, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregter, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dies Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Bettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimal Sicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klausel bei Möb-ling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! . . . Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß."

In der darauf folgenden Nacht vom 12. zum 13. October trat von 9 $\frac{1}{2}$ bis 3 Uhr ein starker Paroxysmus von Tobsucht ein. Eine fürchterliche Angst und Verzweiflung bemächtigte sich seiner, er schlug mit Fäusten gegen sich und hegte Selbstmordgedanken. In seiner Angst raffte er eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrauchte dieselben in einer Waschlüssel.

Am folgenden Tage, den 13. October, zeigte er sich sehr beklümmert über den Verlust des Manuscripts von seinem „Don Juan“, das er mit verbrannt zu haben glaubte. Emilie fand es jedoch in seinem Reisefackel und nahm es nun in Verwahrung. Gleich am Morgen setzte Lenau eine detaillirte Geschichte der vergangenen Nacht

auf. Als er, diesen zwei Bögen starken Aufsatz in der Hand, Schelling sagte, das sei ein Delirium gewesen und doch habe, psychologisch merkwürdiger Weise, sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen, da erhielt der Arzt die erste Ahnung von dem wahren Zustande seines Patienten. „Wenn's nur nicht wiederkommt!“ seufzte dieser, und wieder und wieder fragte er Emilien, ob's doch auch wohl nicht wiederkehre. Er möchte solche Nacht nicht wieder erleben, sie sei gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahr älter sei, denn jetzt würde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er jedoch dieselbe als „ein höchst merkwürdiges Abendstück [!]“ aus der Geschichte seines Lebens den Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzulesen, wurde aber dabei wiederholt so von Affekt und Schauer ergriffen, daß Schelling ihm rieth, die Schrift zu vernichten, was er auch später, nicht ohne Widerstreben, that. Da er sehr niedergeschlagen und blaß ausfah, suchte ihn der Arzt damit zu beruhigen, daß er sagte, die Vorgänge der Nacht könnten die Krise seiner Krankheit bezeichnen, und er befände sich nun wahrscheinlich auf dem Wege der Besserung. Uebrigens fühlte sich Lenau an diesem Tage, abgesehen von seinem angegriffenen Zustande, erträglich wohl. — Nachmittags fuhr er aus; auch schrieb er an Sophie (Schurz II, 217) „. . . Geliebte Sophiel Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgesprenkelte. Also Sophel, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bottschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen; die Kräfte kommen langsam langsam wieder. Seyen Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich langhinziehende Reconvalescenz, was mir übrigens von vorher ein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer Lisi. Sie sollen noch staunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener seyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh schon auf. — Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nr. 1. . . . Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirath. Wenn Marie wenigstens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, so werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Frohn

geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen. — Meine Nacht von gestern 9 $\frac{1}{2}$ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, und habe gesehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch war's gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll seyn ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! [Leb' wohl, Lieberste! Leb' wohl! Leb' wohl!] Niembusch."

Vom Abend des 13. October berichtet Emma (Niendorf 221): „Niembusch war heute Abend zum erstenmale wieder unter uns [bei Kleinbeck] so gesprächig, so mittheilend; aber man konnte sich nicht darüber freuen. Es war Gewitterschwüle; die Ruhe vor Ausbruch des Sturmes. Er verrieth viel innere Aufregung. Wie im Fieber. So hastig, solche Sprünge. Verhältnißmäßig kindisch Manches, fast als sage er es noch mehr sich vor, als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geist wieder durch. Diese Strahlen machten mir aber immer den Eindruck wie Sonnenuntergang. . . ! — Er las viel vor Dann griff er zu Heines neuen Liedern [„Neue Gedichte“, deren erste Auflage kurz zuvor, 1844, erschienen war] . . . und äußerte von ihm: auf einem Blatte sei er ein Gott, auf dem andern —. Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cynischen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Botive, die sagen: da ist das Zartgefühl schon einmal verunglückt! „Sie müssen bedenken, L.“ sagte er, gegen eine der Frauen gewendet, einem Einwurfe begegnend, „die Phantasie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Gestalten zu geben; sie kann auch solche Macht haben, daß sie in gewissen Momenten Stimmungen in einen gießt; und in solchen Momenten kann selbst ein Mensch von sonst weniger Charakter auch sehr gesinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus diesem Gesichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht so auf, und doch ist's das allein Richtige. In ihm steckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine ist uns sehr nothwendig. Dies Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren.“ — Die größte Freude bezeugte Lenau an dem Liebchen „Es ragt ins Meer der Runenstein“ [vergl. Adolf Strodtmanns kritische Ausgabe von Heines „sämmtlichen Werken“, Hamburg, 1861—63. XVI, 196.] Er wiederholte es oft. „Es ist mir das Liebste von ihm“, sagte er. „Der Ton darin ist entzückend. Es ist

ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen.“ — Dem weiteren Berichte von Emma nach, kam dann die Rede auf Beethoven und seine Neunte Symphonie; Lenau sagte: „Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der Symphonie jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung — das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese Neunte Symphonie ist das Größte vielleicht, was in der Musik vorhanden. Beethoven sagte auch, als er daran schrieb: „Jetzt mach' ich etwas, das muß mein Erstes werden, und überhaupt das Größte, was es giebt.“ — Dann wurde von Alfred Julius Becker (vergl. S. CXLIII.) gesprochen, den er für seinen „Liebling“ erklärte, obgleich er über sein sorgloses Sichgehenlassen sagte: „Diese Sorglosigkeit ist aber fast Lieberlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz korrekte Menschen wollen; die findet man selten. Der Eine hat die Eigenschaft, die ich bewundern möchte, beim Andern find' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viel Freude, wenn man alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben vom Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus und laß Kopf und Schwanz liegen.“ — Emma war's besonders rührend und feierlich, als Lenau mit ganz unbeschreiblichem Wesen ansprach: „Es giebt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig sein soll; eine Tiefe, wo es immer still sein, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still sein soll. Und da wimmelt jetzt auch alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an.“ — Die auf diesen Abend folgende Nacht verlief ruhig.

Am 14. October hatte der Patient einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter freundliche Bilder; er malte sich seine zukünftige Häuslichkeit aus u. s. w.; auch betete er viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sei in ihm viel Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes gedichtet, das Kreuz sei immer in seinem Herzen geblieben. Am Schluß des Briefes an Sophie von diesem Tage heißt es (Schurz II, 219) „. . . Ich habe mein Schicksal endlich erfaßt und weiß, was zu thun ist. Sehen Sie ganz ruhig und heiter . . . Morgen, und bis zu meiner Abreise [nach Ischl wollte er reisen] täglich, schreibe ich wieder. Es ist mein liebstes, ja einziges Geschäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein sehr schönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, senden [er meinte das Lied: „Es ragt ins Meer der Ruuenstein“, schickte es aber nicht mit]; ich will mich nicht

ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir sehn uns bald wieder. Ihr Niembusch, der schläfrige. Mein Album wird Sie freuen.“

Am 15. October schrieb Lenau einen sehr langen Brief (Schurz II, 219—222) an Sophie; es war der vorletzte: „Liebe Sophiel — Gestern hab' ich Ihnen einen wunderbar duseiligen Brief geschrieben; ich war sehr schläfrig . . . O, theuerste Sophie, was haben Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigen Gebet um Hilfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob, und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Verbesserung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — . . . Die Nahrungsforgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut seyn, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsamung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsamung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, so hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — . . .“

Am Abend dieses 15. October war er heiter und gesprächig. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, und zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, fragte, ob der nicht lieb sei, und lobte ihre hübsche Handschrift. In

der Nacht aber raunte er in seinem Zimmer im zweiten Stock auf einem Raum von wenig Fuß im Durchmesser mit so harten und heftigen Schritten auf und ab, daß es kaum zu ertragen war. Gegen 2 Uhr Nachts kam er plötzlich in Reinbecks Zimmer und machte ihnen laut Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. — „Ja, was ist es denn gewesen?“ — „Ein Traum, ein böser Traum!“ entgegneten beide einstimmig. — „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!“ murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bett, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

VIII.

Als Lenau noch gesund war, und auch in den Tagen, in denen er schon anfang zu fränkeln, hatte er immer gesagt, er müsse noch vor dem 15. October verheirathet sein. Und nun war in der Nacht auf diesen 15. October der Wahnsinn bei ihm zum Ausbruch gekommen. —

Am folgenden Morgen (16. October) war er beim Frühstück recht aufgeregt. Dann griff er zu seiner Violine und spielte besonders schön auf derselben. Plötzlich ging er in einen österreichischen Ländler über, tanzte und machte Luftsprünge dazu. Als Schelling kam, wiederholte er vor ihm Spiel und Tanz und redete dabei mit großer Freude über die heilsame Wirkung der Musik, denn er fühle sich nun völlig gesund, kräftig und neu belebt. — Dann schrieb er Briefe.

An Gustav Kolb, Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg. (Levin Schilding, Lebenserinnerungen. Abschnitt: In Augsburg. In Westermanns Monatsheften, August 1880. S. 660). „Nachricht für meine Braut und meine Freunde in Frankfurt a. M.

Weil keine Arznei gegen meine bedenkliche Nervenkrankheit helfen wollte, nahm ich endlich meinen göttlichen Josephus Guarnerius hervor, spielte mir einen recht frischen steyerischen Ländler und tanzte, mit aller Gewalt meiner Phantasie in eine steyerische Gebirgskneipe versetzt, unter Jägerburschen und Almmenschern, wüthig stampfend, einen Tanz so lange, bis ich exaltirt und durchwärmt war. Ich bin gesund. Dies ist geschehen diesen Morgen acht Uhr in meinem kleinen Gartenzimmer des Reinbeck'schen Hauses. Eine halbe Stunde später hab' ich dem Dr. Schelling einen Walzer vorgetanzt ganz frisch und lebendig. Der Doctor kam in einer Stunde wieder und fand mich in gleichem Zustande. Mir ist unbeschreiblich leicht und wohl zu Muth, ich gehe so schnell und straff wie in meinen gesündesten Tagen. Jetzt will ich schlafen. Vivat Guarnerius!

Stuttgart, den 16. October 1844 — 10¹/₂ Uhr Morgens. Das musikalische Phantasiemunder geschah vor 2¹/₂ Stunden.

Lieber Kolb!

Das ist mir heute begegnet. Drucken Sie es schnell. Tausend Grüße und Küsse von Ihrem Freund

Nicolaus Lenau.“

Das war mit sicheren, ruhigen und klaren Zügen gleichmäßig geschrieben, kräftig unterzeichnet, sorgfältig adressirt und gesiegelt. Natürlich blieb es ungedruckt. Kolb berieth sich mit Levin Schücking, seinem Mitarbeiter in der Redaction, und schrieb dann sofort nach Stuttgart, um Aufklärung bittend; diese aber erhielt er schon am folgenden Tage durch einen Brief von Gustav Pfizer, der darin bat, etwaige Zusendungen von Lenau an die „Allgemeine Zeitung“ nicht zu berücksichtigen.

Lenaus letzter Brief an Sophie. Stuttgart, 16. October 1844. (Schurz II, 222.) „Liebe Sophie! — Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzlerl! Ihr Niembisch.
Vertatur!

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bißchen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und [bin] schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Ischl, aber dießmal ernstlich. Niembisch.

Aus der Festigkeit meiner Hand [die Handschrift war hier ganz unsicher] sehen Sie, wie gut es mir gut [statt: geht]. Diese Weigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehn!“

Ja, er war dann ausgegangen, ohne daß es Jemand bemerkt hatte. Im Schrecken darüber sandte man zu Gustav Pfizer, vertraute ihm alles an und bat ihn, Lenau aufzusuchen. Man vermuthete ihn in der Druckerei; er war aber auf die Post gegangen und hatte den Brief an Kolb abgegeben. Pfizer begegnete Lenau in der Königstraße, der Hauptstraße Stuttgarts, begrüßte ihn wie zufällig und begleitete ihn dann. Am Bazar, fast dem Residenzschloß gegenüber, zog Lenau seinen Ueberrock aus, und Pfizer hing sich diesen über den Arm, da ihn Lenau auf den Boden ausbreiten und sich darauf legen wollte, weil er nicht mehr gehen könne. Er streckte sich auch wirklich hin, der Freund brachte ihn dann aber doch zum Aufstehen und Weitergehen. Sie begegneten Baron Hermann Raissach, dem gegenüber Lenau allerlei hinredete, z. B.: „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumcurirt — da hab' ich bloß meine Bioline angesehen und bin davon gesund geworden“. In der Friedrichstraße, wo Kleinbeck's wohnten, vermochte er sich kaum noch fortzuschleppen. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeifahrenden Wagen des Medicinalraths Köstlin; aber da konnte er's auch nicht Lenau.

aushalten; er hielt sich den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen wieder aus. Auf jeden Eckstein ließ er sich nieder, und Reinbeck's sahen vom Fenster aus all das Elend, ohne helfen zu können. Endlich zu Hause angekommen, setzte sich Lenau lange auf einen Stuhl an der Thür, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln auf's Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdsärmeln auf sein Zimmer. Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder!“ sagte er. „Ich bin ganz gesund! Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt.“ — Jemand näherte sich zufällig dem Bette, worauf die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!“ rief er gleich. Er pflegte sie später auf einen Stuhl neben sich zu betten, wie eine Mutter ihr Kind.

Nachdem er sich Abends niedergelegt, schien er gleich eingeschlafen zu sein, machte dann aber in einem unbewachten Augenblicke den ersten Selbstmordversuch: er wollte sich erbroßeln, was ihm jedoch nicht gelang. Medel sagt (S. 621), aus Lenaus Zustande „wäre unter begünstigenden Verhältnissen Selbstmord hervorgegangen; statt dessen hat sich den bange theilnehmenden Freunden das langsame Schauspiel des allmählichen Verfalls dargeboten“. — Des Patienten Zunge hatte sich stark belegt und sein Appetit war ganz geschwunden, was Schelling schon ein paar Tage zuvor veranlaßte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen (ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zusatz von Rad. calum ar. und Sem. anis; nebenbei sollte er von Infus. rad. ipocac. mit einer Saturation nehmen). Wollte man ihm Medicin eingeben, so nahm er sie erst, wenn man ihm sagte: „die Frau Hofrätthin läßt bitten“.

Am 17. October war er den ganzen Tag ruhig und fast immer verständig; die Nacht darauf aber recitirte und geigte er, redete über Schlaf und Tod und machte ein Gedicht über diese beiden Brüder, das Emilie, der er's vorsagte, später nicht mehr aufzuzeichnen vermochte. Auch viele Briefe verbrannte er in dieser Nacht, vielleicht waren es die von Sophie. Diese hatte er durch Emilie bereits schriftlich bitten lassen, ihm keine Briefe mehr zu senden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen sie: ein Daguerreotyp von ihr sollte man wegwerfen. Dann bat er wieder stehend: „Schont sie, sie ist zwölf Jahre lang mein Lebensglück gewesen“. Dann tabelte er sie, daß sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet hätte. Dann wieder rühmte er ihren hohen Geist und edlen Sinn. — Zwischendurch beschäftigte er sich mit Reiseplänen, ließ seine Sachen zusammensuchen, packte, ließ den Koffer forttragen, gab dem Hausbedienten eine Banknote zur Bezahlung des Postgeldes, zog Reisekleider an und wollte sich nun aufmachen, denn seine Freunde sollten nicht auch noch den Kummer haben, daß er in ihrem Hause stirbe.

Am 18. October besuchte Staatsrath von Ludwig zum ersten Male den Kranken, der bei dessen Eintritt soeben auf seiner Violine
Lenau,

spielte. Ludwig, ein Verehrer seines „Faust“, bewunderte nun auch sein Spiel. Mit Thränen betrachtete er ihn und sagte, er erinnere ihn an Tasso. Dann erzählte er ihm, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocken milchten. Die Schilderung freute den Dichter sehr, und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Dann machte er mit den beiden Aerzten Pläne, wie er sich in Stuttgart niederlassen und die Medicin wieder aufnehmen wolle; und wenn es ihm gelänge, nur einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sei das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. — Die Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß sofort Maßregeln getroffen werden müßten, um dem sich steigenden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Weinbeck sofort durch Stafette den bewährten Leiter der Irrenanstalt zu Wimmthal bei Wimmthal, Hofrath Dr. Albert Zeller, der später durch seine, in einer Reihe von Auflagen (zuerst: Berlin 1851) erschienenen „Lieder des Leid's“ auch als Dichter bekannt geworden ist. Da dieser aber verreist war, konnte er nicht so schnell eintreffen, wie man wünschte und erwartete. — Der Kranke war inzwischen, um ihn Tag und Nacht beobachten zu können, aus seinem Zimmer im zweiten Stock des Hauses in das Parterre einquartirt worden. Nun verlangte er durchaus in sein früheres Zimmer zurückgebracht zu werden. Als ihm dies endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch und zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abend werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft aufs Sofa und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er segnete Alle und nahm von Allen feierlich Abschied, auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wundel!“ sagte er. Zuvor, als er noch unten war, äußerte er gegen die Vertrauesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann! Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. Ich will Ihnen etwas von ihr zu lesen geben, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch.“ Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück. — Es hieß, Lenau und Sophie hätten sich das Versprechen gegeben, daß Keins von ihnen das Andere überleben wolle. Auch sollte Sophie zu Lenau gesagt haben, wenn er einmal einen ganz heiteren Brief von ihr bekäme, so dürfe er sicher glauben, daß sie schon dem Tode nahe sei. Nun erhielt er während seiner Krankheit wirklich einmal einen heiteren Brief von ihr, und es bemächtigte sich seiner alsbald der erschreckende Wahn, sie sei entweder schon todt, oder dem Tode nahe. Zwei Tage lebte er in dieser entsetzlichen Angst, bis dann endlich wieder ein Brief eintraf. — An diesem Tage machte Lenau auch sein Testament. Wieder und immer wieder sprang er vom Ruhe-

bette auf, um etwas hinzuzufügen oder das Ganze zu zerreißen und neu zu schreiben. Emilie mußte es immer mit unterzeichnen. Er setzte jedesmal seine Schwester Therese als Alleinerbin ein, mit der Bedingung, Reinbeck's für die ihm erwiesene große Gastfreundschaft 6000 fl. auszuzahlen, obwohl sie erklärt hatten, solches niemals anzunehmen. Seinen Urwald in Amerika verschrieb er Emilie apart. Er äußerte, seiner Schwester Kinder, wenn sie ihn auch anfangs gewiß herzlich betrauertem, würden sich doch auch über die Verbesserung ihrer Lage freuen und ihn segnen. Von all diesen Testamenten ist nur der Anfang eines einzigen erhalten mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager“ . . . — Ferner hat er (Niendorf 232), „seine Freunde möchten alle Briefe von ihm verbrennen, ja nichts drucken lassen; er sei kein Gelehrter und kein Prosaisst gewesen, er wünsche nicht, daß die Nachwelt etwas anderes von ihm erhalte, als seine Gedichte.“ — Den Contract mit Cotta zerriß er heute.“ — In edlen Kreisen, unter ersten Bildern bewegten sich Nachmittags seine Vorstellungen. „Der Tod ist so leicht, mir ist so wohl!“ sagte er. Dann schmerzvoll: „Ich werde dahin sein, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in alles, und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben“; oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht!“ Als der Tod noch immer nicht kommen wollte, sagte der Kranke zu Emilie: „Er bleibt so lang' aus. Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er schneller kommt! Geben Sie mir Blausäure!“ „In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure“ — entgegnete Emilie, worauf er gierig schluckte. Als er dann keine Wirkung verspürte, bat er wiederholt inständigst um Gift; das ging so bis zum Abend fort. — Da er niemand im Zimmer dulden wollte, so wurde den Wächtern befohlen, vor der Thür auf dem Corridor stehen zu bleiben und auf jede Bewegung und jeden Laut im Zimmer sorgsam achtzugeben. Nach einer halben Stunde hörten ihn die Wächter stöhnen und Emilien rufen. Als diese herbeieilte, fand sie ihn arg entstellt: die Augen waren hervorgetrieben und blutunterlaufen, Kopfkissen und Halstuch war stark mit Blut aus Nase und Mund befleckt. „Weil Ihr mir kein Gift gegeben, habe ich mich mit meinem Halstuche erdrosseln wollen“, sagte er. — Er hatte an diesem Tage Kalomelpulver bekommen. Nun wurde er wieder in die Parterrewohnung zurückgebracht und erhielt kalte Umschläge mit Essig und Wasser. In der Nacht, wo auch Gustav Pfizer bei ihm wachte, recitirte er viel aus „Savonarola“ und den „Abigensern“ in sehr wundersamen Zusammenstellungen.

Am 19. October Morgens verordneten die Aerzte einen Aderlaß. Lenau hatte seine Freude an dem kräftig herausspringenden Blute. „Wie ein Alpenquell“ sagte er. „Nicht wahr, es ist ganz gesundes Blut?“ fragte er den Barbier. „Ja wohl, es sieht ganz gesund

aus, nur wie von einem gehezten Hirsch.“ Das gestiel Lenau sehr. „Ich bin ja auch ein gehezter Hirsch!“ entgegnete er. Dann bat er, der Chirurg solle seiner künftigen Schwiegermutter eine Beschreibung dieses Aderlasses schicken; es mache ihm wieder frischen Muth zum Leben und Heirathen, daß sein Blut so gesund sei (es bildete keine Entzündungskruste, und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Consistenz). Und nun fuhr er fort, lauter heitere Zukunftspläne zu entwerfen. „Wie kann man nur so alberne Vorstellungen haben,“ sagte er mit Bezug auf gestern, „da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blausäure!“ — Ein paarmal sagte er: „Heute kommt meine Braut!“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte ihr von dem Besuche ernstlich abgerathen. Nachmittags geigte er lange und schön. Abends traf wirklich Marie mit ihrer Mutter in Stuttgart ein; sie stiegen im Hôtel Marquardt ab. Auf die Kunde von Lenaus Krankheit waren sie im Eilwagen abgereist. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten: — die Damen gehen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand und liest die fürchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke“. —

Am 20. October, bevor noch der Tag graute, behauptete Lenau fest, seine Braut sei angekommen. Man mußte ihm den Spiegel ans Bett geben, damit er seine Haare ordnen konnte. Dester sagte er, er wolle eine Musterehe führen. Die Aerzte fürchteten neue Erregungen und ließen deshalb Marie nicht zu ihm ins Zimmer. Nur achtzehn Tage im Ganzen hat sie mit dem Bräutigam persönlich verkehrt, — achtzehn Tage, und nun das ganze Leben einsam! —

Gegen 4 Uhr Morgens an diesem 20. October trat Tobsucht ein. Der Kranke schrie wohl hundertmal, grausig weithin dröhnend: „Auf, auf, Lenau! Lenau!“ Ebenso um 5 Uhr Morgens in Gegenwart Schellings. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen seiner Freunde, der mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlassen, weil er ruhen wolle, schickte den einen der Wächter nach einem Glase Wasser ins Nebenzimmer, und benutzte, während der andere entfernt auf dem Sofa saß, den von ihm listigerweise herbeigeführten Augenblick des Unbewachtseins: — er glitt aus dem Bette, riß den Fensterflügel auf und sprang im Hemde und barfuß zum Fenster hinaus, das etwa acht Fuß vom Boden der Straße entfernt war, wobei er den gerade vorbeigehenden Bedienten des englischen Gesandten beinahe niederwarf. Etwa hundert Schritt lief er die Straße hinauf und schrie, daß es weithin gellte: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ — Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde er in sein Bett zurückgebracht. Hier tobte er auf das heftigste und stieß alle erdenklichen Schimpfwörter, besonders auch gegen seine Aerzte, in grobem österreichischen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!“ schrie er fort und fort. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er

sie „Giftnisgerin“, — und als sie mit ihrem Gatten in der Hoffnung kam, ihn doch etwas beschwichtigen zu können, schlug er sie ins Gesicht, Reinbeck faßte er an der Gurgel, und beinahe hätte er ihn erwlrgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln,“ schrie er. „Andere mögen sie plündern und einsperren soviel sie wollen, Leute, die man nicht kennt; aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dies Haus muß zerstört werden bis auf den Grund. Eine österreichische Armee wird über sie kommen, sie alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern lassen!“ — Er blieb den ganzen Tag in der heftigsten Aufregung, so daß seine Stimme zuletzt stark heiser wurde. Abends war er wieder besonders wild und grob gegen die Aerzte. Er schrie so entsetzlich, daß sich die Leute auf der Straße sammelten und unter dem Fenster standen. Etwas ruhiger war er die Nacht hindurch, aber fast ganz schlaflos. Reinbeck's hatten sich von Emma deren Bedienten Leo und ein paar handfeste Soldaten ihres Mannes (Oberst von Suckow) zum Wachen bei Lenau erbeten. Leo hatte den Tag über bei ihm Wache gehalten und erzählte (Niendorf 237): „er sähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, auch die Stirne roth, und alles träte schrecklich heraus. Einmal habe er ihn eine Viertelstunde lang angestarrt, unverwandt. Dann zählte er die Wappenknöpfe am Aermel seiner Livrée. „Jesus Maria!“ sagte er vor sich hin, und nachher wieder: „Wahnsinnig, wahnsinnig! Ich weiß ja nicht, wo ich bin.“ So rührende Sachen sagt er dann wieder, — erzählt der treuherzige Schwarzwälder —, so rührende Sachen, daß es einem durch den ganzen Leib schauert; und wie er's so schön hinbringt, so geschieht — man könnt' ä Buch d'raus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenstand etwas gar Schönes g'sagt, vom Sieg. Mit dem Halten thut man ihm so weh, denn er hat zu seine Knochen, ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, ehe ich ihn gehalten.“ — Dem Hausbedienten, Ferdinand, gegenüber wies Lenau auf seine Füße und sagte: „Siehst du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt.“ — In der Nacht betete er feierlich und rührend. „Jeder bete nach seiner Kirche!“ sagte er, und Alle mußten ein Vaterunser beten. Erst gegen Morgen kam ein kurzer Schlaf über ihn, aus dem er tobend wieder erwachte; dann aber stellte sich Ermüdung und Erschöpfung ein.

Am 21. October Nachmittags traf Hofrath Zeller aus Winnenenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung statt. Zeller beobachtete den Patienten nur und ließ Ludwig und Schelling mit ihm verhandeln. Voraus hatte er erklärt, falls Lenau nach Winnenenthal gebracht werde, müsse man es diesem unterwegs sagen, wohin er komme; wie könne die Verwirrung gehoben werden, wenn man nicht ganz wahr sei, wie Rettung von Wahn auf Uge beruhen! Auch begehrte Zeller Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Kranken. Der ärztliche Beschluß fiel einstimmig dahin aus,

daß Lenau so schnell wie möglich in die Irrenanstalt zu bringen sei. Althrend baten Reinbeck's die Aerzte, den Freund doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie seien überzeugt, er werde noch diese Woche sterben (es war Sonntag). Zeller selbst fand ihn nämlich auch körperlich sehr krank, besonders an der Leber. Wenigstens, baten Reinbeck's, solle man noch abwarten, wie die Nacht verlief. Hierauf gingen die Aerzte ein. Abends sprach Lenau mit Porbeck lange Zeit das herrlichste Latein. In der Nacht kam die Raserei wieder zum Ausbruch. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!“ schrie er oft. Vor Leo kniete er nieder: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben. Willst du denn hart wie ein Felsen sein?“ Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist soeben verreckt, man muß ein anderes holen“, beschwichtigte der Schwarzwälder. „Nun, so will ich noch so lang verziehen.“

Am 22. October wurde Lenau gleich Morgens nach Winnenthal gefahren: Gustav Pfizer saß auf dem Kutschersitze, im Wagen bei Lenau befanden sich ein Militärarzt und zwei Wächter. Anfangs wollte Lenau gern reisen; dann aber sträubte er sich, und man mußte Zuflucht zur Zwangsjacke nehmen. Einmal flehte er, Pfizer möge ihn retten, worauf dieser erwiderte: „Du hast eine Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen“. Nun schimpfte er ihn einen Jesuiten, einen Philister. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!“ schrie er. Als sie das Ziel der Reise vor sich sahen, zeigte Pfizer es ihm und sagte, das sei Winnenthal, dahin führen sie, was aber spurlos an seinem Ohre vorüber ging. Bei der Ankunft beschwerte er sich gegen Zeller über die Behandlung, die er dulden müsse, und zeigte die Wunden an seinen Händen, die vom bändigenden Festhalten derselben entstanden waren; worauf jener erwiderte: das habe er alles selbst verschuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geschmäht, habe noch gestern Ludwig das Hemd zerrissen u. s. w. Da wurde er ganz still und beschämt. Als er in der Nacht eine Fensterscheibe eingestoßen, hatte er den Finger beschädigt. Zeller ließ die Wunde sofort verbinden, was ihn zu behagen schien. Als man ihn in seine Zelle brachte, lief er einmal darin umher und sagte dann, da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Worauf Zeller entgegenete, es komme jetzt gar nicht auf seinen Willen an, es handle sich um seine Genesung, und da müsse er gehorchen; er sei geisteskrank. — Einige Stunden später folgte Emilie dem Freunde mit seinen Effecten. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen mitgenommen, die Lenau niemals von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb. Damit er sie nicht vermissen, händigte Emilie sie Zeller ein, der sie aber zu ihrem Schmerze sofort öffnete und las. Natürlich, denn hier konnte der Arzt vielleicht den verborgenen Grund der Wahnvorstellungen des Patienten finden; aber — er fand ihn nicht.

Die Stuttgarter betonten, daß an diesem Tage in ihrem Theater ein trefflich dargestelltes Stück gegeben worden, das Lenaus Schicksal ganz enthalte, nämlich Scribes „Fesseln“; — abgesehen von dem Lustspielausgange des Stückes ist letzteres in der That nahezu richtig.*)

Am 29. October traf Schurz, durch Reinbeck von allem benachrichtigt, in Winnenthal ein. Zeller sah ihn beinahe befremdet darüber an, daß er das Schlimmste befürchtete, und theilte ihm sogleich beruhigend mit, Lenaus Zustand hätte sich inzwischen allmählich, insbesondere grade heute auffallend, gebessert, so daß ein günstiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu sein scheine. Lenau hätte ihn heute zu sich rufen lassen und ihn mit großer Klarheit, Besonnenheit und Einsicht auseinandergesetzt, worin eigentlich der Herd seiner Krankheit läge. Er — Zeller — hätte sich sehr gefreut, dies zu vernehmen, denn er selbst hätte schon nur aus Lenaus Aussehen auf denselben Grund geschlossen und danach die Behandlungsweise eingerichtet, von deren Zweckmäßigkeit er nun überzeugt sei. Schurz gab ihm sodann einen Ueberblick über den Lebensgang des Patienten und hob, nichts verschweigend, besonders dasjenige hervor, was ihm wissenswerth für den Arzt des Geisteskranken schien. Zeller war (Schurz II, 245) „der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembchsens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Nebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gediehener Goldader. Niembch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bedorgestaubene Vermählung hervorgerufenen, Niembch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Neue über die getroffenen gelblichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Besürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.“ —

An demselben Tage noch, nach 4 Uhr Nachmittags, durfte Schurz seinen Schwager sprechen. Zeller ging vorweg und sagte: „Guten Abend, Herr von Niembch; Ihr Schwager Schurz ist da. Wollen Sie ihn sehen?“ — „O ja!“ — Nachdem sich die Schwäger geküßt hatten, sagte Lenau zu Schurz (Schurz II, 246): „Lieber Freund, verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich gesagt. Nicht die Aeußerung selbst, nur die Art und Weise derselben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur so hätt' ich es nicht sagen sollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich gestehe, das

*) Vergl. Neclams „Universal-Bibliothek“, Nr. 1587: Fesseln. Lustspiel in fünf Aufzügen von Eugen Scribe. Deutsch von Maximilian Stöttinger. Lenau.

war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majestät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürspalte gesprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun sollen; das war gefehlt." Schurz berichtet weiter (II, 246): „Derlei lässelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt gelassen werden sollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reise haben sie mir aufgeregt.“ — Zeller übergab ihm vier Briefe: von Karl Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las sie ziemlich ruhig und fast ganz durch, wobei Schurz seine Augen beobachtete, die von den Erdrossellungs-Versuchen ganz roth und angeschwollen waren; auch in Winnenthal hatte er versucht, sich zu erdrosseln. — Später, während des Gehens im Freien, erwähnte Lenau, wie er wohl wisse, daß er öfter Wahnansfälle gehabt habe. In solchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im schönsten Latein. Dazu bemerkte Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in solchen Aufregungen sich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor seinen Augen sehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, sondern nur ein Traumgebilde seiner erhitzten Einbildungskraft sei. „So haben z. B. Sie“, wandte er sich an Lenau, „neulich eine Rede an eine Versammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „Meine Herrn und Damen, die da nicht sind, ich beschwöre Sie!“ Sie wußten also sehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen sich befanden, die Sie mit Augen sahen, und zu denen Sie sogar sprachen, gleichwohl keine wirklichen Wesen, sondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wissen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichtesten Fieber sogleich phantastiren. Das macht sich alles wieder ganz und bald.“ — Lenau stimmte bei und meinte, im Delirium wäre der Mensch ein ganz anderer, als sonst; der Sittsamste spräche dariu unwillkürlich die größten Unflätigkeiten und Zoten.

Als Schurz, nach einem Abstecher zu Mayer und Uhländ in Ettingen, am 5. November wiederkam, hatte Lenau den Wärter ins Gesicht geschlagen; er war milde und bat, leise zu reden, denn laut reden zu hören, thäte ihm weh. Am folgenden Tage sprach er mit Schurz eine volle Stunde lang von seiner eigenen Krankheit, als ob er Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes sich vollständig erinnernd. Besonders freute ihn, daß er nun sehr angenehme Einbildungen hätte, statt der früheren, so furchtbaren und erschütternden. So kamen alte Bekannte aus seiner Jugendzeit, junge Weisen, ans Fenster geflogen, munter daran pickend. Er sah und hörte seine Lieb-linge, die Wildgänse, in großen keilförmigen Scharen über sich schnatternd hinwegziehen. Oder er glaubte sich in die schönsten Gebirgsgegenden versetzt, wo er, im Kreise trauriger Genossen, auf weichem Rasen lagernd, die herrlichste Aussicht genoß. Einmal fand er sich in eine himmlische Walhalla entrückt, wo er unter andern

Lenau.

großen Männern auch Goethe antraf, mit dem er gut österreichisch sprach. Goethe lachte ganz außerordentlich, wenn Lenau einen recht derben österreichischen Kraft- und Saftausdruck zum Besten gab. Dann wieder erblickte er sich in einer wirklichen Götterversammlung, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinauf bis zu dem allerhöchsten Gott. Und der Hochmuth bildete ihm ein, er selbst wäre einer und zwar nicht der allerniedrigste der hehren Sippschaft (vergl. S. 453 u. dazu 451 Anmerkung). — Zellers Buch „Das verschleierte Bild zu Saïs“, eine Widerlegung von Justinus Kerners Ansichten in dessen „Seherin von Prevorst“, hatte Lenau bereits zu Hälfte durchgelesen und darin seine ganze Krankheit meisterlich geschildert gefunden. Er liebte und verehrte Zeller und hatte diesen deshalb gebeten, ihn so lange in der Anstalt zu behalten, bis er wieder vollständig genesen sei. Auch Zeller liebte Lenau und hoffte mit der Zuversicht eines, das Beste wünschenden Freundes auf dessen vollkommene Wiederherstellung. Arzt und Patient harmonirten auch in vielen einzelnen Stücken: — sie waren ziemlich gleichen Alters (Zeller geb. 1804, gest. 1877), als Knaben waren sie leidenschaftliche Vogelfänger gewesen, beide hatten Medicin studirt, waren große Verehrer von Seneca, beide hatten empfindliche Nerven, waren grübelnde Köpfe und — Dichter. — Als sich Schurz Lenaus Wünsche notirte, nahm letzterer dem Schwager Blatt und Stift ab und schrieb mit ruhigen, zierlichen Schriftzügen folgende Worte darauf: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembösch.“ Dann aber setzte er den Anfang des Horazischen „Integer vitae scelerisque purus“ darunter; hielt jedoch plötzlich inne und durchstrich das Geschriebene, während er lächelnd sagte: „Rein! sie könnten glauben, es wäre radotirt.“ — Er sprach öfter von Therese und deren Kindern, von seiner Braut und seinen Freunden, schwieg aber sowohl über Sophie wie über seine Selbstmordversuche.

Am 13. November hatte Schurz Briefe von Sophie, Therese, von seiner Braut, von Rudolf von Bayer und L. A. Frankl für ihn. Aber nur den der Braut, von der er fortwährend Briefe erhielt, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Schurz erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sei. „Von Therese?“ stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die Kniee aufstemmend. Schurz meint, er möchte wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt!“ Nachmittags übergab ihm Zeller auch die Briefe von Therese, Bayer und Frankl. Da er diese gut aufnahm, sagte endlich Zeller: „Auch von Sophie ist ein Brief da.“ Das machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn: sein Gesicht wurde blutroth, seine Augen blühten. Er las ihn. Es kam die Stelle aus Zingref darin vor:

Duck dich und laß vorübergan,
Das Wetter will sein'n Willen han.

In dem noch vorhandenen Briefe (vom 5. November 1844) sind die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, am Ende desselben steht aber von Lenaus Hand in flüchtigen dahinfallenden Buchstaben:

Ich ducke mich nicht!!!

Das „nicht“ dreimal unterstrichen und durch drei Ausrufungszeichen hervorgehoben. Wie gebrochen mußte die stolze, vermessene Seele sein, als er später in ein Merkbüchlein schrieb: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch?“ und dann wieder: „tamen, ego vobis dixi sic habe es Euch gesagt: doch!“.

Am 14. November erschien er sich zuweilen als Paraklet, auch als König von Ungarn. Am 15. hatte er einen sehr guten Tag. Er redete nur von seiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und sagte wiederholt: „Nur nicht sterben, ich lebe jetzt so gern!“ — Bei Schurz erkundigte er sich nach Theresie und deren Kindern, nach Sophie und deren Kindern, nach Max Löwenthal. Er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eins ihrer Kinder und Max wären gestorben. Nun fragte er, ob Alle mit seiner Heirath einverstanden wären, was Schurz bejahte. Nachmittags spielte er auf seinem Guarnerius und freute sich seiner Fingersfertigkeit.

Am 17. November, als Schurz Abends beim Abschiede auf seine goldene Repetir-Uhr sah, verlangte er diese sehr dringend geliebt zu haben, da man ihm die feiniere vorenthielt. Schurz wollte ihn nicht reizen und gab sie ihm nach einigem Zögern, betonte aber, sie sei ein Andenken an seinen verstorbenen Vater und ihm deshalb sehr werth. Er versprach, sie zu schonen, zertrümmerte sie jedoch in der Nacht, indem er sie bei heftiger Aufregung auf den Fußboden warf.

Am 19. November erfreute ihn unter vielen Briefen, die ihm um diese Zeit von allen Ecken und Enden zuslogen, besonders einer von Umland. — Am 25. schrieb er in sein Notizbuch: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts bestimmen, und mein Wirth ist der Herr Hofrath Dr. Zeller, und über ihm — Gott“. — Am 26. mußte man ihm die Zwangsjacke anlegen. Am 28. kam Kerner nach Winnenthal, durfte Lenau aber erst am folgenden Tage sprechen. Lenau empfing ihn aufs herzlichste und sagte u. a.: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich dir doppelt interessant sein!“ Er war vollkommen klar und dabei freudig erregt, so daß Kerner manchmal heiter ausrief: „Der ist ja weit geschiedter als ich!“ Nachmittags trug Lenau in Gegenwart Kerners, Schurzens und Zellers das Gedicht „Eitel nichts!“ (S. 341) auswendig vor; letzterer schrieb es ihm sogleich mit Bleistift nach (vergl. S. 341 Nummerung u. S. 691). Dann erzählte er von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der vergangenen Nacht gehabt habe: er sah sich mitten in der Schlacht von Aspern, die er schon als Dichter nachgekämpft hatte

(vergl. S. CXXXIV u. 336). Zur Seite des großen Feldherrn, an der Spitze der siegleichzenden Oesterreicher stürzte er sich in das hochschäumende Meer von Feinden. Jeder seiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartättsche riß Zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Er hörte den Knall, denn mit nackter Ferse hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle seines derben Bettes von Eichenholz eingetreten. „O Wonne ohne Gleichen, solch eine Schlacht!“ schloß er; „aber doch“, setzte er feinsüchelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!“ Worauf Kerner sagte: „Du verlorst Dich eben im Traumring; aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder alles, alles gesund in Dir.“ „Ja“, sagte Lenau, „der Trauring ist auch zerrissen“. Seine Vorliebe für Schlachten brachte er in Verbindung mit dem Namen seines Geburtsortes (vergl. S. XIV). — Dieser 29. November war einer der besten Tage, vielleicht der beste und froheste, den Lenau in Winnenthal verlebte. Aber noch denselben Abend begann eine neue Schlacht für ihn, die noch nicht zu Ende war, als Kerner am andern Morgen abreiste. Er hatte u. a. öfter gerufen:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gesechtes;
Hurrah, Hufaren, Hurrah!“

Am 3. December reiste Schurz ab. Als er nach Stuttgart kam, vernahm er, daß Kerner den Freund schon damals für unrettbar hielt.

Lenaus Sehnenkraft war eine mehr als gewöhnliche. Während seiner ersten Wuthausbrüche in Winnenthal hatten zwei junge Riesen von Wärdern, Sachsenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn zu bewältigen. Als sie das erste Mal beide über ihn her waren, rief er entrüstet: „Pfui! das ist unedel! Zwei über Einen!“ — Als Sachsenheimer — Lenau nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus —, der dann und wann auch Verse machte, ihn einmal in die Zwangsjacke schnürte, rief er: „Ha, das ist doch unerhört, daß ein Dichter den andern bindet!“ — Einmal sagte er auch: „Ich bin kein delirischer, sondern ein Iyrischer Dichter“.

Die Nachrichten, die nun, gewöhnlich alle vierzehn Tage, von Lenaus Ärzten, Zeller und Ellinger, in Wien einliefen, waren sämmtlich voll von Hoffnung auf Genesung. Nach einem Berichte des „Frankfurter Conversationsblattes“, den die Wiener „Theaterzeitung“ (1845. Nr. 65) nachdruckte, äußerte sich Zeller „Anfangs 1845 so (Schurz II, 272): „Des Kranken leibliches Befinden ist erwünscht, und dieß stärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günstigere Periode für seinen Geisteszustand eintreten werde, besonders da selbst in den heftigsten Aufregungen wohl Wahnvorstellungen ihn beschäftigen, allein in diesen keine irren Sprünge eingetreten sind, und er von keiner fixen Idee beherrscht ist. Der rothe Faden des Bewußtseyns geht durch seine Wahnvorstellungen hin-

durch, und dieß äußert sich in den Augenblicken der Besonnenheit, die dann mit der höchsten Klarheit hervortritt. Er kennt seinen Zustand und ergibt sich geduldig, ja selbst dankbar den ärztlichen Vorkehrungen“.

Sophie Löwenthal an Lenau in Winmenthal. (Schurz II, 277). „Lieber Niembösch! — Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? [Sie meinte die drei ersten, damals gedichteten Sonette von Anastasius Grün's zwölf Sonetten „An Nikolaus Lenau“ in dessen „In der Veranda“: „Anastasius Grün's gesammelte Werke. Herausgegeben von Ludwig August Frankl“. Berlin, 1877. II, 121—132.] Als sie mir von einer Freundeshand zugeschiedt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustriert zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte. — Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzubringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerrissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr. — Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwischmittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Bordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembösch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggevor-

senem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfsbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbilden dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht."

Dieser Brief, den Schurz an dieser Stelle ohne Orts- und Datumsangabe beibringt, ist, abgesehen von seinem interessanten Inhalt, werthvoll als der einzige bis jetzt veröffentlichte Brief von Sophie an Lenau. (Vergl. aber S. 576.) Ihr Tagebuch ließ er ihr durch Schurz (Nienndorf 279) versiegelt zurückbringen.

Anfangs Juli 1845 kam Lenaus Braut Marie, von Gram so angegriffen, mit ihrer Mutter in Stuttgart an, daß sie gleich am folgenden Tage erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Wünnenthal; sie durften aber Lenau nicht besuchen. Anfangs August erfreute ihn ein Besuch Bauernfelds sehr, obgleich er nur in mittelmäßiger Stimmung war. Am 13. Anauß, seinem Geburtstage, trat Anastasius Grün bei ihm ein; er fiel ihm weinend um den Hals und äußerte (Grün a. a. D.), „nach einem schön und klar begonnenen, aber allmählich in wilde Absprünge entarteten Phantastren auf der Violine, wieder ganz klar: „So ist auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantasie“. — Am 15. October fuhr Gustav Pfizer zu ihm, bei dessen Wiedersehen nach Verlauf eines Jahres er ganz gleichgiltig blieb. Die Glocken fingen an zu läuten, und das nahm sogleich seine Aufmerksamkeit in Anspruch; er redete über den schwermüthigen Klang derselben u. s. w. Einen der Irren hielt er für Grün, einen der Aerzte für einen andern Bekannten. Er sprach davon, daß er wieder einen „Frühlingsalmannach“ herausgeben wolle. „Siehst du“, sagte er, „die Erde ist ungeheuer ausgewachsen“; dann beschrieb er die Thürme, die er sich habe bauen lassen, um von da Astronomie zu treiben. — Als am 31. October der König von Württemberg und dessen Tochter, die Prinzessin von Oranien, die Anstalt besuchten, rief er beim Anblick der hochheiligen Gestalt der Prinzessin von weitem:

„Wie gerne wäre ich bei dir,
Du schöne Dame, Grenadier!“

Am 4. November war Frankl bei ihm; dieser berichtete damals nach Wien (Frankl 116): „... Ich stellte mich dem Hofrath Zeller vor, und betrat mit ihm, dem Assistenten und dem Wächter, mit klopfendem Herzen die Zelle. Lenau stürzte mir mit einem Freudenrufe: „Frankl!“ entgegen, küßte mich heftig, und preßte mich eine

Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er sich ab, fing an zu pfeifen, lateinisch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er seine Violine, kratzte (der sonst so vortrefflich zu spielen verstand) einen Pändler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich suchte ihn zu fixiren, wie z. B. „Aber lieber Niembösch, spiele doch etwas von Beethoven, den du so sehr verehrst!“ — „Ah von Beethoven! den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müssen uns putzen, lieber Bruder!“ Darauf geigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernst und heldenfest vor uns stehen; wie überhaupt seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfshöher ist. Er trägt einen laugen Bart, die Haare, sonst schon grau untermischt, sind wieder schwarz, die Muskulatur stramm, nicht fett; nur das Auge ist umflort, er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. So spricht er jetzt mit ungarischem Accente deutsch, während es sonst aus seinem Munde rein Klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pffiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, so that er dies sehr höflich, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Zigarre und spielte tanzend einen Ungarischen, dann wandte er sich zum Arzte: „In der Musik liegt alles Geheimniß, aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System herauskonstruiren!“ Gewöhnlich folgte den Reden ein schallendes bloßes Gelächter. „Was lässest du nach Wien sagen?“ — „Ah, ich reise mit und die Sophie wird geheirathet! Diese Kappe hat sie mir gestickt. . . . Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erober die Welt.“ — So ging es, toller noch, eine volle Stunde, mir war das Herz zerrissen, ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrenere zu werden, ich nahm Abschied, er beachtete dies gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembösch, als sein medizinisches Wissen zu berechtigten scheinen. Seit langer Zeit lehrt das sonst für Stunden klare Bewußtsein nicht mehr zurück, die Gedanken auf fortwährender Flucht sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind. In rasendem Zustande verschlingt er schon Verschlungenes wieder und konstruirt und bildet Menschen daraus — Du weißt, ich weine nicht leicht, diesmal that ich es mit Zeller gemeinsam und dann allein wieder. Ich habe den erschütterndsten Eindruck erlebt. Ich sehe keine Hoffnung! Legen sich auch die Wogen, aus deren Brausen die Aerzte hier noch eine günstigere Vorhersage schöpfen zu können glauben, so wird der stürmisch gehenden Flut, nach meiner Ueberzeugung, ein Berebben folgen. Wenn das genesen heißt, so können wir den tief-schmerzlichen Anblick erleben, daß der phantastereiche Dichter uns als ein Blödsinniger entgegentritt, der sich und die Welt nicht mehr kennt. Ich wünsche ihm aus tiefstem Herzen die Erlösung durch den

Tod. Wenn er aber völlig genesen, wieder er selbst werden könnte, so müßte er nach Wien in seine gewohnte, bekannte Umgebung gebracht werden. . . .“

Im August 1846 verlangte Lenau (Niendorf 299) sehnlich nach Emilie Reinbeck. Um dieselbe Zeit erlag diese edle Frau ihren Leiden. Die Anzeige von ihrem Tode und die Erklärung der Unmündigkeit Lenaus brachten die Zeitungen an ein und demselben Tage. Am 1. Januar 1849 folgte ihr Reinbeck in die Ewigkeit nach.

Am 22. August 1846 besuchte Karl Mayer den Freund in Winnenthal. „Er lag“ — so berichtet Mayer an Schurz (Schurz II, 287; vergl. Mayer 198) — „in seiner Zelle auf dem Bette, eine gestandene Milch essend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er sich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu sprechen, auch sichtbar ängstlich, und uns immer zu entgehen suchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. s. w., antwortete er mit einem leisen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abschied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in seine Zelle, stellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir gesprochen habe, und erhielt seine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er sagte mit Inversicht: „Ich werde hier genesen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müssen uns bald wiedersehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhländ nach Tübingen kommen.“ Zum Abschied sagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!“ Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. . . .“

Um diese Zeit hatte auch Anastasius Grün das Anerbieten an Zeller gestellt, seinen Besuch bei Lenau zu wiederholen, falls daraus irgend ein Nutzen, wenn auch nur eine momentane Erleichterung für den Kranken zu erwarten wäre. Zeller lehnte aber dieses Anerbieten ab, indem er unter Hinweis auf Mayers Besuch die gänzliche Unwirksamkeit solcher Besuche darthat. — Dessen ungeachtet, veranlaßte Zeller später, Ende März 1847, einen Besuch Uhländs bei Lenau, um noch einmal zu beobachten, welche Wirkung das Wiedersehen von Freunden und Bekannten und die Näherbildung der alten Verhältnisse überhaupt auf ihn machen möchte. Der Kranke war sichtlich erfreut, aber nicht im Stande, sich anzusprechen. Am folgenden Morgen jedoch rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhländ war bei mir!“ — Um dieselbe Zeit kamen Gustav Schwab und seine Frau; aber sie durften Lenau nicht sprechen, sondern nur vom Fenster aus im Garten sehen.

Inzwischen war Zellers Hoffnung auf Wiedergenesung des theuern Patienten sehr gesunken, und am 19. März 1847 konnte er nicht umhin, an Schurz schonend zu schreiben (Schurz II, 289): „. . . Von eigentlicher Abstumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abstumpfung ist in leisem Anstriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepression und

der Geistesverwirrung, nicht von Kräfterschöpfung her“. — Solche Nachricht, die sofort richtig verstanden wurde, war von erschütternder Wirkung für die Verwandten und Freunde in Wien, die nun ihre letzte Hoffnung auf die Ausführung eines bereits von Frankl und von Schurz gegebenen Rathes setzten: — dem Kranken eine Veränderung des Aufenthaltes, eine Luftveränderung, insbesondere eine Veretzung in seine österreichische Heimat zu ermöglichen.

So wurde denn, nachdem nun Lenau dritthalb Jahr in Winnetthal gewesen war, beschlossen, ihn in die Privat-Irrenanstalt des Dr. Börgen in Ober-Döbling bei Wien zu überführen. Lenaus Curator, Hof- und Gerichts-Advocat Dr. Alexander Bach in Wien (der spätere österreichische Justizminister), erwirkte die nöthige Einwilligung des Wiener Landrathes als der Obervormundschaftsbehörde; die bedeutenden Kosten der Ueberführung sollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere Freunde und Verehrer Lenaus zusammengeschossen hatten, um da auszuhelfen, wo die Zinsen von dessen Capital, das ungeschmälert bleiben sollte, nicht ausreichten. Schurz unterzog sich liebevoll der schweren Aufgabe, den kranken Schwager in Begleitung seines treuen Wärters Sachsenheimer nach Ober-Döbling zu bringen. Am 29. April traf er in Winnetthal ein und fand den Patienten mit dem Ueberseidelungsprojecte ganz einverstanden, worauf am 12. Mai die Heimreise begonnen wurde. Anfangs gab es wenige und leicht bestiegbare Hemmnisse; aber schon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden und den ihm gegenüberstehenden Sachsenheimer zu schlagen. In Regensburg selbst brach am Abend des 13. Mai der furchtbarste Sturm des Tobens los: der Kranke zerschlug Stühle, und nachdem ihm der Wärter mit Hilfe des Hausknechts im Gasthose die Zwangsjacke angelegt hatte, schrie der Unglückliche, regungslos im Bette liegend, entsetzlich, dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in schallendes, ausgelassenes Gelächter über und stieß wilde Gotteslästerungen und garstige Boten aus. In Folge dessen erhob der Schiffskapitän im untern Zimmer, vom Geschrei des Tobenden erschreckt, Einsprache gegen dessen Mitnahme am bevorstehenden Morgen. Aber glücklicherweise trat gegen 3 Uhr früh Erschöpfung der Kräfte und damit Ruhe ein, und so konnte die Fahrt auf der Donau bis Linz fortgesetzt werden. Nur einmal, wahrscheinlich bei Deggendorf, richtete sich der Kranke im Bett auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen ins Land hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bairischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niems [so, wie ein fallendes Kind, sprach er seinen Namen Niembusch in der Krankheit gewöhnlich aus] hilft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche“. Auf einer dem Ufer nahen Aue weideten Kühe. Da rief er entzückt: „Hirschel schöne Hirschel!“ Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche“. Man mußte nur schnell
Lenau.

die Vorhänge zuziehen, ihn niederdrücken und beschwichtigen. — Die Reise von Linz nach Wien konnte dann ohne Störung zurückgelegt werden. Am 16. Mai, dem Sophientage, Nachmittags 4 Uhr, stieg Lenau vom Dampfschiffe „Sophie“ bei Ruszdorf wieder ans Land von ihm erkannte heimische Ufer, von seiner Schwester Therese aus gebotener Ferne mit bitteren Thränen begrüßt; und eine halbe Stunde später war er dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt hatte, in der Irrenanstalt seines Freundes Görge zu Ober-Döbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Bitte, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht“, sagte er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies einst hinein!“ —

Einige Zeit nach seiner Ankunft wurden Besprechungen über seinen Zustand gehalten: die erste in Döbling am 15. Juni von den Ärzten Ernst Freiherrn von Feuchtersleben (dem Dichter), Romeo Seligmann, Ludwig Rigler und Görge, im Beisein des Curators Bach, des Dichters und Arztes Frankl, des Musikers Joseph Dessauer und Schurzens, — die zweite in Wien bei Bach, ohne Görge, der krank war. Die damals versammelten Ärzte: Leibarzt Seeburger, Feuchtersleben, Seligmann, Professor Schrott und Rigler, glaubten bei dem Kranken Gehirnerweichung zu erkennen: eine Diagnose, die sich später bei der Section der Leiche nicht bestätigte; die Prognose lautete sehr traurig, und die Therapie beschränkte sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode.

Die Wiener Freunde, die Lenau in Winmenthal besucht hatten und nun wiedersehen, bemerkten mit Besorgniß den Fortschritt der Zerstörung: der Muskelstraffheit und aufrechten Haltung, die sie dort wahrgenommen, war eine schwammige Aufgebuntheit, ein Zusammengesunkensein gefolgt; der Geist vermochte sich oft nur noch in unarticulirten Lauten auszudrücken. Als man ihm aber in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Ober-Döbling erzählte, der Erzherzog Karl wäre gestorben, sagte er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!“ — Eines Tages führte man ihn über eine Treppe, deren Geländer mit Büsten von Philosophen, Dichtern und Ärzten geschmückt war. Dr. Görge's Mutter, die ihn gerade begleitete, sagte zu ihm: „Sehen Sie, Herr von Niembsch, dies ist der Dichter Homer.“ „Ah, Homer! Niemand ist auch ein großer Dichter.“ „Dies ist Platos Büste.“ „Der die dumme Liebe erfunden hat!“ ergänzte er mit schallendem Gelächter. — Beim Spaziergehen im Garten (Sommer 1847) fragte ihn der neue Wärter — Sachsenheimer war nach Winmenthal zurückgekehrt —: „Wissen Sie, daß Sie der Herr von Niembsch sind, der Große?“ Da antwortete er: „O, Niemand ist jetzt Klein geworden!“ — Einmal (1847) sagte er zu einer alten Dame: „Ach, wie Sie schön sind!“ „Was fällt Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!“ wandte diese ein, worauf er erwiderte. „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!“ —

Lenau.

Das waren verglimmende Funken des scharfsinnigen und phantasiereichen Dichtergeistes, der nun — ein trauriger Aublick für die regelmäßigen Besucher: Sophie, Therese u. A. — immer mehr und mehr verblödete.

Der Wiener Märzjubiläum im Jahre 1848 ging spurlos vorüber an dem einst so begeisterten Sängler der Freiheit. Bauernefeld rief ihm zu: „Wir sind frei!“ und er gab kein Zeichen des Verständnisses.

Am 16. März 1848 richtete J. G. Seidl ein schönes Gedicht an ihn („Album österreichischer Dichter“. I. Wien 1850. S. 367), in dem er wehmüthig ausruft:

— — — — — Nein, du bist nicht zu retten:

Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn

Beim Schall von eines Volk's gesprengten Ketten!

Ebenso wenig vernahm das Ohr Lenaus etwas von dem wilden Geschützdonner über Wien im October 1848, obgleich sich sogar eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen in den Anstaltsgarten verirrete.

Eine oft Viertelstunden lang fortgesetzte Unterhaltung war es für den armen Kranken, daß er den Tisch vorn mit beiden Händen sehr behutsam emporhob, bis sich derselbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umschnappen befand, worauf er ihn unhörbar wieder niederließ. Auch die Möbeln im Zimmer rastlos umherzurücken, gewährte ihm viel Zeitvertreib. So betrieb er Nichtiges als Wichtiges. Oft schnitt er die entsetzlichsten Fragen und erschreckte damit seine Besucher.

Im Jahre 1849 wurde Nachts in seinem Zimmer heftiges Weinen gehört. Dr. Görgen eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niemand ist sehr unglücklich!“ — Dies waren Nicolaus Lenaus letzte Worte.*) Später hörte man ihn nur noch weinen.

Am 9. August 1850 erhielt er die letzte Delung.

Ueber das Ende berichtet Schurz in seiner schlichten Weise (Schurz II, 319): „Mittwoch den 21. [August 1850] saß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beschäftigend, in der Gartenlaube [zu Weidling], als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Benesch [F. Benesch, Assistenzarzt der Irrenanstalt] um 11 Uhr abgeschicktes Weib so eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850. — Vormittags 11 Uhr erpedirt. — Euer Wohlgeboren! — Heute am frühesten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welches ich Dieselben von der

*) Die mitgetheilten Aussprüche Lenaus aus seiner Wahnsinnszeit werden von Einigen für bedeutungslos gehalten. Ich halte sie in Uebereinstimmung mit seinen und andern Ärzten für bedeutungsvoll, denn „auch im zerbrochenen Spiegelglaste“ zeigt sich das Spiegelbild. Vergl. S. 517, was Lenau von seinem wahnsinnigen Tubal sagt.

beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustandes in Kenntniß setzte. — Da ich jedoch besürchte, daß Euer Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät Abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es gerathener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten. — Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. W. ergebenster Diener Dr. Benesch.

Ich und meine leichtflüssige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir erstereu zwei schon an Lenau's Bett. Er athmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Andern kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durchs Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiser Narr! Er stirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm selbst glücklich heimgesandt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geistes! — Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bitteren nassen Scheideklüssen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstatt zu Lenau's beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und ihn noch bei einem Besuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung besonnen aussehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembösch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Diese Nacht war ein Seitenstück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarsch ausgeschlagen, das Herz stand still.“ („Robert und der Invalide.“) Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Brust vor sich und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen — daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief

über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden theuren Bruder . . . mütterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtseyn des ernstest, heiligen Augenblicks, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenau's letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch genoß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmählig zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er stirbt“, sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am [Donnerstag] 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme. . . — Lenaus Lebenszeit war vorüber, sie hatte nahezu sechs Jahre (1844—1850) gewährt.

Am folgenden Tage nahm der Bildhauer Hirschhäuter einen Schädelabguß von Gyps, auf Grund dessen später der Phrenolog Noël eine „Phrenologische Anschauung“ (Frankl 133—136) lieferte. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach, Privat-Dozent zu Halle a. d. Saale (der Bräutigam von Schurzens ältester Tochter und Lenau's ältester Nichte Lori), die Leiche in Gegenwart der Aerzte Romeo Seligmann, Frankl und Benesch, die im Verein mit Dr. Görden am 26. August einen ausführlichen „Bericht“ (Frankl 137—142) über diese Section verfaßten. In demselben heißt es u. a.: „ . . . Aus dem Sektionsbefund im Vergleich mit den Erscheinungen im Leben ist zunächst zu schließen, daß keine bedeutende organische Veränderung vor der Geisteskrankheit bestand, welche als deren Ursache zu betrachten wäre. . . . In dem Gehirne fand sich keine örtliche Veränderung, nicht die geringste Spur eines ehemaligen Blutergusses, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn gleichmäßig von anomaler, zu weicher Konsistenz, gleichmäßig in sehr hohem Grade geschwunden. . . . Für den starken Schwund des Gehirns liegt kein speciell anatomisches Verhältniß vor, welches eine sogenannte Erklärung der Geisteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten gestellte Diagnose der Gehirnerweichung ward nicht bestätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbseitige Gesichtslähmung und die später allmählig entstandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfartige Lähmung der Glieder erscheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einflusses eines allgemein krankhaften Gehirns auf relativ noch gesundes Rückenmark und Nerven. Als Ursache des Hirnchwundes, der vermuthlich schon vor dem offenen Ausbruch der Symptome der Geisteskrankheit begonnen hatte, läßt sich, bei dem Mangel erblicher Disposition in der Familie, nur eine mit der ganzen Persönlichkeit des Verstorbenen zusammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufstellen, wie sie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig
Lenau.

zur Geisteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantasie des Dichters, langes Nachtwachen, viel Kaffee, bewirkte eine allseitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältnisse brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillstand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. . . . Während in andern Fällen der Gehirnschwund durch Selbstmord zum Tode führt (Lenaus Selbstmordversuche wurden verhindert), bewirkte er hier das langsamere Verlöschen der Geistesfunction, allmäligen Verlust der Herrschaft über den Körper, eine hilflose Lebensweise und langes Krankenlager. . . .“

Am Sonnabend, den 24. August 1850, Nachmittags um 4 Uhr, fand die Einsegnung der Leiche in Ober-Döbling statt. Hierauf bewegte sich der Trauerzug über Nußdorf, der Donau entlang nach dem eine Fahrstunde entfernten Dorfe Weidling, auf dessen Friedhofe um 6 Uhr die irdischen Reste Lenaus an der Stelle, unfern von Schurzens Landhäuschen, zur Erde bestattet wurden, wo zu ruhen Lenau einst gewünscht hatte (vergl. S. CLXIV, auch CXLII). Den Sarg schmückte inmitten bunter Blumengewinde ein grüner Eichenkranz; das umgestülzte Familienwappen deutete darauf hin, daß der Letzte des Geschlechts Niembösch von Strehlenau hier zu Grabe getragen werde. Ludwig Foglar trug ein Gedicht vor (wegen einiger politischen Stellen in demselben wurde er später zur Rechenschaft gezogen), Schurz und Heinrich Laube redeten Worte tiefer Trauer (Schurz 329—330). Damit wechselten Gebet und Gesang. Ein Vaterunser der Dorfbewohner beschloß die Feier.

Da die Unterhaltungskosten für Lenau in den beiden Irrenanstalten und seine Ueberführung nach Ober-Döbling außer von den Zinsen seines Capitals von Freunden und Verehrern (unter denen laut Niendorf, 303, Anastasius Grün als besonders freigiebig hervorragte) bestritten wurden, so hinterließ Lenau die Summe von 20,000 Gulden Conventionsmünze (vergl. S. CLX). Ein Testament war nicht vorhanden, und so erbten seine beiden rechten Schwestern Therese Schurz und Magdalena Rarch, Bäckerwitwe, je drei Achtel und seine beiden, aus der zweiten Ehe seiner Mutter stammenden Halbschwestern Wilhelmine von Greifinger, l. f. Generalmajors-, und Marie Dilg, Rechnungsofficials-Gattin, je ein Achtel dieses Capitals. Das Erste, was sie von diesem Erbtheil bestritten wollten, war ein würdiges Denkmal am Grabe des Bruders, dessen Vollendung sich jedoch bis in den Sommer 1851 verzog. Da Lenaus Grab so hart an das Hammer-Purgstall'sche Monument (vergl. S. CLXIV) grenzte, daß sein Denkstein nicht am Haupte seines entseelten Körpers Platz gefunden hätte, so bewarb sich Schurz um die Erlaubniß, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein frisches Grab inmitten des Begräbnißraumes sogleich wieder einzusetzen zu lassen. Dieses wurde gestattet und am 15. Februar 1851 ausgeführt. Ende Juni wurden dann das Denkmal und das eiserne Umfassungsgitter des Lenau.

Grabmal aufgestellt, und am 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr, fand eine Einweihungsfeierlichkeit statt, zu der aus der Ferne auch Emma Niendorf herbeigeeilt war. Das nach Frankl's Idee ausgeführte Monument besteht aus einer über sieben Fuß hohen, abgestumpften Pyramide von geschliffenem grauen Granit, darin ein Rundbild mit dem von Hirschhäuter modellirten Brustbilde des Dichters aus Erz, umgeben von einer Schlange, dem christlichen Sinnbilde der Ewigkeit, dem heidnischen des Genius, über dem Medaillon ein goldener Stern, am Sockel einfach der Name LENAU. — Vom Grabe pflichtete Emma „ein Pensée, einen dunkelsammetnen Lenaugedanken“ für Marie, „welcher der Brautschleier zum Nonnenschleier ward“.

Lenaus Pestschaft, dessen er sich nach Schildings Zeugniß noch bediente, als er am 16. October 1844 seine letzten Briefe schrieb, zeigte ein von sturmgepeitschten Wogen umhergeschleudertes Schiff mit der Ueberschrift:

Telle est ma vie!

Register

zu der vorstehenden biographischen Skizze.

(Die Personennamen sind gesperrt gedruckt. Die Werke Lenaus stehen in Anführungszeichen. Die arabischen Ziffern verweisen auf die römischen Seitenzahlen.)

- | | |
|--|---|
| Abel und Geschlecht, über den Abel. 14.
104. 117. 127. 151. 203. | Badenfeld, Eduard Freiherr von, —
siehe: Silexius. |
| „Abigenfer, Die.“ 88. 110. 125. 129.
137. 162. 185. | Bandel, Ernst. 151. |
| Alexander Graf von Württemberg.
32. 45. 46. 70. 80. 85. 101. 101. 103.
106. 113. 114. 115. 124. 128. 140. 151.
152. 155. | Bauernfeld, Eduard von. 32. 31.
195. 200. |
| Altenburg in Ungarn. 31. | Bayer, Rudolf von. 143. 165. 173.
176. 191. |
| Amerika und die Amerikaner. 20. 38. 49.
50. 51. 52. 57. 69. 70. 155. 156. 185. | Becher, Alfred Julius. 143. 179. |
| Amsterdam. 59. 60. | Becher, Medicinalrath und Hofarzt. 77.
112. 117. |
| Appianus. 148. | Bedt, Carl. 143. |
| Artot, Joseph. 81. | Beethoven. 37. 40. 44. 73. 85. 92. 104.
109. 109. 116. 136. 179. 196. |
| Auerbach, Berthold. 142. 146. 147.
154. 155. 156. 156. 157. 158. 159.
162. 190. | Begräbniß. 142. 164. 203. |
| Auersperg, A. A. Graf. — siehe: Grill. | Behrend's, Frau Bürgermeister. 161.
186. 195. |
| Aussehen und Umgangsformen. 17. 25.
33. 41. 70. 101. 102. 108. 110. 111.
114. 119. 120. 130. 133. 140. 146. 147.
152. 156. 157. 196. 199. | Behrend's, Marie. 157. 158. 159. 160.
161. 161. 162. 163. 165. 167. 169. 170.
171. 172. 173. 174. 174. 175. 176. 177.
180. 180. 181. 186. 191. 195. 204. |
| Baaber, Franz X. (von). 120. 121. | Benesch, J. Irrenarzt. 200. 201. 202.
202. |
| Bach, Alexander. 198. 199. | Berlin. 38. 131. 132. |
| Baden-Baden. 41. 103. 154. 154. 157.
158. 159. | Bertha in Wien. 28. 34. 35.
47. 48. 72. 148. |
| Lenau. | Birkenthal, Bernhard. 140. 141. |

- Blumenthal, Joseph von. 27.
 Boloz von Antonievicz, Nicolaus. 32. 37. 64.
 Bolza, Johann Baptist. 32.
 Bornemann, ein Däne. 32.
 Böttiger, Carl Wilhelm. 32.
 Braun Ritter von Braunthal, Carl Johann. 32. 37.
 Bremen. 69. 71.
 Brentano, Clemens. 101. 132.
 Briefe. 13. 14. 74. 75. 89. 90. 100. 100. 176. 182. 183. 184. 185. 188.
 Brodhag'sche Buchhandlung. 71. 81.
 Bürger, G. H. 33.
 Castell, S. F. 32.
 Chamisso, Abelbert von. 50. 71.
 Constant, W. 111.
 Cotta'sche Buchhandlung und deren Befitzer. 42. 91. 92. 102. 108. 118. 125. 129. 132. 137. 138. 139. 150. 152. 153. 159. 160. 161. 162. 163. 165. 166. 167. 170. 170. 185.
 Catab. 14. 193.
 Cerny, Joseph. 19.
 Danhauser, Joseph. 32.
 Daub, Carl. 117.
 Deinhardtstein, Johann Ludwig. 32.
 Dessauer, Joseph. 32. 143. 199.
 Dingelstedt, Franz. 190.
 Döbling bei Wien (Ober-Döbling). 197. 198. 199.
 „Don Juan.“ 70. 145. 151. 156. 176.
 Dräxler-Mansfeld, C. 32.
 Druckcorrecturen. 45. 78. 88. 137. 139. 139. 147. 148. 149. 150. 151. 154.
 Duell und Verwandtes. 25. 26. 85. 86.
 Durfeld, Ludwig von. 32.
 Ebert, Carl Egon (Ritter von). 42.
 Edermann, J. P. 101. 152.
 Ellinger, Irrenarzt. 193.
 Ent von der Burg, Michael. 32.
 Erziehung. 18. 19. 20. 21. 23. 24. 36. 88.
 Evers, Carl. 32. 109. 109. 111. 112. 114. 115. 124. 160. 161.
 Evers, Frau von Carl Evers. 160.
 Evers, Schwester von Carl Evers. 115.
 „Faust.“ 33. 69. 70. 71. 73. 73. 75. 79. 83. 102. 110.
 Fellner, F. 79.
 Feuchtersleben, Ernst Freiherr von. 32. 152. 199.
 Fischhof, Joseph. 32. 143. 159.
 Fisinger, Franz. 32.
 Foglar, Ludwig. 203.
 Forster, Theresie. 169.
 Frank, Gustav Ritter von. 32. 92.
 Frankel, Magneteur. 155.
 Frankl, Ludw. Aug. 23. 32. 73. 81. 84. 88. 111. 191. 194. 195. 198. 199. 202. 204.
 Lenau.
 Freiligrath, Ferdinand. 156.
 „Frühlingsalmanach.“ 71. 78. 79. 80. 195.
 Geburt und Taufe. 14. 16.
 „Gebichte.“ 42. 45. 64. 148.
 „Gebichte, Neuere.“ 87. 92. 92.
 „Gebichte“ in 2 Bdn. 137. 145. 147. 151. 152. 153. 154. 157.
 Geigenspiel und Geige. 19. 27. 59. 61. 65. 81. 108. 109. 109. 116. 124. 125. 126. 143. 145. 155. 165. 181. 182. 183. 183. 184. 186. 192. 195. 196.
 Gervinus, G. G. 151.
 Gmelin, Lotte („Schilfblöthen“). 44. 45. 47. 47. 48. 48. 49. 55. 56. 64. 102. 158. 170.
 Gobenberg, Guitarrespieler. 19. 25.
 Görden, Irrenanstalts-Director. 32. 198. 199. 200. 202.
 Goethe. 95. 101. 139. 156. 191.
 Grab. 142. 164. 203. 204.
 Grabdenkmal. 203. 204.
 Grillparzer, Franz. 32. 73. 144. 145.
 Groß, Carl. 108. 109.
 Großmann, Agnes von („Magenta“). 103. 104. 104. 105. 106. 118. 119. 120.
 Großmütter. 15. 18. 20. 22. 27. 28. 29. 30. 33. 34. 37.
 Großvater. 14. 15. 18. 20. 22. 27. 28. 29.
 Grün, Anastasius. 32. 71. 81. 85. 86. 143. 194. 195. 197. 203.
 Guarnerio, Giuseppe. 124. 181. 182.
 Guitarrespiel. 19. 20. 25. 65. 124.
 Guxlow, Carl. 83.
 Hagberg, Carl August. 32.
 Halirsch, Ludwig. 32.
 Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung (nicht zu verwechseln mit „Eduard Hallberger“). 92.
 Halkaus, Carl. 32.
 Hammer-Burgstall, Joseph Freiherr von. 73. 164. 203.
 Handschrift. 39. 128. 182. 191. 192.
 Hartmann, August. 57. 65. 113. 114. 124. 133. 141. 149. 173. 191.
 Hartmann, Julie. 57. 65. 113. 114. 124. 129. 141. 173. 191.
 Hartmann, Lotte. 57. 65. 102. 113. 114. 124. 141. 151. 173. 191.
 Hartmann, Mariette, geb. Dannenberger. 57.
 Hartmann, Mariette. 57. 65. 113. 114. 124. 141. 173. 191.
 Hartmann, Moriz. 110.
 Hazardspiel. 41. 154.
 Hegel'sche Philosophie. 126. 130.
 Heibelberg. 40. 41. 43. 47. 52. 70. 148. 149. 150. 150. 154.
 Heilbronn. 107. 108.
 Heine, Heinrich. 157. 178. 179.

- Heinrich, Kunigunde. 115. 136. 152.
 Hermannsthal, Franz Hermann von. 32.
 Herwegh, Georg. 155.
 Herz, Adolf von. 32.
 Heussenstamm, Theodor Graf von — siehe: Stamm.
 Hiller, Ferdinand. 158. 159.
 Hirschhäuser, Wilhelm. 202. 204.
 Hochgebirge. 36. 61. 82. 85. 99. 104. 119. 121. 136. 190. 198.
 Hoch, Karl (Ritter von). 32.
 Hölberlin, Friedrich 23.
 Holtei, Karl von. 32.
 Hölty, L. G. Th. 33.
 Homer. 199.
 Horaj. 33. 191.
 Huber, Chr. Wilh. 32. 71.
 Huber, Philipp. 60. 69.
 Hünersdorff, Marie von. 70.
 Jöchl. 91. 92. 93. 96. 97. 99. 100. 107. 117. 118. 121. 122. 152.
 Jacobi, J. G. 33.
 Kaltenbäch, Johann Paul. 32.
 Kaltenbrunner, R. A. 37.
 Karajan, Theodor Georg von. 32.
 Karl Erzherzog von Oesterreich. 81. 134. 135. 137. 140. 193. 199. 201.
 Keil, Georg. 71.
 Keiller, Mediciner. 31. 82. 124.
 Keller, Geigenspieler. 125. 136.
 Kerner, Justinus, und die Seinigen. 19. 42. 46. 47. 50. 51. 51. 55. 57. 58. 70. 71. 77. 101. 102. 103. 104. 104. 105. 106. 107. 110. 119. 120. 126. 127. 128. 128. 129. 129. 130. 131. 132. 133. 155. 190. 191. 192. 193.
 Kerner, Theobald. 130.
 Klausál, Nicolaus. 19.
 Klemm, Joseph. 30. 31. 32. 47. 65.
 Kleyle, Fritz. 26. 30. 31. 34. 35. 36. 38. 71. 83.
 Kleyle, Hofrath, und Frau. 26. 27. 81. 134. 135. 136. 137. 139. 140.
 Kleyle, Natalie. 84. 87. 92.
 Kleyle, Rosalie. 83. 94. 96. 96. 97. 98. 99. 118. 139. 140.
 Klopstock, F. G. 33.
 Kolb, Gustav. 181. 182.
 König, Heinrich. 155.
 Köstlin, Medicinalrath. 182.
 Kovesdy, Joseph von. 20. 21. 23. 23. 25. 27.
 Krankheiten, Körperliche. 31. 36. 37. 38. 64. 64. 65. 69. 77. 89. 102. 111. 112. 113. 114. 115. 117. 118. 121. 122. 123. 129. 140. 145. 148. 149. 149. 155. 163. 167. 169. 171. 172. 173. 174. 175. 177. 179. 181—202.
 Kreuzer, Conrabin. 41. 96.
 Kreuzer, Rudolf. 109.
 Kriehuber, Joseph. 107.
 Kritik. 78. 92. 103. 104. 106. 107. 110. 121. 147. 151. 156. 157.
 Lainz. 150. 162. 163. 165. 166. 167.
 Landbau. 30. 40. 58. 60. 65.
 Lang (= Köstlin), Josephine. 119. 120. 159.
 Langbein, A. F. G. 131.
 Laube, Heinrich. 203.
 Leibnitz, Fräulein. 115.
 Leitner, Carl Gottfried Ritter von. 32.
 Lessing. 120.
 Levitschnigg, Heinrich Ritter von. 32.
 Sewald, August. 154. 155.
 Lichtenthal. 151. 153. 154. 154. 155. 158.
 Liebe. 21. 23. 28. 34. 41. 45. 48. 49. 72. 93. 95. 96. 199.
 Lippenspiff. 19.
 Ling. 97. 98. 112. 198.
 Littrow, Karl von. 32.
 Linius. 148.
 Löhner, Ludwig von. 143.
 Löwe, Theodor. 136.
 Löwe, Ludwig. 32. 88.
 Löwenthal, Arthur von („Trutisch“). 137. 139.
 Löwenthal, Max (von). 32. 71. 72. 73. 74. 74. 78. 80. 82. 83. 86. 87. 100. 125. 141. 173. 192.
 Löwenthal, Sophie (von), geb. Kleyle. 27. 71. 72. 72. 74. 74. 75. 78. 79. 80. 82. 83. 86. 87. 87. 87. 89. 90. 90. 90. 91. 92. 92. 95. 95. 96. 96. 103. 104. 104. 105. 106. 107. 107. 112. 113. 114. 115. 115. 116. 116. 117. 117. 118. 124. 125. 125. 132. 134. 136. 139. 139. 140. 148. 148. 149. 154. 157. 162. 163. 163. 165. 166. 167. 167. 168. 168. 170. 171. 171. 172. 173. 173. 175. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 182. 183. 184. 191. 192. 194. 195. 196. 200.
 Ludwig, Staatsrath von. 183. 184. 187. 188.
 Maigraber, Franz. 22. 30.
 Malerei. 44. 57. 59. 60. 75. 76. 79. 123. 150.
 Maltitz, A. Freiherr von. 120.
 Mannert, Konrad. 148.
 Marie Gräfin von Württemberg. 70. 80. 83. 85. 87. 104. 125.
 Markowitsch, Fante. 22.
 Martensen, Johannes. 32. 85.
 Matuschnski, Johann. 53.
 Mayer, Karl. 42. 44. 46. 47. 51. 57. 61. 65. 69. 71. 124. 190. 190. 197.
 Medel von Gemsbach, Heinrich. 202.
 Meer. 36. 61. 62. 69. 104.
 Menckelsohn = Bartholby, Felix. 120. 158. 159.

- Menzel, Wolfgang. 83. 147.
 Metternich, Fürst. 134.
 Mihitsch, Sebastian. 22.
 Morajin, Ludwig von, — siehe: Röchner.
 Motloch, Theodor. 142.
 München. 118. 119. 120. 135. 139.
 Mundi, Theodor. 155.
 Mutter. 15. 17. 18. 20. 21. 22. 23. 24.
 28. 30. 31. 34. 35. 36. 94. 116. 130.
 „Nachlaß, Dichterischer.“ 135.
 Nachtmachen. 30. 65. 88. 96. 122. 123.
 137. 142. 149. 164. 189.
 Name. 14. 16. 22.
 Natur und Naturpoesie. 33. 36. 43. 50.
 51. 52. 61. 69. 121. 127. 131. 142. 143.
 144. 148. 149. 149. 150. 151. 161.
 Neuners „silbernes Kaffeehaus“ und seine
 Gäste. 31. 32. 68. 82. 87. 89. 134. 143.
 Rienborn, Emma („die Amuthstramp-
 pel“). 46. 73. 101. 104. 104. 106. 116.
 118. 119. 120. 126. 128. 128. 129. 132.
 133. 136. 152. 155. 169. 179. 187. 204.
 Nicolai, Otto. 32.
 Noel, Phrenolog. 202.
 Ofen (Alt=Ofen). 17.
 Oesterreich und die Oesterreicher. 98. 52.
 56. 71. 84. 110. 191. 192. 150.
 Ottenheimer, Henriette. 155.
 Panofka, Heinrich. 154. 155.
 Pest. 19. 21. 88.
 Peischaft. 204.
 Pfizger, Gustav. 41. 43. 47. 71. 113.
 114. 150. 182. 182. 185. 188. 195.
 Pfizger, Paul. 129. 137. 139. 139. 146.
 148. 150. 174.
 Pichler, Caroline. 81.
 Plato. 199.
 Plösch, Hans Michel. 27. 28.
 Politil. 53. 58. 65. 110. 117. 134. 135.
 141. 158. 200.
 Porbeck, von, Gesandter. 140. 150. 171.
 174. 188.
 Portraits von Lenau. 56. 80. 101.
 Preßburg. 23. 28. 30. 81.
 Preßensur. 14. 37. 86. 88. 89. 134. 135.
 Rahl, Karl. 101.
 Raimund, Ferdinand. 32.
 Raifchach, Baron Hermann. 182.
 Reinbeck, Emilie (von), geb. Hart-
 mann. 44. 46. 57. 58. 64. 65. 72. 73.
 74. 77. 80. 82. 87. 90. 92. 106. 109.
 113. 114. 115. 119. 119. 124. 129. 133.
 134. 136. 141. 141. 142. 144. 149. 150.
 151. 154. 155. 158. 160. 169. 172. 173.
 174. 176. 177. 181. 183. 183. 185. 186.
 187. 188. 190. 191. 195. 197.
 Reinbeck, Georg (von). 46. 57. 64. 65.
 72. 77. 80. 81. 87. 92. 102. 106. 108.
 113. 114. 115. 121. 125. 136. 141. 151.
 Lenau.
 154. 155. 158. 160. 169. 171. 173. 181.
 183. 184. 185. 187. 188. 191. 197.
 Reisanb, — siehe: Röchner.
 Religion. 19. 51. 54. 91. 116. 116. 117.
 121. 126. 127. 129. 130. 138. 140. 141.
 142. 163. 164. 167. 172. 179. 180. 187.
 188. 192. 197.
 Rembold, Leopold. 25.
 Rheingegenben. 58.
 Rigler, Ludwig. 199.
 Rippolbsau. 157. 158. 162.
 Rückert, Friedrich. 71. 121.
 Rupertus, — siehe: Bayer.
 Sabatier, François. 100.
 Sachsenheimer, Wärter. 193. 198.
 199.
 Sauter, Ferdinand. 99.
 „Saonarola.“ 85. 87. 90. 92. 102. 110.
 145. 148. 151. 152. 185.
 Schäfer, Wärter. 193.
 Schelling, von, Obermedicinalrath.
 117. 118. 149. 151. 169. 171. 172. 174.
 175. 177. 180. 181. 182. 183. 184. 186.
 187. 188.
 Scherz und Humor. 92. 119. 130. 131.
 132. 136. 138.
 Schiller. 51.
 Schiller=Album, Schiller=Denkmal. 46.
 80. 81.
 Schindler, Julius, — siehe: Traun.
 Schlehta von Wffeherd, Franz Xaver
 Kreiher. 32.
 Schleifer, Matthias L. 37. 37. 39. 40.
 41. 45. 56. 70. 71. 72. 92. 134.
 Schloenbach, C. A. 140
 Schloffer, F. C. 151.
 Schmid, August. 143.
 Schmid, Geigenmacher. 124.
 Schmidt, Hoffchauspieler in Stuttgart.
 85.
 Schöber, Franz von. 32.
 Schrattenthal. 30.
 Schroff, Professor der Medicin. 199.
 Schubert, Franz. 93.
 Schubert, G. von. 49. 52. 64.
 Schüding, Levin. 136. 182. 204.
 Schurz, Anton K. 13. 16. 27. 28. 30.
 33. 34. 35. 37. 53. 56. 58. 62. 71. 72.
 82. 85. 99. 132. 134. 139. 142. 162.
 163. 165. 189. 190. 191. 192. 195. 198.
 199. 200. 201. 203.
 Schurz, Joseph. 201.
 Schurz, Lori. 202.
 Schurz, Therese, geb. Niembich von
 Strehlenau. 16. 21. 23. 27. 28. 30. 34.
 39. 45. 53. 56. 62. 64. 72. 142. 143.
 151. 163. 164. 180. 185. 191. 192. 199.
 200. 201.
 Schwab, Gustav. 40. 41. 42. 43. 44.

47. 50. 51. 54. 56. 71. 73. 89. 92. 138.
169. 172. 197.
- Schwaben und die Schwaben. 39. 40. 70.
131. 187.
- Schwarzenberg, Friedrich Fürst von.
143.
- Schwarzwalb. 162.
- Schmermulh. 22. 24. 35. 36. 45. 47. 49.
72. 73. 74. 83. 88. 91. 92. 101. 107.
108. 111. 118. 120. 121. 122. 123. 124.
125. 133. 134. 137. 144. 144. 144. 145.
146. 149. 155. 158. 159. 164. 165. 166.
167. 168. 169. 172. 174. 176.
- Schwestern und Halbschwestern. 16. 17.
21. 22. 23. 29. 30. 31. 201. 203.
- Schwinn, Moritz von. 32. 158.
- Scribe, Eugen. 189.
- Seeburger, Leibarzt. 199.
- Seejungfrauen. 64.
- Seidl, Johann Gabriel. 25. 32. 35.
73. 200.
- Selbstmordversuche und darauf Bezüg-
liches. 39. 176. 183. 185. 190. 191.
203.
- Seligmann, Romeo. 32. 199. 202.
- Seneca. 33. 191.
- Silestus, Eduard. 32.
- Silius Italicus. 148.
- Steph. 22. 36. 116.
- Sophie Prinzessin von Dranien,
später Königin der Niederlande. 195.
- Spinoza. 47. 146. 147.
- Stamm, Theodor. 32. 93.
- Stelzhamer, Franz. 32. 145.
- Stiefvater. 18. 20. 21. 31.
- Stoderau. 20. 22. 23. 28.
- Stoll, Joseph Ludwig. 48.
- Studium und Studien. 19. 20. 21. 22. 23.
25. 26. 28. 29. 30. 31. 33. 37. 39. 41.
43. 47. 137. 138. 139. 142. 148. 150.
- Sturm, Julius. 110.
- Stuttgart und die Stuttgarter. 37. 38.
41. 43. 91. 103. 141. 149. 150. 152.
184. 187.
- Sudow, Frau E. M. von, — siehe:
Niendorf.
- Sudow, Oberst Karl von. 187.
- Sulzer, Vorfänger. 84. 85.
- Tabakrauchen. 78. 82. 89. 103. 106. 110.
122. 126. 140. 189. 196.
- Tasso, Torquato. 184.
- Testament. 184. 185.
- Tiedt, Ludwig. 98. 99.
- Tob. 142. 164. 200—202.
- Tokai. 20. 21. 40.
- Traun, Julius von der. 111.
- Ußland, Ludwig. 42. 46. 48. 51. 88.
126. 130. 190. 192. 197. 197.
- Ulm. 85.
- Unger, Karoline. 93. 94. 94. 95. 95. 96.
97. 98. 99. 99. 100. 100. 106. 106. 161.
Unstätigkeit und Unbeständigkeit. 23. 28.
29. 30. 33. 39. 49. 71. 139. 149. 152.
154. 154. 189.
- Vater. 15. 16. 17. 18.
- Verheirathung, beabsichtigte. 39. 48. 70.
93. 110. 129. 157. 158. 163. 163. 168.
177. 180. 181. 186. 192. 193.
- Vermögensverhältnisse. 15. 17. 18. 21.
22. 24. 28. 29. 34. 37. 38. 39. 41. 50.
52. 53. 54. 60. 64. 68. 69. 71. 97. 125.
137. 139. 151. 152. 152. 159. 160. 160.
101. 164. 170. 171. 172. 176. 177. 180.
184. 185. 189. 198. 203.
- Vogelfang. 19. 23. 28. 190. 191.
- Vogl, Johann N. 32.
- Vollz, Hauptmann. 23. 24. 26. 29.
- Vorlesen, Vortrag. 33. 73. 74. 123.
- Voss, F. G. 33.
- Wahnsinn und darauf Bezügliches. 13.
16. 19. 23. 23. 30. 39. 49. 50. 52. 54.
55. 62. 72. 73. 108. 126. 139. 142. 144.
159. 161. 165. 166. 168. 169. 170. 171.
172. 173. 174. 176. 177. 178. 179. 181.
181—202.
- Walburga, Mäuterin. 18. 19.
- Weibling bei Wien. 142. 164. 200. 203.
- Weißer, Regierungsrath. 52. 106.
- Welt Schmerz. 35.
- Wien und die Wiener. 22. 31. 110. 127.
132. 141. 152.
- Wilhelm I. König von Württem-
berg. 190. 195.
- Winnenthal bei Winnenben. 184. 188. 198.
- Witthauer, Friedrich. 32. 88.
- Wohnungen. 19. 22. 22. 23. 30. 31. 37.
37. 39. 47. 82. 84. 85. 87. 88. 107.
108. 122. 134. 141. 148. 154. 160. 166.
166. 173. 180.
- Wolf, Ferdinand. 32.
- Wurzbach Obler von Lannenberg, Con-
stant, — siehe: Constant.
- Zedlig, S. G. Freiherr von. 32. 73.
- Zeller, Albert. 184. 187. 188. 189.
190. 191. 192. 193. 195. 196. 197.
- Zimmern, Wechsler. 52. 70. 150.
- Zingref, Julius Wilhelm. 191.
- Zumsteeg, Emilie. 115.

INDEX

Gedichte.

Erstes Buch.

S e h n s u c h t.

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Gluth, die dauerlose,
Berweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stüer Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hintübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberlüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nab'n die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
 Mein Herz voll süßen Lebens
 Dich mir gemalt zum Eigenthume
 In's Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
 Sich schenken wird zu greifen,
 Wenn endlich seine sanften Finger
 Mein Welkes niederstreifen.

Reise - Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
 Die Birkenstämme prangen,
 Als wäre dran aus heller Nacht
 Das Mondlicht blieben hängen;

Und in dem zarten Birkenhain
 Sah ich ein Häuschen blinken,
 Das hob gleich an, zu sich hinein
 Goldfreundlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenstrahl
 Die Fensterlein erglänzten;
 Und wie so freudig Berg und Thal
 Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klonn
 Mit ihren goldnen Trauben;
 Die Unschuld saß am Dache fromm
 In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
 Auf morgenfrohen Schwingen,
 Daß mir der blaue Himmel schien
 In's Thal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
 Sich freundlich mir erschließen,
 Und aus dem Rahmen liebevoll
 Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantase'n!
 Ach, wär' es mir beschieden,
 Mit ihr zu leben hier allein
 Im süßen Waldbesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
 Durch diesen Hain zu wallen,
 Zu lauschen hier im Blütenstrauch
 Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
 Die wellen Blätter fliegen,
 Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
 Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
 Ein Lieb mein Liebchen fänge,
 Und aller Himmel Seligkeit
 Mir in die Stube drängel —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
 In meinem stillen Sinnen,
 Beforgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
 Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, sieh, da öffnet sich die Thür,
 Der Zauber war geschwunden,
 Es trat ein Jägermann herfür
 Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
 Und streift' waldein gar heiter,
 Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
 Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
 Winde brausen südenwärts,
 Nach des Donners fernen Schlägen,
 Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
 Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
 Rings umrauscht von Waldesrande,
 Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
 Ist ein Hüttlein hingestellt,
 Das in seinem schmalen Raume
 Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
 Sehnen nach dem Hüttlein sich,
 Halten Dach und Wand umschlungen
 Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
 Lilla nach dem Wald hinaus,
 Ihr Gesichtchen traurig neigend,
 Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
 Und sie sieht es bang gerührt,
 Wie die Wasser niederrinnen,
 Wie der Wind das Laub entföhrt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
 Lauter wird der Lüfte Streit,
 Hörbar rauscht die Zeit vorüber
 An des Mädchens Einsamkeit.

Frage. *)

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
 Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
 Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
 Der hell von dir in meine Seele bricht.

In's Tiefste ist er mächtig mir gedrungen,
 Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
 Süß sterbend ward es von der Fluth verschlungen;
 Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
 Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
 Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?

An der Erhöhung Paradiesesflüste? —

In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glüh'n,
 Und aus des Abends Rosen
 Seh' ich so schön dein Bild mir blüh'n,
 So fern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
 Am blauen Himmelsbogen,
 So hat mit ihm dein süßes Bild
 Die Sternensflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube spielt
 Der Abendwinde Säuseln;
 Wie freudig um dein zitternd Bild
 Des Baches Wellen kräuseln! —

*) Wahrscheinlich um 1822 in Preßburg an daselbe schöne Mädchen gerichtet,
 an das „Unmögliches“ unter den „Vermischten Gedichten“ adressirt wurde.
 L e n a u.

Es braust der Wald, am Himmel zieh'n,
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden:
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schooß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
Will's mich hinunter winken? —

Ghasel. *)

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglüh'n im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenroth
Im Paradiese lächelnd nah'n der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt' ich manchen trübten Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du stir mich nicht eine, eine noch?“
Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

*) Wahrscheinlich ebenso wie bei „Frage“ S. 6.
Lenau.

Künnten wir zusammen schauen
 In den Mond empor,
 Der da drüben aus den Auen
 Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
 Aus dem Silberschein
 Stromhinüber eine Brücke
 Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
 Durch den Schimmer zieh'n,
 Seh' ich, wie hinab die schnellen
 Unaufhaltfam flieh'n.

Aber wo im schimmerlosen
 Dunkel geht die Fluth,
 Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
 Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
 Einen Blick von dir!
 Süßes Mondlicht meiner Nächte,
 Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
 In die Nacht geseh'n,
 Scheint der dunkle Strom des Lebens
 Trauernd still zu steh'n;

Wenn du über seinen Wogen
 Strahlest zauberhell,
 Seh' ich sie dahingezogen,
 Ach! nur allzuschnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
 Der Wind im Walde tost;
 Ich wandre fort die Nacht entlang,
 Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engel mild,
 Und, ach! so schmerzlich traut,
 Zieht mein Geleite hin, das Bild
 Von meiner todtten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
 Was mich ihr süßer Mund
 So zärtlich hat und feierlich
 In ihrer Sterbestund':

„Bezwinde fromm die Todeslust,
 „Die dir im Auge starrt,
 „Wenn man mich bald von deiner Brust
 „Fortreißet und verscharrt!“

Da unten braust der wilde Bach,
 Führt reichen, frischen Tod,
 Die Wogen rufen laut mir nach:
 „Komm, komm und trinke Tod!“

Das klingt so lieblich wie Musik,
 Wird wo ein Paar getraut:
 Doch zieht vom Sprunge mich zurück
 Das Wort der todtten Braut.

Stets fustrer wird der Wolkendrang,
 Der Sturm im Walde brüllt,
 Und ferne hebt sich Donnerklang,
 Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
 Herab, ein Faden mir,
 Der aus dem Labyrinth der Qual
 Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn. *)

Still ist schon das ganze Dorf,
 Alles schlafen gangen,
 Auch die Vöglein im Gezweig,
 Die so lieblich fangen.

Dort in seiner Einsamkeit
 Kommt der Mond nun wieder,
 Und er lächelt still und bleich
 Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
 Hat ihn gleich vernommen,
 Lächelt ihm den Gruß zurück,
 Flüstert ihm: willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
 Lieber Mond, wie diesen,
 Denn auf immer hat die Ruh'
 Mich auch fortgewiesen.

*) „Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Posthorn“ . . . „Die letzte Strophe bitte ich der Theresse nicht zu lesen.“ Lenau an Schurz, den Gatten seiner Schwester Theresse, Stuttgart, den 5. Oktober 1831.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zaubersfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Obne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Ueber Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Kasse halten:
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Rauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedanke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Wahneud ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
 Uebe deine ganze Macht,
 Ernste, milde, träumerische,
 Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
 Diese Welt von hinnen mir,
 Daß du über meinem Leben
 Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
 Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
 Hat ohne Raß die Sehnsucht dich beschworen;
 Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
 Von der ich nimmer wohl genesen werde,
 Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
 Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
 Das Mädchen einst durch's Erdenthal geleiten,
 Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
 Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
 Die wachen einst entgegenstreu'n Allen,
 An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
 Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
 Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
 Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
 An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
 Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
 Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
 Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duffverlorenen Gränze
 Jener Berge tanzen hold
 Abendwolken ihre Tänze,
 Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
 Jener Berg' hinüberseh',
 Ueberschleicht es mich wie Träumen,
 Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
 Meine Braut und harr' in Schmerz,
 Daß ich komme, sie zu lieben,
 Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
 Nach den Bergen mich, zu ihr,
 Fluchtverstreute Wonnethränen
 Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verbunkeln,
 Und die Wolken werden Nacht;
 Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
 Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
 Heißer Narr, wohin? verzeuch!
 Deine Braut heißt Qual, — den Segen
 Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
 Lieben Freunde, saget an!
 Durch den Wüstenand des Lebens
 Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
 Spuren aus von seinem Lauf,
 Gleich, wie Geier nach dem Raube,
 Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
 Treibt es nach dem Land der Ruh',
 Und es flattern tausend Fahnen
 Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverblundet
 Nach der Räthselperne aus;
 Doch der Strahl der Wüste zündet
 Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
 In die Gruft aus diesem Land,
 Wo, nie satt, nach unsern Thränen
 Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder. *)

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
 Und der milde Tag entschließ.
 Niederhängen hier die Weiden
 In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
 Quill, o Thräne, quill hervor!
 Traurig säuseln hier die Weiden,
 Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
 Strahlst du, Fernel hell und mild,
 Wie durch Binsen hier und Weiden
 Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Erlbe wird's, die Wolken jagen,
 Und der Regen niederbricht,
 Und die lauten Winde klagen:
 „Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erlosch'nen Schimmer
 Tief im aufgewühlten See.
 Deine Liebe lächelt nimmer
 Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
 Schleich' ich gern im Abendschein
 An das öde Schilfgestade,
 Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verblühtert,
 Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
 Und es klaget und es flüstert,
 Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
 Leise deiner Stimme Klang,
 Und im Weiber untergehen
 Deinen lieblichen Gesang.

*) Für Lotte in Stuttgart wohl Ende 1831 gedichtet, und zwar in Heibelberg.
 Lotte wurde deshalb später „Schilfblottchen“ genannt. Vergl. Schurz I, 155.
 Renau.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht. *)

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

*) Ende 1831 oder Anfang 1832 in Heidelberg gedichtet.
Genau.

Frost! friere mir in's Herz hinein,
 Tief in das heißbewegte, wilde!
 Daß einmal Ruh' mag drinnen seyn,
 Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Walbesraum
 Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
 Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
 Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
 Die Winde fort mit tollem Jagen,
 Als wollten sie sich reunen heiß:
 Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
 Und deiner Qualen dunkle Horden!
 Und laß sie mit den Stürmen gehn,
 Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Tiefe doch ein hold Geschick
 Mich in deinen Zaubernähen,
 Mich in deinem Wonneblick
 Still verglihen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
 Sterbend glüht in stummer Wonne
 Vor dem schönen Angesicht
 Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht. *)

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
 O wie sehnt' ich mich zurück so bang
 Aus der weiten, fremden Meereswüste
 Nach der lieben, fernen Heimathküste.

*) Heimkehr von Amerika.
 Penau.

Endlich winkte das erschute Land,
 Jubelnd sprang ich an den theuern Strand,
 Und als wiedergrüne Jugendträume
 Grüßten mich die heimatlichen Bäume

Hold, und süßverwandt, wie nie zuvor,
 Klang das Lied der Vögel an mein Ohr;
 Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
 Hätt' ich jeden Stein an's Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todeschwant
 Jede Freude dir zu Füßen sank,
 Und mir ist im Herzen nur geblieben
 Gränzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang hinaus
 Wieder in das dumpfe Fluthgebräus!
 Möchte immer auf den wilden Meeren
 Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

G r i n n e r u n g.

Trichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
 Und diese Wolken kammerschwer,
 Die mir dein Angesicht vermummen,
 Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
 Der Felsen in die Lüfte hebt,
 An welchen selbst die Gemsen zagen,
 Und der erschrockne Jäger bebt? —
 Von seinem Gipfel schleudre du*)
 Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
 Du störst der Lüfte schwanke Ruh',
 Und Nebel steigen, die dort schliefen.

So warfst du, seine Kraft nicht ahnend:
 Ein Wörtchen mir in meine Brust,
 Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
 Und sieh, nun stieg der trübe Wust
 Von Nebelbildern alter Kränkung
 Aus ihrer stillen Nachtversenkung.“

*) Vergl. Schurz I. 91.
 Lenau.

Das todte Glück. *)

Leis' umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Sah ich einst die mondes hellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,
Und die Sehnsucht ist verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wunnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonne,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Athmete zum letztenmal.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der frühe Wanderer.

Am Strand des Lebens irr' ich, starre blüster
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Fluth an ihm empor.
O strömt, ihr Thränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlorenen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.

*) Bezieht sich auf Lenau's Verhältnis zu Bertha in Wien. 1821 —
um 1828.

Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
 Geliebter Todten flattern mir vorüber,
 Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
 Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
 Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
 Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
 Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
 Darüber hin die Todeswelle zieht. —
 Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
 Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem rauschen
 Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
 Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen —
 Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
 Weist stumm hinunter in die dunkle Fluth;
 Stets enger drängt er sich an meine Seite:
 Umarme mich, du stiller Todesmuth!

Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
 Verbühlte mir den Augenblick,
 Bestahl mit frecher Lügenstirne
 Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
 Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
 Hab' ich das süße Kind erschlagen,
 Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
 Scheint mir die Erde, was sie ist:
 Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
 — Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
 Hier unter diesem schwanken Zelt!
 Ergreif' es, Sturm, mit deinem Blüthen,
 Und streu' die Lappen in die Welt!

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen;
 Die holden Träume, seligen Gefühle
 Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
 Mit der das Thatenleben angebrungen.

„Das Ross gespornt! die Wehre frisch geschwungen!“
 So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
 Bis mir der Sabbath fächelt seine Röhle,
 Wann Willen mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blüthentagen,
 O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
 Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
 Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
 Bald hat die Braudung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
 Blinkt und winkt uns traurig zu.
 Wieder ist ein Tag gesunken
 In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
 Hin im sanften Mondenglanz,
 Und aus bleichen Rosen weben
 Sie dem todtten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
 Schweigende Vergangenheit!
 Du begräbst des Herzens Klage,
 Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle.*)

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
 Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
 Der dir Erinnerungen, süße, bange,
 Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
 Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
 So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
 Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röhre,
 Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
 Sich in den Wellentanz, der zum Geslöße
 Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

*) Friz Kleyle war ein gefühlvoller Jugendfreund Lenau's, mit dem er oft am Leithastrande bei Altenburg wandelte.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Pottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräthe
Mein fröh' zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sämme still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Aethermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir an's Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterner Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligthum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie ward die süße Schwägerin so stumm! —

Besügte dich, mein Lied, denn immer trüber
Und thänenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächstlichste umfah'n!

Vortüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammersstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm leuft sein Gefieder
 Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
 Und Wehmuth sinkt an meinen Busen wieder,
 Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
 „Wo ich einst so selig war,
 „Wo ich lebte, wo ich träumte
 „Meiner Jugend schönsten Jahr!“

Also sehnt' ich in der Ferne
 Nach der Heimath mich zurück,
 Wäbnend, in der alten Gegend
 Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
 Wiederkehr in's traute Thal;
 Doch es ist dem Heimgekehrten
 Nicht zu Muth wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
 Grüß' ich manchen lieben Ort;
 Doch im Herzen wird so schwer mir,
 Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
 Durch das dunkle Waldrevier;
 Doch er führt die Mutter Abends
 Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
 Vom Gestein, du trauter Bach;
 Doch der Freund ist mir verloren,
 Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
 Die hier sangen einst so süß?
 Und wo, Wiese, deine Blumen,
 Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
 Und das gute Mädchen auch!
 Meine Jugend fort mit ihnen;
 Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.*)

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüstchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Rosen
Ein bunt Gebügel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verschencht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, wehl ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Bäume, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n.

Die Felsenplatte.

Dort am steilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederschäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingesenkt das gramesmatte
Angesicht, so früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrothe glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantase'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

*) Zuerst in J. G. Seidl's Taschenbuch „Aurora“ für 1828, unterzeichnet mit N. Niembösch; es war das erste Gedicht, was von Lenau gedruckt wurde. Sein zuletzt gebätetetes „Bild in den Strom“, erschien auch in Seidl's „Aurora“, Jahrgang 1850. Die „Aurora“ ist also gleichsam Lenau's Wiege und Sarg.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Todtenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremblingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefühl.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mähr;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. --

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefaßt.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blüthenstrauch;

Aus dem schwanken Blüthengitter
Strahlt ein Mädchenangeficht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröthen
Flüstert sie: „bin ewig dein!“
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblaffen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertiefsten,
Zuckt der Stein jetzt bleich und lahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
 Das Thal mit seinem Fluß,
 Den Berg mit seinem Waldbrevier
 Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
 Die Erde weit und breit!
 Nimm fort, was mich so traurig macht,
 Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängst so traurig!
 Die Saiten tönen nimmermehr,
 Die längst zerriss'nen wanken schaurig
 Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
 Es schweigt dein süßer Liedertlang,
 Seit in des Busens Finsternissen
 Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüthe
 Hinunter in die Todesfluth;
 Die meiner Lieb' entgegenglühte,
 Nun bei den kalten Todten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
 Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
 Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
 Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinans in's Dunkel jener Eichen!
 Dort findet sich der alte Lauf;
 Dort stören wir die Lieberleichen
 Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
 Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
 Die Lieben all' in meinen Rachen
 Aus dunkler Todesfluth empor.

Es klingt! — doch flieh'n im scheuen Fluge
 Die Töne auf von meiner Hand;
 So eilt, verspätet, nach dem Zuge
 Das Böglein über's Haideland.

Setzt hin ich meines Herzens Meister!
 Nun rauscht wie einst der Sturmafford!
 Schon springen die versunk'nen Geister
 Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und hieder!
 Wohl mir, du bist mir wieder nah!
 Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
 Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
 Wo ist der Freund? das blonde Kind?
 Der Nebel reicht mir keine Rechte;
 Durch blonde Disteln faust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
 Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
 Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
 Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
 Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
 Verblüch'ner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
 Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
 Was du nur allzubald dem herben schuldig,
 Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
 Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
 Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
 Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
 Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
 Die Rosengluth am Strauch lebendig fachen,
 Wie süß dann singen in den grünen Hallen
 Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
 Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
 Des volles Herz gleich glühend, unermessen,
 Dem Jugendideal und dir geschlagen.
 Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
 Und Beides sah er mährchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüste weh'n in Blüthenhagen,
 Behmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
 Wie Nachtigallen durch Gebüsch klagen,
 Doch keine Rose je zu Tode rühren:
 So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
 Durch deine reiche Freudenblüthe schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
 Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
 Und nicht im Hain das klagende Geblöte;
 Sein rauher Klang will deine Freude schlittern.
 Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
 Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
 Seh' ich den Freund, mir einst vor allen theuer,
 Mein Herz in frohem Uebermuth verwerfen;
 Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
 Dieß Herz war oft von Gottes Flammen helle,
 Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
 Daß sie dich führe längstverlass'ne Pfade,
 Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
 Zu einem trübten Abschiedsbeste lade;
 Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
 Auf ewig in der Behmüth tiefem Schatten.

F r ü h l i n g .

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
 Den Alles lieben muß,
 Herein mit einem Freudensprunge
 Und lächelt seinen Gruß;

Und schießt sich gleich mit frohem Necken
 Zu all' den Streichen an,
 Die er auch sonst dem alten Necken,
 Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
 Wie auch der Alte schilt,
 Die der in seiner Eisesfalle
 So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von daunen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hirlärmen durch's Gefäß,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Rose
Und zieht ihr schmeichelnd fest
Das sanfte Weilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Klust,
Und schleudert seine Singrafeten,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liebem klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene. *)

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
 Wollt ebler sich als seine Treiber fühlen!
 „Der Hirsch“ von Schleifer.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
 Sein Freudenruf ist durch die Luft erklingen;
 Raun hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
 Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
 Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
 In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
 Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
 Daß ihres Nest's die Schwalbe nun gedenket,
 Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt,
 Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
 Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
 Die Blume blüht, der bunte Falter senket
 Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
 Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
 Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
 Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
 Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
 Melodisch zieht der Bach durch Waldesträume,
 Der Hirte stötet und der Wiederhall;
 Zur grünen Alpe lehrte die Herde wieder,
 Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
 Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
 Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
 Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
 Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
 Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
 Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
 Und schleudert ihm Lawinenbonner nach.
 Voll Sehnsucht harret er schon der Alpenrose,
 Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
 Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
 So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
 Verschwendend rings die schönen Freudenlose.
 Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
 Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
 Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen,
 Und raube Fesseln ebern ihn umschließen.
 Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
 Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.

*) Am 21. Juli 1831 von Karlsruhe aus an Gustav Schwab für das „Morgenblatt“ eingesandt: — das erste Anknüpfen an den schwäbischen Dichterkreis. Vergl. Schurz I, 119–121.

Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
 Für Nachtigallensang und Taubengirren
 Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnern
 Und, regt er sich, die Eisenfette klirren.
 Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
 Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
 Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
 Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
 Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
 In seinem Herzen breunt ein wildes Feuer
 Von Rache, Schmerz, von unverbienter Schande,
 Von Sehnsucht nach so Manchem, was ihm theuer.
 Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
 Er sucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
 Doch Hohn gelächter rasseln seine Bande,
 Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
 Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
 Und bitterer Wehmuth weicht des Jornes Braus;
 Dumpf schweigend sitzt er da, und starret so
 Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
 Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
 Er konnte dessen haben keine Acht;
 Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
 Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
 Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
 Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
 Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
 Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
 Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
 Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
 Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
 So klangen seines Richters grause Worte,
 Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
 Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
 „Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
 „Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
 „Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
 „Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
 „Ich klage meiner Todesstunde nicht!
 „Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerchwelle,
 „O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
 „So wie der müde Wandrer an der Quelle,
 „Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbrunnen,
 „Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
 „O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
 Warum hat Der ein solches Loos gefunden? — —
 Er steht umsonst, er hat zu viel verbrochen,

Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
 Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
 Und ihm erzählt der Menschheit hangen Fluch;
 Er hat gerüttelt an den blut'gen Fochten.
 Darauf verhänget der Gesetze Buch
 Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
 Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
 Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
 Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
 Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
 Sie tödtet ihn nicht plötzlich und gerade. —
 Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
 Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
 Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
 Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muth,
 Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
 Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute
 Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
 Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
 Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
 Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
 Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
 Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
 Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
 Als sie geführt den vollen Freudenchor,
 Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
 Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
 Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
 Ich seh' das schlanke Rieß im Dickicht lauschen;
 Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
 Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
 Mit Blüten und Gesängen die Natur;
 Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
 Daß sie verfolge Trauerscenen nur,
 Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren,
 Und in den Kerker dort zu Jenem wandre,
 Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
 Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen;
 Wenig kümmerliche Föhren,
 Trilbe flüsternde Genossen,
 Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Seiern wird es hier zu lange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendshauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm an's Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergegangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
Al' ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
 Holde Frühlingsmorgenstunde,
 Durch den Wald vom Himmel weht
 Eine leise Liebestunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
 Und er taucht mit allen Zweigen
 In den schönen Frühlingstraum,
 In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
 Wird's vom hellen Thau getränkt,
 Das einsame zittert froh,
 Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
 Wird des Vogels Herz getroffen
 Von der großen Liebesmacht,
 Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
 Nicht ein Wort des Himmels kündigt;
 Nur sein stummer, warmer Blick
 Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
 Der die Seele hielt bezwungen,
 Ist ein Blick mir, still und warm,
 Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
 Flatternde Blüthen, duftende Hauche,
 Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge,
 Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche.
 Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
 Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
 Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
 Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
 Frühlingskinder, mein Herz umringend,
 Was doch sucht ihr darin so dringend?
 Hab' ich's verrathen euch jüngst im Traume,
 Schlummernd unter dem Blütenbaume?

Brachten euch Morgenwinde die Sage,
 Daß ich im Herzen eingeschlossen
 Euren lieblichen Spielgenossen,
 Heimlich und selig — ihr Bildniß trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
 Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
 Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
 Wie sehnt er nach der Wolke sich so bangel!

Dort schwebt sie schon in ihrem lust'gen Gange,
 Auf deren Fuß die Blumenfreude blüht;
 Wie flehend sich um ihre Neigung müht
 Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange!

Sie kommt, sie naht, sie wird hernieder sinken,
 Er aber die Erquickungsreiche tief
 Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühen in wonniger Befeehlung
 Wird, was an schönen Blüthen in ihm schlies:
 Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
 Sie mögen dir vom Lieben und Vermählten
 Die wandelbaren, täuschungsvollen Loose
 Getreuer viel, als Berg und Wolf', erzählen:

Die Rose lauscht in's liebeliche Getose,
 Umsungen von des Haines süßen Rehlen,
 Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
 Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! so lang der Frühling säumt,
 Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
 So lang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluthen sie vom Strauche jagen,
 Wenn sie vom Bache wird davongetragen,
 Dann ist sie weck, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blüthenreicher
 Baum, das ist dein süßer Hauch!
 Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
 Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blüthenzweigen
 Lönnte Nachtigallenschlag,
 Und die Holde war mein eigen,
 Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
 Und ich meint' es bis zur Stund',
 Daß so herrlich du vor Freude
 Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
 Doch du blühst wie dazumal,
 Kannst dich freilich nicht befragen
 Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieulich scheint die Sonne,
 „Weht der liebe Maienwind,
 „Und das Blühen und die Wonne
 „Allzubald vorüber find!“

Wahnend säuseln mir die Lehre
 Deine frohen Blüthen zu;
 Doch ungläubig fließt die Zähre,
 Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod. *)

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
 Durch alle Haine weht die Trauerkünde,
 Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
 Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
 Umbüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
 Und an des Lenzes grünem Sterbepfuhl
 Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
 Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
 Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
 Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blüht und Donnerwolken fliehn,
 Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
 Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
 Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen

*) 1832 gebichtet.
 Lenau.

H e r b s t.

Herbstgefühl. *)

Mitrrisch braust der Eichenwald,
 Aller Himmel ist umzogen,
 Und dem Wandrer, rauh und kalt,
 Kommt der Herbstwind nachgeslogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
 Morbend hinsaust in den Wäldern,
 Weht mir die Vergangenheit
 Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, well und matt,
 Schwebt des Laubes letzte Reige,
 Niedertaumelt Blatt auf Blatt
 Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
 Mir den Reisepfad verderben,
 Daß ich lieber halte still,
 Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Holber Lenz, du bist dahin!
 Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
 Wo ich sah dein frohes Blühen,
 Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
 Durch den Strauch, als ob er weine;
 Sterbeseufzer der Natur
 Schauern durch die wellen Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
 Mir ein Jahr dahingeschwunden.
 Fragend rauscht es aus dem Wald:
 „Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
 Hast du mir das Herz getroffen!
 Treulich bringt ein jedes Jahr
 Welkes Laub und welches Hoffen.

*) „Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist.“
 Lenau an Kerner in Weinsberg, November 1831. Vergl. Schurz I, 131.

Scheiden. *)

Dahin sind Blüthen jekt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlassnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Blüthe wunnigliche Gast,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorüberleitete.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlängelt sich und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, in's Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh;
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und hebt der Ast
Ein Weilchen noch, und lehrt zur alten Kaste;
Und deine Klagen werden bald verstiegen!“

Die Würlinger Kapelle. **)

Lustig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügel's grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die Eiden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Maria's schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Röthlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

*) Ende 1833 in Wien gebichtet.

**) In Württemberg bei Tübingen. L.

Leise werd' ich hier umweht
 Von geheimen, frohen Schauern,
 Gleich als hätt' ein fromm Gebet
 Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
 Noch die Sonn' in die Kapelle,
 Und der Gräber stille Schaar
 Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
 Sich an die verlassnen Gräfte;
 Dort, dem fernem Süden zu,
 Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
 Mancher Hügel ist versunken,
 Und die Kreuze stehn geneigt
 Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
 Läßt sein Laub zu Boden wallen,
 Wie ein schlafgriffnes Kind
 Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all' mein Erdenleid
 Wie ein trüber Dust zerflossen;
 Süße Todesmüdigkeit
 Hält die Seele hier umschlossen. *)

Sommerfäden.

Mädchen, sieh', am Wiesenhange,
 Wo wir oft gewandelt sind,
 Sommerfäden, leichte, lange,
 Gauckeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
 Flattern in die kühle Luft;
 Keines mehr, wie sonst, hinunter
 In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
 An der Fäden leichtem Flug,
 Webt daran aus Schnee und Eise
 Bald den Reichenüberzug.

*) „Zu Uhlau in Tübingen nachfahrte einmal Niemböck mit Mayer [1831], und dort machten alle drei Dichter einen Ausflug zu der schöngelegenen weitausblickenden „Burminger Bergkapelle“, welche sie so entzückte, daß alle drei Dichter sie sodann besangen.“ Schurz I, 129. In Heidelberg gebichtet.

Ründen mir die Sommerfäden,
 Daß der Sommer well und alt,
 Merk' ich es an deinen Reden,
 Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
 Den Wald durchbraust des Scheidens Weh,
 Den Lenz und seine Nachtigallen
 Versäumt' ich auf der wüsten See.*)

Der Himmel schien so mild, so helle,
 Verloren ging sein warmes Licht;
 Es blühte nicht die Meereswelle,
 Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
 Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
 Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
 Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
 Einsam wandl' ich meine Straßen,
 Welkes Laub, kein Vogel ruft —
 Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
 Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
 Fluren, eurer vollen Saat
 Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
 Nebel auf der Wiese weidet,
 Durch die öden Haine weht
 Heimweh; — Alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
 Von den felsentstürzten Bächen?
 Zeit gewesen wär' es lang,
 Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
 Wehgethan, und hast es Andern,
 Weil du hast geliebt, gehofft;
 Nun ist's aus, wir müssen wandern!

*) Vergl. Schurz I, 212.

Auf die Reise will ich fest
 Ein dich schließen und verwahren,
 Draußen mag ein linder West
 Oder Sturm vorüberfahren;
 Daß wir unsern letzten Gang*)
 Schweigsam wandeln und alleine,
 Daß auf unserm Grabeshang
 Niemand als der Regen weine!

Phantasieen.

Die Zweifler.**)

Zwei Freunde traten schweigend ein
 In einen blüthenvollen Hain.
 Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
 Erzittern auf den Erlenzweigen,
 Und Leben, Lieben überall
 Schien schwellend sich hervorzudrängen.
 Aus Büschen ruft die Nachtigall
 Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
 Als ob die Sängerin aus Eden
 Den Tod sanft möchte überreden
 Mit ihrem Liede zaubervoll,
 Daß er den Lenz nicht rauben soll.
 Die Freunde schwiegen, nur der Bach
 In das Geflüte murmelnd sprach;
 Viel Blumen standen bunt herum
 Und wiegten ihre Häupter stumm,
 In das geschwäzig muntre Rauschen
 Des Baches froh hinabzulauschen,
 Wie Kinder lauschen, froh gespannt,
 Dem Wandrer, der von fernem Laut,
 Von schönen Wundern viel erzählt
 Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
 O Nachtigall! du ruffst vergebens
 Um Dauer dieses Wonnelebens!
 Bald glüht dein letztes Abendroth,
 In seinem Durste wird der Tod
 Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
 Du wirst vom stillen Aste sinken!

*) Vergl. Schurz, I, 222, 227 und die Anmerk. zu „Der Schlaf“ unter „Wanderung im Gebirge“.

***) 1831 an Braun von Braunthal, damals in Berlin, zur Drucklegung gesandt, der es im „Freimüthigen“ abdrucken ließ.

Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
 Dem Märchen, das der Wandrer spricht;
 Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
 Im Walde schon die Stürme nah;
 Der Donner kommt, und voller schwillt
 Der Bach, der immer lauter brüllt;
 Er faßt euch an, er reißt euch los
 Aus eurer Mutter grünem Schooß!
 Wie dort die Rosenstaube hebt,
 Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
 Sie schwankt in ihrem Blüthenkleid,
 Da sie der Strom frohlockend wiegt:
 So wiegt der Bursche seine Maid,
 Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —

Der eine von den Freunden sauz
 Hinunter in den Wogendrang,
 Und seine Stimme nun begann
 Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
 Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
 Dahin durch's Lebenslabrynth so laut!
 In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
 Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
 Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
 Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
 Doch wie die Fluth auch unaufhaltsam stuthe,
 Ist Maucher doch, der sie nicht hören mag.
 Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
 Und du zum Meer hinwucherst, unermessen:
 Doch stehn an deinem Ufer frohe Thoren,
 In ihren Traum „Unsterblichkeit“ verloren.
 Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
 Tiefinnerst jede Creatur durchtrounen;
 Es braust in meines Herzens wildem Takt,
 Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
 Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
 Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
 Aufsehend mich mit zitterndem Verlangen,
 Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
 Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
 Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
 Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
 Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
 Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
 Und fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
 Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
 Ein müdes Schwalbenvolt, heruntersinken.
 Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,

Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
 Dann stocft und starrt zu Eis die grause Fluth,
 Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
 Er waudelt auf der Fläche und ermüßt,
 Wie Alles nun so still, so dunkel ist;
 Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
 In seine Welt, in seine Nacht hinein,
 Und es erglänzt des Eises stille Haide
 Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —

Der Andre sprach: mir gilt es gleich,
 Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
 Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
 So fehlt gewiß der Donner nicht,
 Der, was das Licht in Liebe hegt,
 Mit seinem Zorne niederschlägt.
 Denn glauben kann ich nimmermehr,
 Es habe sich das ganze Heer
 Von Qualen, die gebar Natur,
 Gelagert auf die Erde nur;
 Daß sie von dieser Welt nicht wandern
 Mit uns hinüber in die andern,
 Die doch in unsrer Brust voll Wunden
 So traute Herberg' stets gefunden. —
 Solang dies Herz auf Erden schlug,
 Hab' ich erlebt genug, genug,
 Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
 Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden.
 Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
 Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
 So mag der Tod sich immerhin
 Davor als Wächter stellen hin:
 Er steht am stillen Grabberließ,
 Ein Engel vor dem Paradies. —
 Doch ist es anders mir beschlossen,
 Soll drüben neu mein Leben sprossen:
 Wird' ich gelassen, ohne Zagen,
 Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln.*)

Ein allegorischer Traum.

Schon ist der Berge Purpurgluth verglommen,
 Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl

*) Den ersten Druck in Karl Spindler's „Damenzeitung“ von 1830 vermittelte Anastasius Grün; es erschien wegen der österrreichischen Druckbehrme von damals unter dem Pseudonamen „Nicolaus Lenau“, der dabei zuerst ans Licht trat.

Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
 O Dunkelheit, im ernsten Eicenthal!
 Hier zünd' ich Nachts mein Herz zum hellen Feuer
 Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
 Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
 Ich steh' dabei und starre stumm hinein.
 Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Schaaren,
 Wie Mücken auf der Lüfte lauer Fluth,
 Erinnerungen her aus fernen Jahren
 Und werfen dürre Reiser in die Gluth.
 Sie singen mir, um's Feuer dicht gekauert,
 Viel längst verklungne Melodiceen vor,
 Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
 Und wie der Seele Frieden ich verlor.
 Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
 Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
 Umsäuselt von Hesperiens Blütenbäumen,
 Entgegentrat als eine schöne Braut.
 Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
 Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
 Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,
 Flog mir an's Herz, das ihm entgegendrang.
 Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
 Und selig schritten wir und rasch dahin;
 Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
 Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
 Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
 Wo jedes Küstchen uns von Gott erzählt,
 Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
 Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
 Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
 Laut ruft und innig in die Mondennacht,
 Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
 Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
 Erwacht und Gottes süßen Namen singt
 Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
 Wo der Sturm, ein trunkenes Sänger Gottes, dahinbraust,
 Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
 Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
 Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstenand.
 Wie zwingt er die Donnerakorde hervor aus den Saiten!
 Wie sucht sein strahlender Blic nach Gott durch die Weiten!
 Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
 Vom schaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott empor,
 Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
 „Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
 Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,

Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
 Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
 Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
 Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
 Die Taunen und suchen im Bonnetumult ihr Grab.
 Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
 Der grimme Feu, vom heiligen Klang umweht,
 Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
 Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
 Dem Menschen entflürzt der Thränen seliger Schwall,
 Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
 Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
 Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
 Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
 Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
 Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
 Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
 Die schönste Liebesblüthe Gottes tragend,
 Des todtten Heilands lächelnd Angesicht.
 Und in der Förschung Wälder trat, ein Thor, ich
 Aus jenem gottbeseelten Paradies,
 Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
 Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
 Im Labyrinth floß in kargen Tropfen
 Durch's Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
 Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
 Zu suchen der Erkenntniß hohen Baum.
 Scheu floß der Pfad die ungeweihten Tritte,
 Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
 Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
 Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
 Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehute,
 Des Gliederbau sich rings in stolzem Drang
 Unübersehbar in die Lüfte dehute; —
 Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbaug:
 Da hört' ich leise räthselhaftes Flüstern
 Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
 Mein Blick empor und fragte jeden Lüstern:
 Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
 Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
 Und meine Seele seufzte heiß empor,
 Der goldnen Frucht erquickend' Süß zu trinken;
 Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
 „Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
 „Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
 „Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
 „Drum klicme nicht, du pflückst die Früchte nie!“

Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen;
 Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
 Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
 Als ich in's bleiche Antlitz ihr geschaut.
 Am Fußgestrauch des Baumes blieb er hangen,
 Der Schleier, der so lieblich sie umfängen,
 Und ihr entsanken alle Reize, tobt,
 Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Roth.
 „Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,“
 — So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
 „Wir wollen fromm vor ihr im Staube knien,
 „Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
 „Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
 „Die Schönheit frisch auf deiner Wange leimt,
 „Die du verlorst am unheilvollen Strauche!“
 Doch all' der Trost war leider nur geträumt;
 Denn wie wir auch im Labyrinth suchten,
 Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
 Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
 Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick,
 Eintraten wir in eine weite Halle:
 Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
 Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
 Bewaffnet bunt, umflirt von eitlem Glanz.
 Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
 Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
 Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
 Zu lauschen dem entbraunten Kampfesmühen.
 Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang,
 Und, sieh'! ein Mann der Schlachten trat hervor,
 Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
 Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
 „Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
 „Und blutig bist, Germania, du gerochen!“
 Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
 Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
 Dann trat begeistert auf und feierlich
 Ein Sängerkhor und sang zum Harfenspiele:
 „Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!“
 Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
 Zur Nische streckten Viele noch die Arme,
 Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!“
 Und Zeypter taucht', und Insul aus dem Schwarme,
 Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
 Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
 Da trat ich forschend zu in ihre Nähe:
 Todt war sie, tobt! — In ihrer Züge Schatten

Stand noch des Grames stille Siedelei,
 Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
 Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
 Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
 Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
 Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
 Germania, die gute, leise weinend. — —
 Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
 Mit Majestät und Schrecken angethan,
 Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
 Durch Haideband, verlassen stets und trüber.
 Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
 Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
 Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
 Der fester sich um deine Züge flücht.
 Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
 Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
 Löst er von deinem Angesicht sich ab,
 Und hängt sich an die säuselnden Cypressen.

Haidebilder.*)

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlig wandelt ein Gedanke,
 Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
 Wie auf dem Lager sich der Seelenfranke,
 Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
 Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
 — So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
 Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
 Und leise Nebel über's Haideband;
 Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
 Die Sonne läßig fallen aus der Hand.

*) Die Haiden bei Altenburg in Ungarn, die Lenau in seiner Jugend wild durchritt, und noch mehr die tagelangen zwischen Pest und Tokai, die er ein parmal durchreiste, mischten ihn vorzüglich die Farben zu seinen „Haidebildern“.

Robert und der Invalide.

Robert.

Stehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
 Es lacht hinaus in's öde Haideland,
 Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
 Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
 Aus einer andern Zeit, der guten alten,
 Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schooß
 Und reicher Segen das Gefild umfloß,
 Hat es die heitre Miene sich erhalten.
 Hier sah man einst in schönen Sommertagen
 Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
 Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
 Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
 Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
 Daß Abends er dem fröhlichen Gesellen
 Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
 Nun wiegt kein Saatsfeld seine goldnen Wellen,
 Und Alles schläft in tiefer Haideruh';
 Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
 Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
 Und rings umher Vergessen und Verschwunden.
 Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
 Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
 — Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Haide;
 Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
 Die Erde thut, wie einst, noch immer froh,
 Und schmückt sich gerne mit dem Blüthenkleide;
 Getreu der alten, schon gedankenlosen
 Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
 Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
 Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
 Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
 Wenn unser Schäpel kommt, die Wetternacht.
 Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
 Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
 Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen,
 Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
 Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
 Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nah
 Und uns mit seinen leisen Silberhänden
 Den leichten Schlaf durch's Fensterlein entwenden. —
 Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
 Derweil ich hier von Hütt' und Mound erzähle?

Der Invalide.

Es bellten — sagtest du — zum Mondenschein
 Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
 Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
 Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
 Als daß ich's im heraufschüßten Sturmestflug
 Zum blutgetränkten Opferherde trug.
 Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
 War jenes Leipzigsfeld voll Flamm' und Rauch!
 Zerrissne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
 Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
 Das Schlachtgeflügel auch — vom bösen Wetter
 Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
 Das Alles ward vom Chor der Freiheitsretter
 In ein Gericht zusammen dort gehauen,
 Woran das Glück nun der Aristokraten
 Sich schmelzend mästet, da zu ihrer Schmach
 Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
 Und betteln müssen um ein mildes Dach.
 Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
 Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
 Das sind die Menschen ohne Dank nicht werth,
 Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
 Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Haide
 Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
 Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
 Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
 Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht,
 Und den vergessnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bitterer Spötter!
 Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
 Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt;*)
 Hier steht das Unglück höher als die Götter!
 Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
 All' seine Götterkräfte laß er glühn,
 Daß er die Seele dir von ihren Nagern
 Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
 Wird er den Seelentwurm hinausbeschwören,
 Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
 Daß einen treuen Freund an mir du hast,
 Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
 Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
 Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —

*) Vergl. Schurz 1, 131.

Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
 Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
 So war der Abend, als mir Laura schwor!
 Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
 Das kündet Frost, mein Freund, und trüb'ge Zeit! —
 Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
 Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
 Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
 Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
 „Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
 „Hast du's noch nicht erkauf't mit deinen Thränen?“
 Und alle meine Wunden werden wach.
 Wie Buben einen Narren durch die Straßen
 Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
 So folgt es höh'nend mir durch diese Haide,
 Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh nicht so schnell vorüber
 An dieser stillen Haide,
 Zieh nicht so schein vorüber
 An meinem tiefen Leide,
 Du Wolke in der Höh',
 Steh still bei meinem Weh'!

D nimm auf deine Schwingen*)
 Und trag' zu ihr**) die Kunde,
 Wie Schmerz und Groll noch ringen,
 Und bluten aus der Wunde,
 Die mir mit ihrem Trug
 Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
 Du an vor ihrem Hause,
 So stürze dich als Regen
 Herunter mit Gebrause,
 Daß sie bei dunkler Nacht
 Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fensterscheibe,
 Und schlag' an ihre Thüre,
 Und sei dem falschen Weibe
 Ein Mahner an die Schwüre,
 Die sie mir weinend sprach,
 Und die sie lächelnd brach.

*) Vergl. Schurz II, 117.

**) Bertha.

Und will sie das nicht hören,
 So magst von deinem Sitze
 Du, Donner, dich empören,
 Dann rittet, all ihr Blitze,
 Wenn ihr vorüberzieht,
 An ihrem Augenlied!

Die Haideschenke.

Ich zog durch's weite Ungarland;
 Mein Herz fand seine Freude,
 Als Dorf und Busch und Baum verschwand
 Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
 Am Abendhimmel zogen
 Die Wolken hin, gewitterschwer,
 Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
 In dunkler, meilenweiter;
 Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
 Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
 Begann der Grund zu zittern,
 Stets hänger, wie ein zages Herz
 Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
 Von Hirten angetrieben
 Zu rastlos wildem Sturmeslauf
 Mit lauten Geißelhieben.

Der Kappe peitscht den Grund geschwind
 Zurück mit starken Hufen,
 Wirft aus dem Wege sich den Wind,
 Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Hast
 Des Wildfangs tolles Jagen,
 Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
 Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
 Das Wetter kam gedrungen;
 Verschwanden — ob die Wolkennacht
 Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
 Zu hören und zu sehen
 Der Hufe donnerndes Gepösch,
 Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Kofse mir,
 Die eilend sich vermengten,
 Des Himmels hallendes Revier
 Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm ein wackerer Kofseknecht,
 Sein muntres Liedel singend,
 Daß sich die Heerde tummle recht,
 Des Blizes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Kofse heiß,
 Matt ward der Hufe Klopfen,
 Und auf die Haide sank ihr Schweiß
 In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
 Mir winkt von fernem Hügeln
 Herüber weißer Wände Schein,
 Die Schritte zu besflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
 Froh, daß es fortgezogen,
 Sprang über's ganze Haideland
 Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
 Die Sonne wies im Sinken
 Mir noch von Rohr das braune Dach,
 Lief hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie heraufsch
 Des Weines grüner Zeiger,
 Und als ich freudig hingelausch
 Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
 Allein mit meinem Krüge;
 An mir vorüber drehte sich
 Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
 Und hatten schlanke Leiber,
 Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
 Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
Hell klrirt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!“
Am Jubeln seines Mundes vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Blüthe ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kindes Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerhande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
 Mit wachsamer Geberde
 Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
 Dann horcht' er in die Erde

Ob er nicht höre schon den Tritt
 Creilender Gefahren,
 Ob leise nicht der Grund verrieth
 Ausprengende Fußaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
 Um in die hellen Sterne,
 Um in den hellen Mond zu sehn,
 Als möcht' er sagen gerue:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
 „Ihr Sterne dort unzählig!
 „In eurer stillen Sicherheit,
 „Wie wandert ihr so selig!“

Er lauschte wieder — und er sprang
 Und rief hinein zum Hause,
 Und seiner Stimme Macht verschlang
 Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
 So saßen sie zu Pferde,
 Und auf und davon im schnellsten Flug
 Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
 Die feurigen Gesellen,
 Und spielten alte Lieder mir
 Kaloczn's, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude. *)

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide;
 Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
 Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
 Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
 Wie eine Witwe, eine einsam arme,
 Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
 Die thränenvollen, spät daran erquicke,
 Wird sie zu bang erfasst von ihrem Harme.
 Rings um das Wäldchen Alles öd' und einsam;
 Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
 Bis an die Gränze, wo die Wolken gehn,

*) In Amerika gebichtet.

Wo Haib' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
 Strohütten stehn umher zerstreut im Haibe;
 Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
 Von Hirten eine friedliche Gemeine;
 Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
 Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,
 Die Sonne geht im Westen still verloren,
 Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
 Verweilen ihre warmen Blicke noch;
 Auch strahlen sie zum letzten Mal auf einen,
 Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
 Sie stellten seine Bahre an die Linde,
 Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
 Der schon als Jüngling hat hinsterven müssen.
 Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
 Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
 Und Aller Blicke haften schmerzumslossen
 Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
 Sein Bild sich recht in's treue Herz zu schauen.
 Der Vater hält des Tobten Flöt' und Stab,
 Benezend sie mit mancher heißen Zähre;
 Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
 Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
 Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
 Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
 Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
 Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Haibe hergezogen,
 Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
 Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
 Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
 Es ragt in's Leben ernst und schroff herein
 Wie altes, längst verwittertes Gestein;
 Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
 Wie düstern Fels entsüßzt der Silberquell.
 Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
 Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
 Das Auge scheint mit seiner Gluth zu jagen:
 „Müßt' ich nicht leuchten dem unskäten Fuß,
 „Ich hätte längst mit allem Ueberdruß
 „Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!“
 Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
 Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
 Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
 Und spricht im bang erschrock'nen Hirtentreise:
 „Sol' betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!

Hemmt eurer Thränen undankbare Fluth!
 Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
 Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt.
 O süßer Schlaf! o süßer Todeschlaf!
 Könnst' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
 Könnst' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
 Den schon so früh dein milder Segen traf!
 Den Staub nicht schütteln mehr vom milden Fußel
 Wie tiefbehaglich ist die Todesmußel
 Das Auge festverschlossen, ohne Thränen;
 Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
 Die Rippen bleich, versunken, ohne Klage,
 Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
 Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
 Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
 Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
 Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen.
 Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
 Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
 Auf daß es einmal endlich fertig werde,
 Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.
 Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
 Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
 Irret er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
 Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
 Bis plötzlich ihm an's Herz das Leben greift,
 Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift,
 Und ihn mit kalter Hand in's Wachen schüttelt,
 Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
 Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
 Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
 Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
 Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
 Und immer noch das Märchen still erzählen,
 Die Erde noch zum Paradiese lügen!“
 Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
 Die niederflattern ihren Todesreigen:
 „Noch immer, Erde, den uralten Tand
 Von Blüthentreiben und zerstören, immer?
 Verbrießt, Natur, das ebe Spiel dich nimmer?
 Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
 Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
 Im Dorfe drilben dem Zigeunerweib,
 Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
 Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
 Und, bloß begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
 Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.

Die Blätter werden aufgemengt und frisch
 Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
 Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
 Doch immer sind's die nämlichen Figuren!
 Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
 Die machtlos über mich dahingefahren. —
 Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
 Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
 Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
 Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle.“ --
 Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
 Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
 Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
 Aus seinem finstern Auge Thränen fließen:
 „Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheset,
 Der einst gekommen, schwachend und entkräftet,
 Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
 Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
 Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
 Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
 Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
 Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
 Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
 Der Elemente, flehte um den Tod;
 Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnürte,
 Mein fester Leib erträgt des Ddems Noth.
 Das Feuer und die Fluth, die todesreichen,
 Versagten das ersehnte Todesglück;
 Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
 Mit Stel spie die Welle mich zurück.
 War ich geklettert auf die Felsenmauer,
 Wo nichts gebeißt, als süßer Todeschauer,
 Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
 „O Mutter Erde, dein verlornen Sohn!
 „Reiß' mich zerschmetternd an dein steinern Herz!“
 Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
 Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
 Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
 „Tod!“ rief ich, „Tod!“ mich in die Erde krallend,
 „Tod!“ höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
 Zu Bette stieg ich lüftern mit der Pest;
 Ich habe sie umsonst an's Herz gepreßt.
 Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
 Die zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
 Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
 Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
 Mich nahm er nicht!“ --

Da wandte sich der Jude von den Hirten,
 Und weiter zog der Wanderer ohne Ruh'
 Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
 Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirren.
 Und wie er fortschritt auf den eben Matten,
 Zog weithingreisend sich sein Schattenstrich
 Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
 Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.*)

In der Schenke.**)

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
 Freudig singen unsre Lieder;
 Draußen schlägt der Nachtgesell
 Sturm sein brausendes Gefieder,
 Draußen hat die rauhe Zeit
 Unserer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
 Brüder, mit den rauhen Sohlen
 Tanzt nun auch der Winter frisch
 Auf den Gräbern edler Polen,
 Wo verscharrt in Eis und Frost
 Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
 Rauft der Schnee sich mit den Raben,
 Will vom Tageslichte fort
 Tief die Schmach der Welt begraben;
 Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
 Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
 Im verwaisten Trauerthale,
 Wenn der Rose Knospe springt,
 Aufgeküßt vom Sonnenstrahle:
 Reißt der Lenz das Leichentuch
 Auch vom eingescharrten Fluch.

*) Vergl. die Anmerkung zu dem Gebicht „Abschied von Galizien.“

***) Am 29. November 1831 in Heidelberg entstanden. Vergl. Schurz I, 135.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
 Werden dann die Gräber tauchen;
 Aus den Gräbern wird empor
 Himmelwärts die Schande rauchen,
 Und dem schwarzen Rauch der Schmach
 Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball. *)

Wirres Durcheinanderwallen
 In den lichten Säulenhallen,
 Der Trommeten hell Gebröhne
 Und der Geigen tolle Lieder
 Stürzen vom Gerüste nieder,
 Als ein Wildbach froher Lüne;
 Von dem Strome leicht bezwungen
 Wird der Gäste bunte Menge,
 Wird vom seligen Gedränge
 Rascher Tänze schnell verschlungen.
 Blumen und Drangenbäume
 Blühen, duften rings im Saale,
 Mahnen, holde Frühlingsträume,
 Mich an ferne Blüthenthale,
 Wecken mit dem stillen Gruß
 Mir ein banges Hinverlangen,
 Hauchen ihren leisen Ruf
 Schönen Mädchen an die Wangen.
 Doch den Frohen, Ruhelosen
 Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
 Sind ja selber junge Rosen,
 Die entflohen ihrem Strauche,
 Flatternd in geliebten Tänzen,
 Dem Gewinde bald entbunden,
 Bald zu annuthvollen Kränzen
 Von der Freude frisch gewunden;
 Können sinnend nicht verweilen,
 Müffen im Vergnügen eilen,
 Deun des Wellens Klage naht.
 Nie zu sühnender Verrath
 An der Blüthe Augenblicken
 Wäre jede trübe Säumniß. —

Seht, da schwebt mit traurem Nicken,
 Ein sitz nezendes Geheimniß,

*) 1832. Vergl. Schurz I, 192.

Eine holbe Maske her.
 Ach, wer bist du? sage, wer? —
 Kind und weich von heller Seide
 Ist dein schlanker Leib umfangen,
 Und vom amaranthnen Kleide
 Leicht und lustig überhangen,
 Und du strahlst im Glanz des Goldes,
 Polenmädchen! wunderholbes!
 Schalkhaft kühn dein Köppchen sitzt,
 Trozend auf so schöne Stelle;
 Wie der Demantstern dir blizt
 Aus der Nacht der Lockenwelle!
 Wie die Perlen dich umschmiegen,
 Die dir froh am Halse liegen!
 Deine Reize still zu ehren,
 Haben sie sich dort vereinet;
 Hat ein Gott dir Freudenähren
 An den schönen Hals geweinet? —
 Doch betracht' ich dich genauer,
 Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
 Rührst du mir das Herz zur Trauer,
 Und die heitre Deutung flieht.
 Mädchen, willst du in Symbolen:
 Weißem Nacken, Perlenschnüren,
 Uns das Trauerloos der Polen
 Mahnend vor die Seele führen?
 Zeigen uns im schönen Bilde
 Thränenvolle Schneegefilde?
 Ja, du kamst in dieses Haus,
 Leise strafend uns zu tragen
 In den schmerzvergeß'nen Braus
 Polens Glück aus alten Tagen,
 Daß wir seinen Fall bedenken
 Und in Wehmuth uns versenken. —
 Abgewendet nun mit Schweigen
 Schwindest du im dichten Reigen,
 Wie Polonia's Herrlichkeit
 Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
 Hier ein Ritter mit der Dame,
 Spricht von seinem Liebesgrame,
 Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
 Mit Sandal' und Muschelhut,
 Wie entrittst in ferne Lande
 Ueber Berg' und Meeresfluth —

Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Haubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus in's Meerestosen,
Durch die stuthbeschäumten Riffe!
Hal schon seh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimath, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weißend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume bringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesearme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling. *)

Im quellenarmen Wüstenand
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

*) Um 1833 in Wien gebichtet.
Genau.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
 Die heißen Mittagsbrände,
 Von ihrem Flammenkusse glüht
 Das Schwert an seiner Lende;
 Will wecken ihm den tapfern Stahl
 Zur Rache gluth der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
 Mit dürftendem Ermatten;
 Der sänke gern zu kühler Ruh
 In seinen eignen Schatten,
 Der tränke gern vor dürrer Gluth
 Schier seine eigne Thränenfluth.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
 Weil's trägt ein tiefers Kränken.
 Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
 Vom Schlachtenangebenken.
 Manchmal sein Mund Kosziuskol ruft,
 Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
 Steht er an grüner Stelle:
 Ein süßes Lied des Mitleids singt
 Entgegen ihm die Quelle,
 Und säuselnd weht das Gras ihn an:
 O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
 Einflüstert ihn gelinde
 In einen schönen Helbentraum;
 Die Wellen und die Winde
 Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
 Umrauschen ihn wie Siegesgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
 Herauf des Mondes Schimmern;
 Von einer Beduinenschaar
 Die blanken Säbel stimmern
 Weithin im oden Mondrevier,
 Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Fusentanz
 Von windverwandten Fliehern,
 Die heißgejagt im Mondenglanz
 Dem Quell entgegenwiehern.
 Die Reiter rufen in die Nacht;
 Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligtbum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunkenen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, flusterer Komad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Kunde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liebes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz untrauscht,
Arabien's freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

D d e u.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich auf's Gefilde;
 Sanft entschlummert Natur, um ihre Flüge
 Schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung, und sie
 Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
 Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
 Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
 Ueber ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
 Säng'er pfeifen schaukelnd den Ast, der durch die
 Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
 Liebern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
 Heben höher sich in die Lüfte, um noch
 Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
 Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den fatten Kindern
 Selten nur enthallt das Geglöck am Halse,
 Und es pflicht der wählende Zahn nur lässig
 Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldblose Hirt der Sonne
 Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
 Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
 Stillen Gebete.

Ruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
 Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald,
 Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
 Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing' empor dich, Geist, und verweile jetzt
 Beim Tode, jetzt durchbringe die Wolke, die
 Den Sonnenstrahl der Auferstehung
 Fallen nicht läßt in die offenen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen. *)

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
 Aus der Schattenwelt mir herüber deine
 Welle, daß den Wunden der hängen Seel' ich
 Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
 Will wie sonst mir sinken an's Herz; doch schlägt ihm
 Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
 Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes. **)

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
 Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
 Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
 Abendgedülste.

Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
 Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
 Ihm, durch dessen dichterem Schleier uns kein
 Lächeln mehr schimmert!

Dem mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
 An der seligen Kindheit Pforte meines
 Liebings, wo der Friede sie scheidend küßt und
 Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Bläß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
 Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahrel
 Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
 Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
 Saßen wir am Gemurmeln eines Baches,
 Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
 Liebe dich ewig!“

*) **) Bezieht sich auf Renau's Verhältniß zu Vertba in Wien,
 1821 — um 1828.
 Renau.

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
 Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
 Wie ergriffen von dem Geslüster dunkler
 Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
 Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
 Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
 Nicken zu wenig. —

Glühende Thränen stürzen mir vom Auge
 Und sie pochen an deine kalte Stirne,
 Ach, von der geflohen dahin das stille
 Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
 Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
 Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
 Leisestes Nicken!

Am Grabe Höltn's.

Höltn! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
 Klagenb irrt er im Haine, dich zu finden:
 Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
 Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
 Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
 Freust des ersten Beilchens du dich; des ersten
 Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
 Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
 Tobt!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
 Säuselnde Blumen.

Primula veris. *)

1.

Liebliche Blume,
 Bist du so früh schon
 Wiedergekommen?
 Sei mir gegrüßet,
 Primula veris!

*) In Amerika gebühtet
 Genau.

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Wehenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Deffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Nögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Deffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödtlich in's Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter.

I.

Wanderung im Gebirge.*)

Ertünerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Ausbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirthe: „Gott vergelt'
Die Ruhestatt, die milde Labe!“
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summt' nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Nist'nen streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Da noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

*) Entstanden im August 1830 auf einer Reise zu dem altern (1771—1842).
befreundeten Dichter Matthias Leopold Schleifer zu Ort am Traunsee.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
 Auf einer steilen Alpenwand;
 Doch blickt' ich oft zu ihm hinuieder,
 Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Kith' am Wiesenhange;
 Der Hirte unterm Kieferdach
 Ging still bei ihrem Glockenklange
 Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Heerde nimmer,
 Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
 Der steile Pfad wird steiler immer,
 Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
 Der Quell mit einem hangen Schrei,
 Enteilt dem grauenvollen Orte,
 Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
 Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
 Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
 So zwischen Wand und Todesluft.

Komm, Gottesläugner, Gott zu fühlen;
 Dein Frevel wird auf diesem Rand
 Den Lobesabgrund tiefer wühlen,
 Dir steiler thürmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
 Der trotzig in die Tiefe schaut;
 Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
 Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
 In Ebenen aus, weit, endlos weit,
 Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand sich
 Der Ströme Hier um's bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
 Empor, stets kühner himmelan,
 Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
 Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
 Hier an den Felsen, schroff und wild;
 Bald war die Seele still versunken
 Dort in der Ferne Räthselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
 Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
 Und rasch verfolgt' ich meine Reise
 Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
 Den die Natur auch dort ersann;
 Wie mancher Biedre mag dort leben,
 Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
 Rings auf den Höb'n, doch plötzlich fuhr
 Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
 Die rausende Gewitterspur.

An Himmel eilt mit dumpfem Klange
 Herauf der flustre Wolkenzug:
 So nimmt der Zorn im heißen Drange
 Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Haber;
 Auf seiner dunkeln Stirne glüht
 Der Blitz hervor, die Zornesaber,
 Die Schrecken auf die Erde sprüht. *)

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
 Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
 Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
 Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
 Der Regen säufelt milde Ruh;
 Da sah ich froh ein Hüttlein winten
 Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
 Bot mir die Hand gedankenvoll,
 Und hob sie dann empor zum Segen,
 Der saust vom Himmel niederquoll;

*) Vergl. Schurz I, 119.
 Genau.

Und ich empfand es tief im Herzen,
 Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
 Daß aus der Weste leichten Scherzen
 Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich,
 Und schlich, wohin die Ruh mich rief,
 Hinaus zur Scheune; milde sank ich
 Hier in des Heues Dufte — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
 Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
 Und träumend hört' ich, wie der Regen
 Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,*)
 Wenn drauf der Regen leise klopft;
 So mag sich's ruhn im Todtenschreine,
 Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
 Die Sonne strahlt' im Untergang,
 Und am Gebirg der Regenbogen,
 Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
 Sprach meinem Wirth ein herzlich Wort
 Für Ruhestatt und milde Labe,
 Und zog in stiller Dämmerung fort.

Die Heidelberger Ruine.**)

Freundlich grünen diese Hügel,
 Heimlich rauscht es durch den Hain,
 Spielen Laub und Mondenschein,
 Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude heben,
 Hat in froher Kraft geblüht,
 Ist zu Asche bald verglüht
 Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
 Was dort die Ruine spricht
 Mit verstärktem Angesicht,
 Kann er nimmer doch versüßnen.

*) Diese Strophe ergriff Schleiser bis zu Thränen.

***) In Amerika gedichtet.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holbe Däfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten klühen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den hangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Flügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bitterm Schmerz,
Straft ihn deine Stimme klagen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
 Ob in dieser Maiennacht
 Heimlich nicht noch Andres wacht,
 Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
 Die hier einst so glücklich war,
 Der geschiednen Seelen Schaar,
 Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenhaiden
 Rief des Frühlings mächtig Wort
 Sie zurück zum schönen Ort
 Ihrer frühverlassnen Freuden.

An den vollen Blüthenzweigen
 Zieht dahin der Geisterschwall,
 Wo du lauschest, Nachtigall,
 Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
 — Dir nur träumerisch bewußt —
 Deine weiche, warme Brust,
 Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht blinden,
 Seit der Leib im Leichentuch,
 Ihren nächtlichen Besuch
 Diesen treugeliebten Gränden.

Nun sie wieder müssen eilen
 In das öde Schattenreich,
 Rufest du so dringend weich
 Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh' ich niederschauern;
 Die mein Klagen roh und kalt
 Gegen die Gestorb'nen schalt,
 Jeko muß ich sie bedauern;

Denn mich blinkt, ihr frohes Drängen,
 Ist der Sehnsucht Weiterziehen,
 Mit den Blüthen, die dahin,
 Um so bald' er sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
 Eingeweht der Abendwind?
 Ist des Frühlings zartes Kind
 An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
 Strahlt mir dein blaues Augenpaar:
 Wohl ist in diesen Himmelsnähen
 Ein stilles Wunder einst geschehen.
 In deiner Lämmer frohem Kreise
 Hinknietest du, zu beten leise,
 In heller Frühlingsmorgenstunde;
 Mit Kindesblicken, innigfrommen,
 War all dein Herz zu Gott geklommen:
 Da sandte, freundlich dir begehnend,
 Und deine fromme Seele segnend,
 In's holbe Auge dir zurück
 Der Himmel einen warmen Blick,
 Der sich vertieft in seinen Schimmer,
 Geblieben ist, und scheidet nimmer.
 O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind,
 Woniglich geschlafen ein,
 Trug die Mutter leif' und lind
 Dich in jenen Blüthenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
 Sangen Vöglein Abendsang,
 Der in deinen Kindesstraum
 Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
 Grüßte dich mit lindem Hauch,
 Freundlich segnend küßt' er dich,
 Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
 Goß er dir auf's weiche Haar,
 Auf die Lilienwangen dein
 Legt' er leif' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
 Froh an deinem Schlummer hing,
 Sah, wie dir am Angesicht
 Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
 Wuchs am Haupt dir lang und voll,
 Der im goldnen Lockentanz
 Auf den Busen niederquoll.

Geniin, o wie reizend blüht
 Deine Wange rosenroth,
 Drauf noch immer freudig glüht
 Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Wehringen.*)

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
 Vor Zeiten froh im Waldesraum.
 Mir galt der Sonne erster Kuß,
 Ich brachte, war sie schon geschieden,
 Dem Wanderer zum Abendsfrieden
 Von ihr noch einen Purpurkuß.
 Da sah mich einst der Kaiser ragen,
 Der kam und hat mich schnell erschlagen.
 Ubel! Ubel! du grüner Hain!
 Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
 Du Vogelsang und Wetterklang,
 Der freudig mir zur Wurzel drang!
 Die Waldesluft ist nun herum,
 Ich wandre nach Elysum.
 Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
 In dieses himmlische Gemach;
 O nehmt das Loos der Auserkornen
 Von all den tausend Waldgebornen,
 Das schöne Loos, das große Loos:
 Tief in des Grundes kühlem Schooß
 Ein Faß zu sein, ein Faß zu sein,
 Nicht so ein still verlassner Schrein;
 Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
 Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
 Ein Trunk das ganze lange Leben,
 Den Zecher durch und durch erfüllend!
 Komm, komm, bewegter Erdengast,
 Und halte hier vergnügte Rast.
 Mach' dir das Herz im Weine flott,
 Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?
 Braust dir der Geist durch's Innre hin,
 Von dem ich selber trunken bin?
 Er ist so feurig, süß und stark:
 O schlürf ihn ein in's tiefste Mark! —
 Nun Wandrer, wandre selig heiter,
 Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
 Schon tauchen dir im Rosenlichte
 Herauf gar liebliche Gesichte:

*) 1892. Vergl. Schurz I, 182 u. 190.
 Genau.

Manch theures längst verlornes Gut,
 Die Träum' aus beinen Jugendjahren,
 Sie kommen dir auf Weinessfluth
 Jetzt frisch und froh herangefahren.
 Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
 Zu kühner That hinaus! hinaus!
 Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
 Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
 Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
 Und Gram und Sorgen all versunken;
 Wir schützen dich, hier packt dich nicht
 Ihr freches, quälendes Gezücht,
 Wir stehen Faß an Faß zusammen,
 Wir lassen unsre Waffen flammen;
 Und heimlich hinter unsern Bäuchen
 Muß dir die Zeit vorüber schleichen.
 Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
 Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
 Laß tragen dich von flinken Rossen
 Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
 Dort schwanke unter grünen Bäumen
 Mit deiner Last von Himmelsträumen,
 Und lausche dort den Harmonieen,
 Die durch den Zaubergarten fliehen.
 Ein voller stürmischer Accord
 Nimmt dich an seinen Geisterbord,
 Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
 Hinaus in's Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.*)

Lieblich war die Maiennacht,
 Silberwölklein flogen,
 Ob der holden Frühlingspracht
 Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wief' und Hain,
 Jeder Pfad verlassen;
 Niemand als der Mondenschein
 Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
 Und es zog gelinder
 Durch das stille Schlafgemach
 All der Frühlingskinder.

*) In Amerika gebichtet.
 Lenau.

Heinlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von stinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Walb und Flur im schnellen Zug
Raum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergestrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Kasse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Rosß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!“

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schadel
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kameradel!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblieb zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hugel.

Die Rose der Erinnerung. *)

Als treulos ich das theure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernstestn Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blüthenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!“
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderloose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom theuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Neß' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbengluth verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

*) Auf die Reise nach Amerika bezüglicb.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
 Will meine Hand die Rose wieder wecken;
 Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
 Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
 Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
 Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
 Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
 Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
 Wer sind die lauten, wildbewegten Ruder?
 Indianer sind's, die von der Heimath scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
 Der Häuptling naht mit heftig raschem Schritte,
 Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
 Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Heerde,
 Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
 Die kommen sind, uns von der Muttererde
 Und von den alten Göttern fortzureißen.“

Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
 Die mir das Herz verbrennt mit wildem Magen:
 Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
 Den Muth zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindeschlaf genossen,
 Verlassen wir, der uns sein Wild geboten;
 Wo liebend wir ein theures Weib umschlossen;
 Den Wald, wo wir begraben unsre Todten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
 Sei still von euch die Hülfschaar beschlichen,
 Die Todten nicht zu wecken und zu mahnen,
 Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
 Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
 Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
 Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!“ —

Nun feiern sie der Todten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Reige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmuth plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Rüste,
Schon braust des Schmerzes volle Ueberschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebenen,
Oft grüßend noch zurück mit flusterm Sehnen
Die theuren Hügel der Zurückgebliebenen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüssen, Thränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarrend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldbesträumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Todtenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimathlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhassten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchestönen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldbeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüste sich im Eichenlaub versangen
Und frei durch's lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Aeltesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schau durch's dünnere Gebräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schau sie dort die Himmelsräume
Rothglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
Zieh sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluthen stürzet.

Gewecket von des Wilbes Wehgeheule,
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt schwirrend rings heran mit trunkner Eile
Der Bög'el Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betäubten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rothem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenroth von Osten,
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Ubertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes hangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jezt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jezt umnachtet

Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
 Und sein Aug' versendet wildre Blitze
 Als das Wetter durch die Wolkenriihe,
 Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weissen! ihren letzten Spuren!
 Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
 Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
 Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffel
 Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
 Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
 Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
 Treffen unsre Küste mit Verderben.
 Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
 Als im Herzen tödtlich bitteres Hassen:
 Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
 Ihren Nachen von den Uferweiden,
 Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
 Und nun werfen sie weithin die Ruder,
 Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
 Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
 Blitze flattern um den Todesnachen,
 Ihu umtaumeln Wöben sturmesmunter;
 Und die Männer kommen festentschlossen
 Singend schon dem Falle zugeschossen,
 Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiseblätter.

II.

Der Arwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
 Auf das die Freiheit im Vorüberflug
 Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
 Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
 Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
 Und das Verbrechen zittert über's Meer;
 Das Land, bei dessen lockendem Verheissen

Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
 Und ihr Banner durch alle Stürme schwang,
 Um es am fremden Strande zu zerreißen,
 Und dort den zwiefach bitterm Tod zu haben;
 Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
 In jenem Lande bin ich einst geritten
 Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
 Die Sonne war geneigt im Untergang,
 Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
 Da stieg ich ab, mein Ross am Quell zu tränken,
 Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
 Vermildernd schien das helle Abendroth
 Auf dieses Urwalds grauensvolle Stätte,
 Wo ungestört das Leben mit dem Tod
 Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
 Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
 Erbrücket von des Todes Ueberwucht,
 Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
 Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
 Es sucht umsonst, hier, dort hervorzu sprossen
 Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
 Wohin, o Tod, wirfst du das Pflanzenleben
 In deiner starken Faust, und meines heben?
 Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
 So frug ich bange zweifelnd und empfind
 Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
 Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
 Und lange lag ich auf des Walbes Grund,
 Das Haupt gedrückt in's alte, tiefe Laub,
 Und starrete, trauriger Gedanken Raub,
 Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
 Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
 Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
 Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
 Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.
 So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
 Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
 Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
 Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
 Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
 Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
 Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
 So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
 Und seine Arme ihm entgegen rang,
 Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
 Und als er seinen süßen Frühlingsdunst
 Beseelend strömte weithin in die Luft —

Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
 Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
 Als mein Gedanke, der sich ewig wähet?
 Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
 So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
 Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
 Bis ich die dürr'n Blätter rauschen hörte,
 Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
 Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
 Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
 Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
 Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
 Es blidt' mich an mit stiller Lebenslust,
 Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
 Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
 Und auf den tief einsamen Waldeswegen
 Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
 Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einem Baum.*)

Du Baum, so morsch und lebensarm,
 So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
 Wie doch dein froher Bieneenschwarm
 Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
 Sie lehren summend wieder heim
 Und bringen dir im Freudenflug
 Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
 An einen lieben alten Mann;
 Gott gebe, lehr' ich über's Meer,
 Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
 Doch Honig birgt dein altes Reis,
 So birgt der Weisheit süßen Hort
 In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Dienenschaar,
 Gedanken fliegen aus und ein
 Und bringen Honig süß und klar,
 Die reiche Deut' aus Wief' und Hain;

*) In Amerika. Der Dichter gedachte dabei seines Freundes Hartmann in Stuttgart, des Vaters von Emilie Reinbeck. Bergl. Schurz I, 211.
 Zennau.

Oft locket sie von hinnen weit,
 Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
 Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
 Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Steh, wie des Niagara Wellen
 Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
 Und wie sie, sprühend nun zersfogen,
 Empfangen goldne Sonnenstrahlen
 Und auf den Abgrund lieblich malen
 Den farbenreichen Regenbogen.
 O Freund, auch wir sind trübte Wellen,
 Und unser Ich, es muß zerschellen,
 Nur stäubend in die Luft zergangen,
 Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluthen,
 So lang sie noch im Strome wallten;
 Sie mußten vielfach sich zerspalten,
 Daß sie aufblühn in Farbengluthen.
 Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
 Ein armes Ich, doch strahlen sie
 Im hellen Himmelslicht gemeinsam
 Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.*)

Klar und wie die Jugend heiter,
 Und wie mürmelnd süßen Traum,
 Zieht der Niagara weiter
 An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
 Daß er noch des Waldes Pracht
 Wiederstrahlt mit froher Muße,
 Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
 Daß der Wandrer ungestört
 Und erstaunt die meilenweiten
 Katarakte rauschen hört.

*) Anfang 1834 gedichtet. Vergl. Schurz I, 259, 260.
 Lenau.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Mhnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdigritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Wägen.
Winter war's, ich starzte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.

Später schwatzen die männlichen Hausgenossen
 Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
 Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
 Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
 Hörbar vor Allen sprach des Hauses Vater,
 Als ein vielerfahrner Lenker und Rath,
 Wechselnd raucht' er und sprach, und aller Augen
 Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
 Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
 Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
 Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
 Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
 Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
 Als das englische Thalgelispel schwieg.
 Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
 Holt' ich den Uhländ aus meiner Satteltasche.
 Ferne der Heimath, tiefst im fremden Wald,
 Was ich mir laut den herrlichen „Held Harald.“
 Eichenstämme warf ich in's lustige Feuer,
 Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
 Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
 Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
 Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
 Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
 „Uhländ! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
 Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
 Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruß,
 Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
 Krachend stürzten draußen die nachgeschälten
 Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
 Und im Sturme, immer lauter und länger,
 Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Säger:
 „Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
 „Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
 „Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
 „Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!“
 Traurig war mir da und finster zu Muth,
 Scheiter und Scheiter warf ich in die Gluth;
 Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
 In des Kummers zweifelstaderndem Lichte.
 „Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
 Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
 Der ich bald doch werde müssen erkalten,
 Der ich selber zu Asche sinken werde.
 Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
 Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
 Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,

Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
 Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
 Schürend und fahend meine Gedankenlast?“
 Also führt' ich mit mir ein wirres Blaubern;
 (Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
 Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille. *)

Sturm mit seinen Donnereschlägen
 Kann mir nicht wie du
 So das tiefste Herz bewegen,
 Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
 Uns den schönen Wahn
 Seliger Musik der Sphären,
 Stillen Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
 So tief ungestört,
 Daß die Seele wohl ihr eigen
 Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschlossnen Mundes,
 Doch mein Herz erschrickt,
 Das Geheimniß heil'gen Bundes
 Fester an sich drückt.

Sturmesmythe. **)

Stumm und regungslos in sich verschlossen
 Ruht die tiefe See dahingegossen,
 Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
 Ihre Wellenpulse sind versunken,
 Ungespüret glühn die Abendsfunken,
 Wie auf einem Todtenangeficht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
 Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
 Ob kein Rüstchen, keine Welle wacht?
 Und die Sonne ist hinabgeschieden,
 Hüllend breitet um den Todesfrieden
 Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

*) Reise nach Amerika.

**) Vergl. Schurz I, 212.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
 Dunkle Wolken, die herüberhauchen
 Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
 Eilig kommen sie heraufgefahren,
 Haben sich in angstverwornen Schaaren
 Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
 „Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
 Und sie weinen aus ihr banges Weh.
 Bitternd leuchten sie mit scheinem Grauen
 Auf das stille Bett herab und schauen,
 Ob die alte Mutter tobt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
 Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
 Und sie springt vom Lager hoch empor:
 Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
 Und sie tanzen freudenvild und singen
 Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind. *)

Herbstwind, o sei willkommen!
 Fünf Tage lag das Meer
 So still, so bang bekommen,
 Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
 Sehnt' ich mich auf der See,
 Wie einst mein Jägerlauschen
 Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
 Am frischen Neckarfluß?
 Den heimatlichen Feldern?
 Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
 „Im raschen Wanderzug,
 „Nahm durch die Stoppelfelder
 „Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
 „Mein Wanderliedlein pfliff,
 „Komm' ich nach euch zu schauen
 „Im Emigrantenschiff.

*) Reise nach Amerika.
 Lenau.

„Weil alter Liebesbände
 „Das Schifflein mild und matt,
 „Sag' ich's vom Mutterstrande
 „Dahin, ein welkes Blatt!“

Das Wiedersehen.

Du heimatliches Thal,
 Mir wird so wohl und wehe,
 Daß ich dich nun einmal,
 Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir gegrüßt!
 Noch grünen deine Reben,
 Womit du oft versüßt
 Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbstes schwanden dir,
 Die deine Trauben reiften,
 Und die vom Herzen mir
 So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
 Wo ich vor so viel Jahren
 Gehegt den Jugendtraum,
 Der schon dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
 Doch andre Menschen schreiten
 Geschäftig ein und aus,
 Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
 Nach einem Freund mit Zagen
 Und Furcht, ich könnte schier
 Nach einem Todten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
 Wo wir gefreut uns haben,
 Die Lieben all' sind fort,
 Verreiset und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
 Mich fühlend zu verlassen,
 Und thu' auch keinen Gang
 Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
 Und schläft des Tags Gebrause,
 Schleich' ich heran mich sacht
 Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
 Such' ich dann festzuhalten,
 Als ob doch Alles sei
 Geblieden hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
 Blick' ich und lausch' und grüße,
 Ob mich, den ich verlor,
 Der Freund erblicken mülste;

Ich lausch' und scheide nicht,
 Bis ich zu schauen meine
 Sein liebes Angesicht
 Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin. *)

Schöne Sennin, noch einmal
 Singe deinen Ruf in's Thal,
 Daß die frohe Felsensprache
 Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
 In die Brust den Bergen drang,
 Wie dein Wort die Felsenjelen
 Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
 Scheidest du mit deinem Lieb,
 Wenn dich Liebe fortbewogen,
 Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
 Traurig stumm herübersehn
 Dort die grauen Felseninnen
 Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
 Der See, die Waldumnachtung,
 Sind dir ein stilles Bild
 Tieffinniger Betrachtung.

*) Am 13. August, Lenau's Geburtstag, traf dieser 1830 am Traunstein eine Sennin, die durch abgebrochenes Saugzen eigenthümlich das Echo zu wecken verstand. Vergl. Schurz I, 104.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Laßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen:
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschließen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flöhet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Nester,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengästel!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbenen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Nester ringend.

Und eines todten Freund's gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Gepolter:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügel.

Wo sind sie? Hal wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmuth aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriss'ne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spielgefährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben hange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwancken.

A t l a n t i c a .

Die Seejungfrauen. *)

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiese,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliesse.

*) Reise nach Amerika. An Schurz von Baltimore aus am 16. Oktober 1832
gesandt; die letzte Strophe, welche späterhin im Druck wegblieb, lautete:

Ruhend auch im stillen Schöße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die feufzerlose,
Augen ohne Thränen! —

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Gränzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Bogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenslichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehrend hasten
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Reisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille. *)

Stille! — jedes Rüstchen schweiget,
 Jede Welle sank in Ruh,
 Und die matte Sonne neiget
 Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belübe
 Allzutrübe, allzuschwer,
 Leget sich der Himmel, müde,
 Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
 Seines Zieles, noch so weit!
 Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
 In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
 Meinem Aug' ein holder Fund!
 Daß doch nur ein Fischlein käme,
 Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhebe,
 Und kein Vogel kommen will.
 Ist es unten auch so trübe?
 Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
 Ueberrascht' ein dunkles Weh,
 Muß ich nun auch plötzlich weinen,
 Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
 Einen großen, ew'gen Schmerz,
 Den sie mir als Muttersegen
 Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
 Daß im Schooß der Wellennacht
 In verborgener Genüge
 Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
 Wie im hellen Sonnentag,
 Dem Natur ihr Leid erzählen,
 Der mit ihr empfinden mag.

*) Reise nach Amerika.
 Lenau.

Doch geheim ist seine Stelle,
 Und Geheimniß, was er fühlt,
 Dem die Thränen an der Quelle
 Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen. *)

Der Morgen frisch, die Winde gut,
 Die Sonne glüht so helle,
 Und brausend geht es durch die Fluth;
 Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
 Doch wie sie auch sich bäumen,
 Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
 In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
 Zieht fort unaufzuhalten,
 Und mächtig wird von seiner Brust
 Der Wogenbrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
 Aus dem Gesprüh der Wogen,
 Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
 Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
 Seh' ich die Fluth sich dehnen,
 Die userlose: mich ergreift
 Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
 Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
 Da lächelt seinen Morgengruß
 Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
 Im kalten Wogenlärm,
 Wie wohl thut Menschenangeficht
 Mit seiner stillen Wärm!

An mein Vaterland. **)

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
 Bist du mir nun zurück!
 Dein liebes Angesicht verschwand
 Mir, wie mein Jugendglück!

*) Reise nach Amerika.

**) In Amerika gedichtet.

Ich steh' allein, und denk' an dich,
 Ich schau' in's Meer hinaus,
 Und meine Träume mengen sich
 In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth,
 Ergreift mich Freude schier:
 Da wird so heimisch mir zu Muth,
 Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
 Dein heilig Eichenlaub,
 Wo die Gedanken still verwehn
 Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
 Braust mir dein Felsenbach,
 Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
 Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
 Zu mir herüberzieht,
 Und leise der verlorne Hall
 Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
 Wehmüthig rauscht der Hain,
 Und jedes Blatt am Baume klingt
 Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzesfluß
 Still stand auf deinem Saum,
 Als ich zum trüben Scheidegruß
 Umsing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
 In seine Rinde lief:
 Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
 In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
 Wo manches Herz mir hold,
 Und ströme dir in's dunkle Meer
 Den warmen Thränenold!

Der Schiffsjunge. *)

1.

Das wilde, schäumende Ross,
 Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,

*) Bild aus Lenau's Heimreise von Amerika. Vergl. Schurz I, 213.
 Lenau.

Auf krumm gewundener Reiterbahn
 Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
 So fliegt, wie die Fluth sich senkt und thürmt,
 Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
 Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
 Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
 Des beladenen Fahrzeugs schwere Wucht
 Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
 Der Matrosen freudiges Hurrahl tönt.
 Der Steuermann am Ruder steht,
 Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
 Stets blickend scharf auf's zitternde Schwanken
 Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken:
 Er überzählt sein Geldchen im Stillen;
 Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
 Wo blühende, lustige Dirnen spritzen,
 Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzusehn,
 Am Verdeck frisch auf und nieder geht
 Waghaltenden Schritts der Capitän,
 Und lächelnd empor in die Segel späht,
 Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
 Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
 Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
 Schon hat er erreicht in munterer Hast
 Die höchsten Segel am stolzen Mast:
 Den Lütfesänger, den Wolkenrafer,
 Den Mondespflücker, den Sternengrafer:
 Da bricht das morsche Tau entzwei,
 Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
 Er stürzt hinunter in's Meer,
 Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
 Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
 Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
 Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
 Schon hat ihn die eine wüthend verschlungen,
 Und über sie kommen die andern gesprungen,
 Die um die Gierige neidisch schwärmen
 Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
 Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,

Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung. *)

Nings im Kreise lauscht die Meng
Bärtiger Magporen froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande.
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilber schlag das Zimbal du!“
Ruft der Werber und es klingen

*) Das zweite und letzte Gedicht, das Lenau mit seinem wahren Namen veröffentlichte: in der „Wiener Modezeitung“, 1830. 3. April, Blatt 46, unterzeichnet „N. Niembösch von Strehlenau“. Vergl. Anmerkung zu „Jugendträume“.

Seine Sporen hell dazu.
 Der Zigeuner hört's, und voller
 Wölft sein Mund der Pfeife Dampf,
 Lauter immer, immer toller
 Braust der Instrumente Kampf,
 Braust die alte Helldenweise,
 Die vor Zeiten wohl mit Macht
 Frische Knaben, welche Greise
 Hinzog in die Türken Schlacht.
 Wie des Werbers Augen glühn!
 Und wie all die Säbelnarben,
 Ehrenröslein purpurfarben,
 Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
 Klirrend glänzt das Schwert in Funken.
 Das sich oft in Blute wusch;
 Auf dem Esako, freudetrunken,
 Taumelt ihm der Federbusch. —
 Aus der bunten Menge ragen
 Einen Jüngling, stark und hoch,
 Sieht der Werber mit Behagen:
 „Wärest du ein Reiter doch!“
 Ruft er aus mit lichtern Augen,
 „Solcher Wuchs und solche Kraft
 „Würden dem Husaren taugen;
 „Komm und trinke Brüderschaft!“
 Und es schwingt der Freudigrasche
 Jenem zu die volle Flasche.
 Doch der Jüngling hört es schweigend,
 In die Schatten der Gedanken,
 Die ihn bang und süß umranken,
 Still sein schönes Antlitz neigend.
 Ihn bewegt das edle Sehnen,
 Wie der Ahn ein Held zu sein;
 Doch beriefeln warme Thränen
 Seiner Wangen Rosenschein.
 Außer denen, die da rauschen
 In Musfl, in Werberswort,
 Scheint er Klängen noch zu lauschen,
 Hergeweht aus fernem Ort.
 „Komm zurück in meine Arme!“
 Fleht sein Mütterlein so bang;
 Und die Braut in ihrem Harme
 Fleht: „O säume nimmer lang!“
 Und er sieht das Hüttchen trauern,
 Das ihn hegte mit den Seinen;
 Hört davor die Linde schauern,
 Und den Bach vorüberweinen. —

Poehst du lauter nach den Bahnen
 Kühner Thaten, junges Herz?
 Oder zieht das süße Mahnen
 Dich der Liebe heimathwärts?
 Also steht er unentschlossen,
 Während dort Geworbne schon
 Ziehn in's Feld auf sinken Rossen,
 Lustig mit Trommetenton;
 „Komm in unsre Reiterchaaren!“
 Fällt der Werber jubelnd ein,
 „Schönes Leben des Husaren,
 „Das ist Leben, das allein!“ —
 Jünglings Augen flammen heller,
 Seine Pulse jagen schneller. — —
 Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
 Eine finstere Gestalt,
 Tiefen Ernstes, schreitet leise,
 Und beim Werber macht sie Halt,
 Und sie flüstert ihm so dringend
 Ein geheimes Wort in's Ohr,
 Daß er, hoch den Säbel schwingend,
 Wie begeistert loht empor.
 Und der Dämon schwebt zur Bande,
 Facht den Eifer der Musik
 Mächtig an zum stärksten Brande
 Mit Geraun und Geisterblick.
 Aus des Basses Sturmgewittern,
 Mit unendlich süßem Sehnen,
 Mit der Stimmen weichem Zittern,
 Singen Geigen, Grabfrenen.
 Und der Finstre schwebt enteilend
 Durch der Lauscher dichte Reihe,
 Nur am Jüngling noch verweilend
 Wie mit einem Blick der Weihe. —
 Bald im ungestümen Werben
 Wird der Liebe Klage laut,
 Wird das Bild der Heimath sterben;
 Arme Mutter! arme Braut!
 In des Jünglings letztes Wanken
 Racht des Werbers rauhes Zanken,
 Racht des Werbers bitterer Hohn:
 „Bist wohl auch kein Heldensohn!
 „Bist kein echter Ungarjunge!
 „Feiges Herz! so fahre hin!“
 Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
 Zorn und Scham der Wange Glühn —
 Hin zum Werber, von der Rechten

Schallt der Handschlag in den Rüstern,
 Und er gürtet, kühn zum Fechten,
 Schnell das Schwert sich um die Hüften. ---
 Wie beim Sonnenuntergange
 Hier und dort vom Saatgesild
 Still waldeinwärts schleicht das Wild:
 Also von der Ungarn Wange
 Flüchtet in den Bart herab
 Still die schene Männerzähre.
 Ahnen sie des Jünglings Ehre?
 Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeslecht,
 Vom harten Glid verstoßen,
 Da ruht der arme Schifferknecht
 Mit seinen müden Rossen.

Er haust bei Tag und Nacht am Strand,
 Der Herd- und Hüttenlose,
 Und ihm gedeiht im Uferland
 Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
 Still blickt der Mond hernieder;
 Die Donau murmelt ihrem Kind
 Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
 In starken, tiefen Zügen;
 Berauschet ihn, ihr Phantasein,
 Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
 Im goldnen Morgenscheine,
 Und ihm ertöne Vogelsang
 Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
 Umrankt von grünen Bäumen,
 Und eine schöne junge Braut
 Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
 Da sitzen selig beide;
 Heimkehrt mit frohem Glockenlang
 Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
 Und nicht die Geißel knallen,
 Hört nicht der Schiffer langen Ruf
 Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
 Den armen Kameraden
 Sammt seinem Roß in's Wellengrab
 Forttreibt der arge Faden.*)

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
 Allein mit ihrem Harne
 Marie, das Antlitz well und blaß,
 Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und saun,
 Saun nach den alten Zeiten,
 Und manche heiße Thräne rann
 Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
 Bei lieben Eltern wohnte,
 Und süßer Gottesriede noch
 Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging,
 Und ihre Wange glühte,
 Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
 An ihrer Jugendblüthe;

Als sie am lauten Erlenbach
 Dem Wilhelm, freudetrunken,
 Das erste Wort der Liebe sprach
 Und ihm an's Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!“ —
 „Das Alles ist vorüber!“
 So dachte sie und schluchzte laut,
 Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
 Mit grimmen Todesstreichen;
 Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
 Die Eltern, wunde Leichen.“

*) Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.
 Lenau.

Die Eltern todt! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekanntten Lebens!“ —

Da glänzt' ein milber Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu Klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern küßt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!““

Ich wischte mit trenloser Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und giug — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hangel!

Nun ist mein Herz so grabesdumpf,
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!“

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thust ihr mit den Blüthen weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
 Es ruft ein Mann: „Maria!“
 Die Freude stößt ihn wild herein:
 „O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
 Mich durch die Welt getrieben;
 Hab' viel gelitten, viel gewagt,
 Und bin dir treu geblieben!

Wenn schier mein Herz vor Leide brach
 An lieblos fremdem Orte,
 So dacht' ich an den Erlenbach,
 Ich dacht' an deine Worte!“

Er preßt sie selig an das Herz;
 Sie aber muß sich wenden,
 Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
 Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
 Sie hin zu seinen Füßen;
 Er weint, er deckt ihr Angesicht
 Mit feurig hangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß, bin sein nicht werth;
 Tief sank ich in's Verderben!
 Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
 Zieh fort, und laß mich sterben!“ —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
 Da schied er, schwer beklommen,
 Ging still hinaus zum Erlenbach,
 Der ihn mit fortgenommen.

Begräbniß einer alten Bettlerin.

Bier Männer dort, im schwarzen Kleid,
 Die tragen auf der Bahre,
 Lastträger, ohne Lust und Leid,
 Des Todes kalte Waare.

Sie eilen mit dem todt'n Leib
 Hinaus zum Ort der Ruhe.
 Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
 In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
 Mit weinenden Geberden;
 Die Noth nur blieb dir treu, so lang
 Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schönster Geiz
 Ein Leichentuch, zersezt,
 Hat ein verstümmelt Christuskreuz
 Dir auf den Sarg gesezt;

Doch kränkt dich nicht der bittere Spott
 In deinem tiefen Frieden,
 Daß man selbst einen schlechtern Gott
 Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühest du im Jugendglanz,
 Vom ganzen Dorf gepriesen,
 Die schönste Maid am Erntetanz,
 Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
 Die dort mit dir gesprungen?
 Wohl längst die muntre Fiedel brach,
 Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle. *)

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
 Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
 Das blirre Laub, der Windhauch gibt es kund,
 Geschritten kommt allmählig schon der Winter.

Die Sonne ging, umbüllt von Wolken dicht,
 Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinneu,
 Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
 Schwermüthig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
 Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
 Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
 Die längst verlassne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schooß,
 O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
 Vergessend all ihr trübes Erdenloos? —
 Wo sind sie? — ihrem Liebe nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
 Klang's nicht aus der Kapelle ouden Mauern?
 Wer ist es, der so wunderbar dort schreit,
 Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schaueru?!

*) Bald nach der Trennung von Bertha, also wohl Ende 1828 ge-
 dichtet. Die Gestalten sind wohl Lenau selbst und Bertha. Vergl. Schurz I, 76.
 Lenau.

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!“
 Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
 Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!“
 Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
 Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
 Die Augen wild bewegt und ohne Raht,
 Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
 Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
 Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und rauscht,
 Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
 Den Trost: „Vergänglichkeit!“ ihr welken Blätter!
 O locket seine Seele auf die Spur
 Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmuth lichtet sich das Thal,
 Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
 Es will sein Silberschimmer noch einmal
 Sich schmiegen an des Sommers farge Nester.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
 Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
 Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
 Und läßt die fahlen Nester traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
 Das bittere Lächeln auf den Mond gerichtet;
 Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
 Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinaus
 Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
 Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
 Ein Anblick ist's der traurigsten Hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
 Daß mit des Wahnsinns hangen Finsternissen
 Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
 Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
 Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
 Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
 Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durch's Fenster hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!“

Und heller glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergift!
Daß ihr ein Andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unversolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. --

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns hangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubschütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blizt
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad faust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raschen Zug;
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Noth,
Die längst begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, erfährt empor:
 Wer kommt zu solcher Stund?
 Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
 Mit seinem Stöberhund,
 Hahnsfeder, Gernsbart auf dem Hut,
 Das grüne Wamms besleckt mit Blur.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
 Dem Jäger in's Gesicht,
 Sein Haar entsezt zu Berge flucht,
 Sein Blut zum Herzen kriecht:
 Der Raubschütz ist's, der wilde Kurb,
 Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
 Auf Jakobs Büchse winkt;
 Der preßt sein Glas in zager Hand,
 Daß es zu Scherben springt;
 Gehorchend nimmt er sein Gewehr,
 Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
 Nach süßem Wildesraub;
 Stets lauter wird der Winde Braus,
 Der Pfad dörres Laub.

Der Jäger ruft voll heißer Gier:
 „Komm, Bruder, jagen, jagen wir!“

Sie ziehn fort fort im finstern Wald
 Durch Strupp und Strom gar frisch;
 Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
 Der Stöbrer im Gebüsch
 Rauscht mit arbeitendem Geruch,
 Der Jäger ruft: such, Hundel, such!

Doch an des Walds geheimstem Ort,
 Auf seinem liebsten Stand,
 Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
 Aus menschlicher Hand,
 Da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
 Hier schoß er mich wie eine Sau!“

Es ächt der Wald im Sturm verzagt,
 Vom Monde jetzt erhellt;
 Der kühn gewordne Müller fragt:
 Was ist's in jener Welt?
 Da murmelt trüben Angesichts
 Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!“*)

*) Vergl. Schurz II, 51.

Warnung im Traume.*)

In üppig lauter Residenz
 Verschwelgt mit reicher Habe
 Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
 Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfuhl
 Mit matten Herzensschlägen,
 Sie legte blaß und todeskühl
 Die Hand' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
 Der Kräfte lohten Glimmer,
 Daß nun das Kind ihr treues Herz
 Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
 Hält sie dem Sohn vereinet,
 Wie mildes Mondlicht in der Nacht
 Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterflug
 Still segnend den Bedrohten,
 Gewaltig ist der Sinnenzug,
 Und kraftlos sind die Todten.

Sie sah, wie's letzte Kösslein sich
 Von seiner Wange stehle,
 Und wie die Unschuld ihm verblich,
 Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
 Stets fesselnder umgarnen;
 Ein Trost nur war geblieben ihr:
 In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
 Verbuhlet und vertrunken,
 Der Jüngling auf dem Bette lag,
 Dem Schlafe heimgefunken.

Da träumt ihm, daß er Abends irrt
 Durch vollbelebte Straßen,
 Wo manche Dirne lockend firt
 Zu Ulfsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
 Von Pfahl zu Pfahl und zündet
 Dem Laster seine Sterne an,
 Das hier sich sucht und findet.

*) Vergl. Schurz I, 252.
 Lenau.

Der Jüngling steht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlaudem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne setz',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets,
Und lockender entweichen.

Sie gleicht einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Todten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?“
Da pfeift um's Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!“
Also der Jüngling steht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffenen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
 Zu seiner Qualgenesung:
 Mit grauverwischtem Angesicht
 Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer an,
 Hat er den Traum versungen,
 Und hat der wüste Lebenslauf
 Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
 Am schweigenden Altare
 Dem Jüngling wirklich angetraut,
 An seiner Todtenbahre.

Vermischte Gedichte.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
 Bring' ich diesen Dankgesang!
 Seid ja auch nicht ausgeblieben,
 Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
 Still herab, als wölltet ihr
 Meinen Schmerz behorchen leise,
 Und das Lieb quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
 Tief vom Unglück eingebohrt,
 Kam der Trost von euch und spülte
 Liede die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumbrohten
 Von Orkan und Wetterfchein!
 Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
 Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
 Ihm doch eure Treue nicht,
 Und die Trause seiner Seele
 Nege mild sein Angesicht

Mit der Wehmuth süßen Tropfen,
 Daß sein Herz, war's auch gequält,
 Nie verlerne doch zu klopfen
 Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wütht, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Oa, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Ueberfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Delung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit. *)

1.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Ueber trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

*) Bezieht sich auf eine Halsentzündung Lenau's um Weihnachten 1825; von dieser Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, dessen er noch am 17. Juli 1843 in einem Briefe an Sophie von L. gedachte. Vergl. Schurz I, 79. II, 121.
Lenau.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
 Weht es aus der Niederung;
 Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
 Wie aus banger Dämmerung
 Meines Herzens matten Schlägen
 Rauscht die Todesfluth entgegen

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
 Rinnst so heiß in deinen Schooß;
 Doch du schweigst und hast nicht einen
 Seufzer für mein trübtes Loos!
 Legen schon die Jugendjahre
 Abgeblüht mich auf die Bahre,
 Wird kein Auge seuchten sich?
 Wird kein Busen bänger schlagen,
 Wenn sie mich zu Grabe tragen?
 Liebt kein Herz auf Erden mich?
 Heißer strömt es von der Wange:
 Keines, keines! sühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
 Sinnende Melancholie!
 Mag mein Stern sich strahlend heben,
 Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
 Wo der Abler einsam haust,
 Tannen starren in die Lüfte,
 Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
 Willst hervor die Thräne bricht,
 Und an deinen Busen sent' ich
 Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Eblen,
 Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühl't;
 Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
 Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
 Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
 Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.

Traurig flüßtern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
 Todtenkränze nunmehr schöner verblichener Zeit.
 Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
 Auch nur Feier des Todes schöner verblichener Zeit.
 Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
 Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
 Freund, dann statte dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
 Und es rausche dir zu: „denke des liebenden Freunds!“

Vergänglichkeit.*)

Vom Berge schaut hinaus in's tiefe Schweigen
 Der mondbeseelten schönen Sommernacht
 Die Burgruine; und in Tannenzweigen
 Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
 Die trümmervolle Einsamkeit,
 Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im stillen Thale
 Die ernste Schaar bekreuzter Hügel dort,
 Wo dauernder der Schmerz in Todtenmale,
 Als in verlassne Herzen sich geböhrt;
 Bei Sterbetages Wiederkehr
 Beseuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
 Durchrauschen äßend unser Herz; es sucht
 Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
 Und fortgerissen in die rasche Flucht
 Wird auch der Jammer; und der Hauch
 Der sanften Wehmuth schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
 „Vergänglichkeit!“ klagt's hier auch meinem Ohr,
 Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
 Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
 Wo halb in jenen Seufzer bang
 Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Jägerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
 Rastt auf der Weide noch das Roß
 Die letzten Halme, will nicht weiter,
 Bis ihm der Sporen scharfer Stoß

*) Im Anblick eines Friedhofs im Hochgebirge 1827 empfangen. Beral
 Schurz I, 82.
 Lenau.

Gewaltig in die Seiten bringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß an's Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibel
Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Sinabl zuchtloses Blut der Wangen!
In's Herz, du Schaubeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängst!
In dieser Kneipe wird die Thräne,
Die edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloß?

Du blickst bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindesraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Liebings Ibes Haus,
Und prüfst rings die Sprossenwände
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig bringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
 Daß du nicht dastehst trauernd einst,
 Und um die beste, schönste Habe
 Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
 Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
 Darin so mancher Schmerz dir tobte,
 Dir säufelte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
 Nicht brüdest deinem Busen ein,
 Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
 Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
 Gefänge aus der Ferne her;
 Neigt hin dich nach den süßen Weisen:
 Das Vögelein aber kehrt nicht mehr! —

Abschied.

Lied eines Auswandernden. *)

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
 Mein Vaterland, das, feige dummi,
 Die Ferse dem Despoten küßt,
 Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
 Du gabst, was Knaben freuen kann;
 Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
 Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
 Zu Boden schnell, wenn Wilbeschaar
 Heran sich stürzet fürchterlich;
 Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin;
 Kauscht deines Herrschers Tritt heran,
 Und lässest ihn vorüberziehn,
 Und hältst den hangen Athem an. —

Flieg, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
 Hin, wo die Götterflamme brennt!
 Meer, spüle mir hinweg die Klust,
 Die von der Freiheit noch mich trennt!

*) „Lied eines auswandernden Portugiesen“ stand in der ersten Ausgabe von Lenau's „Gedichten“ (1832); bezieht sich aber nach Schurz I, 195 auf Lenau's Hinreise nach Amerika.

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Fluth der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Ministers. *)

Du fuhrst im goldnen Glückswagen
Dahin den raschen Trott,
Von leuchenden Lüften fortgetragen,
Und dünkstest dir ein Gott!

Wie flogen des Böbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räuber Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobener Hand;

Doch wie auch klagte die bittere Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!“ schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Hänkeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Auf's Wohl des Vaterlandes lächeind trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

*) Ende 1831 oder Anfang 1832 gedichtet.
Lenau.

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgusthiergehen schwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reise,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin. *)

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Kauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergieß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Tristen,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weicht,
In's Waldgeheimniß weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilen Hang
Walbein, und wanden sich als klare Bäche
Durch's Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches. **)

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendsach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung

*) Emilie Reinbeck in Stuttgart. Vergl. Schurz I, 177.

**) In Preßburg 1822 an ein schönes Mädchen; der Freund ist Joseph Altmann.
Vergl. S. 121 und eine sich an das Gedicht knüpfende Anekdote bei Schurz, I, 63.
Lenau.

Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
 An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
 Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
 Den Pinsel und er malte warm und mild
 Dem sel'gen Forscher dein entzückend Bild,
 Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
 Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
 Des Busens Drang in's enge Wort zu zwingen,
 Hinüber uns in seine Welt zu singen;
 So hat der Freund vergebens dich gemalt,
 Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
 Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrsuchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
 Lieber all dein heißes Streben
 In den eignen Busen lehre,
 Und du lebst ein schön'res Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
 Ein räthselhaft geborner,
 Und, kaum begrüßt, verlornor,
 Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern. *)

Um meine wunde Brust geschlagen
 Den Mantel der Melancholei,
 Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
 An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
 Wie Engel Thränen niederwärts
 An deinen holdgerührten Zügen,
 Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
 Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
 Im süßempörten Busen standen
 Die alten Götter wieder auf.

*) Auf Botte in Stuttgart. Rahl in Wien malte Lenau lebensgroß für Kerner, „um seine wunde Brust geschlagen den Mantel der Melancholei“, und wächliche Wolken verbüßern ihm den Himmel.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder,
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn wie, vom Tode schon umfassen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Bluthverlangen
Und sterbend ihr in's Auge schaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trübten Erdgefülle,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbstmord.

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswuth;
Trinkt mit aufgerissnen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensfluth;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Thränenguß,
Weil es sonst, vom Wellenbrange
Ueberströmt, versinken muß:

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsterniß,
Es vertünchen milde Horen
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und verstinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken gliht und schäumt es,
Und zertrümmert sein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Tobten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
 Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
 Ruhig mögt ihr weiter wandern,
 Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Rachen ward zertrümmert!
 Wie das Herz im Strom ersoff!
 Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
 Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!“

Hütet euch, ihr andern, hütet!
 Denkt an eurer Fahrten Nest;
 Denn die Nacht der Zukunft brütet
 Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Reiterlied.

Wir streifen durch's Leben im schnellen Zug,
 Ohne Last wie die stürmische Welle;
 Wir haschen die Frucht im Vorüberflug,
 Und schlummern nicht ein an der Quelle;
 Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft,
 Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzet und lauert bang,
 Bis das Glück ihm poch' an die Thüre.
 Noch späht er beim Sterbeglöckleinlang,
 Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
 Wohl rührt sich die Klinke und es tritt herein,
 Erschrick nicht, du Armer, — es ist Freund Heine!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
 Er faßt's an den fliegenden Locken
 Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück,
 Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
 „Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
 Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!“

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
 Es tanzen die wiehernben Rosse
 Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
 Weit voran dem trippelnden Trosse:
 Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
 Den ersten, den feurigsten Trunk der Tod!

An J. Klemm. *)

D säume nicht, mit Wein, Gesang und Rosen
 Dein Herz zu frischn! sieh, die Jugend flieht
 In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
 Bald wendet sie das holde Angesicht,
 Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
 Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöhh' zu dringen,
 Dann hörst du hinter dir im Blüthenthal
 Das „Gaudeamus igitur!“ verklingen,
 Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
 Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
 Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallest du einst zur Abendherberg nieder,
 Tränkt kühler Thau den welken Blumenstrauß,
 Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
 Du setzest müde dich vor's stille Haus,
 Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
 Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Buflucht. **)

Thut man Kindern was zu Leide,
 Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
 Sich in ihrem Faltenkleide
 Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
 All ihr Leben, und es falle
 Ihnen auch das Loos gelinder,
 Als den Herzen von Metalle.

Sagt sie Unglück, wie zum Fluche,
 Fliehn sie bang und immer bänger,
 Bis sie hinterm Leichentuche
 Sich verbergen ihrem Dränger.

*) An Joseph Klemm, einen von Lenau's liebsten Jugendfreunden, der 1822 philosophische Collegien an der Akademie zu Preßburg besuchte, wo Lenau juristische frequentirte.

**) In Erinnerung an Lenau's Mutter gedichtet.
 Lenau.

Der Greis.

Durch Blüthen winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Reize.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie Abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen,
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige. *)

Daß ich dies und das beginne,
 Heute grad und morgen quer,
 Gegen das, was heut ich minne,
 Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
 Du mein consequenter Mann?
 Keiner von den Erdenplündern
 Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
 Ganz ein Metaphysikus;
 Morgen schallt in Themis Tempel
 Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich Nachts am Siebel,
 Suche Jungfrau, Stier und Bär;
 Morgen les' ich in der Bibel,
 Uebermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
 Durch ein Fenster in die Welt,
 O dann paßt er auch nicht lange,
 Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
 In die finstre Welt hinein!
 Muß von hier auch weiter wandern,
 Nirgend's auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
 Starrest in dasselbe Loch,
 Wird's vor deinem Blick lebendig,
 Dein Ausstarren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
 Und Gespenster malen sich
 In des Fensters leeren Rahmen:
 Und man nennt den Weisen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
 Der Arme heimgetragen;
 Der frohe Knecht die Geißel schwingt
 Am erntevollen Wagen.

*) Wahrscheinlich um 1822 in Preßburg gedichtet.
 Lenau.

Die milchbeladne Heerde wiegt
 Sich in die trauten Ställe;
 Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
 Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
 Der Jäger dort, der rasche;
 Und Has' und Wachtel guckt heraus,
 Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
 Der Eichen selig schwancken;
 Er taumelt heim mit seiner Tracht
 Unsterblicher Gedanken.

Vanitas. *)

Eitles Trachten, eitles Ringen
 Frißt dein bißchen Leben auf,
 Bis die Abendglocken klingen,
 Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
 Die Natur ihr Heiligthum;
 Doch du stäubtest fort im Gleise,
 Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blüthendust und Nachtigallen,
 Mädchenfuß und Freundeswort
 Riefen dich in ihre Hallen;
 Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
 Trieb mit dir ein arges Spiel,
 Wies dir stets in's graue Weite:
 „Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!“

War es Gold, war's Macht und Ehre,
 Was sie schmeichelnd dir verhieß:
 Täuschung war's nur der Hetäre,
 Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir in's Weite,
 Und du wardst ein alter Knab!
 Nun entschlüpft dir dein Geleite,
 Und du stehst allein — am Grab.

*) Vergl. Schurz I, 96—98,
 Genau.

Kannst nicht trocken mehr die Stirne,
 Da du mit dem Tode ringst;
 Hörst nur ferne noch der Dirne
 Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stößt vom Strand im leichten Rahne,
 Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
 Wie rasch im Phantasteen-Oceane,
 Von Westen fortgelöst, dahin er gleitet!
 Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
 Wo selig er durch Paradiese schreitet,
 Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
 Im reichsten Lenz die heimatlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Keisel!“
 Begrüßt ihn thätlich wieder nun das Leben,
 Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
 Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
 Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
 Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
 Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüthen
 Die Brust, um welche Todeslüfte brüthen.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!“ so schallt's vom Heuchelmunde
 Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
 Den Vortheil überzählt von solchem Bunde;
 Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
 Ein edler Thor! Naht einst die Wetterstunde,
 So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
 In seines Ichs bequeme Hülte springen,
 Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hegen,
 Durchstöbert eine finstre Jägerbande
 Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnezen
 Der Wälder Heiligthum im deutschen Lande.
 Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
 Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
 Der Waidrus schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
 Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Meze sich erniedern,
 Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
 Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
 Der Götlichkeit vergessend, tief entathen,
 Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
 Liebäugelnd mit den blinkenden Ducaten.
 Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
 Das Thier zu wilber Bluth und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perrücke?
 Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
 Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
 Sinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
 Ist ewig, denn sie ist aus einem Stückel!
 Und daß der Argumente keines fehle,
 Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
 Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen

Theismus und Offenbarung. *)

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
 Froh Himmelwärts mit ihrem Lied;
 Die Stolze meidet Busch und Baum,
 Der Blüthen schönen Frühlingstraum,
 Durch deren säuselndes Gewimmel
 Hereinblickt der gebrochne Himmel;
 Sie sucht den vollen Morgenschein,
 Sie will bei ihren Lieberfesten
 Dem Himmel auch von Blüthenästen
 Entgegen nicht gehalten sein.
 Doch sucht die holbe Nachtigall
 Der Blüthen heimliche Verwahrung;
 Ihr weckt den süßern Lieberschall
 Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab! baumwülthig rauhe Leute,
 Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
 Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
 In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

*) Vergl. Mayer, der durch eine Bemerkung die Anregung zu diesem Gebichte gab, S. 77 u. Schurz I, 174.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
 Hier hat sie abgerufen einst das Leben
 Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
 O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
 Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
 Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
 Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofswände,
 Daß man den Todten hier zu seinem Grabe,
 Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
 Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
 Sieh den holden Frühling prangen,
 Höre seine Wonnelieder;
 Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
 Mit den lauen Frühlingswinden
 Kehren auch die Nachtigallen;
 Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnst' ich leben also innig,
 Feurig, rasch und ungebunden,
 Wie das Leben jenes Blüthes,
 Der dort im Gebirg verschwunden!“

Waldestrost. *)

Im Walde schleicht ein alter Mann
 Allein mit seinem Leid,
 Er ist so ärmlich angethan
 Mit einem Lobenleid.

Er blickt so traurig um sich her,
 An seinen Stab gelehnt;
 Dem Manne ist's im Herzen schwer,
 Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
 Der Tod im Walde tobt,
 Der Alte starret in den Staub,
 Als sucht' er dort sich Trost.

*) In Amerika gedichtet.
 Penau.

Vom Dicht' rauscht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehn,
Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche. *)

Rüunt' ich tausendfach mich theilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Ueberall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu gestalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
Doch, so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick;
Ohne mich in fernem Reichen
Die verlassnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Uebersendung meiner Gebichte.

Laß dich von dem bunten Häuslein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Ist darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
Wenige davon sind munter,
Und die meisten werden kommen
Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollten und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblas'ne Pfeifenvölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zusammenschauern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn sie dir im Hause weinen:

*) In Amerika gebichtet.

Greife mächtig in's Klavier,
 Zauberin im Klangrevier,
 All den Braus mit deinen Tönen
 Mildmelodisch zu versöhnen.
 Könnt' ich dann dich still belauschen,
 Wie der Töne rasche Wellen
 Unter deinen Fingern quellen
 Und bewundernd dich umranschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
 Und von ihr, an deren Brust sie starben,
 In den Staub geworfen und vergessen,
 Magst du sie noch an die Lippen pressen?
 Soll die Blüthe ihnen wiederkehren,
 Daß du sie bethäust mit Liebeszähren?
 Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
 Daß im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
 O wie mochtest du die welcke, bleiche
 Ueberweinen und zur Lippe pressen!
 War sie nicht verlassen und vergessen
 Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
 Die damit gespielet kurze Weile?“

An einen Langweiligen. *)

Nanahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
 Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbesochten,
 An deine Ferse, deinen Wink geflochten,
 Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.
 Mein Saitenspiel auch darf nur zagernd hoffen,
 Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannie ist Mutter der Empörung;
 Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
 Gemacht, den Rater Cato selbst zu pressen
 Um einen Schwanz, — wir wagten die Verschwörung,
 Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
 Mit Scherz und Wit dich einmal scharf zu hetzen.

*) Vergl. Schurz I, 142. Das „Sonett“, wovon daselbst die Rede, ist wohl später zu diesen Strophen erweitert.

Welch uns! da quoll der Murrelbach der Rede
 Hervor aus deines Kopfes finstrier Nacht,
 Und unsre plänkeltnde Vorpostenwacht,
 Der Scherz, der Wit erlagen in der Fehde;
 Von Wassergeistern ward der Wit umnebelt,
 Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
 Die hohe Fürstin der Dämonenschaar,
 Mit faulen Schritten, trägem Rottelhaar,
 Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
 Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
 Des Murrelbaches gährende Rajade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
 Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
 Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
 Schließ das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, wir sind allein,
 Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang. *)

Ich ging an deiner Seite
 In einem Buchenhaine;
 Ein störendes Geleite
 Rief nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
 In's Herz die Worte pressen,
 Uns sagten unsre Blicke,
 Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
 In diesem Erdenleben,
 Dich werden meine Lieder
 Beherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
 Der Wellen rasche Tänze,
 Und rauschend flocht und hunter
 Der Herbst der Wehmuth Kränze.

*) Um 1833 in Wien gebichtet. Ob wohl an Sophie von L. ?
 Lenau.

Doch aus des Walds Verflüsteru,
Den Stimmen des Bergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüsteru
Des ew'gen Wiedersehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Bonuemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Bestattung. *)

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Drauß die Seele muß von himmen wallen.

An den Schultern narbenvolle Biere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den todten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach, jene Abendstunde,
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Rachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschick
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel faun.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

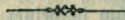
*) Um 1833 in Wien gedichtet.
Genau.

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder todt.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rathe der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haschen,
Nach trüber Fluthen hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum.



Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbeusehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtniß weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn einß dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis Alles aus; er knickt es noch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Loos.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergeßen,
Will ich's nicht schau'n, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vor's Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume sprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter diesem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch stille Haiden,
Wo Lust und Zier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unverföhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Haideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die schreiend fort zur Ferne bringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, stiller immer,
Dämm'ring versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf den Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und schaut

In seines Herzens tiefsten Grund,
 So wird ihm hier der Himmel kund.
 Da unten strömt der ew'ge Quell,
 Da klingt es hold, da strahlt es hell,
 Er schaut den Brunnen und das Meer,
 Und fragt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
 Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
 Zurück bald nach vergangenen Zeiten,
 Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
 Sei ewig, Herz, und hochgemuth!
 Da hinten ruft so manche Klage,
 Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei todt!
 Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
 Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
 So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühen,
 Die Vöglein singen,
 Die Wiesen bringen
 Ihr erstes Grün.

Schier thut's mir leid,
 Zu treten die Erden
 Und ihr zu gefährden
 Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht Acht,
 Ob Knospenspringen
 Und Frühlings-singen
 Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh' ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
 Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
 Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
 Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
 Kings ausgebreitet, in ein Bildniß kleiden?
 Soll die Natur ich, und ihr Todeskleiden
 Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
 Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
 Gebein von Thierart, die vorlängst verschwunden,
 Die abgelegten Kleider der Natur.
 Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
 Die Gliedermassen euch zusammensügen,
 Sind's Kiesen, überragend alle Schranken,
 Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
 Der Kiese wandelt — und es bebt der Grund;
 Er zürnt — sein Sturmesobem glüht und qualmt,
 Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
 Wie freut ihr euch, daß todt der große Fund!
 So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
 Ein Ungethüm, das einst von Land zu Land
 Verheerend zog, und von der Erde schwand;
 Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
 Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
 Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
 Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
 Wo jenes Ungeheuer ward gesüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
 Jäger aus der Spur im Schnee
 Von dem Hirsche, Wolf und Reh
 Die verrätherische Klaue.

Sal das Pedescript des Wildes
 Gibt ihm auf dem weißen Grund
 Auch des Thieres Größe kund
 Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
 Weiß der Waidmann scharf genau,
 Wer gewandelt durch die Au:
 Spießher oder Sechzehnder.

Meinst du, Autographenheger,
 Daß dein Blick in dieser Schrift
 Spuren meines Geistes trifft,
 Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony. *)

Der Eichenwald im Winde rauscht,
 Im Schatten still der Räuber lauscht,
 Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
 Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
 Die Heerde grunzend wühl't und irrt
 Im Wald herum, der Räuber steht
 Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
 In brauner Faust, den Todeskeil:
 Worauf der Hirt im Wurf'e schnellt
 Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Heerd' er sich ein Stück,
 So fliegt die Hacke in's Genick,
 Und lautlos sinkt der Eichelmast
 Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
 So meint der Hirt: es ist sein Blut
 Nicht anders, auch nur roth und warm,
 Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
 Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
 Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
 So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
 An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
 Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
 Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht gieng es fort auf heugewohntem Wagen,
 Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten;
 Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
 Die Bilder mit idyllischem Behagen.

*) Wald in Ungarn. P.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
 Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
 Wie zwischen des Dilemma's beiden Stangen
 Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden,
 Und muß das Loos beklagen,
 Das nicht in Jugenbtagen
 Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
 Die Jugendträume ferne;
 Wie hätt' ich sie so gerne
 Mit dir getheilt, das Beste!

Nud konnt' uns nicht vereinen
 Der Lenz in seinen Blüthen,
 So will's der Herbst vergliten
 In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternnd Wehen,
 Der Himmel, kühlter, trüber,
 Macht, daß wir nicht vorüber
 Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft. *)

Müde schleichen hier die Bäche,
 Nicht ein Rüstchen hörst du wallen,
 Die entfärbten Blätter fallen
 Still zu Grund, vor Altersschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
 Streichen langsam; dort am Hügel
 Laßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
 Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verslogen;
 Dort das Hüttlein, ob es truze,
 Blickt nicht aus, die Strohkapuze
 Tief in's Aug' herabgezogen.

*) Auf der Reise nach Amerika.
 Penau.

Schlummernd, oder träge sinnend,
 Ruht der Hirt bei seinen Schafen,
 Die Natur, Herbstnebel spinnend,
 Scheint am Roden eingeschlafen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel,
 Und sprühendes Feuergeprassel,
 Hoch kommen die Dämpfe geschoben
 Vom rollenden Opferherde
 Der alten Göttin Erde,
 Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
 Berauschte Korybanten
 In rasenden Luftgetlimmeln,
 So toben, mit Wuth geschlagen,
 Erdpriester in unsern Tagen,
 Bis sie sich geistig verstimmen.

Als Rhea gebar den Kroniden
 Für Hellas zum Heil und Frieden,
 Erhoben ein Rauschen und Klingen
 Des Kronos kecke Betäuber,
 Daß der Götter Vater und Räuber
 Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im gräulichen Lärme
 Entbrannter Kuretenchwärme
 Der Wuth mir nimmer verloren;
 Es wird bei diesem Geschmetter
 Für uns der olympische Retter,
 Der neue Gott geboren.

Zweites Buch.

G e s t a l t e n.

Der ewige Jude.

Ich irrte' allein in einem öden Thale,
Von Klippenfalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgebanten fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todtten Steine.

So ruht umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebel süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluthen es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Wir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolf' an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamleiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geslogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur walbversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gernsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüß'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse pudend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschild hat, dem Tode trugend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungebuld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmud verhillte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Berzerten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gamsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stube,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung' in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Pute.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Klinglein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen.
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Klüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gense stürzt vom Felsen,
 Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
 Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
 Und lauschen schreckhaft mit gespannten Halsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
 Stehn still, so lang die Widerhülle dauern,
 Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
 Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
 Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
 Daß man die Weibe ihnen so verbittert,
 Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
 Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
 Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
 Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
 Mit seinem Raube will davon sich machen,
 Hört er's Gerüll von schweren Tritten krachen,
 Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
 Die Föhrenbüscheln, gluthverfengten, gleichen:
 Der Urkall rings scheint mit dem starren, bleichen
 Antlitze des Manns aus einem Stilk gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
 Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
 Daß fliehend vom Geklirr die Gensen fallen,
 Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchteupfade
 Und harret mit hoherhobuer Todeswaffe,
 Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
 Und seine ausgeschoss'ne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
 Reißt seine Linke von der Brust die Hülle:
 „Schieß her!“ ruft sein todbürstendes Gebrülle,
 „Sonst stirb!“ ruft sein tobletzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
 Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
 Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
 Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Reden;
 Doch wie geprellt an eine Felsenscheibe,
 So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
 Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
 Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
 Der Schläge hört noch lang sein fernes Fluchen,
 Bis ihm der letzte Laut im Wind verhaute.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
 „Kann unglücklich nie die Ruhe finden!
 „O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
 „Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
 „Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
 „Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
 „Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!“

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht ent schlagen,
 „Wie er um kurze Raft so stehend blickte,
 „Der Todesmilde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
 „Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
 Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
 Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle,
 Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
 Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
 Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
 Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
 Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirtblichen Genossen
 Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
 Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
 Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
 Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild;

Ost in der Nacht, der ungestörten, späten,
 Gehst Schwester Heloise hin, zu beten.
 Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme,
 Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
 „O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
 Gellagt, geweint, empfangen Todeswunden,
 Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
 Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
 Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
 Der Zweifel, die mein blutend Herz unnachten!
 Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
 O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
 Umsonst, daß ich empfang den frommen Schleier,
 Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
 Noch immer seh ich meinen süßen Freier,
 Wie er beim letzten Lebenswohl sich wandte.
 Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
 Ost, wenn ich Wort und Kusse mit ihm tauschte,
 War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
 Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
 Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
 Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
 Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
 Dir abgewandt, in dieser Gluth verbrennen.
 Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
 Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
 Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
 Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
 Nach Truggestalten strecke meine Hände,
 Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
 Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare
 Zu knien mein' an meiner Freudenbahre,
 Und daß in mir verlornes Mutterglück
 Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
 Im Mondlicht seh ich hier dein Antlitz schimmern,
 Die Winde seufzen durch den Blüthenstrauch;
 Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
 Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
 Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
 Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
 Dir bringen, Gott! als daß mein mildes Haupt
 Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
 Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
 Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.“

Der Schmetterling. *)

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
In's ernste, kalte Fluthgebräus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wähl'g lüstern,
Zu wagen einen weitem Flug.

Raum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungedulb'ges Kind,
Kam tausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimathglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wanderleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich in's Geistermeer;
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederlehr.

*) Reise nach Amerika. Vergl. auch Schurz, I, 262. Straß 700 ff. 80

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
 Erbarmen lächelnd deinem Leid;
 Doch müssen sie vorüberfahren,
 Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgt' Geier,
 Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernstest' Feier.
 Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
 Doch Dichter sind gewohnt, zu singen todt' Ohren.
 Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
 Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.
 Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
 So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.
 Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
 Und du hoch über mir, still kreisend in den Klüften;
 Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
 Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;
 Wie du, athmender Blic, zu Boden niederzückst
 Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückst;
 Wie du das volle Herz ansehest als ein Becher,
 Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus Einem Becher.
 Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
 Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,
 Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
 Wo still der Tod uns blüht ein einsames Vergehen.
 Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
 O kommt in's Felsenthal mit mir und meinem Geier!
 O kommt, Auferblicklichkeit will die Natur euch lehren,
 Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.
 Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
 Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.
 Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
 Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.
 Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
 Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerfluth schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelsöchten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeshieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voraus das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Nar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II. *)

Du, tochter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhängen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

*) Um 1838. Vergl. Schurz I, 371, 372.
Benau.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Gefelle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Tücke
Verschlange sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Nest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schafals.

Und Störche ziehn heran, gefieberte Giganten,
Bom strenggemessnen Schritt geheißnen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht;

Und wie bedächt'ig sie den Schnabel klappernd weßen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit milzigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstrieb,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verkindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Lass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell. *)

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,

*) Vergl. Schurz I, 355.
Genau.

So lang auf Erden ein Mensch noch athmet;
 Der unbekante, der namenlose
 Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
 Er sei gepriesen von meinem Liede,
 Der alte, treue, gute Gesell. —

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
 Und als der elektrische Schlag der Sünde
 Durch die ganze lange Kette der Herzen
 Vom ersten Athme zum fernsten Entel
 Erschütternd schlug das Geschick des Todes
 Und die weithin tönende Klage;
 Als die ersten Thränen auf Erden flossen,
 Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;
 Als hinter dem ersten Menschenpaare
 Sich donnernd geschlossen des Ebens Pforte:
 Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
 Der gute Gesell, nachtragend heimlich
 Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
 Das er noch eilig zusammengerafft
 Im Ebn, für ihre traurige Flucht. —

Kein strenger Richter, kein scharfer Deuter,
 Kein Weiser ist der gute Gesell;
 Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
 Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
 Er führt uns an die Werke des Meisters,
 Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
 Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
 So weiß er von den herrlichen Bildern
 Doch süß zu schwagen, mit funkelndem Auge,
 Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
 Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
 Die Armuth schmerzt und der bittere Mangel:
 Inmitten der irdischen Güter stehn,
 Wie sie blühen und vergehn, und selbst vergehn,
 Und sie nie gekannt und genossen haben:
 Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
 Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
 Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
 Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
 Den Rienspan zündend und seinem Häuslein
 Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
 Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
 In die Schüssel allen Wohl'schmack der Erde;
 Und der arme Mann ist froh, und betrachtet

Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
 Nun weck von Sorgen und Mutterliebe;
 Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
 Hat ihr geschmückt der gute Gesell
 Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
 Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
 Der, ohne Heimath und Reisepfennig,
 Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
 Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
 Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
 Und fester greift er den Wanderstab,
 Denn der unsichtbare gute Gesell
 Geht mit und küßt ihm die schwere Bürde,
 Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungslieblein;
 Er hat die Vögelein aufgestiftet
 Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
 Ihm auch zu flugen ein Hoffnungslieblein.
 Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
 So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
 Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
 Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
 Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
 Setzt naht dem Unglückseligen leise
 Der gute Gesell und schenkt erbarmend
 Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
 Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
 Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
 Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
 Die hangen Zweifel, verlornе Sehnsucht
 Allmählich der Seele zu entwenden,
 Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
 Womit es spielen möchte, verriegelt.
 Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
 Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
 Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
 Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
 Und immer feltner kam er und feltner.
 Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
 O komm zurück und verzeih' den Undank,
 Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
 Woher des Weges, wie heißt sein Name?
 Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
 Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
 Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,

Und seine Mutter gewiß die Liebe.
 Er ist ein heimlicher, namenloser
 Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Sypolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
 Dies wunderliche Wandern
 Von einem Ufersaume
 Der Welt dahin zum andern?
 So lang aus diesem Schiffe
 Trat nie dein scheuer Fuß,
 Der lieben, trauten Erde
 Zu bringen einen Gruß?
 Und wenn das Schiff die Winde
 In Landesnähe getragen,
 Wenn du die blauen Berge
 Sahst in die Räfte ragen,
 So bist du kalt geblieben
 In deinem Bretterhaus?
 So rief kein lautrer Herzschlag
 In deiner Brust: hinaus!
 Und sahst du auf den Eiden,
 Den unwirthbaren Wogen,
 Wie plötzlich kam ein Vogel
 Vom Lande hergeflogen,
 Der bald zur Heimath wieder
 An dir vorüberglitt,
 Nahm der nicht deine Sehnsucht
 In seine Wälder mit?
 Wenn du in weiter Ferne
 Mit seegeschärften Sinnen
 Sahst aus den Kluthen tauchen
 Die grünen Waldeszinnen,
 Und unwillkürlich spürend
 Den Landgeruch gespürt,
 Hat sich in deinem Herzen
 Die Waldblust nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
 Mich auf der See getrieben,
 Wird' auf der See mich treiben
 Vielleicht noch einmal sieben.
 So lang mir nicht vom Ufer

Entgegentönt die Kunde,
 Daß sich erhob die Menschheit,
 Zu heilen jene Wunde,
 Die mit dem Falle Warschau's
 In thänenwerthen Tagen
 So tief dem heil'gen Herzen
 Der Freiheit ward geschlagen:
 So lange wird vergebens
 Gebirg und Wald mir winken,
 Und auf das Schiff ein Vogel,
 Ihr milder Bote, sinken.
 Den lieben Bergespjaden,
 Der süßen Waldbesruh,
 Und manchem Freundesherde
 Kehr' ich den Rücken zu,
 Und knide todt im Herzen
 Den Wunsch nach Wiederkehr,
 Und wende meine Blicke
 Zurück in's freie Meer.
 Hier leb' ich mit den Wellen
 Und mit den freien Winden,
 Und seh' dahin die Tage,
 Die hoffnungslosen, schwinden;
 Hier leb' ich mit den Brüdern
 Erinnerungsvolle Stunden,
 Die dort im heil'gen Kampfe
 Beglückten Tod gefunden.

Sippolyt.

O tiefe Meeresstille!
 O grenzenloser Frieden!
 Auf weiter Wasserhaide
 Wie einsam, abgeschlossen!
 Das Meer in seiner Stille
 Ist zwiefach unermessen;
 Hier haben uns die Winde
 Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
 Ist wie mein Vaterland,
 Dem jeder Strahl der Freude
 Vom Angesichte schwand;
 Der stille Meeresboden,
 Wo keine Welle wacht,
 Ist wie die stille Wahlstatt
 Nach unsrer letzten Schlacht.

Sippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
 Des Himmels niederstarrt
 Und mit verhaltne'm Grolle
 Der Zeit des Sturmes harrt. —
 Der auf dem Dornenpflühe
 Thatloser Schmerzen ruht,
 Du wunderlicher Träumer,
 Wie wäre dir zu Muth,
 Wenn plötzlich über's Meer sich
 Zu dir herüberschwänge
 Ein Vöglein aus der Heimath
 Und wach den Träumer fänge?
 Wenn es ein Lied dir sänge,
 Wie sie sich drüben schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder
 Nach dir im Kampfe fragen?
 Du aber bist gebannet,
 Gefesselt ist dein Wille
 Und mit dem Schiff gewurzelt
 Hier in der Meeresfülle!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
 Und singen, wie sie schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder
 Nach mir im Kampfe fragen;
 Doch käm' es, müßt' ich weinen,
 Daß ich daheim nicht wär',
 Und würde ungeduldig
 Mich stürzen in das Meer.
 Mein Geist, entfesselt, eilte
 Zur lang ersehnten Schlacht,
 Ein Leitstern meinen Brüdern
 In dichter Pulvernacht;
 Und wollt' ein Feind im Dunkel
 Entfliehn der Schlacht, der heißen,
 Würd' ich des Rauches Mantel
 Ihm von den Schultern reißen,
 Die Augen meiner Brüder
 Würd' ich im Fluge lenken,
 Daß sie sich tief und sicher
 In Feindesherzen senken.

Sippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
 Und Sturmeswolken ziehn;

Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und stüthet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage. *)

In Schweden steht ein grauer Thurm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hanste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmerung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Berrufen ist der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch in's Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
In's Thurmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Kößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

*) Lenau in Wien mündlich mitgetheilt vor dem Schweden Karl August Hagberg.
Lenau.

Und wie er schläft und wie er träumt
 Zur mitternächt'gen Stunde,
 Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
 Hell ist die Thurmesrunde,
 Die Wand wie angezündet glimmt;
 Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Ross die Küstern reißt,
 Es bleckt vor Angst die Zähne,
 Der Rappe zitternd steht den Geist
 Und sträubt empor die Mähne;
 Nun schaut den Geist der Reiter auch
 Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
 So klagend still, so schaurig,
 Als weine stumm aus ihm die Welt,
 So traurig, o wie traurig!
 Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
 Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
 Der die Natur durchzittert,
 Den ahnen mag ein blutend Herz,
 Den die Verzweiflung wittert,
 Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
 Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „D sage, was dich kränkt?
 Was dich so tief bewegt?“
 Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
 Die bleichen Lippen reget,
 Das Ungeheure sagen will,
 Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen grant,
 Der Wandrer zieht von hinnen;
 Und fürder spricht er keinen Laut,
 Den Tod nur muß er sinnen;
 Der Rappe rührt kein Futter an,
 Um Ross und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
 Die Herzen hänger schlagen,
 Der Mönch aus jedem Strauche winkt
 Und alle Blätter klagen,
 Die ganze Luft ist wund und weh —
 Der Rappe schlenbert in den See.

Weib und Kind. *)

Ein schwülher Sommerabend war's, ein trüber,
 Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
 Und ich bedachte mir im Dämmerchein,
 Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
 Und wunderbar war mir das Fernste nah;
 Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
 Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
 „Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach sie mir;
 „In Ewigkeit!“ so dankt ich freundlich ihr;
 Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
 Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
 Sie mühte sich, mit einem Bissen Brod
 Ein zögernd Kalblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!“ **) so rief das Kind dem Thiere;
 Das klang so innig, lieblich und vertraut,
 Daß ich der Unschuld heimathlichen Laut
 Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
 Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
 Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
 Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Stenrertanz. ***)

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
 In jenem Jägerhause,
 Das uns entgegenklinget
 Mit Geigen und Gesängen.
 Heut ließ die Sonne spritzen
 Die sommerscharfen Pfeile,
 Es war ein heißes Wandern
 Auf steilen Bergepfaden;
 Wir wollen uns erfrischen.
 Und sind des Leibes Mühen

*) Vergl. Schurz I, 307.

**) Oesterreichische Mundart. 2.

***) Vergl. Schurz I, 312.

Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquickten wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnißvollen Heimath
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gesannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kaltes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niemelle Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten in's Haus.)

Jäger.

Seid schön begrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei milde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat,
's wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.

Sieh dort den Jägerburschen,
 Den schlanken, schönen, slinken;
 Auf seinem grünen Hute
 Gemsbart und Hahnenfeder;
 Aus seinem festen Auge
 Blüht ihm ein Siegesstrahl;
 Die Gemse, die sein Blick faßt
 In ihrer Felsenheimath,
 Wird nicht mehr lange weiden
 Die frischen Alpenkräuter;
 Die Dirne, die sein Blick faßt,
 Wird nicht mehr lange wandeln
 Auf ihrer grünen Alpe
 Mit leichtem, freiem Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
 Im steyrischen Gebirge.
 Ich wollte, Freund, es schlißen
 Entschlüsse mir und Thaten
 So scharf getreu zusammen,
 Wie diesem wackern Jäger
 Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze
 Und ist der feinste Tänzer
 Von diesen Burschen allen.
 Wie er die schöne Dirne
 So leicht und sanft und sicher
 Im frohen Kreise tummelt!
 Uns läßt das lust'ge Paar
 Hintanzn vor den Augen,
 Harmonischer Bewegung,
 Ein freundlich Bild des Lebens.
 Er reicht dem lieben Mädchen
 Hoch über ihrem Haupte
 Den Finger, und sie dreht sich
 Um seine Faust im Kreise,
 Die Anmuth um die Stärke.
 Er tanzt gerade vorwärts
 In edler Manneshaltung
 Und läßt das liebe Mädchen,
 Leicht wechselnd, aus der Rechten
 In seine Linke gleiten,
 Und nimmt die Flinkbewegte
 Herum in seinem Rücken,

Läßt sich von ihr umtanzen,
 Als wollt' er sich umzirken
 Rings um und um mit Liebe,
 Und ihr im Tanze sagen:
 Du schließest mir den Kreis
 Von allen meinen Freunden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
 Zugleich an beiden Händen
 Und drehen sich geschmeidig,
 Sich durch die Arme schlüpfend,
 Und blicken sich dabei
 Glückselig in die Augen,
 Als wollten sie sich sagen:
 So wollen wir verbunden,
 Uns in einander schmiegend,
 Hintanzen leicht und fröhlich
 Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
 Zu euge sind der Seele
 Die Ufer ihres Leibes,
 Und jubelnd überbrausen
 Die Fluthen des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
 Im Freudentühermuthe
 Gibt er der Erde schallend
 Den Fußtritt der Verachtung;
 „Du kriegst nur unsre Asche!“
 Ruft ihr sein helles Jauchzen,
 Und flammend blickt sein Auge
 Der Liebsten in das Auge,
 Unsterblichkeitsgewiß:
 „Wir haben uns auf ewig!“
 Die Blicke dieser Weiden
 Sind mir gewisse Bürgschaft
 Für mein unsterblich Leben.
 Was sich geliebt auf Erden,
 Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
 So gern ich auch, o Freund

Und treuer Berggenosse,
 Mit dir durchstreifen möchte
 In einem andern Leben
 Die himmlischen Gebirge,
 Und dort sie alle finden,
 Die hier mein Herz verloren;
 Doch kann ich es nicht glauben.
 Wie diese Musikanten
 Auf Geig' und Zither spielen
 Den lust'gen Steyrertanz,
 Den ersten Theil des Walzers
 Im zweiten wiederholend,
 Nur wechselnd in der Tonart:
 Meinst du, der alte Geiger,
 Dem die Gestirne tanzen
 Zur starken Weltenfiedel,
 Wird unser Erdenleben,
 Wenn's einmal abgespielt ist,
 Noch einmal 'runterspielen,
 Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
 Wohl bin ich nur ein Ton
 Im schönen Liede Gottes;
 Doch wie das schöne Lied
 Wird nimmermehr verklingen,
 So wird der Ton im Liede
 Auch nimmer gehn verloren,
 Nicht brechen sich am Grabe:
 Und was im Erdenleben
 Mit ihm zusammenklang,
 Wird einst mit ihm erklingen
 Zu freudigen Accorden
 Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner. *)

Drei Zigeuner fand ich einmal
 Liegen an einer Weide,
 Als mein Fuhrwerk mit müßer Qual
 Schlich durch sandige Haide.

*) Vergl. Schurz I, 365.
 Lenau.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spiele, umglimmt vom Abendchein,
Sich ein feuriges Liebel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blicke nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schau'n
Musk' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Haibewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Nabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
 Setzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
 Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
 Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
 Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
 Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
 Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Ulste.
 Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
 Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
 Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
 Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
 Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
 Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
 Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
 Der Kofse Rücken ist mit Reif umgittert:
 Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenfragen,
 Der Wojewod im Schlittenlorbgeslechte
 Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
 Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
 Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Kennern,
 Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
 Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grünnig kalt; o Wandrer, meide
 Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
 So wird's vom Kofse dir vorangetragen
 Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
 Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
 Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
 Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
 Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
 Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzenswager,
 So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Hal Wölffel seht, ein ganzes Rudel Todet!
 Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
 Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
 Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es fracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
 Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
 Die Rappen sind im Drang der Todesängste
 Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
 Die Männer schießen schreckend die Gewehre
 Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
 Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
 Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
 Drei treten in die Schenke und verlangen
 'nen Becher Wein, doch bleibt der Wojwod sitzen.

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
 Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
 „Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
 Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
 „Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
 Der ist nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
 An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!“

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
 Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
 Ich fahre meinen schweigenden Genossen
 Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihn die Treu zerrissen,
 Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
 So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
 Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
 Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
 Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen:
 Das Bluteis darf im Frühling erst zert'hauen!“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
 Fort über Brücken, Bäune, Teich' und Bäche,
 Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
 Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Todter;
 Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
 Wie er gefessen, unbelümmert, schweigend,
 Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällt
 Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
 Der Schnee, der rings bedeckt Pobodolens Haide;
 Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
 Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
 Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
 Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
 Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
 Das Ruhmesglöcklein an sein Ross gebunden,
 Das tobte Polen durch die Haide fahren.

Vision. *)

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
 Greif aus, o Kappe, greif!
 Im Winde fliegt des Reiters Haar,
 Des Rosses Mäh'n' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
 Gernsbart und Federnpuß;
 Ein schmerzliches Gelächter schlägt
 Er auf und schwingt den Stuß.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
 Durch's Land Tyrol, allein;
 Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
 Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
 Ihr schnatternd Wanderlieb,
 Schnell zieht der Vogel in der Luft,
 Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
 Der Reiter schneller noch,
 Raum braust er in der tiefen Schlucht,
 Schon auch am Gipfel hoch.

*) Um 1838.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

L i e b e s l ä n g e .

Am Rhein. *)

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein feliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du liehest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Reger die Bande
Wildschraubend zu sprengen droht.

*) Reise nach Amerika. Vergl. Schurz I, 195.
Lenau.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Glends thürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralst bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Fluth;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
 Hinstarrte über die Fluth:
 Als wären gestorben wir beide,
 Ward mir mit einmal zu Muth;
 Als trennten uns weite Welten,
 Ward mir mit einem Mal,
 Den Erbengram zu vergelten
 Mit ewiger Sehnsucht Dual;
 Als blinkte dein Lichtlein so ferne
 In meine Finsterniß
 Von einem entlegenen Sterne,
 Der dich mir auf immer entriß.
 Mir spielten, wie Thränen diebe,
 Nachtwinde um's Augenlid,
 Wie der Geist unglücklicher Liebe,
 Der über die Erde zieht.

An • *)

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
 So aber ist's Entfagen nur und Trauern,
 Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
 Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
 Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
 Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
 Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
 Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wollen hingen
 Herab so bang und schwer,
 Wir beide traurig gingen
 Im Garten hin und her.
 So heiß und stumm, so trübe
 Und sternlos war die Nacht,
 So ganz wie unsre Liebe
 Zu Thränen nur gemacht.
 Und als ich mußte scheiden
 Und gute Nacht dir bot,
 Wünscht' ich bekümmert beiden
 Im Herzen uns den Tod.

*) An Sophie von L.
 Zenau.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
 Ach, wie war der Wald so froh!
 Alles grün, die Vögel sangen,
 Und das scheue Wild entfloß.

Wo die Liebe frei und offen
 Rings von allen Zweigen schallt,
 Ging die Liebe ohne Hoffen
 Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
 Ach, wie war die Nacht so mild!
 Auf der Fluth, der sanften, klaren,
 Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gefellen;
 Unfre Liebe schwieg und saun,
 Wie mit jedem Schlag der Wellen
 Zeit und Glück vorüberirrann. —

Graue Wolken niederhingen,
 Durch die Kreuze strich der West,
 Als wir einst am Kirchhof gingen;
 Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen,
 Fand die Liebe keinen Halt;
 Sahen uns die Todten weinen,
 Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne dunkle Fichten,
 Leise klagt die Quelle fort;
 Herz, das ist der rechte Ort
 Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
 Einsam deine Klage singt,
 Und auf deine Frage bringt
 Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
 Klage, klage fort; es weht,
 Der dich höret und versteht,
 Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
 Herz, dein heimlich Weinen geht,
 Deine Liebe Gott versteht,
 Deine tiefe, hoffnungslos!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
 Und erstem Dämmerchein
 Mit der Geliebten hausen
 Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
 Baut' ich ein Hüttlein traut
 Mir aus zu Himmelträumen;
 O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebrente
 Weich unter ihren Schritt,
 Und meine Liebe stente
 Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
 Aus tiefster Schlucht empört!
 Für sie den Feind erschlagen,
 Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
 Beim stillen Sternentanz,
 Von wilden Liedern flechten,
 Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluthen
 Am Fels hier oben stehn,
 Mit ihr die Donnerfluthen
 Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
 Ließ sie mein starker Arm;
 Wie würd' ich sie dann drücken
 An's Herz so fest und warm.

Heid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
 Der Frühlingssonne,
 Hell singen die Vögel,
 Es lauschen die Blüten,

Und sprachlos ringen
 Sich Wonnedüfte
 Aus ihrem Busen;
 Und ich muß trauern,
 Denn nimmer strahlt mir
 Dein Aug', o Geliebte! —
 Nicht über den Wellen
 Des Oceanes,
 Nicht über den Sternen,
 Und nicht im Lande
 Der Phantasieen
 Ist meine Heimath;
 Ich finde sie nur
 In deinem Augel
 Was je mir freudig
 Beseelte das Leben,
 Was nach dem Tode
 Mir weckte die Sehnsucht:
 Entschwundner Kindheit
 Fröhliche Tage,
 Und meiner Jugend
 Himmlische Träume,
 Von meinen Todten
 Trauliche Grilze,
 Und meiner Gotttheit
 Stärkenden Anblick,
 Das Alles find' ich
 In deinem Auge,
 O meine Geliebte!
 Nun bist du ferne,
 Und bitter beneiden
 Muß jeden Stein ich,
 Und jede Blume,
 Beneiden die kalten
 Menschen und Sterne,
 An die du vergeudest
 Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
 Zum Abgrund nur hinab!
 O reißt, ihr Sturmesflüche,
 Die Wälder in ihr Grab!
 O flammt, ihr Blitzeßgluthen,
 O rase, Donnerklang!

Ihr könnt mich nicht entmuthen,
 Mir wird vor euch nicht bang.
 Wenn ihr auf's Herz mir zielet,
 Euch acht' ich Kinder nur!
 Daß ihr Vernichten spielet,
 Entsprangt ihr der Natur!
 Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
 Und wilhem Donnerschmerz;
 Und doch vor einer Stimme
 Erzittert mir das Herz;
 Die schnell das Herz mir bräche,
 Die Stimme fürcht' ich sehr,
 Wenn die Geliebte spräche:
 Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort mücht' ich reisen
 Weit, weit in die See,
 O meine Geliebte,
 Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
 Und kalten Störer,
 Sie hielt' uns ferne
 Der wallende Abgrund,
 Das drohende Meer,
 Wir wären so sicher
 Und selig allein.
 Und käme der Sturm,
 Ich würde dich halten
 An meiner Brust.
 Wenn donnernde Wogen
 Zum Himmel schllagen,
 Doch höher schlläge
 Mein trunkenes Herz;
 Und meine Liebe,
 Die ewige, starke,
 Sie würde frohlockend
 Dich halten im Sturm.
 Du würdest zitternd
 Mir blicken in's Auge,
 Und würdest erblicken,
 Was nimmer scheidert
 In allen Stürmen,

Und wirdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.

Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedeckt
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trübten Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
 Du rauher, kalter Windeshauch,
 Ist's nicht genug, daß du mir auch
 Entreifst ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
 In der fremden Ferne;
 Liebes Mädchen, dir, ach dir
 Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
 Viele weite Meilen,
 Ist die Rose längst dahin,
 Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
 Lieb' von Liebe wagen,
 Als sich blühend in der Hand
 Läßt die Rose tragen;

Ober als die Nachtigall
 Salme bringt zum Neste,
 Ober als ihr süßer Schall
 Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
 Und die Lenzgefänge,
 Auch dein Wangenrosenschein,
 Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
 Meinen Himmel räumtel!
 Daß ich einen Blick verlor,
 Einen Hauch versäumtel!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
 Dort die Nachtigallen,
 Mädchen, und ich möchte dir
 In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
 Der Rose, meiner Freude,
 Die schon gebeugt und blasser
 Vom heißen Strahl der Sonnen,
 Reich' ich den Becher Wasser
 Aus tiefem Brunnen.

Du Rose meines Herzens!
 Vom stillen Strahl des Schmerzens
 Bist du gebeugt und blasser;
 Ich möchte dir zu Füßen,
 Wie dieser Blume Wasser,
 Still meine Seele gießen!
 Könnt' ich dann auch nicht sehen
 Dich auferstehen.

An *

D wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
 Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
 D spiele nicht mit meinem Herzen;
 Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbraunte,
 Weil ich mich dir gezeigt so weich,
 Dein Herz die süße Heimath nannte,
 Und deinen Blick mein Himmelreich:

D rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
 Der süßer Heimath sich entreißt,
 Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
 Auf immerdar den Klicken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
 So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
 Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand
 War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
 Erwacht im schönsten Thal;
 Ich sah der Liebe Licht
 Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
 Im Frühling durch den Hain,
 Erscheint aus jedem Strauch
 Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
 Wo längst der Frühling fort,
 So spricht ein Lenz und schallt
 Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
 Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
 Mein Herz behalte seine Rinde,
 Wie tief es dein im Grunde.

O still ich möchte sonst erschrecken,
 Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
 Die unzerstört für Gott verbliebe
 Beim Tode deiner Liebe.

S o n e t t e.

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
 Mit schwerem Herzen, traurig und bekommen,
 Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
 Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
 Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
 Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
 Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
 Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
 Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Plage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Dürften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auferkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sauft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwärmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig fliegen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
 Mir seinen Widerhall in dunklen Hören,
 Als wollten sie sein Lieb zurückbeschwören,
 Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
 Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
 Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
 Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
 Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
 Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
 Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
 Die flüchtigen, nur allzusehnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
 Seit des verlorren Paradieses Tagen,
 Hat eine Schaar von Herzen stets geschlagen,
 Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schlichternes Gefühl: „wir sind gefallen!“
 Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
 Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
 An einem unverdienten Erdenglück;
 Die Scham verbietet, laß darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
 Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
 Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
 Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
 Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
 Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
 Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.*)

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
 Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
 Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

*) Renau's Mutter starb am 24. Oktober 1829.
 Renau.

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
 Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
 O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
 Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
 Den Blütenbust zu tragen, und es schweigen
 Im Laub die Vögel und im Reich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
 Den Schlaf durchgaulend, schimmern in den Zweigen,
 Und süßer Träume ungestörtem Reigen
 Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend faust es in den Bäumen
 Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
 Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
 Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
 Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Rüste rasten auf der weiten Haide,
 Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
 So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
 Bis sie der Wanderer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
 In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
 Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
 Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
 Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
 Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wanderer hört den Regen niederbrausen,
 Er hört die windgepeitschte Distel fausen,
 Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verflütert,
 Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
 Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
 Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
 Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
 Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
 Die Gemse schnellst, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
 Den Gram mir weckend und zugleich verschöhnend,
 Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
 Der von der Erd' auf immer ist geschieden
 Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
 Kömmt ihr das Paradies zurückbeschwören;
 Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören,
 Den Mund unsäuselt himmlisches Vergnügen.

O Schweige, Welt, mit deinen lauten Sätzen,
 Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
 Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
 Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
 Mit dunklen Lauten hat mein Herz geseget,
 Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
 Als wenn es auf die stille Haide regnet,
 Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zweifaches Heimweh hält das Herz besangen,
 Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
 Und in die Grabesnocht hinuntersehn
 Mit trübren Augen, todes-hohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
 Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
 Das Himmelsheimweh flüht's herüberwehn
 Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lieb der Schwäne,
 Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
 Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
 Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
 In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
 Lieblos und ohne Gott auf einer Haide,
 Die Wunden schönsten Mißgeschicks verbunden
 Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
 Wie einem Jäger an der Bergescheide
 Stirbt das Gebell von den verlorenen Hunden,
 Wie's Böglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Haide so allein,
 So weist du auch, wie's einen dann bezwingt,
 Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
 Entsetzt empor vom starren Felsen springt,
 Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
 Der Stein ist todt, du wirst beim kalten, derben,
 Umsouft um eine Trosteskunde werben,
 So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblaffen,
 Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
 Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
 In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
 Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
 Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliatio. *)

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstretchet,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdeckt.

Rehr' muthig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen.“

Vermischte Gedichte.

Aueignung. **)

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

*) Bezieht sich wohl auf Lenau's Verhältniß zu Bertha Vergl. Schurz I, 76.

**) An Sophie von A. Vergl. Schurz II, 27, 32, 36.

Und durst' ich abend in den Brunnen
 Der göttlichen Gedanken sinken,
 So sah ich klar die dunklen Sonnen
 In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
 Zum Lied der Nachtigallen nieder,
 Und deine Augen sah ich weinen
 Herab auf meine hangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
 Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
 Ist's, ob ich deine Seele leise
 Die Luft der Tugend athmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
 Und alle Freuden, die es sprengen,
 Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
 Mit allen Blüthen und Gefängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
 Mit Liedern, die mein Herz entführten,
 Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
 Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
 Mich manchmal auch am Wege blicken,
 So will ich mit der schönen Blume
 Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
 So tief erschütternd, unendlich traurig,
 Ich möchte gerne mir sagen:
 Daß ich ja fest geschlafen hab',
 Daß ich ja nicht geträumet hab',
 Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
 Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
 Ich finde mein Tuch durchnäßt am Rissen,
 Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
 Hab' ich's im Traume hervorgerissen
 Und mir getrocknet das Gesicht?
 Ich weiß es nicht.
 Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
 Sie waren da zum nächtlichen Feste.

Ich schließ, mein Haus war preisgegeben,
 Sie führten darin ein wüßtes Leben.
 Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
 In diesen Thränen find' ich die Spuren,
 Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
 Und über den Tisch den Wein geschüttet

Einem Greis.*)

Das Haar schneeweiß,
 Die Wangen so hohl,
 Bald, bald Lebwohl;
 Und noch die Stirne so heiß?
 Dein Schifflein stoßt
 Schon in's Meer, zum Land
 Streckst du die Hand
 Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
 Um Hab' und Halt,
 Und bist schon so alt:
 „O daß man sterben muß!“

Zieh' ein die Hand!
 Den Blick hinaus
 In's Meer! nach Haus!
 Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheid' so schwer;
 Wenn du rückverlangst,
 Und überhangst,
 So sinkst du hinab in's Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Als winz'gen Zettel
 In eine Nuß gethan,
 Und warf den Bettel
 In den Oceau.
 Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
 Hat wohl am kleinen Wunderschrein
 Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
 Sucht! Sucht! —

*) 1838.
 Genau.

Die Wahrheit schrieb die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
 Unter'n Schopf,
 Auf des Hirnes glatte Schale;
 Das Vöglein flog in alle Welt,
 Ihm ward durch Berg' und Thale
 Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
 Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
 Ob nicht der Vogel euren Strauch
 Zu seinem Sitze auserkieset,
 Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
 Von seinen schopfsgeborgnen Lettern
 Euch singend was herunterliest!
 Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
 Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
 Und die Arme liebend ausgebreitet,
 Um die Welt zu brücken an sein Herz,
 Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
 Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
 Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
 Jesus, deine liebende Gebärde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
 Laßt den stillen Mann allein;
 Wie sich nicht genahet die Alten
 Einem blitzgetroffenen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
 Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
 Ehret als ein blitzgeweihtes
 Enelysion*) dieses Herz.

*) Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat. L.
 Genau.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
 Kam jeder Seele eine Melodie
 Zum Lebenswohl süß schmerzlich nachgeklingen,
 Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
 Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
 Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
 Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
 Dir nicht des Liebes letzter Hauch entflieh'!
 Ein Nachhall dieses Liebes ist entsprungen
 Des Morgenlandes süße Poesie;
 Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
 Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
 Wem aber einmal klar und voll geklingen
 Die wunderbare Heimathmelodie,
 Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
 Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Buflucht. *)

Armes Wild im Walbesgrunde,
 Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
 Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
 An des Walds geheimste Quelle,
 Daß sie dir mit frischer Kühle
 Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
 An die heimathlichste Stelle,
 An des Trostes reinste Quelle,
 Flüchte an das Mutterherz,
 Doch die Mütter sterben bald;
 Hat man dir begraben deine,
 Flüchte in den tiefsten Wald
 Mit dem wunden Reh — und weine!

Beiger. **)

Meiner Schwester liebe Sprossen,
 Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
 Seit ich über Berg und Thal
 Von euch schied das letzte Mal!

*) In Kerner's Gartenhause zu Weinsberg gedichtet, in Erinnerung an die eigene Mutter.

**) Vergl. Schurz I, 235. Gemeint sind die Kinder seiner Schwester Therese

Da ihr wachset und euch dehnet,
 Sonnenzeiger unsrer Tage,
 Mahnt ihr, wie das Leben jage,
 Das ihr fest und ewig wähet.
 Kinderwuchs und Abend Schatten
 Zeigt dem Wanderer auf dem Steige
 Abgemähter Blumenmatten,
 Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
 Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
 Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
 Ist mir noch werth'er aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
 Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise. *)

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
 Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
 Doch denk' ich hier im Waldesdämmeru
 Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
 Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
 Flieht in den Wald und Blüthenstöcken
 Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüthen zittern leise
 Und freudig nieder in den Staub,
 Als das Gefolge deiner Reise
 Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
 In der Erinnerung ew'gem Strahl,
 Wie einst in jener Abendstunde,
 Als ich dich sah zum letzten Mal!

*) Luise war eine junge Freundin Lenau's in Hütteldorf, eine tüchtige Beet-
 hoven- u. Splelerin; sie starb am 8. Mai 1835, und damals entstand dieses Gedicht in
 Hütteldorf.

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
 Das tiefe Schwermuth überzieht,
 Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
 Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du in's Clavier versunken,
 So träumerisch, so ernst und mild,
 Und wie dem Liede, himmelstrunken,
 Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
 Den sie Beethoven nannten hie,
 Wie deine zarte Bildung schwanket
 Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verberben
 Das Erdenleben sich entlauscht,
 In dessen Lieb viel süßes Sterben
 Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
 Zieht dich hinab in seinen Brand,
 Und deine trunkne Seele lüftet
 Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verflungen,
 Wo nach Adagio's wildem Schrei
 Der heiße Schmerz sich matt gerungen
 Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Klingling an der Bahre
 Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht
 Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
 Und starrend in ihr todt Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
 Und halten dich bei uns zurück,
 Kalt knickte alle Liebesketten
 Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
 Die frommgetäuschte, gute Frau
 Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
 Noch einen Becher Maienthau.

Ausblüht die Haideblume wieder,
 Die schon dem Tode nickte zu,
 Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
 Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfasst die Klage,
Die mich dem Waldegrund entreißt,
Mir fliehet das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch in's Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsentzweige
Und grüßt mit seinem Lieb des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Nar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regensfluth, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Bersangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Rauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkänzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde leuchten,
Und daß der Blitz gestammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Lust ertöbt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengrübden,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgeföhlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fligen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnenubar hange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich waagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tieferer Trauer,
Vänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verflochten.

Thorenangst und Narrenzittern,
 Auspariren hin und her,
 Macht den Vinsenschaft zum Speer,
 Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntreer Spaz am Dache
 Lärmet über eurem Haus,
 Springet ihr zum Fenster aus,
 Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
 Von Leuchtkäfern eine Schaar,
 Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
 Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
 Die da pfeift ein loser Wicht,
 Wandeln euch die Schafe nicht
 Um zu scheuen Antilopen,

Oder gar zu wilden Bären;
 Ruhig mögt ihr und noch lang,
 Trotz dem lecken Sang und Klang,
 Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
 Wenn er an den Pfeilern rührt,
 Wenn er seine Flammen schürt,
 Wahrt euch, sonst seid ihr verloren

Hört ihr's im Gebälke knarren,
 Bant ein neues Haus geschwind,
 Eh' mit Habe, Weib und Kind
 Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
 Funken jagen durch das Land,
 Und den großen Gottesbrand
 Dämpft ihr nicht mit euren Pforten.

Zitternd seht ihr und erschrocken,
 Funken, die der Wiß gefacht,
 Die das Volk, indem es lacht,
 Haucht in todte Aschensflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
 Wenn es bligt im Herzensgrund,
 Wenn die Sklaven, lettenwund,
 Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
 Wo das Lamm ein Löwe heißt,
 Wo es brüllend euch zerreißt;
 Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Nings trauern die Entlaubten,
 Vom kalten Wind durchweht,
 Die Tannen nur behaupten
 Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Böglein baut sein Lager,
 So grünt das Tannenreis,
 Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
 Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
 Im Froste, lebensfatt,
 Wie sie den kalten Winden
 Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
 Die Buche besser stimmt,
 Daß sie den Winterschauer
 Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
 Der ungestörten Einsamkeit!
 Denn keine Heerde treibt der laute Tag
 In unsern grünenden Gedankenhag,
 Die schönsten Blüthen werden abgefressen,
 Zertreten oft im Keime und vergessen.
 Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
 In's Zauberboot, das heimlich stößt vom Strand
 Und lenkt das Boot im weiten Ocean
 Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
 So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
 Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
 Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
 Die feindlich unser Innres tief verlegt,
 Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
 Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
 An denen gerne wir vorüberdenken,
 Um tiefer nicht den Dolch in's Herz zu senken. —

Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
 Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
 In der Vergangenheit geheimste Buchten,
 Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
 Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwinden
 Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
 Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
 Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Wittve. *)

Nach einem heftigen Gewitter
 Wandl' ich allein im tiefen Gaine,
 Und blicke durch das nasse Gitter
 Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
 Nur manchmal rauschen Windeshäute,
 Wie eine Mahnung in den Zweigen,
 Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
 Dich müd versenkt im stillen Grame;
 Doch sah ich deine Thränen zittern,
 Wenn dir erklang sein theurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
 Suchst du des Schmerzes traute Schatten
 Und stihrest nach dem fernen Thale
 Die Kinder an das Grab des Vatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
 Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
 Auf das du deiner Wangen Rosen
 Gestreut zum treuen Angebenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
 Von mir auch einen Gruß, und sage,
 Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
 Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
 Möcht' ich am Grabe dich begrüssen,
 Mit dir von seiner Jugend sprechen,
 Und möchte seine Kinder küssen.

*) An Natalie, die Wittve von Friedrich Kleyle, Senau's Jugendfreund. Um 1830.
 Senau.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
 Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
 Vom Fenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
 Des eis'gen Todes niegelöbte Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
 War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
 War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
 Die nördliche Dase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
 Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
 Und singend kamen Vögel, hinzuschlüchten
 In ein Asyl vor winterlichem Leibe.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
 Sie führten ihre treue warme Quelle,
 Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
 Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
 Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
 War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
 Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmuth führen gerne solche Kunden
 Auf des entflohn'n Glückes dunklen Fährten;
 Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
 Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
 Ob äufres Leben auch im Frost zerstiebe,
 Im Innern die Dase schützt die Liebe,
 Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
 Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
 Umrankt von einem immergrünen Garten,
 Wo Blumen blühen und Frühlingsslieder scherzen. —

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen mordert,
 Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
 Und der Liebe Brand verlodert,
 Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle,
 Deinen Sänger laß entschweben,
 Düngen nicht das Feld dem Leben
 Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Sa, ja, ihr lauten Raben
 Hoch in der kühlen Luft,
 's geht wieder an's Begraben,
 Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
 Hier, dort ein leeres Nest;
 Die Wiesen sind verdorben;
 O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
 In diese trübe Ruh,
 Ich bin allein und friere,
 Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
 Trag' ich den Berg hinab
 Mein Bündel dürre Reiser,
 Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blutthen prangen
 An meinem Reiserbund,
 Und schöne Lieder klangen
 Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
 Zum letzten Augenblick;
 Den Freuden nachzuklagen,
 Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Nest ich geizen,
 Und mit dem Reisig froh
 Mir meinen Winter heizen?
 Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
 Mir nur des Winters Weh;
 Ich möchte lieber werfen
 Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
 Weil sich der Wald entlaubt,
 Und über deinem Haupt
 Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
 Denkst du der Liebesgluth?
 Wie nun so traurig ruht
 In deiner Brust die milde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zittert schon im Thale
 Grau zwischen Tag und Nacht,
 Doch sucht mein Dachs noch immer
 Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
 Noch heute vor's Gewehr,
 Der kleine Todeskuppler
 Sucht überall umher.

Unsonst ist nichts zu finden,
 Mein Waldmann, als Verdruß;
 Wir bringen nichts nach Hause
 Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschließen
 Mißmuthig in die Luft,
 Weil ich nicht mag verschrecken
 Das Wild in jerner Schlust.

Auf morgen will ich sparen
 Den Schuß, mein guter Hund,
 Bis wir herausgekommen
 Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
 Der sich das Wild verstört,
 Der ohne Ziel und Beute
 Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
 Weil krank ich, oder todt,
 So wird ein Andern schießen,
 Dem's Waidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Rößlein, ich
 Beschlage dich,
 Sei frisch und fromm,
 Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
 Stets tren dem Stern,
 Der seiner Bahn
 Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
 Nach sinken Lauf,
 Leicht wie die Luft
 Durch Strom und Klust!

Trag auf dem Ritt
 Mit jedem Tritt
 Den Reiter du
 Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
 Beschlagen dich,
 Sei frisch und fromm,
 Und wieder komm!

Ohne Wunsch.*)

Sa, mich rührt dein Angesicht,
 Und dein Herz, das liebevolle,
 Aber, Mädchen, glaube nicht,
 Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
 Ein süßholdes Lied gedrungen,
 Aber wie die Melodie
 Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
 In der Brust, besüßmt, gespalten,
 An den Bahren könnten wir
 Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
 Führte mich an steile Kländer,
 Kind, mir würde um dich bang.
 Flieh, es krachen die Geländer!

*) Auf Lotte in Stuttgart.

Mein Türkenkopf. *)

Mein Pfeisken traut, mir ist dein Rauch,
 Boll duftender Narkeose,
 Noch lieber als der süße Hauch
 Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
 Von beiden schöner welche?
 Bist du die schönre Rose mir
 Mit deinem Gluthenkelsche.

Denn wie die Rose duftend blüht
 Im Grün der Frühlingsbäume,
 Also mein Pfeisken duftend glüht
 Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
 Ein schmerzlich Angedenken,
 Hilfst du zu kurzer Rast einmal
 Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
 Die Stirne mir umspinnen,
 Umkreist mich gern der rasche Flug
 Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
 So blinket mich, mir wehte
 Ein heilend Lüftchen Nebel zu
 Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeisken traut, ist mir dein Rauch,
 Boll duftender Narkeose,
 Noch lieber als der süße Hauch
 Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
 In meiner öden Stube,
 Hier tönt's nicht: „guten Morgen!“ kund,
 Hier tobt kein muntreer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
 Mit schmeichelndem Gewedel;
 Der Rauch nur ist mein Kamerad,
 Und dort der Todtenschädel.

*) Frühling 1835 in Gützelbors gebichtet.
 Lenau.

In Klinglein blau der Rauch verweht;
 Des Hirnes leerer Tiegel
 Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
 Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
 Der Freund auf die Commode,
 Vor Uzuheißem Wunsch verschänzt
 Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Kad an Kad,
 Und dort den bleichen Knochen,
 Hat noch ein dritter Kamerad
 Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
 Daß Weib und Kind dir fehle,
 Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
 Verblasen deine Seele!

Die Schädelpeis' hat auch geraucht,
 Als drin das Leben braunte,
 Als noch der Raucher drein gehaucht
 Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
 Aus diesen schlechten Scherben;
 Nun hat er's Pfeislein abgethan,
 Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich igt,
 So kahl und hohl zur Stunde,
 Woz' einst, wer weiß, wie schön geschnitt,
 Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
 War's dumm, war's ein gescheides,
 Es wird nicht wieder aufgefrischt,
 's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
 Ob Kummer oder Segen,
 Was Pan hier in die Lüste blies,
 Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
 Vom Feuer, windverschlungen,
 Nichts als ein Bild erhalten bließ
 In Paus Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht gegliedert,
 Die Menschen mir's zertraten,
 Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
 Auch einen Hund entrathen.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
 Weib-, kinderlos verscharren,
 Ich zünde meinen Knaster jetzt,
 Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
 Von diesem Trauerwort,
 Und ihre Thränen waschen
 Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
 Du zeigst, der Schminke baar,
 Des Lebens welcke Wange;
 O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
 Denn du bist Prophet,
 Ob man auf dem Wege hier
 Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
 Ungestümer Gast,
 Frißt die Eisenbahn herein,
 Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
 Wo sie vorwärts bricht,
 Deines blühenden Geschlechts
 Schon die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
 Die den frommen Schild
 Ihrem Feind entgegenhält,
 Das Marienbild.

Klaffe deinen letzten Fuß,
 Frühling, süß und warm!
 Eiche und Maria muß
 Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesebahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüber schnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Zubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken. *)

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann d'rr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

*) September 1834 in Neuberg entstanden. Vergl. Schurz I, 273.
Genau.

Er macht den Finken kirre,
 Daß er zu finden lerne
 Das Wasser im Geschirre,
 Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
 In seinen Sprossenwänden
 Bescheid in jedem Winkelin,
 So geht es an ein Blendeu.

Der Bögelpotentate
 Brennt nun dem armen Tropfe
 Mit gluthgehittem Drahte
 Die Neuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Wize
 Von solchem schönen Werke?
 Ei, daß im Kerker sitze
 Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Bogler kann nicht brauchen
 Des Finken Schlag im Märzten,
 Daß Lust und Lieb ihm tauchen
 Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
 Im traurigen Verstecke,
 Gar fleißig überhängen,
 Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
 Die doch den Frühling spüret,
 Sich wagen auf die Kehle,
 Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
 Die frohen Lenzgebanken,
 Er spritzt dem keden Sänger
 Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
 Der Fink mit kalten Bädern,
 Will selbst der Masse singen,
 So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
 Und seinen Frühlingsglauben
 Bis in den Herbst vertagen,
 Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
 Und seine Flügel dehnen,
 Die Waldeblüthe schlürfen,
 Und sich im Frühling wädhnen.

Dann auf dem Vogelherde
 Beginnt der Narr zu preisen
 Die freudenwelke Erde
 In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
 Und seine Frühlingslüge,
 Verwirrt und süß erschrocken,
 Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
 Dem Finkler zum Ergötzen,
 Fallen sie ein und fangen
 Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sizet
 Der Fink in seiner Steige,
 Der Vogler rupft und sprizet,
 Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
 Was droht aus Ost und Norden,
 Das Heer der kalten Winde,
 Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
 Hör' ich am Vogelherde
 Auch schon den Finken schlagen:
 „Wie schön ist Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
 Nach trüben Winternissen
 Wenn einft dem Vogelsteller
 Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliebe:
 Der heitre Mond am Himmel lacht,
 Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
 So habt ihr nie den Mond bedacht.
 Seht ihr ihn dort herüberschweben,
 Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
 Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
 Ein Todtengräber sammt der Grust.

Dort bringt der Mond mit seinem Schimmer
 Still dem Nachtwandler ins Gemach,
 Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
 Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschloss'ner Augenlieder,
 Hin, her, des Daches steilsten Bug,
 Als hielte geistiges Gefieder
 Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
 Denn all die Seinen ruhn im Grab;
 Drum wischt er sich die hellen Zähren
 Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
 Auf Diebessohlen leis und lind,
 Der Erde heimlich zu entführen
 Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
 Sucht er fein feines Silbernetz,
 Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
 Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
 Zu stehlen sich ein Spielgehind,
 In seine Wüste zu entriicken
 Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
 Der Erde zu entlocken sucht;
 Er will mit schwärmerischem Rosen
 Vereben sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
 Log mir der Mondenschein so lang,
 So sei auf Erden nur verwiesen,
 Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
 Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
 Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
 Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
 Zum stillen kassen Mond empor,
 Daß nicht ein wunderliches Grauen
 Mir heimlich das Gebein durchsfor.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dornesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Last ihr den Mond in's Brautbett scheinen.
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die blirren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Aerzten, Philosophen,
Ein volkberwirrendes Komplott
Sie Heren nennt und Teufelszosen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Haiden,
Und pflücken murmelnb Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Berwest so frühe noch einmal.

Und eine Lann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
 Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
 Der Mond wird schuld an dicken Halsen,
 Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
 Die Spinnerin am Rad umspinnet
 Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
 Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glözend,
 Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
 Hab' ich Poet, hinwieder trogend,
 Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßst' ich viel von ihm zu melden,
 Doch seh' ich dort im Untergang
 Hinunterbucken meinen Helden,
 Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.*)

Mein Liebes Mitterlein war verreist,
 Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
 Da war ich allein und recht verwaist,
 Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
 Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
 Wie Alles man durcheinanderstreut,
 Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag
 Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
 Von ihrem Frühstück am Scheidetag
 War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
 Es war: wie eine Mutter um Segen
 Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
 Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
 Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
 Ich las die Zahlen, und ich zerriß
 Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

*) Bezieht sich auf des Dichters eigene Mutter.
 Zennau.

Zusammen sucht' ich den Speisereft,
 Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
 Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
 Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog. *)

Der Winter stand, ein eiserner Tyrann,
 Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
 Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
 Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
 Als frostbedeckt die Berg' und Thäler ruhten,
 Gesellig drängte doch das Menschenleben
 In Lust und Spiel zusammen seine Gluthen,
 Ließ Freudenfeste über'm Tode schweben.
 Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
 Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
 Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
 Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
 Und über's blanke Feld des Eises glitten
 Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
 So war es jüngst noch im Magyarenlande,
 Am gegenüberhäuftten Donaustrande.
 Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
 Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
 Wer hörte damals in den Schlittenschellen
 Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
 Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
 Im Wassersturme tanzende Paläste.
 Die Jubeltage waren bald verflogen,
 Die Freude senkte die erregten Wogen,
 Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
 Die alle Herzen spüren, süß bekommen,
 Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
 Und hell vom Liebesfest die Wälber klingen.
 O Frühling, alle Herzen harrten dein,
 Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
 Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
 Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
 Sturmläuten, Zammerruf und Hilfeschreien,
 Und Fluthendonner, schlagend an die Wände,
 Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
 Und deine Blumen sind gerungne Hände,

*) Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueber-
 schwemmung Verunglückte. L. — Vergl. Schurz I, 355.

Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
 Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
 Daubius, der starke Riese, hat
 Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
 Der Riese hat an hellen Sommertagen
 Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
 Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
 Wie hat es doch so bang gezittert immer!
 Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
 Bis wekend ihn der Hauch des Frühlings traf.
 Urpöblich ward vom Schlaf Danubius munter,
 Er springt nach seiner Braut mit offenen Armen,
 Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
 Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
 Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
 Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
 Waldstämme, Dächer und zerriss'ne Mühlen
 Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
 Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
 Die nun die Fluth aus ihren Gräbern drängte.
 Die Welle, die vordem so mild und zahm
 Als treue Magd in's Haus des Menschen kam,
 Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
 Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
 Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
 Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
 Durch alle Schranken stürzen sich die Fluthen,
 Sie steigen immer höher an die Wände,
 Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
 Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
 Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
 So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
 Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
 Wenn über's Meer der Sünden sie entboten.
 Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
 Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
 Sie flüchten in die Heimath über's Meer,
 Von wannen aber keine Wiederkehr.
 Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
 Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
 Im Element verschwunden ohne Spur
 Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
 Als träumte wieder einmal die Natur
 In ihre wilde Jugend sich zurück.
 Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
 Als hätte dürr'es Laub der Sturm verfest;
 Die alten Steppen werden aufgefrischt,

Wo eines edlen Volkes Freude stand,
 Als eine leere Tafel blieb das Land,
 Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
 Und weinend wandeln auf der wüsten Haide,
 Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
 Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
 Und spät verblutende Erinnerungen.
 Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
 Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
 Wir lernen unsern kummervollen Wahn
 An dem fürchtbar gebiegnen Unglück messen.
 O haltet euer Herz an die gekettet,
 Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
 O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
 Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
 Das ist ein böser Frühling für die Armen,
 Und unerseßlich ist, was er genommen;
 Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
 Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
 Die milden Gaben, eure Liebesboten,
 Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
 Und nicht erwecken können sie die Todten;
 Doch können sie den großen Schmerz bereben,
 Daß er sich allgemach zur Wehmuth milde,
 Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
 Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
 Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüthe;
 Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
 Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
 Wen sie lieben; fremd und rauh
 Meinem Herzen zu begegnen
 Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
 So ich im Gebirg vernahm,
 Als ich einst, vor Wetterglüssen
 Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
 Zwischen Felsen, ruht ein See;
 Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
 Kam den Menschen in die Näh'.

Kam in's Dorf, erschien beim Feste,
 Brachte Segen in das Haus,
 Und es blickten Wirth und Gäste
 Ost gar sehulich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen
 Trug ein dunkles Mönchsgewand,
 Und der Mann mit ernstern Mienen
 Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
 Nickte, und verlor sich sacht
 In den See, zum stillen Grunde
 Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
 Wenn er kam und ihr zum Tanz
 Brachte von verborgnen Wiesen
 Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
 Schöner blühte dann die Braut,
 Ward im gleichen Jugendschimmer
 Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
 Haus und Feld gedieh; bis spät
 Sie der Tod, ein leiser, linder,
 Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungeblühe
 Sprach ihm Eines was zu leid;
 Traurig schwieg er, und zur Thüre
 Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sah'n vom Ufer nieder,
 Riefen, klagten je und je;
 Doch es kam der Geist nie wieder,
 Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege. *)

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
 In deinem verborgnen Weinen;
 Nun hast du zu weinen aufgehört,
 Und ruhig willst du scheinen.

*) Um 1838. Wohl an Natalie, Friß Meyle's Wittwe.
 Lenau.

Wenn deine Flüge verhüllend auch
 Vor deinen Schmerz sich reihen,
 Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
 Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
 Als eine weinende Aja,
 Einschläf're ihn, als wie ihr Kind
 Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
 Dem Tropfbach unter, vertrauend;
 Die leisen Tropfen schläf'ern es ein,
 Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
 Gefommen in mein Thal,
 Wo ich dein liebes Angesicht
 Begrüßt das letzte Mal.

Noch stehn die Bäume dürr und baar
 Um deinen Weg herum
 Und strecken, eine Bettlerschaar,
 Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähten dich schon hier,
 Frost bringt sie um ihr Glück,
 Sie sehnten sich heraus nach dir,
 Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher,
 Und ruft nach dir voll Gram,
 Bereut schon, daß sie über's Meer
 Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
 Mädchen, bist du bald verblüht;
 Schönes Mädchen, o bewahre
 Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommet,
 Und das ganze Paradies
 Deiner Blüthe dir genommen,
 Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Weltens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Taunnenberge rings den tiefen See umklammern,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Noth, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düst'rer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdentoch,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriss'ne Traumgesichte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer hebt und flüstert mir so bange,
Im Winde hebt der Wald am steilen Uferhänge.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen
In's Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
 Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!
 Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
 So mußt du selber dich in seine Fluthen senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingefenke,
 Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluthen fließen.
 In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
 Wie es die Fluth einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
 Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
 Jeglichen Wasserguß, der ihm euteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
 Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
 Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
 Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren,
 Und sich in stiller Gluth im letzten Ruß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
 Der frische Seelenthau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
 Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
 So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
 Bog der Freund sich auf den Todesstiechen,
 Aufzuküssen seinen letzten Hauch.

Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
 Blumen, auch in der krySTALLnen Vase
 Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Neuglein Blicken trüber,
 In den bleichen Todesschlaf hinüber
 Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
 Während eure Blätter sich entfärben,
 Während eure schönen Blüthen sterben,
 Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke sehen:
 „Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
 Tröste unser flüchtiges Geschick!
 Deinen zauberischen Pinsel tauche
 Eilig noch in unsre Sterbehauche,
 Küß' die Seele auf in deinen Blick!“

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
 Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
 Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
 Und es wagt die lieblichste der Frauen
 Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
 Vom besiegten Blumenuntergang.

Husarenlieder. *)

I.

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein herzlichster Schatz;
 Sie winkt, mit einem Satz
 Ist er da, trara!

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein Wein; stink! stink!
 Säbel blink! Säbel trink!
 Trink Blut! trara!

Der Husar,
 Trara!
 Was ist die Gefahr?
 Sein herzlichster Klang,
 Sein Leibgesang,
 Schlafgesang, trara!

*) Im Sommer 1838 in Böhln, an den Regenmorgen im Bette liegend, gedichtet.
 Vergl. das folgende Gedicht.

II.

Der leidige Frieden
 Hat lang gewährt,
 Wir waren geschieden,
 Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
 Im Keller den Weir,
 Hingst du verrostet
 An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
 Probirt' ich den Wein,
 Indessen dorste
 Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
 Der heiße Streit,
 Mein Schwert, und gekommen
 Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klinge
 Den blanken Schliff,
 Ich lasse dich singen
 Den Todespfliff.

Im Pulvernebel
 Die Arbeit rauscht,
 Wir haben, o Säbel,
 Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
 Mein durstiges Erz,
 Betrinke dich, koste
 Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
 Das rothe Blut,
 Ist mir eingeroftet
 Der Hals vor Gluth.

III.

Den grünen Zeigern,
 Den rothen Wangen,
 Den lustigen Geigern,
 Bin ich nachgegangen
 Von Schenk' zu Schenk',
 So lang ich denk'.

Am Eschako jetzt trag' ich
 Die grünen Aeste,
 Rothe Wangen, die schlag' ich
 Den Feinden auf's Beste,
 Kanonengebrumm
 Musificirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schaar,
 Sie liegt in ihrem blutrothen Blut;
 Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
 Der flinke Husar!

Da liegen sie, hal so bleich und roth,
 Es zittern und wanken noch husch! husch!
 Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
 Da liegen sie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
 Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
 Und weiter springt sein lustiges Pferd
 Mit rothem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
 Bist du so gehässig und regennässig,
 Bald ein Schlitzen in Strömen, halb Geträufel;
 Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
 Hängen vom Leibe dir die Fexen nieder,
 Taumelst gleich einem versoffnen zitternden Lumpen,
 Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
 Alle Bäche heraus, und plump zertreten
 Hast du die reisende Saat den armen Bauern;
 Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich thätige Winde brausten,
 Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
 Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
 Kimmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Gast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
 Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
 Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
 Und das Auge des Monchs dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
 Namen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
 Baden können sie g'nug, doch den Hals nie strecken
 Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ich! nur dich und seine Soolen,
 Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
 Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
 Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!*)

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
 Und es irrt der Wind verlassen,
 Weil kein Laub zu finden mehr,
 Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
 Von der kühlen, lebensmilden,
 Freudig ruft er's, daß die Spur
 Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
 Schickt der Lenz aus fernen Landen
 Dem Zugvogel seinen Trost,
 Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
 Wenn ihm durch das Nebelbüster
 Zückt in's Herz der warme Schein,
 Und das ferne Waldgestlüster!

Hoch im Fluge über's Meer
 Stärket ihn der Duft der Auen;
 O wie süß empfindet er
 Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln thaut;
 Dürre der Wald; — ich duld' es gerne,
 Seit gegeben seinen Laut
 Kranich, wandernd in die Ferne.

*) Bezieht sich auf Sophie von L.
 Genau.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die in's Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Weß bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freundengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, off'ne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der todtten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Illgner flehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf in's Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bitterer Lust,
 Was all mein Glück gewesen,
 In meinen schmerzlichen Verlust
 Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
 Des Lobes milde Kunde,
 Daß jedes Leiden findet Ruh,
 Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
 Tief athmend tranken wir die Blumenseen,
 Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
 Den unbergessnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendroth die Gipfel färben,
 Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
 Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
 Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Gluth entschwunden,
 Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen,
 Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
 Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
 Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
 Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
 Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
 Es möchte Abend werden,
 Es möchte werden Nacht,

Bevor durchdrungen die Schlacht,
 Der Menschheit altes Gesecht
 Um Freiheit, Licht und Recht.
 Ich reiche beiden Heeren
 Beschleunigend Waffen und Wehren,

Es soll ihr Letztes wagen
 Die Höl', und werden erschlagen;
 Daß noch ein Stündlein Frieden
 Der Menschheit sei beschieden.“

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes. *)

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder,
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlorren Namen
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe G. Miltschil's.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühling's Grüße zu empfangen!
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die, geküßt in euer lichter Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Uebersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,

*) Agnes von G., eine Schwester der Baronin Sudow (Emma von Mien-
dorf); sie sang eigenthümlich und sehr schön. Obiges schrieb ihr Lenau am 6. Juni
1840 ins Stammbuch.

Um sie dir zu schenken!
 Diesem Herbst will ich gleichen:
 Wenn auf meine lauten Wälder,
 Blumigen Gedankenfelder
 Mir die Lobeslüfte streichen,
 Daß sie schweigen und verblühen,
 Will ich mit dem letzten Grün
 Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
 Ohne Rede, Rundgesang,
 Ohne an die Brust zu sinken
 Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde sind zu selten;
 Ohne Deuten trinkt das Thier,
 Und ich lab' aus andern Welten
 Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
 Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
 Wie des Ganges heil'ge Wellen
 Trübt ein Elephantenchor.

Dionys im Vaterarme
 Wird den einzigen Mann empfang,
 Der, gekränket von dem Schwarme,
 Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
 Von Freund und Feinden ferne,
 In stiller Nacht den Wein,
 Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
 In Blicken und Gedanken,
 Und könnt' auf solchem Ritt
 Das volle Glas verschwanen.

Der Kerzen heller Brand
 Kommt besser mir zu statten,
 Da kann ich an der Wand
 Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
 Du wesenloser Becher!
 Auf, schwinde, mein Kumpan,
 Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
 In deinem Glase schweben,
 Schmeckt besser mir der Wein
 Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
 Die Lust des Erdenpfades,
 Sah er vorübergehn
 Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
 Hast dich nicht verändert,
 Warst vor Jahren schon
 Eben so gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
 Zeit mir eingehauen:
 Jugenduntergang
 Räffest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
 Spät im Herbst ragen,
 Umriß war noch da
 Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
 Gibt der Berg zu wissen:
 „Meine Wälder hat
 Mir der Sturm zerrissen.“

„Meine Heerde schied
 Mit den Glockenklängen,
 Still das Alpenlied
 Auf den Wiesenhängen.“

Hohen Angesichts
 Blickt der Berg in's Ferne,
 Nahm der Herbst doch nichts
 Scinem Felsenferne.

Froh in's ferne Land
 Will wie er ich blicken;
 Und mein fester Stand
 Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
 Fließt auf meiner Schanze;
 Hebe, theures Gut!
 Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
 Andres Blut einst fließen,
 Minder freudig nicht
 Will ich mein's vergießen.

IV.

Nedlich, Schatten, kannst du leben
 Den Pokal, mich lassen leben;
 Wenn sie meinen Leib bestatten,
 Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
 Schatten, doch ich wüßte Keinen
 Auf dem weiten Erdenringe,
 Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
 Soll gebrochen sein die Treue,
 Lassen tiefempfundne Mähren
 Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
 Hast mir Liebes oft erwiesen;
 Will zu stolz das Herz mir glänzen,
 Zeigst du still mir meine Gränzen.

Frühling.

Die warme Lust, der Sonnenstrahl
 Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
 O Gott! wie deine Schritte tönen!
 In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
 Die hochgeschwellten Bäche fallen
 Durch Blumen hin mit trunknem Fallen;
 Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
 Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
 Und drüber goldner Wolken Flug:
 Die Liebe ist in vollem Zug.
 An jeder Stelle möcht' ich liegen;
 Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
 Ich möchte fort und möchte bleiben,
 Es fesselt mich und will mich treiben.

O Lenz, du holder Widerspruch:
 Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
 So heimatlich und ruhebringend,
 So fremd, in alle Ferne bringend.
 Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
 Erscheint dem Herzen wunderbar
 Ein sehngeliebner Freudenblick,
 In Gottes Herz ein offner Ritz;
 Und wieder im Vorübersprung
 Ein Himmel auf der Wanderung;
 Ein irrer Geist, der weiland flieht
 Und hang das Herz von hinnen zieht.
 Ich wandle irr, dein Himmel nach,
 Der rauschend auf mich niederbrach;
 O Frühling! trunken bin ich dein!
 O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergesslich seid
 Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
 Vergeud vor der Welt ein herbes Leid,
 Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
 Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
 Eine Klust ist's, einsam, tief und wild,
 Durch den Abgrund ist ein Quell gestossen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
 Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
 So Natur, der heil'gen Mutter dort
 Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
 Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
 Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
 Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
 In des Stroms zerbrochenen Afforden,
 Und aufhorchend ist des Menschen Herz
 Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
 Hat der Kummer seinen Groll verloren;
 Rauschend hat mich's an der Klust gemahnt:
 Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entweichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schilbert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entfangens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grin der Wiesen,
Kräuterblüthe fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Derche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im lezten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
Rühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Raum vernehmbar kam der milde Schall
Jener Klust herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Rieß die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergesslich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!*)

Die Poesie und ihre Störer. **)

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?

*) Schurz führte ihn im Jahre 1826 zuerst in die östreichischen Alpen. Verj. Schurz I, 79.

**) Vergl. Schurz I, 371.

Laß doch die Blumen blühen, die Bäume rauschen,
 Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
 Denn mannhastwehrhaft sind nunmehr die Tage,
 Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
 Komm, komm mit uns, verding' uns deine Kräfte;
 Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
 Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
 Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäftel —
 Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verbumpfen,
 Erwach' aus Träumen, werde social,
 Weiß' dich dem Thatendrange zum Gemahl;
 Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!“
 Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
 „Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
 Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
 Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
 Euch sank zu tief in's Aug' die Nebelkappe,
 Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
 Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lieb,
 Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
 Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
 Und stehrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
 Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
 Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
 Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
 Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
 Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
 Mit all der matten Eisensfresserei.
 Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
 Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
 Doch nimmermehr laß' ich von euch mich dingen!“
 Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Nationalist und der Poet.

„Freund, du stehst hier auf weichem Moose,
 In's Geruchzeug duftet dir die Rose,
 Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
 Und da drüben lärmen Nachtigallen.
 Darum singst du hier ein Lied verführend,
 Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
 Sähest du auf einem harten Stumpfe,
 Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
 Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
 Würst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:

Gal ich wette, hart und widrig klänge,
 Kühl und rauh, was deine Muse fänge.
 Wäre dort die Wolke losgebrochen,
 Hättest du dich ohne Lieb verkrochen.
 Hundert Dinge führen dir 's Gehege,
 Weisen deiner Phantasie die Wege,
 Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
 All dein Dichtertreiben find' ich nichtig.“
 Also spricht der Nationaliste,
 Der den Dichter heimlich hat belauert,
 Stolz er sah auf dem Verstandesmiste,
 Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
 Dichter spricht: Wenn Vögel, Blumen, Winde,
 Und das ganze liebe Lenzgestude
 Meinem Liebe helfen, wird's ihm frommen,
 Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
 Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
 Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
 Rauh umkränzt von einem Rabenwolke,
 Oder auch von Hagelschlag umwettert:
 Säng' ich! und in meinem Liebe schalten
 Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
 Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
 Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
 Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
 Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
 Und bald empfängt er eure Huldigungen;
 Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
 Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
 Immer noch ist's kein Gedicht,
 Wenn um den Gedanken nicht
 Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
 Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
 Was sie wecken, Lust und Leid,
 Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
 Wie Thoneisenklapperstein,
 Mag das Wort gemeistert sein,
 Ist es doch nur dürres Plappern.

Irthum.

Was ihr Bild nennt unverständlich,
 Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
 Wo der Geist nicht ein Symbol
 Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
 Das die Diven zwinget ein,
 Zaubermächtig, es ist kein
 Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
 Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
 Kann den Kranz sich dauernd heften;
 Kunst ist keine Kameradschaft.

Nächst du deinen Ruhm in Scherben
 Mit dem Mist der Schmeicheleien,
 Wird er übernacht dir sterben;
 Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
 Wenn er dir auf Dornenwegen
 Und nach heiß vollbrachten Werken
 Ueberraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
 Zugvogel Poesie,
 Singt jeder andern Ton,
 Und andre Melodie.

Strichvogel hüpfet und pfeift
 Und pickt von Ast zu Ast,
 Und höchstens einmal streift
 Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund! bleib im Land
 Und redlich nähere dich;
 Es wagt um Fabelband
 Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
 Von Meer und Stürmen fern,
 Die Sehnsucht ist Betrug,
 Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
 Du Flattrer, meinen Flug
 Und Zug verstehst du nicht;
 Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
 Und bleib auf deinem Ast,
 Wenn keine Ahnung du
 Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahr,
 Und Narrenmelodei,
 Daß hinterm Ocean
 Auch noch ein Ufer sei.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemüthskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
 Begaunst zu hadern und zu rechten,
 Kann dir der kleinste, stillste Wurm
 Im Herzen wecken einen Sturm,
 Wie einst in jenen Frühlingstagen,
 Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
 Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
 Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Küh! herbftlicher Abend, es weht der Wind,
 Am Grabe der Mutter weint das Kind,
 Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
 Den Prediger, der fo rührend spricht.
 Er gedenkt, wie fromm die Todte war,
 Wie freundlich und liebvoll immerdar,
 Und wie fie das Kind fo treu und wach
 Stets hielt am Herzen; wie schwer dies brach.
 Daß grausam es ist, in solcher Stund'
 Die Todten zu loben, ist ihm nicht kund,
 Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
 Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
 Es regnet, immer dichter, herab,
 Als weinte der Himmel mit, auf's Grab,
 Doch stört es nicht den Leichensermon,
 Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
 Die Todte hört der Rede Laut
 So wenig als: wie der Regen thaut,
 So wenig als das Rauschen des Winds,
 Als die Klagen ihres verwaisten Kindes.
 Der Priester am Grabe doch meint es gut,
 Er predigt dem Volk mit Kraft und Gluth,
 Verwehender Staub dem Staube,
 Daß er an's Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
 Troß aller Gaukelei der Frommen,
 Daß mit dem Leben vor dem Grabe
 Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
 Die Erde sei nur Uebungsstätte,
 Nur Voltigirbock sei das Leben,
 Auf's Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdenrunde
 Wird Jeder bald schon hier, zur Stunde,
 Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
 Sein Kößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
 So über'm Wasser hinzuschweben,
 Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
 Einladend, seine leckern Speisen.
 Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
 Die feinsten Fischlein zu entdecken,
 Sein treues Auge sieht bei Zeiten
 Am Strand den Jäger lauernnd schreiten,
 Und plötzlich unter taucht der Rab',
 Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab,
 Und taucht erst fröhlich wieder auf,
 Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
 Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
 Wie schlafgriffne Augenlieder,
 Den Augenliedern gleich des Raben,
 Der nach genossnen Meeresgaben
 Am sichern Fels, im Sonnenschein,
 Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
 Ihr lasset leben manchen Mann;
 Und morgen schon denkt keiner dran,
 Ihm eine Freud' in's Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pöreatl euch brüllen,
 Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
 Doch keinem ist der Muth bescheert,
 Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segenssprüche,
 Wo nicht mein Herz beglücken will;
 Zum bösen Wunsche bleib ich still,
 Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
 Doch lachend wogte das goldene Feld
 In lustigen Sommerwinden,
 Das Uebrige würde sich finden.

Die Kößlein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten sie zu versinken
Auf Todte zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Säule nicht wissen,
Dafß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh;
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir homerische Zeilen,
Wie die Helben sich tapfer zertheilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Kings tobte die Rache um Helena's Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Rutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Thurm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?!“

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Nocke,
Schneegeflüßer, Flock an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber Alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligthume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Tubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräther.

Zieht ein Jäger, heimbesessen,
Doch es schnüffelt noch sein Bündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen:
„Schlaf' nicht!“ ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer.“

„Leg' wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, sammt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde.“

„Jude, wolle dich befehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren.“

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher that's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: nichts zu handeln?“

„Nimm mich an zu deinem Patzen;
Nebst dem Angebind, dem werthen,
— Gott gesegnet's dem Befehrten —
Läßt du dich an Wein und Braten.“

Drauf der Jude spricht, der ächte:

„Laß mich nie und nimmer taufen.

Wollt ihr nicht Gewänder kaufen

Für die Dirnen, für die Knechte?“

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,

Jude noch im Herzensgrunde,

Schwerer als des Bündels Pfunde;

Wählt euch was von meinen Stücken!“

Doch er sieht den Bauer scheiden,

Und sein Bündel schürt er wieder,

Müde senkt er drauf sich nieder,

Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen

Schlaf und froher Traum befallen,

Eine Stimme hört er schallen,

Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“

Ruft Messias, näher, näher. —

Wandrer finden den Hebräer

Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,

Werde meinen Hammerschlägen

Hart, geschmeidig, scharf, du Degen,

Daß dich froh der Reiter schwingt!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen

Helle Funken ausgetrieben,

Sollen bald von deinen Hieben

Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,

Unkraut wuchert auf zu Wäldern,

Steuern wachsen auf den Feldern

Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben

Still verwahrlost, sanft verwüstet;

Wie er seiner That sich brüstet!

Alles hängt voll Spinnweben.

Hal nun fährt der Krieg dazwischen;

Klafft und gähnt erst manche Wunde,

Gähnt man feltner mit dem Munde,

Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
 Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
 Weil der Tod zerreißt die Larve,
 Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
 Frische Luft der Wahrheit wehen,
 Lobte werden auferstehen,
 Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stillk des Lebens ward verträumt,
 Das beste Glück hab' ich versäumt,
 Die Winde sausen durch die Stoppeln,
 Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
 Ich ändre drum nicht meinen Muth,
 Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
 Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
 Gestanden einmal in der Schlacht,
 Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
 Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
 Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
 Das Glück, mir feindlich allerwegen,
 Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
 Die erste Kugel hingestreckt,
 Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
 Mein Weib treulos mir's Bett verborben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
 Schon sind die Blüthen längst verweht,
 Der Sommer reißt die Felder schon,
 Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
 Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
 Und riefest aus der Ferne du
 Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Ueberraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenthimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuths düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Hal ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem gränzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,*)
Stürme auf dem Oceane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Ortane,

Sind die Wecker mir des Muthes,
Der das Schicksal wagt zu fordern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Fassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Bonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Kauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Sich besetzt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

*) „Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österrreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Jüdling der letzteren nennen.“ Lenau an Schurz, Baltimore, den 16. Oktober 1832. Vergl. Schurz I, 80, 196.

Auf der glatten Muschelbiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keine künst'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abarund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Krystallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmutz
Pflüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Ueberstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Ueberwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängniß will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterseide,
Jetzt rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nah'n und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Barge eines Schwermüthigen,
der sich selbst den Tod gegeben. *)

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erb' umkreisen,
Die hängste aller hängen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermuth trunken,
Und in den Wiederhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durch's Haar dem todtten Kinde.

Die Kösslein all' zerpflücken
Und zu die Neuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölfe im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
Aufstürmen und zerschellen,
Im Sturm die Wäwen jagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

*) Der Dichter Johann Mayrhofer, geb. 3. November 1787 zu Steyer im Traunkreise Oberösterreichs, der sich in Wien am 5. Februar 1836 in einem Anfälle von Schwermuth aus dem Fenster stürzte und nach vierzig qualvollen Stunden am Genickbruch starb. Sein intimer Freund Franz Schubert ist sein Componist.
Lenau.

O Möbenschrei und Schwanen!
 O menschliche Gedanken
 Vom Leben ew'ger Dauer,
 Hört ihr des Liebes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
 Nur abgebrochne Halle,
 Ein ahnendes Besinnen
 Raam auf des Liebs Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
 Ach, würde uns zu hange,
 Wir stünden schmerzlich träumend,
 Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
 Und sang es fort beklommen;
 Dies Herz hat ausgesungen
 Das Lied, und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlornen Schlacht,
 Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
 Es spürt das Ross die warme Fluth.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
 Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
 Sonst stöß' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gefellt,
 Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig in's Gesicht,
 Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
 Drum thut mein früher Tod mir leid.“

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
 Und sterben muß ich hier so bald!“

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
 Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt.“

Und lauernd auf den Todesritt
 Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie theilen kreischend unter sich:
 „Den speisest du, den du, den ich.“

Welke Rose.

In einem Buche blättern, fand
 Ich eine Rose welk, zerdrückt,
 Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
 Sie einst für mich gepflückt.

Ah, mehr und mehr im Abendhauch
 Verweht Erin'nung; bald zerfliehet
 Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
 Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
 Durch Jerusalems Gefilde;
 Weinend trat er auf den Boden,
 Wo einst wallte Jesus Christus,
 Und die Lippen senkt er küssend
 Auf den Grund, der Ihn getragen,
 Alles Erdenleids genesen
 Fühlt sich hier der fromme Pilger;
 Mit der Bürde seiner Sünden
 Sind die Lasten seiner Sorgen
 Sinter ihm in's Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
 Anders wehen ihm die Lüfte,
 Wie erquickend und geheiligt
 Sind die Züge seines Odems!
 Wunderbar bewegte Hauche
 Säuseln durch das Laub der Bäume,
 Gleich als hätte hier die Erde
 Ihn noch immer nicht vergessen,
 Der hier einst geliebt, geduldet,
 Und am Kreuz für uns gestorben;
 Gleich als rauschten holbe Mähren
 Sein Gedächtniß durch die Wipfel,
 Frohe Kunden, Festgesänge,
 Göttlich leise Traditionen,
 Von den Blättern, welk und sinkend,
 Zugerawscht den frischen, grünen,
 Und von Blüthe hin zu Blüthe
 Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
 Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
 Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
 Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
 Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
 Eh der Tod den seinen dir beschieden.
 Als Gedanke ist der Geist das Licht,
 Wärme ist im Herzen er als Liebel
 Was nicht sein, versalle dem Gericht,
 Lust und Schmerz — es sterbe und zerstücke!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
 Und es zuckten Wetterscheine,
 Brausend jagten schon die Boten
 Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
 Schöne Nonne, sahst du beben,
 Und ein Baugen dich erfaßte
 Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
 Schnittest du sie schnell vom Strauche,
 Eh der Sturm sie kann entblättern
 Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
 Rosen flattern weithin, irre;
 Deine blüht noch eine Weile
 Scheinlebendig im Geschirre.

Theilte sie nicht, schnell verglühend,
 Lieber solche Frühlingsloose?
 Schöne Nonne, still verblühend,
 O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter *) todt.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
 Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
 Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
 Daß alle Götter huldvoll es empfangen;

*) Pauline Kaltenbrunner, Frau des Dichters Karl Adam Kaltenbrunner.
 Zennau.

Doch als sie weinend will den Segen sprechen
 Zu ihres Herzens heißem Ueberwallen,
 Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
 Den Mutterleib, die Opferchale brechen.

Die Albigenfer.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudenlaale
 Durch's Tanzgewühl, durch die Gestaltensucht,
 Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
 Und weidet sich an seinem süßen Strahle.
 Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen,
 Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
 Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
 Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
 Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
 Und still, bist du so schön! — was soll ich stehen:
 O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwankeu,
 Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
 Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
 Das süße Wort: „Ich liebe dich!“

Die Bauern am Tiffastrande.

Thörichte Freunde des todtten Alten,
 Fahrend in ausgeleierteu Gleisen,
 Tanzend nach verklungenen Weisen,
 Möge dies Währlein euch unterhalten.

Warme, lebendige Lüfte wallen
 Ueber dem schönen Magdarenlande,
 In den Gebüschén die Nachtigallen
 Singen entzückt am Tiffastrande.
 Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
 Holen vom Lenz sich flüchtigen Ruß,
 Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
 Welche der Mond warf über den Fluß.

Brausend vor Freude, münden die Quellen,
 Und das lenzbezauberte Land,
 Weil es nicht blühen kann unter den Wellen,
 Blüht es hier doppelt als üppiger Straud,
 Weil es nicht singen kann unter den Bogen,
 Singt es dafür hier doppelt so laut,
 Liebestönen, schmachtend gezogen,
 Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
 Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
 Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
 Stimmen die Geigen bereits im Rachen,
 Stoßen an's Land und eilen zur Schenke;
 Weil so laut das heischende Rufen,
 Springen die Wirthe schon mit dem Getränke
 Ueber die finsternen Kellerstufen.

Um den Tisch sitzen die Alten,
 Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
 Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
 Geht das köstliche Weizenbrod,
 Und sie führen behaglich zum Munde
 Feurigen Wein, tiefdunkelroth;
 Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
 Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
 Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
 Braten und Schinken, warme und kühle,
 Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
 Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Heil wie die Geigen singen und klingen!
 Heil wie die Hämmer des Cimbals springen
 Ueber die Saiten frisch auf und nieder,
 Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
 Himmell wie jauchzen die Geigen so helle,
 Schmetternd schreit Clarinette, die gresse.

Weinendes Klagen, Freudengeficher
 Schüttern im schroffen Wechsel die Lust,
 Sezen gewaltig, fest und sicher
 Ueber des Mißklangs drohende Klust.
 Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
 Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
 Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
 Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Bursche tanzen im Saale,
 Schwingen empor die hurtigen Weiber,

Werjen empor die blühenden Leiber
 Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
 Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
 Nach der Musik beschleunigter Weise,
 Wie der wirbelnde Strom den Rahn,
 Wie ein Rosenblatt der Orkan.
 Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
 Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
 Als die beliebte „Werbung“ erklungen,
 Uralt immer willkommne Klänge,
 Nie vergessne Ahnengesänge.
 Was, längst Asche, ruht in den Gräbsten,
 Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
 Von den Todten klingt in den Lüften
 Freudenvermächtniß den späten Söhnen.
 Wie gebannt von den Geistern der Alten,
 Wollen nichts Neues hören die Bauern;
 Und der Zigeuner muß ausbauern,
 Darf nicht wechseln noch innehalten.
 Also tanzen sie Stund' auf Stunde
 Immer zur alten beliebten Weise,
 Bis die Zigeuner, mild' zum Grunde,
 Heimlich sich winken und — spielen leise.
 Doch die Berauschten merken es nimmer,
 Hören des Liebes Volklang noch immer.
 Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
 Hallt und verhallt die lustige Werbung;
 Bass und Flöte, Cymbal und Geigen
 Haben sich stille hinaus verloren,
 Doch der Musik und des Weines Thoren
 Hören sie immer noch, springen den Reigen;
 Springen ihn, bis der Sonnenschein
 Strahlend bricht durch die Fenster herein
 Und der Wirth rings „guten Tag!“
 Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
 Weithin das lachende Mährlein fliegt
 Von den Thoren, die immer noch sprangen,
 Während schon längst, erschöpft und versiegt,
 Ihre Musik war heimgegangen.

Waldlieder.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
 Wo unten still das Räthsel mordert,
 Und auf in Grabesrosen lodert;
 Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
 Mit himmlisch duldender Geberde
 Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
 Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
 Flog scheu zum Wald zurück der Wilbe;
 Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilbe,
 Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir an's Herz mich legen!
 Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
 Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
 Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
 Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
 Durch die mir leuchten deine Blitze,
 Den trüglichen Verband gerissen.

II.

Die Vögel fliehn geschwind
 Zum Nest im Wetterhauche,
 Doch schleudert sie der Wind
 Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
 Ist in's Gebüsch verkrochen;
 Manch grünend frischer Ast
 Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
 Mit rothen Blitzesfahnen,
 Aufspielend wirbelt, pfeift
 Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich gerathen,
Springt auf an Bäumen wild,
Bervlistend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmetteru.

Der Regen braust; nun schraub
Das Thal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stöße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingebrungen,
So fürcht' Erinnerung,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladue werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schooß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugenbliche Frische,
In ahnungsvoller Stille
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Thautropfen auf den Spitzen
Der dunkeln Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todesfuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
 Daß Gott sich ihr vermähle,
 Fühlt schon den Odem wehen,
 In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin
 Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
 Was die Stürme wehen,
 Was die Donner rollen
 Und die Blitze wollen,
 Was die Bäume sprechen,
 Wenn sie brechen,
 Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterlust
 Wirft im Sturme hin
 Sein Gewand Merlin,
 Daß die Lüfte kühlen,
 Blitze ihm bespillen
 Seine nackte Brust.

Wurzelsäden streckt
 Eiche in den Grund,
 Unten saugt versteckt
 Tausendfach ihr Mund
 Leben aus geheimen Quellen,
 Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
 In der Sturmnacht her und hin,
 Und es sprühn die feurig salben
 Blitze, ihm das Haupt zu salben;
 Die Natur, die offenbare,
 Traulich sich mit ihm verschwisternd,
 Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
 Klaffen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
 Stille ward die Nacht;
 Heiter in die tiefsten Gründe
 Ist der Himmel nach dem Streite;
 Wer die Waldestrub verstände
 Wie Merlin, der Eingeweihtel

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
 Nicht die schwaufsten Halme nicken,
 Jedes Blatt, von Mondesblicken
 Wie bezaubert, stille steht.

Still die Götter zu beschleichen
 Und die ewigen Gesetze,
 In den Schatten hoher Eichen
 Wacht der Zauberer, einsam sinnend,
 Zwischen ihre Zweige spinnend
 Heimliche Gedankenetze.

Stimmen, die den Andern schweigen,
 Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
 Hört Merlin vorübergleiten,
 Alles rauscht im vollen Reigen.
 Denn die Königin der Elfen,
 Oder eine kluge Norn
 Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
 Ihm an's Ohr ein Zauberhorn.
 Rieselnd hört er, springend schäumen
 Lebensfluthen in den Bäumen;
 Vögel schlummern auf den Nestern
 Nach des Tages Liebesfesten,
 Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
 Lauschend hört Merlin entzückt
 Unter ihrem Brustgefieder
 Träumen ihre künft'gen Lieder.
 Klingend strömt des Mondes Licht
 Auf die Eich' und Sagerose,
 Und im Kelch der feinsten Moose
 Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
 Sein Rauschen eingestellt,
 Die Vögel sitzen und träumen
 Am Aste traut gefellt.

Die ferne schwächige Quelle,
 Weil alles andre ruht,
 Läßt hörbar nun Welle auf Welle
 Hinstüßern ihre Fluth.

Und wenn die Nähe verklungen,
 Dann kommen an die Reih'
 Die leisen Erinnerungen,
 Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
 Ist alt und allbekannt;
 Doch diese Wehmuth, die herbe,
 Hat Niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmilden Blätter,
 Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
 Summt dort an der Blüthe mit mattem Eifer;
 Sie auch ließ vom sommerlichen Getöse,
 Eingeschlafen vielleicht im Schooß der Blume.
 Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
 Still versiegend ist in die Luft zergangen
 All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
 Traurig laßt die Stätte, wo einst ein Duell floß;
 Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
 Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüsse,
 Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
 Alles still, einschläfernd, des dichten Mooßes
 Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhig;
 Müge hier mich holder Schlummer beschleichen,
 Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen,
 Und die Waffen entwenden meines Zornes,
 Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
 Sich in ihre Tiefen hinein erinn're,
 Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
 Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
 Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
 Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
 Wunderthätiger Freund, Erlöser des Herzens!
 Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
 Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
 Für die leiseren Genien des Lebens,
 Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
 Die Gedanken, bewaffnet, als Victoren,
 Schreckend und verschüchtern lieblichen Zauber.
 Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
 Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
 Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
 Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
 Wie ein Gesang der Urvwelt, Sehnsucht weckend,
 Daß ich süß erschüttert erwacht' in Thränen,
 Und noch lange hörte den Ruf der Heimath;
 Blicke davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
 Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
 Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
 Zitternd schon im Purpurscheine,
 Hier im leuzergriffnen Haine
 Hör' ich noch die Liebe schallen.

Rosend schlüpfen durch die Nester
 Muntre Vöglein, andre singen;
 Rings des Frühlings Schwüre klingen,
 Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
 Trinken Vöglein aus der Quelle,
 Keins will unerquickt zur Stelle
 Seinen Tagesflug beschließen.

Wie in's dunkle Dickicht schweben
 Vöglein nach dem Frühlingsstage,
 Süß befriedigt, ohne Klage
 Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
 An den Quell der Liebe sinken,
 Einmal nur die Wonne trinken,
 Der die Seele zugeschnachtet,

Wie vor Nacht zur Fluth sich neigen
 Dort des Waldes durst'ge Sängler;
 Gern dann schließ' ich, tiefer, länger,
 Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
 Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
 Sein welches Laub ihm abzuschmeicheln;
 Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
 Die Zeit der Liebe ist verklungen,
 Die Vögel haben ausgesungen,
 Und dürre Blätter stuken leise,

Die Vögel zogen nach dem Süden,
 Aus dem Verfall des Laubes tauchen
 Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
 Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
 Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
 Daß alles Sterben und Vergehen
 Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

RICHARD SCHMIDT,

in Commission

Verlag

der Buchhandlung

von

Größere

Lyrisch-epische Dichtungen.

Verlag der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

von

der Buchhandlung

Zenau.

Alara Hebert,

ein Romanzenkranz.

Cisteron.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen, liebervollen,
Wonnigen Provencerthale!

Heißer glüht der Fuß der Sonne
Auf den blumereichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säufeln hier die Schatten.

Boller tönt des Donners Stimme,
Und die Sterne blinken heller;
Rascher blüht die Frucht und reiset,
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Thränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Schauer wehren,
Daß er ihm das Herz durchdringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde leben.

In dem nächtlichen Meviere
Scheint der Tod sich zu ergehen,
Und den Leben nachzustimmen,
Die sein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefte.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längst verblichnem Glanze
Herrschten hier von ihrem Schlosse
Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende sinken!

An den Thürmen, steil und plötzlich,
Hebt sich eine Felsenmasse,
Eine Herberg' für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer StraÙe.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
Steht ein Häuschen, einsam, wilste,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen
Ward der Tempel zum Gefängniß,
Wo die Tyraunei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängniß.

Ludewig, du böser König!
Richelieu, du arger Priester!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüthen.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
 Hebt sich jenseits von den Auen,
 Und die Wellen der Durance
 Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
 An den mondbeglänzten Riffen,
 Und von räthselhafter Wehmuth
 Fühlt der Wanderer sich ergriffen;

Denn er hört im ruhelosen,
 Immergleichen Wellenschlage
 Ewig an die Sterne tönen
 Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
 Alles Leben! — doch von wannen? —
 Doch wohin? — die Sterne schweigen,
 Und die Welle rauscht von dannen.

Eistéron, das Städtchen, schlummert,
 Nur im Schlosse lassen Worte
 Dumpf und eilig sich vernehmen,
 Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
 Dort hinauf zum Felsenhaufe:
 Waffenknechte sind es, führen
 Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
 Heiß durchrollt von Königsblute,
 Edler Sproß vom Stamme Wasa,
 Ach, wie mag dir sein zu Muthe!

Heldenjüngling, der du kämpfdest
 Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
 In verrätherischer Fremde
 Mußt du als Gefangner schmachten!

Spricht man so im feinen Frankreich
 Hohn des Gastes heil'gem Rechte,
 Daß den freundgesinnten Fürsten
 Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
 Glänzen ihre Mordgewehre;
 Aber nicht des Polenfürsten
 Stolz und schnell verwischte Zähre.

Auf dem steilen Stufenpfade,
 Eingehauen dem Granite,
 Heben sich in schein'ger Bindung
 Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
 Da den Pfad hinaufzuwallen,
 Beugend sieht er seinen Schatten
 In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
 Und er hört im Niederlauschen
 Immer leiser dort die Schluchten,
 Leiser die Durance rauschen.

Horch! ein Lüftchen aus den Auen,
 Wo die Nachtigallen singen,
 Kommt dem Armen nachgeflogen,
 Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
 Wie ein Kind, das frohbehebende
 Einem Bettler, wenn er scheidet,
 Naheilt mit der milden Spende.

Und sie klimmen immer höher,
 Nur noch ihre Tritte schallen;
 Still ist nun der Wasser Rauschen,
 Still das Lied der Nachtigallen.

Tobesruhe deckt die Höhen,
 Die verlassen Felsenklippen;
 Kein Gesträuch und keine Blume
 Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der selige Abend.

Schnell versammelt um die Felsen
 Haben Wolken sich und Winde,
 Um den neuen Gast zu grüßen,
 Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgeloschen ist das Mondlicht
 Und der Sterne helles Flimmern,
 Durch die enge Fensterspalte
 Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
 Zu die dunkle Ferne nieder,
 Und es flattern seine Locken
 Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines seligen vor allen,
Als in Martignes er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die stürmerprobte
Genueßliche Galeere,
Luftig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreud,
Scheidet von der frohen Meuge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Lünten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieulich war der Lüfte Säufeln
Nach dem rauhen Sturmestosen;
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Straube, schmuck und wirthlich,
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Kings im Lande ob der Blüthe
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzens Wunderglüte.

Laut mit ungestümmer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher;
Doch sein Muth wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirthin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwinden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Krüge.

Seine Seele wird ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bängen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirthin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle,
Raum zu ihm hinaanzublicken
Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermuth
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Voll des Muthes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke,
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig bringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
Mit verschwiegenem Gefühle;
Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenfühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten sie verrathen,
Was die beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
Sie auf ihrem schönsten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und sie flüstern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß sie ihm auf weiter Erde
Die alleinige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
Ist der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüthen
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß.

Jener Abend war entschwunden;
Doch mit jedem Morgenlichte
Sah Johannes im Gefängniß
Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
Die er sah auf seinen Wegen?
Hauchten diese Blumen nie noch
Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich Jemand
Abgeschmeichelt jeder Stelle
Eine freundlichere Miene,
Seitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
Ob ein Geist es heimlich liebe,
Ungewärtig, ungesehen,
Kann es Jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verborgen halten,
In die Pflicht des Pagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe, angetrocknete Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Raum erwacht der Tag im Osten
Und der Schwalben frühes Rufen,
Eilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Ueber Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflückt sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Kunde;
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Theuren mengen ihre
Thränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Klärchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimatlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Fenster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenpenden.

Still und schlichtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß sie nicht Verräther würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebeud,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angesicht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedtes Wort geendet,
Und des Prinzen blüstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen sind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelsalle. —

Weiche Provenzalenlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Runde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den Einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Klärchens Better, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Flehn bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Prevotalwacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt herausgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, höhnische Gesichter
In den Kerker auf die Weiden.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilber Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Kingsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschossnen Strahlen.

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Kauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blicke zuden
Sehn die Beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammpfeil zu wehen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, unraset von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen
Zum Gefängniß aufzuklettern?

Michelieu's geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Thaten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Kuechte kühuster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
Auf bequemer Felsenfläche,
Daß des Gräuels nahen Ausgang
Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfrohlodend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht sein,
Und zur Freude des Ministers
Dies des Polen letzte Nacht sein!“

Reich an Haffe ist der Priester,
Dessen mag manch Grad ihn loben;
Doch des Hasses herbste Fülle
Rocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Oesterreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigener Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Doch daß unsrer That Geheimniß
Kein Berrätherohr belausche,
Liegt der Wache ganze Rotte
Eingezecht im tiefsten Rausche.

Surtig schleudern in den Kerker
Wir die tohen Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landsmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Freund wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Sal dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unsrer Hände;
Und der wilthet heut so närrisch,
Daß er's selber glaubt am Ende!"

Hastig schreiten sie nun aufwärts,
Kommen zu den Kerkerthoren;
Doch es ging von dem Gespräche
Nicht in Wortchen auch verloren.

Dem des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte abuen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Sachte sind sie nun getreten
In das Haus, die Schwefelbrände
Aus dem Dunkel still zu holen,
Und entzündten sie behende.

Märchen weckt den Better schleunig,
Der in leichtem Schlummer ruhet,
Hält die Hand ihm, daß er schweige,
Bitternd auf den Mund gedrückt.

Chanteraine ist schnell und leise
Schon zum Fenster angekommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Braud hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entschlossen:
In den bodenlosen Abgrund
Stürzt der Bösewicht erschossen.

Wütend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Lammelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara, lebst du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Raß mit Blick und Händen
Spürend nach dem theuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlig
Ist die jungfräuliche Büge,
Und in bleicher Todes Schönheit
Zeigen sich die holden Büge.

Loße sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Brust gedrungen
Ist der Dolch des Mordgesellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raschen Wellen.

Und ein stilles, starres Lächeln
Ruht so hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle sie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die süße Sehnsucht,
Sinzusterben für die Liebe;

Sinzuschlitten alles Leben
Mit dem einen süßen Worte:
„Dir!“ — wie stürzt das Blut so freudig
Durch die aufgerissne Pforte! —

Doch der alte treue Marko
Wartet ohne Raft noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernste Süden,
Die der höchste Nord geboren,
Seiner Kunst geheimste Kräfte
Werden jetzt von ihm beschworen.

Wonnehebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe;
Seine Seele zittert zwischen
Alara's Lieb' und ihrem Grabe. —

Endlich hebt sich ihre Wimper:
O du Seligster von allen!
Freudeschluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte treue Marko
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunst ist deine Gnade,
Die vom Tode sie gerettet!“

Alara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudejähren,
Dem zu Liebe bald auf immer
Sie geschlossen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
 Das vom Tode war besungen;
 Ein jungfräuliches Erröthen
 Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botschaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
 Trägt ein Häuflein Bauersleute,
 Was der Herbst mit vollen Händen
 Ihn auf Flur und Garten streute.

Neben schwer beladnem Wagen
 Läßt der Mann die Geißel knallen;
 In der Bäurin feinem Korbe
 Wird das schmucke Obst gefallen.

Mit Geschichten, frohen Possen,
 Und nun wieder mit Gefängen,
 Suchen sie sich wegzustehlen
 Ueber ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
 Und sie stehen, und sie schweigen,
 Und neugierig nach den Reitern
 Aug' und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
 Brausend gleich empörten Wogen,
 In noch nie gesehnen Trachten
 Kommt die Schaar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
 Rufen die erstaunten Bauern;
 Doch mit Staub die Rosseshufe
 Ihnen schnell den Mund vermauern —

Es ist Christoph Gonsiewski,
 Von Smolensk der Wojewode
 Der mit seinen Reitgefährten
 Manches Ross gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
 Schmachten in den Kerkermauern;
 Wladyslaw, sein treuer Bruder,
 Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
 König auch im Schwedenlande,
 Ist empört in tiefster Seele
 Ueber Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

Zu dem Schlosse zu Saint-Germain
Schnauben schon die müden Kneuer;
Vor den argbetroffenen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonsiewski so zu reden:
„Wladyslaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
Seinen Bruder freigesprochen,
Soll an Euch und Eurem Lande
Blutig sein die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
Euch an Spanien zu verrathen,
Ist nur eine schüßle Lüge
Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
Von der Kirche grimmstem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Nistet dieses Ungeheuer! —

Oestreich, Spanien und Italien
Werden sich an Polen halten,
Eure Macht und Johannis Kerker
Schnell mit einem Hiebe spalten!“

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeschämnet, starrt zur Erde
König Ludwig, und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
 Das der Prinz nunmehr bezogen,
 Harrt der Wagen lange Reihe,
 Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunstgeschmückten Treppe
 Stehn die königlichen Gardien,
 Dem Andrang des Volkes wehrend
 Mit dem Stoß der Hellebarben.

Johann Kasimir, gebleichet
 Von des Kummers langem Drucke,
 Stieg herab, seit lange wieder
 Heut im vollen Fürstenschmucke.

Auf dem Haupt die sammtne Mütze;
 Um den Busch des Reihers braunten,
 In vielfache Schnur gewunden,
 Große helle Diamanten.

An dem sammtnen Oberkleide
 Weite Aermel niederhängen,
 Drauf das goldne Fell des Widbers
 Und die Demantkette prangen.

Der kostbare Persegürtel
 Trägt des Säbels Eisenbogen
 Mit rubinbesetztem Griffe,
 Den der Klingling oft gezogen.

Ihn umrauschen die Begleiter:
 Sully, Angouleme, nebst andern,
 Sagen ihm viel süße Worte,
 Wünschen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
 Muß auf jeder Stufe stocken,
 Unaufhaltsam strömt das Volk zu,
 Mit gutmüthigem Frohlocken.

In der Treppe tiefster Ecke,
 Hinter des Hatschieren Rücken,
 Hat ein Mädchen sich geschmieget,
 Auf den Zug hervorzublickten.

Eingebettelt in die Stelle
 Hat sie sich mit bangem Flehen,
 Daß sie dürfe nur noch einmal
 Unbemerkt den Prinzen sehen.

Also hat in schein'ger Demuth
 Klara Hebert sich verborgen;
 Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
 Für den Theuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
 Ihres Herzens lautes Pochen,
 Und wie manche heiße Thräne
 Aus den Augen ihr gebrochen.

Blötzlich hält Johannes inne,
 Forschend blickt er in's Gedränge;
 Doch nicht sieht er, die er suchet
 In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
 Ihm die Seele jetzt erfassen:
 „Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
 „Willst du mich im Glück verlassen?“ ---

Wie sie so ihn höret rufen,
 Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
 Und ohnmächtig liegt das Mädchen
 Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an seinen Busen,
 Hält Johannes sie umfangen,
 Mit unendlich süßer Wehmuth
 Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
 Ruht sein seliges Betrachten,
 Und es zittert seine Stimme:
 „Lebewohl!“ der Aufserwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
 „Eurem Schutz sei sie besohlen;
 Ehret sie, wie es der Freundin
 Biemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
 Dank' ich diesen zarten Händen;
 Und daß ich zur lieben Heimath
 Wieder mag die Schritte wenden!“

Rasch besteigt er seinen Wagen;
 Und den Prinzen segnet Jeder.
 Jetzt verliert sich in der Ferne
 Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
 Von des Glückes Zauberlanden,
 Wo sich ew'ge Freudenkränze
 Um die trunkenen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
 Kehren zu des Lebens Mühen
 Ohne Klagen wir zurücke;
 Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
 Klara nach der alten Weise;
 Nur ein seliges Erinnern
 An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter holder Miene
 Grüßet sie die frohen Becher;
 Doch am freundlichsten vor allen
 Füllet Einem sie den Becher.

Oft auch sah man, wie die Jungfrau
 Und der Krieger lange sprachen;
 Heinrich ist es, der gestanden
 Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
 Von dem schönen Fürstenjungen,
 Wie dem Stolzen nie das Unglück
 Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
 Seine Worte nie vergaßen:
 Wie der Prinz den bösen Hauptmann
 Chantereine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Troße
 Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,
 Ihm den Säbel abzufordern
 Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
 „Ich bin Johann, Prinz von Polen!
 Küßet ihn nach meinem Schwerte,
 Mag's dein König selber holen!“

Feig verzagend vor dem Klühen,
 Sucht der Hauptmann seine Rotte
 Zu Gewaltthat aufzustacheln
 Mit Befehl und scharfem Spotte.

Hal wie hat der Polenjüngling
 Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
 Hal wie ist er auf den Hauptmann,
 Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
 Taumelte zurück, erschrocken,
 Wie der Sturmwind auseinander
 Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
 Klara's Busen sich erhoben;
 Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
 Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
 Froh und freundlich tagesüber,
 Wenn sie endlich kann allein sein,
 Ist sie Abends um so trüber.

Ist ihr auch das Glück der Liebe
 Wie ein Traum vorübergegangen,
 Werden doch in stiller Sehnsucht
 Täglich blässer ihre Wangen.

Oft in heitern, schönen Nächten,
 Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
 Wandelt Klara, sein gedenkend,
 An dem Strand mit leisem Weinen;

Hörchet in die Meeresweiten,
 In die stummen, regungslosen:
 Keine fernen Ruderschläge? —
 Keine Lieder der Matrosen? —

Wirft das Meer in trübten Nächten
 Seine Wellen an's Gestade,
 Wandelt Klara still und einsam
 Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom stillen Meere,
 Nicht vom Meere, sturmgeschlagen,
 Harret sie auch manche Jahre,
 Wird der Theure hergetragen.

Der Ring.

Zubelnd ist der Tag erschienen,
 Schwingt den Goldpokal der Sonne,
 Gießt auf Berg und Thal berauschend
 Nieder seine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglänze,
Trunken von den Strahlenglüssen
Saucht die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gesühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verrätherische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: --
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten, leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Rosen, Fremdlinge seit lange,
Kehrten schlichtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüßt und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter
Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen;
Nur wie leichte Nebel schleichen
Durch's Gestein Erinnerungen.

Als sie treten in das düstre
Und verhängnißvolle Zimmer,
Treffen die erstaunten Frauen
Crucifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
Harrt am Munde schon der Segen;
Auch der alte treue Marko
Gilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Klinglein
 Auf der stillen Herzenswunde,
 Das ihr scheidend einst gegeben
 Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
 Sah das Volk gar hell erglänzen,
 Mit prophetischem Gemahnen
 An das Grün von Myrtenkränzen.

Die Marionetten.

Nachtstück.

Erster Gesang. *)

Der Gang zum Eremiten.

Grau düstre Felsen sah ich trotzig ragen
 Aus eines Thales stillen Finsternissen,
 Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
 Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
 Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
 In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
 Kein Vogelsang, kein Bach, kein Walbeschauern,
 Kein Klage-ton entfährt dem finstern Thale;
 Nur stummes, unermesslich wildes Trauern.
 Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
 Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
 Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
 An seinen Nestern, windgefächelt, bebt
 Die Wolle eines Lamms in stummer Klage,
 Und des zerrissnen Blut am Boden klebt.
 Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
 Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
 Auf grüner Trift, erquidt vom Sommertage,
 Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
 Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
 Indes auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
 Vormordend Geierblicke niederstossen!

*) Gegen Ende 1831 gebichtet. Vergl. Schurz I, 135. Das ganze Nachtstück
 1832 in Amerika beendet. Vergl. Schurz I, 199.

Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
 Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen
 Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
 Hoch über Wälder, Thale, Felsenriffe
 Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
 Es zittert, wimmert; doch mit festem Griffe
 Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
 Die scharfe Gier des Mörders scharfer schlicke. —
 Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
 Und wilder immer ward des Thales Grund,
 Die dunkle Wiege der Melancholei.
 Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
 Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
 Und braust hinunter in den offenen Schlund.
 Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
 Das hohle Tosen in den Steinberliefen,
 Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
 Wie, trauernd nach verlorenen Paradiesen,
 Des Freundes Haupt an's Herz des Freundes fällt,
 Umarmen sich die ernsten Felsenriesen.
 Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
 War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
 Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt,
 Und fernher klang's von dumpfen Donnerschlägen.
 Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
 Des Eremiten, der mir trat entgegen.
 Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht;
 Der Sturm ist laut und plötzlich aufgeföhren,
 Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht. *)
 Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
 Der aber schreitet durch des Sturmes Nacht,
 Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
 Bald ist er mir begraben von der Nacht,
 Bald wieder glüht er auf im Wetterchein,
 Als hätt' ihn hell der Windstoß angefaßt.
 Nun schritt er näher und gewährte mein,
 Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
 In seinen Wildnissen willkommen sein.
 Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
 Durch des Gewitters wachsendes Gebrause,
 Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
 Und grüßte mich in seiner oben Klause.

*) Vergl. Schurz I, 178.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
 Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,
 Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
 Ich saß mit meinem wirthlichen Genossen
 Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
 Mich feierlich einladend, anzustoßen.
 Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
 Sing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
 Drauf wies er hin und sprach: „Ich denke dein!“
 Und plötzlich stürzten Thränen ihm hervor.
 Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
 Wie er im theuren Bilde sich verlor.
 Ich that auf's Wohl der Todten ihm Bescheid,
 Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
 Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
 Von ihrem Ernst geträufelt in den Becher.
 Der Eremit begann mit scheuem Munde
 Von einer schwarzen That und ihrem Rächer
 Zu geben mir die schaudervolle Kunde.
 Und wie er in's vergangne Leben schied,
 Riß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
 — Du, Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
 Und wappne mich auf den verwegnen Gang
 Durch's ungeheuer nächtliche Gebiet.
 Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
 Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
 Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
 Wie süße Nachtigallenlieder schlürfel
 Und wenn in's Thal mit grimmigem Frohlocken
 Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
 Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken:
 Dem Herzen sei's schwermüthiges Behagen,
 Wie Niedersäufeln welker Blüthenflocken! —
 „Graf Robert sehnte sich nach stillen Tagen,
 Er hatte viel sich durch die Welt getrieben,
 Des Lebens manchen heißen Kampf geschlagen.
 Im Herbst der Tage schwanden ihm die Lieben;
 Da wird die Freudenspur so still, so leer!
 Wohl dir, ist dann ein Kind dir noch geblieben;
 Dir fallen leiser dann und minder schwer
 Des Alters unvermeidlich bitter Loose,
 Dir weht es milder von den Gräbern her!
 Roberto klagt an manchen Hügel's Moose,

Erübhabernd mit den räuberischen Jahren:
 Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
 Geschieden von der Welt bewegten Schaaren
 Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
 Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
 Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
 Maria that in ihrer Morgenblüthe
 Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
 An Schönheit wunderbar, an tiefer Gilt,
 War selige Genüg' ihr stilles Leben,
 Daß sie den Abend ihres Vaters hütete.
 Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
 Stand ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüßte,
 Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingeeben;
 Von wannen einst in krieg'rischem Gelüste
 Der Ritter brausen ließ die blut'gen Fahnen,
 Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
 Dahin von seinen sturmbewegten Bahnen
 Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
 Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
 „Dort will ich meine letzte Thräne weinen
 Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
 Des Kindes Lieb in's finstre Antlitz scheinen!“
 So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
 Als mit Marien er die alten Mauern
 Bezog in diesem einsamen Gefild.“ —
 Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
 Zurück in der Erinnerung dunkle Nächte;
 Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
 „Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
 Entsprungen, mit dem tapfern alten Grafen
 Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
 Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
 Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
 Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
 Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
 blieb doch seit jenem süßen Augenblick
 Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
 Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
 Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
 Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
 Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
 Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
 Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
 Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
 Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
 Was ich an Thränen einsam auch vergoß.

Ein schnelles Jahr voll bitterer Boun' entwich,
 Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;
 Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
 Das Loos hatt' einen Andern ihr erkoren,
 Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
 An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
 Einst saßen wir am steilen Felsenhang
 Vor dem Ruinenschloß und überließen
 Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
 Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
 Maria's offnes Auge, tief und klar,
 Schien Seelen in den Abgrund auszugießen;
 Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
 Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
 Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
 Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
 Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
 In solchem Anblick sterben und versiegen.
 Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
 Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
 Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
 Da hört' uns plötzlich lautes Hundellaffen;
 Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
 Als wollten sie dem Wind ein Wild entrafen,
 Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
 Mit stolzem Wuchs, waidmännisch angethan,
 Die Faust um's schlanke Feuerrohr geschlungen,
 Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
 Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
 Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nah:
 Die Stirne brütend und gewitterschwül,
 Die Augen zwei gefangne Blicke brennen:
 Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
 Ein Räthsel, unerfreulich zu erkennen.
 Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden!
 Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.
 Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
 Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
 Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
 Ich sah ihr wechselnd Glücken und Erblassen;
 Und ich empfand in meines Herzens Grunde
 Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
 Ich will vollenden dir die trübte Kunde;
 Doch vor Maria's theurem Bilde nicht.
 Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!“
 So sprach der Eremit und nahm ein Licht
 Und ernst verließen wir das öde Haus;

Er sah mir recht bekümmert in's Gesicht,
Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Gesang.

Antonio.

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finstern Wolken glommen
Nur matt und scheu hervor die seltenen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmuth der Vergangenheit.
Ich that dem Alten schweigend und bekümmen
Durch seinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an so manches Grab,
Und allen Todten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich stille, gab
Gedankenvoller Wehmuth sich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinuern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
Wir sah'n die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,
Und endlich sprach er: „Dort am Fels erheben
Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
Dort wollen wir den Rest der Nacht verleben!“
Und schneller schritt mein leitender Genosß
Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
Der wie versöhnend die Ruin' umfloss.
„Hier,“ — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine,
Hier saß Maria, ich vergess' es nimmer,
Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,
Umspielt vom linden West, vom Abendschimmer.
Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
O Maienluft! o helles Abendlicht!
Warum habt ihr das arme Kind verrathen,
Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,
Daß ihre tiefsten Blicke auf sich thaten,
Daß ihre Reize all', von euch betrogen,
Unselig stegreich auf die Wange traten!
Wie heiß Lorenzo's Blicke sie umflogen!
Und, schwelgend in der Blüthe vollen Prangen,
Den holben Reichthum trunkenhaft erwogen!
Wie zauberisch Lorenzo's Lippen klangen!

Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
 Bald lähn und kräftig auf den Hörer drangen,
 Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
 Den Vater auch bezwang der Rede Kraft,
 Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
 Mir ward Roberto's Schloß zur Kerkerhaft;
 Ich stieg zu Noth in selber Nacht und sprengte
 Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
 Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,
 Ich konnte nicht die Gluth im Herzen mildern,
 Die heinlich und unlöschar mich versengte.
 Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanen Bildern,
 Bis aus der Heimath mir ein Bote kam,
 Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
 Wie der Verführer frech und ohne Scham
 Gar halb die Eide brach, die er geschworen:
 Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
 Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
 Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
 An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
 Und wie sein Blick, in's todt' Kind versunken,
 Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
 Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
 Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt;
 Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
 Raslos, wie durch den Wald der Jäger schraubt.
 Doch sah er stets die blut'ge Hoffnung schwinden;
 Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
 Er konnte nicht die Spur Lorenzo's finden.
 Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
 Prophetisch durch der Seele Finsterniß
 Die Sehnsucht nach dem fernen Felsenthal;
 Und was ihn erst in alle Fernen riß,
 Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
 Als wäre hier sein Opher ihm gewiß.
 Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
 Die rings umher getreue Freunde hatten:
 Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
 Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
 Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
 Der Wanderer sinkt in durstendem Ermatten,
 Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht;
 Vom Sand empor dann fährt der Frohbethörte,
 Und in die Nacht, die dunkle, stille, lauscht:
 So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
 Als ob er aus Lorenzo's Busen noch
 Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.

Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
 Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
 Des eignen Herzens einsames Gepöhl!
 Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
 Erweckt' er seine alten, treuen Knechte,
 Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
 Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
 Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
 Wahrheit und Traum in graustgem Geslechte.
 Die Puppen mußten spielen Zug für Zug
 Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
 Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
 Doch immer war das Spiel ein Klagen, Nichten:
 Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
 Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
 So lebte Robert manche Jahre lang;
 Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
 That keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
 Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
 Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
 Der Strahl, wie einst, mit röthlichem Verspäten.
 Roberto saß betrübt im Abendschein,
 Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
 Und hüllte in's Vergangne ganz sich ein.
 Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
 Und wie sein starrer Blick leibhaft vor sich
 Das Bild Lorenzo's in die Dämmerung baute:
 Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
 Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
 Der wunderbar genau Lorenzo glich.
 Es war Lorenzo's Sohn. Aus fernem Land
 War er gefolgt dem dunklen Trieb, zu reisen,
 Bis sich sein Pfad in diese Thäler wand,
 Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
 Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
 Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
 „Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!“
 So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
 „Geküßt dich nach meinem Kind, Berruchten?
 Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
 Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
 Maria ist von deinem Fuß verwest!“
 Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
 Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
 Beschwor die Wuth zu schneller Wiederkehr.
 Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
 Ist er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,

Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
 Umsonst betheuert Antonio's Schwüre,
 Es sei Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
 Um den er seine Eisenkette schnüre;
 Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
 Daß weiß und grau ja längst Lorenzo sei,
 Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
 Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
 Lorenzo's Züge waren mit den Zeiten
 Gealtert nicht in seiner Phantasei.
 Und in des Thurmes finstern Einsamkeiten,
 War nun Antonio's schrecklich Loos, zu schwächen,
 Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
 Roberto säumte noch ihn hinzuschlachten:
 „Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
 Soll dich die feste Kerkerwand unnachten.
 Die Frist sei dir Verbrecher noch gespendet,
 Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!“
 Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
 Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
 Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
 Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
 Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde;
 Da brach er auf und slog mit Sturmesseile,
 Daß er Antonio noch lebendig finde,
 Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrthum heile,
 Und das schuldblose Opfer schnell erlöse;
 Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne theile.
 Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
 Der Jugendschuld, als er dem Schloß genah't,
 Mit des Gewissens hämmernbem Getöse;
 Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rath,
 Wie er den Sohn entreiß' der Gefahr,
 Und selber nicht bezahle seine That.
 Ihm folgte schützend eine Waffenschaar
 Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
 Raub, wie der Rache thürmender Altar.
 Durch Nebel taucht' empor das blutigrothe
 Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
 Der schreckensvollen Nacht ein erster Bote.
 Der Wolken trübweissagendes Gewimmel
 Flog unftet über's Thal, die Winde trugen
 Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
 Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen,
 Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
 Einlaß gewährend knarrt in seinen Fugen.
 Ihr scheuer Tritt im eben Burghof tönte,

Wo alles einsam, still und finster lag,
 Durch's hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
 Die Waffenknechte lauschten stumm und zag;
 Lorenzo hört des Busens alten Wächter
 Stets lauter mit erinnerungsvollem Schlag,
 Und ihn ergriff, wie die gedungenen Fechter,
 Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
 Schnitt durch die Nacht ein höhnißches Gelächter;
 Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riesen.
 Schon sah Lorenzo, dem der Muth zerbrach,
 Die Nacht vom Blute seines Kindes triesen.
 Und zaubernd schritten sie dem Laute nach,
 Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
 Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
 Hier sah'n sie das phantastische Gepränge
 Der wunderlichen Marionettenblühne;
 Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
 So eben eifert der wahnwitzig kühne
 Poet, daß er auch strafe die Bethörung
 An seinem Helden und das Schicksal jähne:
 Und mit den Worten iuniascher Empörung
 Empfing den Todesstreich Lorenzo's Puppe.
 Jetzt fuhr der Alte auf, entzündt der Störung:
 „Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
 Soll wiederholet werden euch zu Ehren
 Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
 Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
 Doch wollet nur indeß Gedulden tragen,
 Und lustig erst den Willkommssbecher leeren!“
 Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
 Der Becher, den Roberto's Knechte reichten,
 Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
 Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
 Begannen ihren Tanz die Marionetten;
 Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
 Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
 Verhöht von Roberts tragischem Sermon,
 Mit plumpem Tritt — Antonio's Leiche treten.
 Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
 Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,
 Und mit Entsetzen stürzten sie davon.“ —
 So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
 Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
 Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
 Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
 Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
 Ob eines bösen Traumes wilber Tand? —

Und als ich aus dem Klippenthale schied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle heben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

— ❖ —

A n n a.

(Nach einer schwedischen Sage*.)

I.

Anna steht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet eigner Schöuheit trunken,
Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönstes Bild im Lande Schweden,
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so heller Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenpricht.

Liebes Wasser, sag', erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweisehend und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

*) Denau in Wien mündlich mitgetheilt von dem Schweden Karl August Hagberg (1810—1864), dem schwedischen Shakespeare-Uebersetzer.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend
 Anna, hab' ich dich erreicht?
 Fragt das Mädchen, freudig bebend:
 Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
 Die das Bild ihr abgelauscht,
 Sieht sich Anna schöner werden,
 Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
 Muß dies Bild denn auch vergehn?“
 Ruft sie, eitler Eigenliebe,
 Horch! die Winde tausend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
 Im empörten Wellenschaum;
 Und das Mädchen steht bekümmert
 Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
 Und am Ufer schwankt das Rohr,
 Aus den Weiden, freundlich nickend,
 Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
 „Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
 Würden deine Kinder holen
 Deiner Schönheit letzte Spur.“

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
 Ist der Kinder liebster Fraß,
 Ist der Kinder feinstes Futter;
 Schöne Jungfrau, merk' dir das!“

„Wag' es nur und kehre wieder
 Nach dem ersten Wochenweh,
 Komm und spiegle deine Glieder
 Dann im peinlich klaren See.“

„Komm und schau dann mit Entsetzen
 Deine Brüste, junges Blut,
 Gleich gezogenen Fischernezen
 Bitternd schwimmen in der Fluth.“

„O dann frage deinen Schatten:
 Wangen, seid ihr mein, so bleich?
 Augen mein, ihr hohlen, matten?
 Wenn wirst du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm' ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willst du heißen meine Braut?“

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felber,
Und nach dir ein krankes Herz!“

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land.“

„Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar.“

„Hier an diesen Rosenprosse
Häng' ich dir mein Ringlein auf!“
Sang's und schwang sich auf zu Kofse,
Sprengt' davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
Ringlein, mit dem Rosenreis?“
Anna nimmt's, die Hecken rauschen,
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne.
Durch den Blütenstrauch herein
Wiegt sich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
Steht das Mütterlein vom See,
Weint verstoßen, und sie flüstert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!“

„Von den Rosen hier empfangen
Hast du's Kinglein, und es droht
Bald den Rosen deiner Wangen
Dieses Kinglein bleichen Tod.“

„Folge mir!“ — Sie schreiten beide
Weite Strecken stumm und sacht
Ueber eine öde Haide
In der stummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl' stille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, ist's dein fester Wille,
Daß unfruchtbar sei dein Leib?“

„Willst?“ — „„Ich will es!““ und sie schleichen
Setzt die Mühlentrep' empor,
Feiernd stehn die Flügelspeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Kinglein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
— Spricht das Mütterlein vom See —
Würdest Sieben du gebären
In der schmerzenreichen Eh.“

Durch das Kinglein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte,
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Haid'.

Mütterlein jetzt freudig lüchert,
Steckt das Kinglein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Eilt nun Anna, fürcht't sich schier;
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen,
Auf der Haid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr in Schloß nicht lärmern,
Küsten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Klust,
Mancher Keuler ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stüd' Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Lieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offenen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
Geigenschall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrausen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die schöne Braut, beklommen,
Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmern
Hört sie von der Haidemühl'.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen
Spurlos, wie die Fluth in's Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen,
Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liebern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwiedern;
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei verschlossenem Riegel,
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Derue mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn;
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde nach
Jener bange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf;
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond heraus.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken,
Unstät wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Haide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verflürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sei uns gnädig!“
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging' es lebzig,
Keinen Schatten wirfst dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenstrahl,
Vor dem himmlischen Bergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jezzo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzt ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterpalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen --
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagenen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Noth und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!“

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Auger in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Meere wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur in Trostgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerrissne Band.

Und die Menschen schauernd kehren
Ab das Herz von Anna's Noth;
Ihre Busse nur zu nähren,
Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
Seit ihr Gatte sie verstieß,
Seit sie, Hen' und Kummers Beute,
Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
 Daß sein Fluch sie fortgeschwemmt,
 Daß sie mit gelöstem Haare
 Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
 Hat ihr Antlitz nie verfehrt,
 Aber bis zur Todtenbleiche
 Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
 Naht im Strahl des Abendlichts
 Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
 Mittheilvollen Angesichts.

„Anna, hebe dich vom Grundel!
 Komm, du hast genug geweint;
 Des Erbarmens milde Stunde
 Deinem Kummer auch erscheint.“

„Folge mir zur Waldkapelle!“
 Spricht der alte Eremit,
 Als des Abends letzte Helle
 Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
 Raum manchmal durch Baum und Strauch
 Zweifelt eines Sternes Flimmer,
 Stiller, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
 Finster wird es ganz und gar,
 Auf des Walds gewundnen Steigen
 Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
 Kommen sie an die Kapell’;
 Grabesstill sind ihre Mauern,
 Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
 Spricht der Alte: „Tritt hinein!
 Die du drinnen wirst erschauen,
 Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
 In die Waldkapelle tritt,
 Von den oben Wänden klagend
 Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lächelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar;
Sieben Kerzen steht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
Hängt die Lampe ohne Schuur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrissnes Tuch;
Keine Messe wird gesprochen
Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Setzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht:
„Meine ungebornen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?“

„Grausam frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!“

Und sie nickt, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm;
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
Und sie klagt und weint nicht wieder;
Der Einsiebel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Losen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er steht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todesbager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt' ihm auf sein Lager
Reise seinen goldnen Ring.

Als sein todt'es Weib dem Ritter
Sammt den Rosen wieder schwaub,
Nimmt er die bestaubte Zitter
Endlich einmal von der Wand.

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

M i s c h k a.

Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bobrog*) klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Frendig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Husaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Reze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Helbenweisen
Klingen weithin durch das Thal,
Hört durch des Liebes Pausen
Hellen Schlag von Rosseshufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen. •
Bald entschwinden sind die Lieder
Und der Waffen heller Schein,
Und es hört der Fischer wieder
Rauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Husaren!“

*) Bobrog und Tissa (Theiß), zwei Flüsse, die bei Tokay zusammenfließen. 2.
Genau.

Zwischen Freuden und Gefahren
 Hoch zu Rosse hinzuschweben,
 Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
 Und zu sterben oder siegen
 Für das Vaterland, den König!
 Ach, dem Fischer zieh'n die Tage
 Mit dem dumpfen Wellenschlage
 Arm vorüber und eintönig!“
 Also denkt in stillem Sinnen
 Dort der Fischer trübgemuth,
 Sieht des Stromes muntre Fluth
 Mondbestrahlt hinunter rinnen.
 Wie er starret in die Wellen,
 Malt die Sehnsucht ihre Träume
 In die schwanken lichten Räume
 Ihrem nächtlichen Gesellen,
 Und er schaut im Wellentanze
 Kriegesscenen mancherlei,
 Männer ziehn im Waffenglanze,
 Und es rauscht die Schlacht vorbei;
 Und ihm dünkt, ob aus den Tiefen
 Fernverworne Stimmen riefen,
 Kampfgetös, Trommetenklänge,
 Feindesflucht und Siegsgefänge. —
 Und der Fischer träumt noch lange
 Sich ein froh Husarenleben,
 Er vergift das Netz zu heben
 Und zu sehn nach seinem Fange. —
 Ferne reiten schon die Drei
 In dem Thale von Tokay.
 Sie verstummten allgemach,
 Still für sich ein jeder zieht,
 Lauscht den Stimmen, die das Lied
 Nies in seinem Herzen wach.
 Wie sie reiten, wie sie schweigen,
 In dem schönen Tokaythal,
 Bringen Winde Mal auf Mal
 Klänge her von fernem Geigen.
 „Eimbal Schlag mit Geigenklängen,
 Das ist Mischka, seine Bande!“
 Ruft der eine, und sie sprengen
 Schnell zur Schenk' am Tissastrande,
 Von den Rossen abgesprungen
 Sind sie schnell, und klirrend ein
 Treten die drei Reiterjungen:
 „Mischka, streiche! Wirth, gib Wein!“
 Manche Geige mag im schönen

Lande der Magyaren tönen,
 Doch im Land die Geige keiner
 Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
 Wohlgefällig trifft des Alten
 Blick die hohen Mannsgestalten,
 Ihre Schmucken, schimmerblanken
 Waffen und Husarenputz;
 Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
 Federbüsche drohend schwanken.
 Mischka steht von seinem Sitz,
 Schwingt den Wein zum Gruß empor,
 Aus den schwarzen Locken vor
 Führt ein froher Augenblick:
 „Die Husaren sollen leben!“
 Ruft der Geiger: „Krieg soll's geben!“
 Rufen die drei Schwertgenossen,
 Eilen mit ihm anzustossen.
 „Hab' in meinen Jugendtagen,
 Deneu ich nachhinke jetzt,
 Auch mein Reiterschwert gewezt,
 Eh die Kugel mich geschlagen,
 Focht in euern tapfern Schaaren;
 Mancher Franzmann mußte reisen,
 Dem mein scharf Husareneisen
 Zwischen Leib und Seel' gefahren!“
 Also spricht der Mischka heiter
 An die jungen Ungarreiter;
 Drauf er rasch die Geige nimmt,
 Scharfgenau die Saiten stimmt,
 Gibt dem Bogen noch des Harzes,
 Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
 Wirft er schüttelnd in's Genick,
 Drückt die Fiedel unter's Kinn,
 Und sein dunkler Feuerblick
 Winkt der Bande zum Beginn.
 Mischka voll und langsam zieht
 Ein uraltes Schlachtenlied,
 Das vor manchen hundert Jahren
 Klang versunk'nen Helbenschaaeren,
 Das mit seiner wilden Klage
 Aufgefacht den Kriegesmuth,
 Als die Ungarn ihre Tage
 Tränkten noch mit Türkenblut,
 Als sie speisten ihre Nächte
 Mit gehäuften Türkenleichen,
 Weil des Wahnes grimme Knechte
 Drohten allen Christenreichen. —

Schneller brausen jetzt die Töne,
 Kühner Herzen wilde Söhne;
 Ihren ungestümen Reigen
 Führen die verwegnen Geigen,
 Mitscha's Geige doch vor allen
 Hört man aus dem Kampfe schallen.
 Und des Cimbals Hämmer pochen,
 Bald wie Sturm hereingebrochen,
 Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
 Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
 Frühlingswinde in der Nacht
 Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten.
 Heiße Todeswunden kühlend,
 Mit dem Haar der Leichen spielend.
 Aber langsam, ernst und trübe
 In der Tiefe wühlt der Bass,
 Ob er dort den wilden Haß
 Grab an Grab im Boden grübe. --
 Hal wie tanzen die Hufaren,
 Echte Söhne der Magyaren!
 In der Freude Sturmeswogen
 Unaufhaltsam fortgezogen
 Von des Klanges dunkeln Mächten,
 Schwingen sich die Starken, Flinken,
 Hoch die Flasche in der Linken,
 Hoch den Säbel in der Rechten.
 Und den Reitern durch die Kehlen
 Strömt im Tanz das süße Feuer,
 Strömt der herrliche Tokajer,
 Wie das Lied durch ihre Seelen.
 Nach dem Takt der kühnen Weisen
 Klirrt der Sporen helles Eisen,
 Und im Takt des Tanzes fingen
 Lassen sie die Säbelklingen.
 Wie sie jetzt die Faust empören,
 Im Gebrauch aus alten Tagen,
 Und beim Schwertzusammenschlagen
 Haß und Tod den Türken schwören!
 Wilder stets Musik erwacht;
 Rasen die Zigeunerleute?
 Werden sie der Uebermacht
 Ihres Liebes selbst zur Beute?
 Horch, wie scherzend, horch, wie klagend,
 Und das Herz von hinnen tragend,
 Mitscha's Wundergeige waltet,
 Durch und durch die Seele spaltet.
 Diese hängen, diese süßen,

Zauberhaften Töne müssen
 In das Land der Schatten dringen
 Und die Todten wiederbringen.
 Dieses Zittern seiner Saiten
 Ist das Schwanken einer Brücke,
 Drauf zurück zum Erdenglücke
 Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten.
 Drauf der Helden Geister wallen,
 Treu der Heimath süßem Drange,
 Die bei dieses Liebes Klange
 In der Vorzeit sind gefallen;
 Und sie schweben und sie schwanken
 Um die Tänzer ungesehen,
 Ihnen an die Stirn zu wehen
 Flammenhelle Schlachtgedanken,
 Sie mit Träumen zu berücken,
 In die Vorwelt zu entzücken.
 Plötzlich stürzen die Huzaren
 An den Strand hinaus mit Macht,
 Und sie rasen in die Nacht:
 „Wo? wo sind die Türkenchaaren?“
 Hauen pfeifend in die Luft;
 Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
 Nur die Tissa ist noch munter,
 Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
 Und des Ufers Büsche sausen;
 Friedlich strahlt der Mond herunter.

Mischka an der Marosch. *)

I.

Von der Theiß, der Klaren, fischereichen,
 Ist der Geiger Mischka hingezogen,
 Wo der Marosch barsche Wogen
 Brausend durch beschäumte Klippen streichen.
 Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
 In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
 Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
 Rarg und selten nur sich weidet,
 Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
 Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
 Wenig brauchend kommt und geht
 Dieser fiedelnde Ascet.

*) Um 1835 in Stuttgart begonnen und wohl erst 1842 abgeschlossen. Vergl. Schurz I, 289 u. II, 106.
 Lenau.

Mischka's Hüttlein mit dem Halmendach
 Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
 Und vorüber wild und jach
 Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauschen Mischka's helle Saiten
 Unter diesen Halmen, die vor Zeiten
 Bei dem Klang der Lerchenlieder
 Auf dem Feld sich wiegten hin und wieder.
 Nicht allein an Schall und süßen Weisen
 Ist dies niedre Hüttlein reich zu preisen;
 Strahlen hegt es auch in Fülle,
 Wie sie aus den schönsten Welten
 Uns herüber, flüchtig, selten,
 Leuchten durch die Menschenhülle.

Mischka's treues Liebchen ruht im Grabe;
 Doch sie ließ zur Abschiedsgabe
 Seines Glücks ihm einen theuren Rest,
 Daß sein Herz sich minder härme;
 Wie die holde Sommerwärme
 Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Löhne
 Trägt hinaus der Abendwind;
 Vor der Hütte steht die wunderschöne
 Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendroth Gefüßte
 Ist vom leichten West umflogen,
 Und es flattert um der Brüste
 Melodiegeschwellte Bogen
 Ihres Haars gelockte Nacht;
 O, wenn diese schöne Brust erwacht!
 Dieses Busens keusche Wellen,
 Die noch Liebe nie empfanden,
 Selig, wenn sie einst entgegen schwellen
 Und an's Herz im Sturm der Liebe branden
 Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
 Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
 Und aus diesem Mund ein Flüstern fangen,
 Süß und wonneirr und zauberhaft,
 Daß der Cherub beim Gesang der Worte
 Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
 Bald doch, bald die Worte unter Küssen
 In ein süßes Leben sterben müssen! —
 Also glühen die Gedanken
 Durch die Brust dem Liebesranken;

Einsam dort am Waldesaume
 Harrt und lauscht er unterm Baume,
 Ob kein Ratseln aus dem Tannengrunde
 Ihm ein Wild verräth, zur Abendstunde
 Sachte auf den freien Ager schreitend,
 Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er stellt dem Liebesglück ein Zeichen:
 Wenn ich heut ein edles Wild noch schieße,
 Wird' ich meinen heißen Wunsch erreichen,
 Daß ich sie in meine Arme schließe.

Sieh dort eine braune Wohlgestalt,
 Ruhig kommt ein Hirsch dort aus dem Wald
 Daß der Jäger kann die Enden zählen:
 „Sechzehn! — sollen's ihre Jahre sein?
 Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
 Ha! er stürzt, halloh! nun ist sie mein!“

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
 Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
 Brausen wild im Edelhaus zusammen;
 Und die Tänzer schießen durcheinander,
 Um das Brautpaar, sturmgejagte Brander
 Auf dem Meer der Lust in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Gluth
 Eingefogen in ihr Blut,

Strömen den empfangnen Himmel wieder
 Den Magyaren in die Glieder.

Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
 Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
 Und im Fluge heller Liebesblicke
 Zünden sich die seligsten Gesichte.

Ha! Musik! wie waltet Mischka's Bogen!
 In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
 Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
 Jedes schöne Auge laut zu singen.

Ist die Braut auch schon entschleiert,
 Noch drei Tage, noch drei Nächte
 Wird die Hochzeit fortgefeiert
 Von dem freuderrüstigen Geschlechte.

III.

Während Mischka geigt im Edelhause,
 Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klausel.
 Mira steht allein und sinnend,
 Ihrem Vater eine Saite spinnend,

Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
 An der Thür, erstaunt, ein leises Dämmern.
 „Ach, wer pocht?“ so ruft die Maid beklommen,
 „Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
 Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
 Kostet ihm ein Scherstein sein Erbarmen!“

Doch sie hört um Einlaß Worte bitter
 Von so sicher weichem Klange,
 Mit so süßem Schmeichelzwange,
 Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
 Einen schönen Jüngling vor sich stehen
 Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht, ihr huldigend, die Worte:
 „Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
 Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darben,
 Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labekrug,
 Du nur, du allein bist ihm genug;
 Wund ist mir das Herz und nie vernarben.
 Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
 Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
 Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
 Ueberall gejagt von deinem Bild.
 Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
 Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
 Zieht es mich zu deinen Füßen nieder
 In den Schatten deiner Augenlieder,
 Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
 Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
 Peinlich scheint mir nun mein wildes Ross
 Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
 Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
 Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,
 Schleudernd blanken Schaum auf's Haidekraut,
 Und die Rossheerden jubeln laut.
 Wenn die Kerzen der Kapelle brennen,
 Und der Priester opfert am Altare,
 Bete ich von Gott, du Wunderbare,
 Namen nur, die deine Reize nennen.
 Dein gedenk' ich wachend und im Schlafe,
 Jeder Traum, von Liebesschmerz gebunden,
 Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
 Wie nach seiner Heinnath weint der Sklave!“

Mira spricht, indem sie hold erröthet:
 „Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,

Werd' ich sein glücklich immerdar;
 Täuschen sie, so hast du mich getödtet.
 Eines edlen Stamms du schöner Sprosse,
 Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
 Doch du mußt, hat dich mein Arm umfangen,
 Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!“

Wie im Land, von wauuen Mira stammt,
 Dort in Judien heiß die Sonne flammt,
 Süße Frucht mit schnellem Strahle reisend,
 Also urgewaltig, schnell ergreifend
 Ist in's Herz die Liebe ihr gedrungen,
 Weinend ist sie ihm an's Herz gesprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhause,
 Offen, mit Gepränge und Gebrause;
 Hier im Hüttlein still und schlicht, allein,
 Raum belauscht von einem Dämmerchein,
 Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
 Sterne nach dem Erdenhimmel senden.
 Hochzeit feierend, hat im Haus die Stille
 Mit dem Dunkel traulich sich verschmüßert,
 Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
 Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
 Vieles wird mit Worten süß begonnen,
 Und vollendet in des Kusses Wonnen.
 Und vorüber braust an Wort und Kuß
 Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
 Nur zuweilen ruhn und horchen beide
 Nach der Marosch ungestümen Wellen,
 Wie einst von der Paradiesesweide
 Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
 Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
 Je vergelten, Niemand ihr vergüten,
 Was in solchen unermessnen Stunden
 Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
 Der auch nicht, um den sie es empfunden.
 Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
 Wenn er unter Thränen, tausend Küßen
 Leiden und versäumtes Glück beklagt;
 Schmerz hat weh gethan, der Wurm genagt.
 Aber Mancher kehret nie mehr wieder,
 Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.
 Mira! herrliches Zigeunerkind!
 Schnell hast du geliebt, und welkst geschwind.

Er verrieth, verließ dich feigen Muthes,
 Weil die Liebe, die sein Herz verschönt,
 Ward in einer Schildei verhöhet
 Von den Adeligen seines Blutes.
 Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
 Ihn ein Bild, und das entreißt dir ihn,
 Weil's dich schmächt; auch hat er schon dahin
 Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
 Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
 Seinen altberühmten Wappenbaum:
 Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
 Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
 Neben solchem Baume, hehr und stolz,
 Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz;
 Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
 Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
 Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen
 Und an jedem hangend ein Zigeuner;
 Und zerstreut im grausen dürren Walde
 Sind viel schwarze Raben als Herald;e;
 Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend
 An den Wappen sich den Schnabel wehend.

V.

Mira wird mit jedem Tage blasser,
 In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
 Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
 Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
 Seines Kindes unglücksel'ge Triebe,
 Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
 Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
 Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
 Und so fand man sie, das starre, bleiche
 Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
 Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
 Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
 Mitternachts — die müden Knechte schlafen —
 Leise tastend schleicht der Pferdekenner,
 Prüfend Nahn' und Schweif, von Ross zu Ross,
 Bis sein Griff erkennt den schnellsten Renner,
 Drauf der Graf jüngst durch die Haide schoß;

Und er schneidet sacht mit scharfer Scheere
 Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
 Zu behaaren seinen Fiedelbogen,
 Denn es kommt die Hochzeit angezogen:
 Mischka hat, bevor er's Freie sucht,
 Still des Rosses Hufe noch verflucht.

VI.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
 Der Zigeuner frische Tänze geigen;
 Cymbal, Klinge hell vom Hammerschlage!
 Clarinette, schmettre in's Gelage!

Im Husarenwammis, vielfach gestickt,
 Mit verblichuem Golde reich gestickt,
 Und geziert mit mottenhaftem Brame,
 Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
 Und er spricht mit bückendem Verneigen:
 „Möcht' es Eurer Herrlichkeit gefallen,
 Eh' die frischen Tänze hier erschallen,
 Mich zu hören erst ein Solo geigen.
 Damit möcht' ich Eure Gunst erwerben;
 Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
 Schön ist's, Herr, so herzlich tief empfunden
 Daß vor Lust der Hörer möchte sterben.“

„Sei gewährt der Bitte,“ spricht der Graf,
 Den das Auge des Zigeuners traf,
 Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
 „Spiele, sollst dafür Lotayer trinken!“ —

Stille wird der Saal, wie Mira's Gruft;
 Alles hat um Mischka sich geschaart,
 Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
 Wie versuchend, sausen durch die Luft.
 Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,
 Und durch alle Herzen, schnell bemeistert;
 Seine Geige in der Freudenthalle
 Hat zur Nachegöttin sich begeistert.
 Frevler! horch! in diesem süßen Liebe
 Säuselt und verweht der Unschuld Friede; —
 Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?
 Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? —
 Jener Brautnacht unermessne Wonnen,
 Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —
 Stürmen hörst du der Verlass'nen Klagen;
 Hörst den Wurm an ihrer Blüthe nagen; —
 Horch, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
 Weinend dich durch alle Wälder sucht;

Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
 Bis sie todt zusammenbricht im Schilfe. —
 Furchtbar läßt der Alte deinem Lauschen
 Durch die Saiten die Vergeltung rauschen!
 Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
 Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
 Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
 Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

Von der Macht gejagt des Racheschalls,
 Eilt der junge Bräutigam zu Rosse,
 Sprengt in finst'rer Nacht aus seinem Schlosse,
 Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.
 Die Zigeuner leeren ihre Reige,
 „Gute Nacht!“ — Früh sieht ein Hirtentnab'
 Wischka stehn an seines Kindes Grab
 Und hinein verscharren seine Geige.
 Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
 Und fortan sah Niemand ihn im Lande.

J o h a n n e s Z i s t a .

Bilder aus dem Hussitenkriege.

I.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
 In der abendlichen Stunde,
 Alle Wipfel sind so stille,
 Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
 Um den Arm den Zaum geschlungen,
 Schlendernd senkt den Kopf sein Knappe
 In Gedankenämmerungen.

Blötzlich hält der Reiter inne,
 Wie erwacht aus einem Traume,
 Schreitet ab, und zieht den Degen,
 Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche
 Hat in einer Wetternacht,
 Ueberrascht von scharfen Wehen,
 Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreischen,
 Windsbraut war die Hebeamme,
 Und sie goß dem Kinde segnend
 Ueber's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
 Und ein hartes Heldenloos,
 Schlag der Hagel meiner Mutter
 In den schmerzgesprengten Schooß.

Donner war mein erstes Hören,
 Sturm mein erster Athemzug;
 Als ein rauher Wettersäugling
 Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
 Schwör' ich Rache deinem Tod;
 Huß! vom Blute deiner Schergen
 Wird es bald auf Erden roth.

Huß! so reich aus ihren Adern
 Soll das Blut zu Boden laufen,
 Daß es hundertmal dir könnte
 Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
 Soll die Erde schwarz sich färben;
 Wo ich einen Priester treffe,
 Soll er fallen, soll er sterben.

Nothgebeizt von Raucheswolken
 Soll des Himmels Aug' sich trüben,
 Weil sie dursteten solchen Frevel
 Ihm in's Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken
 Huß! von deinem Todesfeuer,
 Unauslöschbar; wie der Frevel
 Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
 Besten, den die Welt getragen,
 Schänd' verrathen, hingerichtet! —
 Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Rüste Böhmens
 Horchen meinem Racheschwören,
 Und die vaterländ'schen Blätter
 Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
 Schwert und Flammen und Geschloß,
 Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
 Stille! stampfe nicht, mein Ross!

II.

Frühling, schönster Held auf Erden!
 Woniglich sind deine Kriege
 Gegen starre Todesmächte,
 Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher.
 Deinem Walde zugeritten,
 Freudig tanzt der Staub zum Himmel
 Ueber seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
 Lenz, in deinen grünen Hallen,
 Laß ihm deine reinste Quelle
 Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
 Rühre deine süßen Flöten,
 Und entzünde Freudenfackeln,
 Pappeln an den Abendröthen;

Bette Moos für seine Mannen,
 Tränk' und flütre seine Rösse;
 Denn der Held, den du bewirtest,
 Frühling, ist dein Stammgenosse. --

In die Buche holben Namen
 Ritze hier verliebtes Härmen,
 Daß ihn Blüthenhauche küssen
 Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit“,
 Der sein Herz zu Thaten schwellt,
 Tief mit seinem Helmbenegen
 Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit
 Rache ist die starre Rüstung,
 Die er trägt auf seinem Gange,
 Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
 Seinen Leichenschatz ihr dar,
 Hussens Schatten sei der Priester;
 Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
 Hat der Wilde sich geschwungen,
 Und er sucht ein kurzes Schlummern:
 In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
 Haben sich um ihn gelagert,
 Bierig weiden schon die Rosse,
 Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
 Fröhlich in der Abendkühle,
 Es versinken ihre Panzer
 In des Mooßes weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
 Locken Schlummer auf die Wimpern,
 Und melodisch säuselnd, rauschend,
 Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziska's Auge blicket schläfrig
 Durch's Entspinnen eines Traumes
 Nach dem abendrothen Stamme
 Dort des alten Eichenbaumes:

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
 Ihren Blick in Eins zusammen:
 Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
 Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maierenlüfte
 Ueberstreuen Bart und Locken,
 Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
 Ob es Blüthen, Aschenflocken?

Mann und Rosß hier, schlummernd, weidend,
 Lenz, erquicke sie und stärke
 Sie zur heißen Heldenarbeit,
 Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
 Stürme zur Nachtgleiche melden,
 Hat dein Bruder Geistesfrühling
 Sich vorausgesandt den Helden.

Ziska ist erwacht; es duften,
 Klingen rings um ihn die Schatten,
 Gleich als wollten sie des Helden
 Zorn in weicher Luft bestatten;

Doch, zum Ausbruch schon gerüstet,
 Wecht er, stoßend in sein Horn,
 Aus des holden Lenzes Armen
 Seine Krieger, seinen Zorn.

III.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
 Ist glücklich dann zu preisen,
 Wenn vor sich er seinen Feind hat,
 Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
 Die er zweifelnd muß vertrauen
 Windeslaunen, Wetterlaunen;
 Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wilbbeherzter Böhme!
 Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
 Bürgen sind dir deines Wirkens
 Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergendend,
 Einen Tag hindurch geschlagen,
 Nächte in der Nacht und Kühle
 Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er seine Schaaren
 Auf den nachtverhüllten Pfaden,
 Um der Freiheit, seinem Liebchen,
 Aufzuspielen Serenaden

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
 Die er weiß so stark zu greifen;
 Pfaffenvolk und Fürstentnechte
 Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
 Ein Gewitter in die Schlucht,
 Nur zuweisen über's Thal weg
 Seht ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel,
 Um die Wagenburg, die Kasse,
 Die Geschir' im Winde rasseln
 Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
 Dieser schöne Blitz entfährt!
 Könnt' ich doch hier an die Tanne
 Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
 Zahle heim die Racheschuld,
 Brüder, köunt euch doch das Feuer
 Leuchten meiner Ungeduld!“ —

Ha! ein Blis, ein sonnenheller!
 Herrlich strahlen aus der Nacht
 Der Hussiten Schreckgestalten,
 Ziska's Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
 Aus des Himmels tiefster Brust,
 Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
 Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Köunt' ich fliegen wie die Wolken,
 Nachts in ungehemmter Eile!
 Köunt' ich auf verschauzte Sünder
 Schießen meine Todeskeile!“ —

Festgekoppelt stehn die Rosse,
 Stampfend im Gewitterregen,
 Manche Streiter, schlachtermüdet,
 Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gehlische,
 Singen Laboritenschöre;
 Ziska harrt des Morgenrauens
 Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauscht
 Ziska der verwandten Seele,
 Als ein Mann ihm naht behutsam,
 Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durch's große
 Herz dem Donnergotte wallen,
 Wenn er läßt die starke Stimme
 Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht,
 Glüht durch's edle Heldenmarrt
 Einem Mann wie du, o Ziska,
 Der so hast und ist so stark!

Aber süßere Wonne gibt es,
 Als sie wird dem Helden kund,
 Der, wie Wetter kalte Schloßen,
 Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne,
 Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
 Als du einst am Königs Hofe
 Lebtest in beglückten Tagen?

Königin Sophia sandte
 Mich zu dir und deinem Grimme,
 Daß ich in der Brust dir wecke
 Eine holde Friedensstimme;

Königin Sophia sendet
 Einen Gruß dir und die Kunde:
 Isabella, die du liebstest,
 Trauert sich um dich zu Grunde.

Als ich scheidend stieg zu Rosse,
 Sah ich noch die Edel dame
 Senkend ihr gebleichetes Antlit,
 Still verzehrt von Liebesgramme.

Eilend spornst' ich meinen Kenner,
 Denn die schönste Frau indessen
 Welket rasch und unaufhaltsam,
 Stirbt, wenn du sie hast vergessen.

Rehre heim, dir ist vergeben;
 Laß des Glaubens wilde Streiter,
 Nimm der Liebe sichern Himmel,
 Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Also flüsternd sprach der Bote,
 Scheu sich schmiegend an die Föhre;
 Ihm entgegnet Ziska leise,
 Daß es kein Hüssite höre;

„D sie sterbe! als das reinste
 Opfer sei sie hingegeben
 Für die Freiheit, der ich opfre
 Jede Freude, all mein Leben.

Isabella, Stern der Liebe,
 Sinkt! — meinem Pfade muß
 Leuchten nur des Zornes Fackel; —
 Bring' ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
 Eile, Bote, und entweiche,
 Weil du nanntest einen Namen,
 Der dich schützt vor meinem Streiche!"

V.

Gerne sehn wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Wöge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen drauß entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Räthsel,
Wie ein lächelnd Gottesiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ocean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluthen
Dieses Meers an uns heran,
In den ew'gen Geist hinunter
Reicht der stille Ocean.

Lieben kann ich Ungeschantes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was schön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück ist seinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In der Brust dem Blinden schlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er sie bekommen,
Doch der Wehmuth stilles Lächeln
Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrocknen,
In die Wildniß; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocken.

Ziska hat gen Raby's Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Hussens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, schreckenvoller
Wird sein Zorn der Welt sich melden.

VI.

Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnseele.

In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er scharf dem Vaterlande
In's geliebte Angesicht;

All' die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrüden
Eilt' er damals dem Gedächtniß
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zuerspäh'n
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Süßen lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blindel
 Er erkennt im Sturm der Luft
 Jede Waffe an der Stimme,
 Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
 Rauscht das Ringen zweier Heere,
 Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblieb,
 Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
 Sigismunds hinüberfahren,
 All die sächsischen Geschwader
 Sammt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden blinden Ziska
 Geht im Heldeurausch der Ohren
 Doch die klare Feldherrnrube
 Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Karavaue
 Durch die Wüste, sucht die Quelle;
 Horch! da rauscht auf grüner Matte
 Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklang
 Stürzen alle froh und eilig,
 Doch sie sollen hier nicht trinken,
 Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
 Die Dase sich zu eigen,
 Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
 Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
 Reichen, gottvergoff'nen Wonnen;
 Doch der Wilstendurst ist mächtig,
 Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
 Stürzen an den Quell die Sieger,
 Und sie trinken gierig, hastig,
 Wie das Blut der heiße Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
 Schürft noch einen vollen Zug,
 Um die Seele zu erfrischen
 Auf den weiten Scheidestug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziska's Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!“

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf offner Wiese.
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon vom Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollsten
Will des Hasses Gluth sich laben;
Drüben aber werden Todte
Von Verstümmelten begraben.

Wenn der lang und schwer Bedrückte
Freiheit sucht, so haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Wilde.

VIII.

O wie ward der Tod ein anderer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reize
Sterblichen verflünden soll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll;

Ober zeigte, mildsymbolisch,
Daß die Erdenlust zu Ende,
Löschend die gestürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber seine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise gibt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingssbrüder
Stauben oft auf einem Bilde;
Beiden, ach, so weit Verschiednen
Gleiche Bildung gab die Wilde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
 Fragen sollte der Beschauer:
 Ist's der Schlaf und die Erholung?
 Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
 Und das herb're Bildniß trug,
 Daß der Blick den Tod erkenne,
 Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charos sieht der Grieche
 Noch in späten, rauhern Zeiten
 Mit der dunkeln Schaar der Seinen
 Ueber das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
 Alte kommen nachgeschlichen;
 Und gereiht am Sattel sitzen
 Zarte Kinder, frühverblichen. --

Weiter kam er noch als Fiedler,
 Sein Gestude trat den Reigen,
 Und zu Lust und Tanz von himmen
 Rief sein Pfeifen, helles Geigen. --

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
 Auf die Opfer Speere schwingend;
 Ein Athlet, auf glattem Boden
 Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
 Ist zum Sensemann verbauert,
 Mäht den Menschen, einen Grassalm,
 Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Röder,
 Angelt er im Meer der Lust;
 Legt uns Schlingen als ein Vogler,
 Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
 Drohend, in's Verderben lockend,
 Auch dem Menschen wie ein Kobold,
 Irrwisch auf dem Halse hochend.

Gräßlich naht uns mit der Sense,
 Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
 Für ein mildes Lächeln hat es
 Keine Wange, keine Lippe. --

So in wechselnden Gestalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, schlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu ersetzen,
Seine Rüstung umgenommen;

Denn unwiderstehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der schwarze Helmbusch Ziska's
In die ew'ge Nacht hinaus.“

IX.

Finster sitzt, abseit vom Heere,
Ein Hufst im Walde dort,
Einsam in des Baches Rauschen
Murmelt er sein Trauervort.

Waschend in der Fluth die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte sterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule

Ziska liegt in seinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen sie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf schwarzen, weißen Rossen;
Alle hat er sie erschlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederschmettert und zerschellt,
Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
Feig und tückisch nachgestellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaist des größten Helben.“ --

Ziska tröstet die Betrübten,
Die an seinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd' ich sterben;
Doch die Thaten werden dauern.

Denn es wird in späten Tagen
 Unsern Leid- und Kampfgenossen
 Stärkend aus Hussitengräbern
 Trost und grüner Muth entsprossen.

Darum sollt ihr meinem Tode
 Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
 Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
 Keinen Todten zu beweinen?

Seid gehorsam, wackre Brüder,
 Meinem letzten Tagsbefehle:
 Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
 Hin mit heitrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
 Mit der Pest bin ich getraut;
 Furchtbar war Johannes Ziska,
 Furchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
 Hat kein Weib mein Bett geheilt,
 Sie allein, von deren Kusse
 Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Theil von mir noch immer
 In der Schlacht den Muth euch wecke,
 Spanneth lustig auf die Trommel
 Meines Leibes kalte Decke.

Ha! schon hör' ich Schlachten brausen;
 Fliehend geben sie die Sporen,
 Da den Feinden mein Vermächtniß
 Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
 Zu den Traum der Fieberhitze,
 Tummelt mitten in der Feldschlacht
 Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getödtet,
 Tödtet er im neuen Strauß,
 Alle, die schon längst im Grabe,
 Müssen noch einmal heraus

Ha! heraus! heraus! Husaren!
 Panzerdicke deutsche Reiter!
 Ziska solbt euch eure Tage
 Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
 Tief der Himmel Böhmens fallen,
 Daß der Feinde Blut in grellem
 Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
 Tief den Feinden in's Gedärme,
 Daß vom Frost des harten Winters
 Sich das Eisen göttlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
 Gab ihm seine Augen wieder,
 All die Pfaffen, Fürstentknechte
 Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
 Bis die letzte Kraft geschwunden,
 In der Schlacht ein Held verschwendend
 Unversehrt, unüberwunden.



Dichterischer Nachlaß.

Die „Gedichte“ aus demselben.

G e d i c h t e.

Protest. *)

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Mordhelmsörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reiß' ich das Königthum den Himmelsgaben,
Verlassner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Gluth,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Uebermuth,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten. **)

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Bülle,
Ist er vorweg schon halb gerathen
Und zugerichtet für die Hülle.

Wer besser schon sich dünkt und ächter,
Bloß weil er lebt, als ganze Schaaren,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schiltgen mag die Niedern, Krohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

*) Vergl. Schurz I, 194 u. II, 109. In Amerika gebichtet.

**) Vergl. Schurz II, 100.

Gefchieden von der schlechten Rottte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Roth- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt, und eilt für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüß' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Kammer
Verschlucken still vor seiner Thüre.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Lust von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es trauriglich zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat Keins das Blut nur aufgeschauert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten steuert
Des Alten Geist durch's Fenster dort.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
Von fern das Hemd des Geistes flattern,
Hört in der Luft die Enten schnattern,
Den Schuß — und kriecht in's Lämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Musikanten
Der Haibewind ihm zugebracht.

Seil lustig klang's im alten Nest
 Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
 Die Räuber tanzen tollen Reigen,
 Der Hauptmann hält sein Hochzeitfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
 Dem Räubersmann und seinem Schatz
 Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glanz;
 Die Lust vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
 Den todten alten Grafen spielend,
 Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
 Durch's Fenster feuernd sein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
 Er spürt beherzt in diesen Tönen
 Das warme Blut von Erdensthünen;
 Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
 Spielt nun der Hirte gern vor allen,
 Er läßt die Entensflinte knallen,
 Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trug
 Im Dickicht fustrer Adelsbräuche;
 Nun dient er als Pandurenscheuche
 Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Bursch.

Die Keuschen, Sittigstrengen, Tugendfrommen
 Sind lahm und lau, wenn's gilt den Strauß zu fecten,
 Wenn ihr Panier in's Blutgedräng' gekommen;
 Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
 Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
 „Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
 Er will es, daß sein Knecht hienieden leide.“

„Laßt nur die Taumler in's Verderben rennen;
 Ihr seht sie heut' frohlocken, morgen modern;
 Wie Branntweintrunkne schmählich selbstverbrennen,
 Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlobern.“

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
 O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
 Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
 Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Kömmler wird am Sacrament nicht irre,
 Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
 Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
 Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Kömmler Weisheit, fromme Zager!
 Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
 Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
 Und wahr das Herz des ungeschlachten Truppes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
 Ein Ungeheuer liegt in Schlangerringen;
 Trat Mancher drauf mit unverseh'nem Tritte,
 Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpeß, blödes Ungeheuer,
 Das Herzen frist und saugt Gehirne trocken,
 Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäufer,
 Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
 Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
 Kein blutend Herz dem Unthier mehr zur Aßung!
 Messias' Zorn! o komm', erschlag' den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
 Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöthen,
 Prophet hat uns das Völkerleid geschworen,
 Messias, daß du diesmal kommst zu tödten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
 Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
 Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
 Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum an's Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
 Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
 Wie 's Vogelneß im Lenz vom Baum zu pflücken,
 Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
 Mit eisigen Verstandes Hagelwettern;
 Und Gräbler nach des Kreuzes Wurzel graben,
 Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Die Trivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Baungewittern
 Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
 Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort über's Volk der Thoren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gefilde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je besiel,
In's Fleisch, in ihr verwesliches Aspl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz besetzt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt ausgähren mit Getreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirft's in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine berbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frohne schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Lüfte lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallsthränenfluth ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie blirres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'schen Blatte,
Daß eine Meze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brodblos, kleidlos, es brüht' ihn bitter.

Denn ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,*)

Das Nothgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Schon war der Arme fast in Noth verkommen,
Da hat die Meze sein sich angenommen.

*) Vergl. Karl Mayer, 2. Aufl. 1853. S. 180.
Lenau.

So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem Einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu theilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst und wie sie geht zu Grunde.

Kein Bannesblich kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmäbliche Unnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Censor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, sink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet:
Jeder weiß von ihm zu schwätzen,
Lauisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Taten.

Dieser Pöbel sagt es nie,
 Daß er über Poesie,
 Als die höchste Kunst von allen,
 Hat kein Urtheil hinzulassen.
 Eben weil ihm ihre Zeichen
 Altvertraut sind, dünkt ihm alt
 Und vertraut auch ihr Gehalt,
 Und er wird ihn nie erreichen;
 Ewig schließt für ihn die Pforte;
 Weil er im bekannten Worte
 Nur sein täglich Brod erkennt,
 Ist's für ihn kein Sacrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
 Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
 Reibt sich an seinem schönsten Baume
 Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
 Ohnmächtige Tröpfel
 Ich komme wieder und wieder,
 Und meine steigenden Lieder
 Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Recensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
 Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
 Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
 Ich sah ihn führen spitziige Lanzetten,
 Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
 Helioabaläisch Formen kneten.
 Ich sah ihn Unrath sammeln in Retorten,
 Er sublimirte ihn zu scharfen Wigen,
 Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
 Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
 In jenen drülben kocht die Galle,
 Dein Feuer brachte sie doch Alle
 In Wallung; gut, wenn es so bliebe!

Doch gehst entgegen du dem Leide,
 Wo Alles still wird um dich sein,
 Wo du dein Leid für dich allein
 Aufspielen wirst auf einer Saide;
 Wo du nach einem Wetterfchlage
 Hinausblickst von der trüben Fläche,
 Daß er auf dich herunterbreche,
 Damit doch Jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
 Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
 Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
 Pflözlich tanzt und feurig springt,
 Wenn ihm die Trompete klingt,
 Und davoneilt zur Standarte;
 Wie sich's stellt in Reih und Glied,
 Und das Bäuerlein im Bügel
 Fort muß mit verwirktem Zügel,
 Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
 Also trägt das deutsche Wort,
 Das von Meistern ward geritten,
 Als sie sich den Kranz erstritten,
 Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
 Jämmerliche Weltstatuten!
 Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
 Wasser nur auf lerge Bissen,
 In so schönen Frühlingstagen
 Mörderische Waffen tragen,
 Ohne Lust und Liebe springen,
 Wie des Drillmanns Worte klingen,
 Ueber Hecken, Bach und Graben,
 Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
 Stillstehn plötzlich ohne Ruck;
 Und an mir vorbei mit allem Guten
 Raucht das Leben, wie des Stromes Fluthen
 Dort am Brückennepomul.

Der Küras.

„Wollt Ihr nicht einen Küras kaufen,
Herr Husar! mein Herr Husar?
's ist doch besser im Küras kaufen,
Als im schleißigen Tuch, nicht wahr?“

Lacht der Husar dem Judengauche:
„„Hast du den Hasendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn sie mir kocht im Feuer der Schlacht?““

„Kauft den Küras! wie wär's doch Schade
Um den schönen gewicksten Bart,
Wenn er um eine schlechte Parade
Noch so schwarz schon würde verscharrt!“

„„Jude, kennst du Husarenhiebe?
Säbel und Schild und Küras zugleich
Führt meine Faust; Jud, schiebe dich, schiebe,
Sonst verkostest du meinen Streich.““

Und der Husar den blanken Säbel
Kreuzend und kreisend um's Haupt sich schwingt,
Daß es wie ein eiserner Nebel
Vor den Augen des Juden springt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Küras, helfst Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh, drei Feinde! bald sind sie hier.“

„„Ei, so komu,““ so ruft der Maghare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

„„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Küras werden!““
Und er gibt dem Kofse die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Kofse sinken,
Und der Jude blieb unverfehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
 Setzt den Juden jetzt der Huszar,
 Führt die Gefahren und Todesängste
 Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„Keinen Kürass mehr dem Huszaren!“
 Ruft der Huszar und reitet davon;
 Bitternd noch von den Todesgefahren,
 Zählt der Jud' die Dukaten schon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwaub
 Hinab am glatten Meeresrand,
 Um Schatten fernem Land zu schenken
 Und mit Gewittern es zu tränken.
 Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
 Und ruhig liegt der feinste Staub;
 Die Sommerluft ist schwül und matt,
 Und auf der Wasserfläche glatt
 Mag sicher hin die Spinne schreiten,
 Sie kann in keine Furche gleiten;
 Die Möwen taumeln träg und schlagen
 Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen haben dort und singen,
 Um Leben in die Luft zu bringen,
 Denn ist der Seemann müßig auch,
 Er liebt des Windes frischen Hauch.
 Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
 Das stille Meer, vom Wind verlassen.
 Sie singen froh ein irisch Lied,
 Wie dem Matrosen wohlgeschiebt,
 Wenn er die Fahrt mit Müß vollbracht,
 Die Münze rollt, die Dirne lacht,
 Die Fiedel . . . wehl ein hanger Schrei!
 Den Einen biß ein Hai entzwei.
 Dem Kameraden, der's erblickt,
 Hat Schreck und Wuth das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
 Sein Schreck ist in der Wuth verbrannt,
 Er springt an's Land und holt sein Messer
 Und stürzt zur Rache in's Gewässer;
 Die Andern starren vom Gestade
 Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo bist? komm an! — er taucht und dreht
 Die Augen rings und schwimmt und späht

Und sucht den grimmen Feind verwegen.
 Da schießt das Unthier ihm entgegen,
 Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
 Und stetscht nach ihm das Mordgebiß.
 Doch denkt er nicht der eignen Sache,
 Nur Rache seinem Todten, Rache.
 Tief in des Meeres Einsamkeit
 Und Dämmerung beginnt der Streit,
 Wild, athemlos, still; wer bezwungen,
 Wird stiller nicht, als er gerungen;
 Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
 Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande stehn die Andern harrend,
 Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
 Wohl Manchen mahnt's: o spring hinein,
 Laß deinen Bruder nicht allein!
 Doch Schrecken hemmt die kühne That,
 Und raunt ihm zu: es ist zu spat!
 Da sehn sie roth das Meer sich färben,
 Stets röther quillt's. — Wer mußte sterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
 Doch am Gebiß vorüber knapp
 Ist ihm der kühne Held geschwommen,
 Und sucht hauchunter ihm zu kommen;
 Er weicht und schießt und taucht hinab
 Dicht unter seines Bruders Grab,
 Bohrt ein den Dolch bis an die Hast,
 Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft.
 Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
 Wälzt seinen Leib das Ungeheuer,
 Und wendet ihn, den wüthend jachen,
 Dem Tapfern droht der offne Rachen,
 Darin vor grimmigem Erbittern
 Und Mordbegier die Zähne zittern;
 Der Mann entglitt zum zweitenmal
 Und morbend wütht der scharfe Stahl.
 Der Hai an ihm vorüberstunkt,
 Doch aus dem Schlund die Wuth noch blinkt;
 Wie sterbend ihn das Auge mißt
 Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Lust und Licht,
 Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
 Das Hurrah jauchzt, das Siegesgeschrei:
 Der starke Held bezwang den Hai! —

Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Uferstrand,
Und schlägt ein helles Lustgelächter,
Daß er das Unthier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpfen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpfen.
Seine abendbesonnte Heerde
Freut sich brüllend der üppigen Erde.
Schauen sonst Thiere mit dunklem Leid
Menschengestalt, hier sonder Neid
Blicken die wohlgewachsenen Kinder
Auf das unschönste der Menschenkinder:
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Heerde den Hirten beschauen;
Haben auch Kinder Phantasie,
Ist sie doch so gewaltig nie,
Wie von also plastischer Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trüchtige Kuh versehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle. *)

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Sie an's Herz sich endlich dürfen pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Der stille See.

Die Felsen rings bewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen,
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, saufend in der Schlucht,
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgefängt.

*) Vergl. Schurz I, 90.
Lenau.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
 Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub,
 Und unstät irrt das dürre Laub
 Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot,
 Doch unglücklich ist das Thal,
 Daß hin der holde Sommerstrahl,
 Und Alles großt und schmäh't den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht,
 Der Baum, der Busch, so todesmatt,
 Hält seufzend fest am letzten Blatt;
 Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüsch heraus?
 Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
 Das Sacrament ein Priester bringt
 Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Eil seltsam ist des Manns Geleit,
 Voran ihm schellt der Ministrant,
 Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
 Ihm eine Geiß, die mäckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
 Sie schreit ihn spöttisch kläglich an,
 Als rief sie: gib, frommer Mann,
 Die letzte Delung der Natur!

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht.

Durch einen schmalen Felsenriß
 Siehst du am Himmel Nacht und Bliß.

Am Klippenrand der lerge Strauch
 Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
 Ein Feuersplitter, dir in's Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
 Kannst du nicht schaun in deiner Klust;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
 Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
 Spät eingedenk, dem Bliß der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verblünden.

Ein Heimathbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Thier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und todt der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Laub,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimathlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaune
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungsblind
Dustend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel legte Grüsse.

Wie er trauernd an der Gränze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!“ empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußte auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umfungen,
Sah dein Lebewohl mir nachgellungen.

Der Fingerhut.

Gast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbiss'ner, doch wahrlich nicht geringer Wuth.
Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indeß du's Hütlein suchst
erschrocken,

Such' ich! worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein
besuchend,

Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufenen Fingerfluth!
 Als Egoist da würd' ich sprechen: das Hütlein schützt sie vor dem Stechen;
 Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger thut.
 Ich leg' an's Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und Pickelhaube,
 Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchbringer, gut.
 Doch bin ich keins davon und sage: Such' überall herum und frage:
 Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem Fingerhut,
 Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Einklang. *)

Um Mitternacht entstand dies Lied,
 Zwölfmal erklang das Glockenerz,
 Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
 Im dumpfen Strophensang
 Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschauzten Säge
 Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
 An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
 Ist meine Lust; und heut' in müß'ger Stunde
 Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
 Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
 Dank' mir's, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
 Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840. **)

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
 All deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

D könnt' ich hinter dir die Pforte schließen — hören,
 Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören!

Setz nah und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
 Daß mein Gedächtniß, müd, nicht folgen konnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stück
 Nachbellend folgt der Hund, und still dann kehrt zurück!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
 Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

*) Vergl. Schurz II, 60. — **) Vergl. Schurz II, 17.
 Senau.

Fahr' hin, unholbes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen Andre dir ein Lieblein Dankes stimmen.

Die Andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was Andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüstchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankesthränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Älgenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen;
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustrecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du gethan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zer Schlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwacheposten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann sein einhellig sich gebare
In deinem Segenspruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, in's Knie anbetend sinke,
Und nicht, was du verschuecht, zurück lieblosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für halb den Flammenschlag verkündet,

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!

Bum Jubelfeste des Erzherzogs Karl. *)

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1813.

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.

*) Vergl. Schurz II, 107—109 u. 112.

Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
 Vor dieses ernsten Auges Zornesgluthen
 Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
 Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
 Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
 Der frei in dieses Auge blicken kann!
 Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
 Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen
 Mit seinen Heldenschaaren, Heeresmeistern,
 Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern,
 Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen!
 Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
 Das Völkerverband vor seinem Todesschnitte!
 Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
 Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
 Galt seines Mundes ein Hauch, sein Wink, der Hand
 Beglückende — vernichtende Geberde.
 Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
 Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
 Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
 Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
 Der Leopard Britannias in's Meer,
 Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
 Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne.
 Hispania liegt zu meinen Füßen zahn,
 Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Rothburne
 Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
 Auf Lisbons Zinnen setz' ich meine Aare,
 Und Deutschland!“ — Halt! bei Aspern mußt du fragen,
 Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen,
 Dort zeigt sich's halb in blutigen Gewittern,
 Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
 Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt ächter,
 Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
 Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
 Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
 Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
 Doch Eines schmückt ihn schön, was dir gebriecht:
 In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
 Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
 Für sich die Welt gewaltig umzuroben.

Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden,
 Mit Herzensangst, mit Schmach und Noth beladen.
 Geharnischt ritten durch die bange Stadt
 Napoleons erles'ne Kürassiere,
 Die Erde bebte vom Gestampf der Thiere,
 Der Schreden sah an ihnen sich nicht satt.
 Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn,
 Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
 Furchtbar dahin in blauer Eisenschale,
 Des Kaiserheeres tödtlich bitter Kern.

Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht,
 Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
 Da stemmten Oestreichs tapfre Bataillone
 Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
 Sie standen still, geschultert das Gewehr
 Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
 Der Reiterschock auch plötzlich stille stand,
 Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
 Ob nicht in dieser starren Männerwand
 Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfangen.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
 Wie kernhaft und lebendig diese Schaaren,
 Denn Feuer! schallt's und Salvendonner schmettern
 Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
 Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
 Vor Freude hebt in dieser großen Stunde.
 Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
 Wo er die Seinen steht im Streite wanken,
 Im wildesten Getümmel hier und dort,
 Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgeanken;
 Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
 Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
 Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
 Da raffte Mancher letzte Kraft zusammen
 Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
 Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
 Zehnmal gestürmt, verloren und genommen
 Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
 Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
 Den besten Helden aller Zeiten gleich,
 Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
 In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,
 Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,

Im Qualme blitzt der Schüsse rother Schimmer,
 Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
 Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,
 Dem Vaterland zu brechen seine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauerul
 Sie lauschten dem Verhängniß von den Mauern,
 Ob ferner die Kanonenschüsse grollen,
 Ob tröstend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es still; die Lust muß müde sein
 Vom tausendstimmig wilden Todeschrei'n;
 Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wacht,
 Ein Stöhnen, auf der Walfstatt ausgestoßen
 Von wundgeschlagenen Menschen oder Rossen,
 Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
 Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
 Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
 Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
 Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
 Stymphalisches Geflügel hat vernichtet.

Er ist besiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
 Die Donau rettend nach der Inselbucht,
 Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht,
 Zu Füßen liegt ihm sein zerbrochener Wahn.
 Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
 Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
 Da löscht die Fackel aus im Windewehen,
 Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
 Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
 Er trug ihn eigenmächtig an's Gestade,
 Denn damals waren die Naturgewalten
 Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
 Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Hesa,
 Der auch wie er den Degen in der Hand,
 Und Gottes Geist im Haupt, für's Vaterland
 Mit solchem Helden rang und es gerettet
 Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
 Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
 Der stolze Feind erheben seine Macht,
 Aufwerfen siegreich seine Heldensahne:
 Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.

Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
 „Er ist besiegbar!“ unvergesslich Allen,
 Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
 Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
 O Karl, es war dein schönster Heldentag!
 O Oesterreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre:
 Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
 Im Stillen das Geschick; der Schreck der Heere
 Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
 Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
 Lebte einer, dem er freundlich wohlgethan.
 Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
 Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
 Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
 Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram zu seinem Theil gegeben
 Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
 Doch unverklimmert blieb der edle Mann,
 Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
 Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
 Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
 Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
 Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
 Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
 Noch eh sein Sterbliches dahingegangen.
 Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
 Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Mit meinen Gedichten.*)

(Baden-Baden, im Sommer 1844.)

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
 Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
 Wie bis in's Herz du schön, erkennen;
 Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!

*) Impromptu an Senau's Braut Marie Wehrend am zweiten Tage seiner Bekanntschaft mit ihr.

Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
 Wenn ich vom Glück, das mir entschunden
 — So schnell wie du! — die heitern Kunden,
 Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
 Die singend mir das Herz zerrissen,
 In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.*)

(In Ferdinand Hillers Album. Frankfurt, 20. Juli 1844.)

Wenn seine Sonne hat das Licht,
 Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
 Wo ist die Sonne für den Klang,
 Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!**)

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich heste!
 Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
 Ein wüßtes Jagen ist's von dem zum andern,
 Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
 Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
 Noch als derselbe frische Bursche kommen,
 Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
 So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
 Doch trägt uns eine Nacht von Stund' zu Stund',
 Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
 Und dessen Inhalt sichert auf den Grund,
 So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
 Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
 Und zu den andern Scherben muß es sinken.

*) Vergl. Schurz II, 180, 182.

**) Dies ist Lenau's vorletztes Gedicht, auf dem rollenden Silwagen zwischen Jernolbing und München in der Nacht des 18. September 1844, „vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte“. Vergl. Schurz, I, 275, II, 207.

Blick in den Strom.*)

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
 Das nie sich wiederfindet,
 Ist's gut in einen Strom zu sehn,
 Wo Alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
 Du wirst es leichter missen,
 Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
 Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
 Bis deine Thränen fallen,
 Und sieh durch ihren warmen Guß
 Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
 Des Herzens Wunde schließen:
 Die Seele steht mit ihrem Leid
 Sich selbst vorüberfließen.

*) Vergl. Schurz II, 194, 209, 212, 313 u. dazu 201. In Stuttgart am 25. September 1844 gedichtet. Vergl. „Die Jugendträume“ Seite 22. Genau.

Lyrische Nachlese.

Lyrische Nachlese.

I

Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien.

(Nach dem Polnischen des N. Woloj von Antoniewicz. *)

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr an's stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seid ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendstinn;
Nun säuselt Wehmuth mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie sind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abschied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Thaten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesstreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einst ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Blitz in der Gewitterschwülle,
Du Ritterschwert, sei des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'schen Heldenschaaren!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

*) Die einzige Uebersetzung von Lenau, zuerst gedruckt in der ersten Auflage seiner „Gebichte“ (1832); später wieder fortgelassen. Nicolaus Woloj von Antoniewicz war ein galizischer Edelmann, mit dem Lenau von November 1829 bis Ende Juli 1830 in Wien zusammen wohnte, und zwar anfangs in der Weiburggasse 922, dann in der Bollzeile 784 und zuletzt in der Singerstraße 891. Vergl. seine Mittheilungen über Lenau bei Schurz I, 94—98. Die innige Verbindung der beiden jungen Männer mag neben Lenau's allgemeiner Begeisterung für Polen auf Entstehung von Lenau's „Polenliebren“ eingewirkt haben. Vergl. auch Schurz I, 202.

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Thränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängst den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammere deinen Sohn! entlass' ihn nicht!
Der Freiheit Ruf schlug nicht an seine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort, mit Silberhaaren,
Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
Kehrst du vom Grabe um, und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
„Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
„Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
„Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
„Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
„Dies treue Herz, das bald wird stille stehen,
„Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut.“

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unsre Schaaren decken, eilen wir!
Der weiße Adler küßt seine Flügel,
Balb wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'schen Helbenschaa'n!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschunden,
Und theile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sei Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurrah! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonen Donner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit!

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
Zu ein Meer; den Bogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeräusche.

Dort am Hügel weiden die Schafe Weider
Traulichen Gemenges in einer Heerde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhab'nem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt listet der schnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Thäler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leier; doch im Triumph'e führt
Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zitrend die Stärkere dir entrisßen.

An Seneca.*)

Durch's enge Thal Nachts irret ein Wanderer:
Dumpf braust der Waldstrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühsam durch Gesträuch und
Bodenträgende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felsensohn trotz seiner Gewalt: nun stürzt
Zornschraubend sich der Rückgeworf'ne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

*) Dies ist eins der frühesten Gedichte Lenau's, der erst in seinem 19. Lebensjahre anfang zu dichten; in den beiden ersten Auflagen seiner „Gedichte“ stand es unter „Oben“, in den spätern blieb es ganz fort. Lenau hielt in seiner Jugend Seneca sehr hoch. Vergl. Schurz I, 51.

Erstorben sind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf seltne Momente nur
Der Asche des Gewölles einen
Funken, der spärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
Sturm sich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und jaget vorwärts, zu verschlingen
Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt in's Heimathland sich die Seele dir!
Wie suchst dein Aug', o Wanderer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Thales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich in's elysische Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles schläft, und über's Gesild der Ruhe
Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens
Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernsten Zügen des Gott's entringet
Holdes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
Qualen vergessen.

Blü' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die baaue Thräne sein holdes Lächeln
Nimmer verschuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüth', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
Von Unsterblichkeit du behorchtest, und ein
Sanftes Gefäusel

Durch dein mondversilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
Finden; — dreimal wellte der Palm am Grabe
Meines Geliebten!

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesgluth
An schönen Munds Korallenrand,
Die andre schwimmt auf Weinessluth
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut,
Und schleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirth, den Leib, gezehrt;
Bis jubelnd dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verwechselt der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt wie süße Musik sanftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüthen dahinscherzt,
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie theilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Loos, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.
Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung,
Blickt mir in's Auge so ernst und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir hebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
 Gaule nicht um meine Bahn!
 Deine Sterne sind gefallen,
 Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
 Seine Hand verwegen aus;
 Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
 In sein enges, kühles Haus.

Und ein Andrer hat errungen,
 Was der Erste nur gewollt;
 Hat die höchste Höh' erschwungen:
 Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
 Du sein Herz zum stolzen Plan,
 Da du schmeichelnd ihm verkündest
 Einen Welttheil unterthan?!

Ueber Völkern klirrt die Kette,
 Da sein Schritt nach Osten stürmt;
 Bang ruft eins dem andern: rette!
 Von der Schreckensmacht umthürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängniß,
 Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
 Schleudert ihn in's Meergefängniß;
 Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
 Hebt der heiligen Natur
 Kühn ein Forscher ihre Schleier,
 Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
 Ihm ein Mal der Ewigkeit,
 Enkel seine Gruft bekränzen; —
 Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Blicke,
 Das er nirgends finden soll,
 Kehrt ein Andrer seine Blicke,
 Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühete
 Hält sie wonnevoll umstrickt;
 Doch der Liebe zarte Blüthe
 Wird im Rausche bald zernickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
 Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
 Weisest du mit Trostesfächeln
 Mir des Todes Nachtrevier!

An die medisirenden Damen. *)

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
 Ahmt die Wange seiner Rosen Gluth,
 Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
 Wie das Herz des Frühlings mild und gut.
 Medisirt das Blümlein auf der Wiese,
 Seinem unverlorren Paradiese?
 Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
 Wenn sie beim Gebröhn der Frühlingswetter
 Bonmig rauschen und zusammen schauern?
 Gehst und lauscht und lernet Euch bedauern!
 Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
 Und im frohen Jugendreigen
 Rauben liebestrunken Maienlüfte
 Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
 Aber keinen guten Namen.
 Medisirt nicht, junge Damen!

Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
 Da begann in ihrem Blütenkranze
 Erst geheim zu zischeln, klug und leise,
 Doch bald laut die Schlange: Medisance.
 Und sie rümpften ihre feine Nase,
 Ekel zuckte mancher Rosenmund,
 Weil ein Name, wacker und gesund,
 Von dem Biß der Schlange ward zum Nase.
 Ist der Name krank, so laßt den Kranken
 Ungeneckt an euch vorüberschwanken,
 Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
 Mit des Frauenmitleids weichem Dele;
 Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Kunde
 Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbst eurer Tage,
 Ist in jedem Mienenzug zu lesen
 Des Verwelkens untröstbare Klage,
 Daß ihr nimmer seid, was ihr gewesen;
 Dann, ihr Damen, lernt vom Herbst die Wehmuth,
 Lernet die gedankenvolle Demuth,

*) Vergl. Schurz I, 317.

Nehmet mit Bedacht
 Euer Grab in Acht,
 Statt in Andrer Fehlern schönb zu tramen;
 Medisirt nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Böglein unbewußt
 Ueber Quas-Appas gift'gen See,
 Stürzt es schnell; die liebevollte Brust
 In verstummt in bitterm Todesweh.
 Ist dem Brodem eurer Kessel, Kannen,
 Fluthet Quas-Appas: Thee, Kaffee,
 Und es zog kein Name heil von bannen,
 Dessen Flug verirrt an diesen See.
 Klang der arme Flattrer auch
 Erst im heimathlichen Strauch
 Wie das Lied des Vogels rein und gut,
 Stürzt er todt in eure braune Fluth. —
 Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
 Noch vor Einem hüllet euch, ihr Damen:
 Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
 Diesem Schleichler, weichbesohlnen Diebe,
 Diesem Vampyr, der mit leifem Fächeln
 Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
 Wenn sie einnickt, aus den Adern ihr
 Saugt das Herzblut mit verstoffner Bier.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
 Im Gebirge schneit es;
 Ob der Schwarm in Thränen steh'
 Ueber all dein Breites,
 Uns wird kühl, langweilig, weh,
 Bringst du nichts Gescheidtes.

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiserst
 Und Thränenkünsterei, so hast du Recht;
 Doch hast du was von einem Henkersknecht,
 Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeisterst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
 Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zu Muth,
 So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut,
 Und zur Gesundheit nicht die Nothheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
 Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
 Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar;
 Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt,
 Und im Wind gewaltig rummelt,
 Ob's zu Himmel wollte fliegen
 Und im Flug den Nar bestiegen.

Und die träge Rinderheerde,
 Schauend solche Fluggeberde,
 Und die Gänse auf der Wiese
 Glauben: 's ist ein Vogelrieße.

Wisset, Gänf' und Wiederkäufer,
 Euer Vogelungeheuer,
 Laumelud dort am fernen Hügel,
 Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
 Schlagend, wenn die Winde streichen,
 Wenn sie rasten, stille passend,
 Doch das Niedere nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
 Ist ein Stein, ein glatter, runder;
 Grobes Korn ist seine Seele,
 Das er mahlt zu feinem Mehle.

Competenz. *)

Männer, welche eine Höh' erklimmen,
 Sind als Richter werth uns und willkommen;
 Ist es nicht die Höhe des Gefanges,
 Sei's die Höhe doch des Forscherganges.
 Solchen steht es an, ein Wort zu reden
 Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
 Mit Abgründen, Klippen, Eiseflächen,
 Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
 Solche mögen auch mit Recht verspotten
 In der niedern Marsch die Pöbelvotten.
 Wer mit Genssen eine Lust getrunken,
 Athmet nicht behaglich bei den Unken.

*) Vergl. Schurz I, 371 und II, 153, 157.

Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
 Wird des Bruders ruhnen Tritt verstehen;
 Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
 Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
 Aber alle Andern sollen schweigen,
 Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
 Schweigen sollen sie und sollen lernen,
 Wie man näher wandeln mag den Sternen.
 Scheu mit seinem Urtheil sich verschliefe,
 Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
 Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
 Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
 Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
 Kindisch messend an die Geister drücken!
 Und indem ihr mit der Krücke schaltet
 Und den Stecken in die Lüste haltet,
 Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
 Und ihr stürzt erbärmlich in die Pflütze,
 Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
 Hat euch umgeblasen unterdessen.
 Und es hinken weiter unsre Richter,
 Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
 Während hier und dort aus Iyrischen Tacken
 Ihre Lieder ihnen Märsche quacken.

Einem Forcirten.

Zu besiegen deine schwere
 Ungelenkigkeit,
 Bist du tanzen in die Lehre
 Gangen zu Sanct Veit.
 Und der wackre Meister bläute
 In den Leib dir ganz
 Seinen Rhythmus, und die Leute
 Lobten deinen Tanz.
 Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
 Jedes Glied verdreht;
 Drum wer tanzend nicht sanctweitelst,
 Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nacharbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
 Besser noch mir mag gelingen,
 Als ein Wort dir der Aesthetik,
 Will ich einen Rath dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
 Müd gelaufen deine Glieder,
 Zupfst mit wohlgemeintem Mahnen
 Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberhüselnd,
 Für die Welt geschwind noch richten,
 Hegelisch-ästhetisch nufselnd,
 Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Kumpfe
 Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
 Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
 Deiner abgebraunten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
 Keine hellen Kunstgestirne;
 Armer Kauz, du scheinst zu brennen
 Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
 Von den kritischen Bezirken,
 Leg' auf's Ohr dich, gön'n' dir Frieden,
 Dein Beruf ist Wertelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeist'ring,
 Ich brauche nicht, daß du mich invitirest,
 Daß du mit ekelnd süßer Lobesleist'ring
 Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Guter Rath.

Willst du richten
 Unser Dichten,
 Ob's geflattert
 Und geschnattert,
 Ob's geschwungen
 Und gesungen,
 Birg doch klüglich
 Unverzäglich
 Deinen Ungeschmack,
 Und verscharre
 Das Geschnarre:
 Deinen Dubelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
 Nahmst du dich noch aus erträglich,
 Hatteſt manchmal ein Gedänklein;
 Doch als Dichter biſt du kläglich!

Recensenten ſind faſt alle
 Obenleichtthindrüberhuſcher,
 Und die dümmſten mit Gelalle
 Auch verſificante Pfuſcher.

Kommt der Burſch in ſeinem Streitwahr,
 Unter tauſend Stümperängſten,
 Tief zu Eſel auf die Reitbahn,
 Dröhnend von arab'ſchen Hengſten.

Heil heil heil du krit'scher Bummeler,
 Zeige dich nun ſelbſt als Reiter!
 Zeige dich als feder Tummeler!
 Spornel peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörſt du's wiehern? hörſt du's ruſen?
 Doch dein Graugaul ſträubt die Ohren,
 Stampfend möcht' er mit den Huſen
 In die Erde ſich verbohren.

Und die Reiter nehmen's Kränzlein,
 Daß du ihnen gabſt zur Ehre,
 Und ſie binden's an das Schwänzlein
 Lachend deiner grauen Mähre.

Maſchelnd mit den Lorbeerbauchſchen
 Weitscht der Eſel ſich die Flanken,
 Unter Spottgelächters Mäuſchen
 Bricht er ſcheu aus unſern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
 Hat der Wind davongetragen,
 Lachend denkt man nur der Lyrik,
 Die dein Eſel aufgeſchlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
 Die du jüngſt ſo ſcharf geſcholten,
 Haben ſpottend jezt vor allen
 Schadenfreudig dir's vergolten.

Willſt du richten unſer Dichten,
 Laß die Verſ' im Halſe ſtecken;
 Sie zernichten dir dein Nichten!
 Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
 Immerhin zur Mühle gehen;
 Und als Schuster s'ick' die Sohlen
 Schlechtbeschlagen Renommiren!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
 Als Nachen ist der Ruhm bereit,
 Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
 Zu tanzen über'm Wellengrabe;

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
 Der Muth allein sei dein Gespann!
 Die Fähr' trägt nur einen Mann,
 Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
 Nimmst du, zu trotz'n der Gefahr,
 Von Ruderknechten eine Schaar,
 So müßt ihr allesammt versinken.

II.

Jugendgedichte. Gelegentliches.

Die Göttin des Glücks.*)

Was rauscht durch diese Pappeln? — Horchet, Brüder!
 Als naht' ein Genius aus Himmelsböhn
 Und senkte sich auf ihre Wipfel nieder,
 So rauscht es durch den Hain mit leisem Wehn.

Welch Schimmer! Hal mich faßt ein süßes Bangen!
 Ein Mädchen seh' ich dort am Schattenrand
 Mit güldnem Fittig, rosenrothen Wangen,
 Ihr Antliß ist uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin ist's des Glücks! O Brüder, eilet
 Und rafft ihn auf, den frohen Augenblick,
 So lange noch ihr rascher Flügel weilet;
 Denn die verlorne kehret nicht zurück!

*) 1822 bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung auf der ungarischen Donaubalbinsel Bordaßch vorgetragen; Schurz I, 66 ist zu berichtigen.
 Senau.

Es kommt ein Tag, die frohe Lust verklinget,
 Es zieht die Göttin fort im schnellen Flug;
 Und diese Hand, die jetzt den Becher schwinget,
 Hält bebend den bethränkten Aschenkrug.

Drum soll, so lang das Mädchen dort uns lächelt
 Und manches andre noch, so lang der Wein
 Noch schmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
 Der eitle Gram von uns geächtet sein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
 In euren Herzen! und die Priesterin
 Der Freude lebe hoch, die hier uns heute
 An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
 Die Maid, die euch mit Küssen labt, sie lebe!
 Der Freund, der mit euch lacht und weint, er lebe!
 Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!

An einen Tyrannen.

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
 Vergossen halt, das rauchte vom Henkerbeil,
 Das, deinen Qualen zu entrinnen,
 Strömte dein Sklave mit eigener Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einfl
 Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
 Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
 Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
 Hinüber in die Thäler Elysiums,
 Willst überklimmen du die Höh'n, dann
 Schleudren sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsetzten Blick
 Ein Schneegebirg von Menschengebainen, hoch
 Darüber bleich und unbeweglich
 Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg des Bluts,
 Herüberklinge deinem verlass'nen Ohr
 Das Wonneliied der Auserwählten,
 Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Rattengerassel dich,
 Und Sterbgewinsel, das durch die Rüste klagt,
 Und heulend rolle dir die Windsbraut
 Schädelkarinen vor deine FüÙel

Der geldgierige Pfaffe.*)

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Gloden,
 Mit Mummerei, Geberd' und schlauem Segen
 Den Pöbel zum Sackkasten hinzuloden,
 Worin sich Höl' und Himmel bunt bewegen.
 Derweil entzückt der Pöbel und erschrocken
 Aus Wunderloch nun thut das Auge legen,
 Umschleicht ihn der Pfaffe, aus den Taschen
 Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Erinnerung.

Erinnerungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
 Dein Laub ist well, mein Leben ist es auch.
 Mein Herz durchziehen bange Wehmuthschauer,
 Wie dein Gezweig des Herbstes kühler Hauch.

Hier saßen wir in abendlicher Stille,
 Sanft bebte über uns dein flüsternd Grln,
 Auf jenen Höl'n, die nun in Nebelhülle,
 Berweilte noch der Sonne letztes Glüh'n.

Wie selig hielt das Mädchen ich umfangen,
 Und horchte ihrem leisen Liebeschwur;
 Und holder lachten uns die Blütenwangen
 Der aufgewachten göttlichen Natur.

Doch hatte kaum der Leuz die sanfte Seele
 Verhaucht, und seine Blüten hingestreut,
 Raum war verstummt im Hain die süÙe Kehle:
 War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
 Da liebend dir ein Herz entgegenschlug,
 Die andern schleichen hin in stiller Klage,
 Der todten Liebe finst'rer Leichenzug.

*) Dies steht in der ersten Auflage von Lenau's „Gedichten“ (1832) als das vorletzte der „Fragmente“, die sich in vorliegender Ausgabe auf S. 125 und 126 finden; Lenau wollte es also als Fragment betrachtet wissen.

Verlornes Glück.

Die Bäume rauschen hier noch immer,
 Doch sind's dieselben Blätter nimmer,
 Wie einst in jener Sommernacht.
 Wohin, du rauhes Erdenwetter,
 Hast du die damals grünen Blätter,
 Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
 Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
 So schön und doch so treu und klar;
 Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,
 Und ihre süßen Worte klangen:
 „Dich werd' ich lieben immerdar“.

Je tiefer mit den Räuberkrallen
 Der Tod in's Leben mir gefallen,
 Je tiefer schloß in's Herz ich ein
 Den Schatz der Lieb', dem Tode wehrend
 Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
 Zuletzt nicht auch den letzten Schrein?

Der Vogel auf dem Kreuz.

Dort auf dem Kirchhofkreuze sang
 Ein Vogel einsam; aber bald
 Erhob er sich und schwang
 Zurück sich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor,
 Schallt nun sein Lied so frei und wild;
 Kein Vöglein noch verlor
 Die Stimm' am lieben Kreuzesbild.

Während eines Gewitterregens.*)

(Aus Fremdenbuch des Gasthauses Wahnig bei Reichenau. Juli 1836.)

Der Himmel habet voll Erbarmen
 Die Wurzel jedem Baum und Busch,
 Wie Jesus einst den Milden, Armen
 Herabgebeugt die Füße wusch.

*) Vergl. „Savonarola“, Gesang I, Strophe 4.
 Reichenau.

Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.*)

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbrunnen.

III.

Gelegentliches,

was in den Anastasius Grün'schen Ausgaben von Senau's „sämmlichen Werken“ fehlt.

In ein Album.**)

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüthen schauern.

Impromptu.***)

O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus deiner frischen Walbzisterne!

Impromptu in das Album einer Dame bei Durchwanderung eines Schloßkellers und Gartens. †)

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da weßt das Leben aus die alten Scharten.

*) Vergl. Nienborf 213 und Schurz II, 63.

***) An Fräulein Marie von Günersdorff. Vergl. Schurz I, 227.

****) Improvisirte Antwort an A. A. Franck, Wien, Herbst 1834. Vergl. Schurz I, 278.

†) Vergl. Schurz II, 101.

Faust.

Ein Gedicht.

Einleitung.

Ende 1833 wohnte Lenau wieder bei seinem „Schwestermanne“ Anton K. Schurz im „Schwarzspanierhause“ in Wien. Dort begann er seinen „Faust“. Schurz (I, 240) berichtet, er habe „während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte“, den „Besuch“, „Die Verschreibung“, den „Tanz“ und „Das arme Pfäfflein“ fertig gebracht. Am 27. November 1833 schreibt Lenau selbst von Wien aus an Justinus Kerner in Weinsberg (Schurz I, 239): „... Ich meinerseits bin recht gesund und schreibe gegenwärtig einen Faust, wo sich Mephistopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllestoff ablagern kann, er ist bereits damit beladen wie ein Steinesel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Esel ist. Faust ist zwar von Goethe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirsaal, wo Faust mit seinem Famulus während seiner anatomischen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufstellt, bis endlich sein Mephistopheles an der Wand herumhuscht“ . . . Also eine Ilias post Homerum! — Anastasius Grün meint in seinem vortrefflichen „Lebensgeschichtlichen Umriss“ Lenau's, dieser: „erkannte gar wohl, daß dieser Stoff für eine bedeutende Subjectivität noch unbeschränkte fruchtbare Regionen in sich fasse, wie denn jeder Dichter seinen Faust, wenn auch nicht unter diesem Namen, gedichtet hat oder dichten könnte; denn ein wesentlicher Reiz dieses Stoffes liegt in seiner unzerstörbaren Elasticität, welche für die Einrahmung jeder individuellen Größe genügend freien Raum und doch festen Anschluß bietet.“ — Ende Januar 1834 verließ Lenau Wien wieder, um seine schwäbischen Freunde in Stuttgart zu besuchen, wo er im Hofrath Reinbeck'schen Hause als stets gerngesehener Gast zu weilen pflegte. Von dort aus schrieb er am Sonntag den 9. Februar 1834 an Schurz (Schurz I, 245): „... Mein Faust macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Faust im Gebirge“ geschrieben. Dann eine zweite: „Faust und Mephistopheles in einer Residenz“. Meine bisherige Faustarbeit hat hier großes Interesse erregt. Baron Sternberg [der Novellist Alexander von Sternberg ist gemeint] ist auch hier. Dieser war von der Wirthshauscene ganz entzückt. Außer ihm haben auch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Musenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entschlossen. — Meine Gedichte erscheinen zwar erst zur Herbstmesse [die zweite Auflage des ersten Bandes nämlich], der Musenalmanach aber schon im Juli; es wäre daher keine Collision zu besorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in seiner jetzigen Größe drucken zu lassen.“ . . .

So schreitet die Faustdichtung theils in Stuttgart, theils im nahen Neustädter Bade oder in Weinsberg bei Kerner und in Wien rüstig fort (vgl. Schurz I, 249, 250, 252, 253, 254, 258, 259, 263, 271, 282, 289, 294, 318); December 1835 ist sie beendet (Schurz I, 318).

In verschiedenen Kreisen hatte Lenau die Dichtung ganz oder theilweise vorgelesen, einzelne Scenen waren im „Deutschen-Musalmanach“ für 1835 und in Lenau's eigenem „Frühlingsalmanach“ für 1835 erschienen. Ueber den Eindruck, Lenau.

den sie auf die Freunde gemacht, berichtet Lenau selbst brieflich ferner an Schurz von Stuttgart aus (Schurz I, 252): „. . . Diese Arbeit hat hier große Sensation erregt. Schwab besonders ist ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzlich: Freude daran.“ . . . Schwab an Anastasius Grün (Schurz I, 251): „. . . Der letzte liebe Freund [Lenau] weilt immer noch in unserer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewundernswürdig sind, und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden.“ . . . Lenau an Schurz von Stuttgart aus (Schurz I, 258): „. . . An jenem Abend, den ich mit ihm [Cotta] zubrachte (Theeegesellschaft), fand ich eine glänzende Versammlung hiesigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Faust vorlesen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Gesellschaft, Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Hauberer; sie waren wirklich, so zu sagen, perplex. Seitdem spukt mein Faust und Mephistopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte schwarze Teufelskaber, die sich durch diese Arbeit zieht. Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effect. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch.“ . . . Grillparzer, der uns über Lenau's „Gebichte“ ein sehr scharfes Urtheil hinterlassen hat (G's „Sämmtl. Werke“, 2. Ausg. Stuttgart 1874. Bd. IX. S. 196), welches darin gipfelt, daß sie ihm „höchst widerlich“ waren, nannte den Dichter nach einer Faust-Vorlesung in Wien, deren Wirkung auch auf die sonst anwesenden österreichischen Dichter Hammer, Zelbik, Seibl und Franzl „eine mächtige“ war — er nannte ihn „den deutschen Dante“ (Schurz I, 281), und Grün meint (a. a. D.) dazu: „. . . in Wahrheit gemahnt das Gebicht wie eine göttliche Komödie der moderneren pantheistisch-skeptischen Weltanschauung“.

So mettelsterten die Freunde in Lobeserhebungen. Aber schon nachdem einzelne Scenen gedruckt waren, wies die Kritik nachdrücklich auf die Mängel und Schwächen hin; deshalb klagt Lenau am 15. August 1835 gegen Karl Mayer (Schurz I, 312): „. . . Der Almanach [sein eigener „Frühlingsalmanach“ für 1835] freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Faust, angespöien. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Lust, den Leuten was vorzusetzen. Deine Bemerkungen über den Faust haben mich sehr erfreut. Das Gebicht ist in wenigen Tagen fertig. Faust's Tod ist bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gebichts. Stünden Vorreden vor Gebichten nicht so gar übel, so möcht' ich dem Faust wohl ein einleitendes Wort der Verständigung voranschicken; z. B. daß bei diesem Gegenstande eine abgeschlossene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgerissene Blüthe aus seinen äußern Erlebnissen hingestellt habe, zwischen welchen hindurch die Perspektive in einen großen Hintergrund offen geblieben ist; daß die einzelnen Facta aus seinem Leben mehr exemplificativ, und gleichsam als Repräsentanten von mehreren ähnlichen hingestellt seien, denn als definitive Erzählung. Bei diesem Stoffe kommt Alles auf psychologische und metaphysische Einheit an; die historische würde nur schaden, weil sie zu begrenzend wäre u. s. w.“ . . .

Das Manuscript des Faust wäre beinahe vor dem Druck auf einer Reise Lenau's verloren gegangen. Er kam aus Steiermark und reiste nach Wien. „Raum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen — so schreibt er an Emilie Reinbeck (Schurz I, 278) —, so war ich auch schon wieder in den alten Krübsinn zurückgefallen, und zwar so tief, daß ich in gänzlicher Abwesenheit der Seele in dem Postwagen der ersten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingsspeise, und in einem dritten Wagen mein Faustisches Manuscript vergaß.“

Wahrscheinlich ist alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.“ . . . Ein ähnliches Schicksal erlebte später das Manuscript des „Savonarola“. Er erhielt sie aber beide wieder (Schurz I, 279, 333).

Am 29. November 1834 schreibt Lenau von Stuttgart aus an den Dichter Max Böwenthal in Wien (Schurz I, 281): „Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Faust, außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken lassen, weil Faust ein geborner Schwabe ist. Auch ist sein Charakter ein wahrhaft schwäbischer. Dieser Hang zur Schwärmerei, dieser redliche Ernst in Verfolgung einer überhittrigen abenteuerlichen Idee, dieses leichtgläubige Sichprellenlassen vom Teufel scheinen mir ächte Züge des schwäbischen Nationalwesens, und ich möchte Fausts Verschreibung einen erhabenen Schwabenstreich nennen.“ . . . So erschien denn die Dichtung endlich 1836 in Stuttgart bei Cotta, aber nicht unter dem Titel „Faustische Bilder“, den ihr Lenau im Juni 1834 zu geben beabsichtigte (Schurz I, 265), sondern unter dem Titel: „Faust. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau“, der auch bei spätern Auflagen beibehalten wurde.

Abgesehen von der Broschüre „Ueber Lenau's Faust“ (Stuttgart, Cotta 1836) von dem Theologen Johannes Martensen, die auf das Verhältniß dieser Dichtung zum Christenthum näher einging, tabelte die Kritik zunächst fast einstimmig die Form, die dadurch zur Formlosigkeit werde, daß die Dichtung aus lyrischen, epischen und dramatischen Bestandtheilen zusammengesetzt sei. Ich glaube, diesen Tadel hätte man dem Dichter ersparen können, denn diese Form entspricht allerdings dem Stoffe, der ein so umfassender ist, daß er sich in einem regelrechten Epos oder Drama nicht wohl behandeln läßt. Ist doch auch der Goethe'sche „Faust“ kein Drama im strengeren Sinne des Wortes! Dieser sowohl wie der Lenau'sche ist eben das, wofür sich der letztere nur ausgibt —: „ein Gedicht“. Beide gleichen sich auch darin, daß die einzelnen Theile des Ganzen, wie es ebenfalls der Stoff mit sich bringt, etwas Fragmentarisches haben und nicht durch eine strenge Verknüpfung folgerichtig mit einander verbunden sind; nur darin sind sie verschieden, daß jene einzelnen Theile bei Goethe lauter dramatische Scenen, bei Lenau theils solche, theils epische Bilder sind. Lenau hat ganz recht, es kommt, wie er in der angeführten Briefstelle sagt, „bei diesem Stoffe alles auf psychologische und metaphysische Einsicht an“, vor dieser muß die historische und formelle Einsicht als eine die Unendlichkeit des Stoffes begrenzende zurücktreten.

Dagegen sind andere, die Composition im Ganzen und die Ausführung im Einzelnen betreffende Aussetzungen der Kritik vollberechtigt, und es hat wenig genügt, daß Lenau diese bei der „Zweiten, ausgeführteren Auflage“ (Stuttgart, Cotta. 1841) durch eine „Castigirung,“ wie er es nennt (Schurz II, 41), zu entkräften suchte. Er schreibt darüber im Juli und August von Aussee und von Hühl aus an seine Freundin Sophie in Wien (Schurz II, 36, 38): „. . . Baron F. ist viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu sehr Sachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Faust brauche. Gleichwohl hab' ich in Aussee bereits eine ganze neue Scene geblüht, die zur Vermittlung und zum Verständniß der Katastrophe wesentlich helfen wird“ . . . „So sehr auch Mühs' mir jedes Aendern an meinem „Faust“ mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und somit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angebeutete ist weiter ausgeführt, mancher Uebergang geöhnet und viele zerstreute Lichter sind in die rechten Brennpunkte gesammelt worden, wodurch das Gedicht an Zusammenhang und

Lenau.

Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat.“ . . . Die dritte Auflage erschien erst 1848, also vier Jahre nach der Erkrankung des Dichters.

Die in Aufsee neuhinzugebüchtete Scene ist das philosophirende „Waldfgespräch“ zwischen Faust und Mephistopheles. An „Motivhaftigkeit“ hat das Gedicht durch dieselbe insofern gewonnen, als Lenau im Faust sich selbst und nur sich selbst darstellen wollte, denn sie enthält seine eigenen damaligen Anschauungen über Natur und Religion. Und das eben ist der große, tiefgreifende Unterschied zwischen dem Lenau'schen und dem Goethe'schen Faust: — jener ist Lenau, nur Lenau mit seiner ganzen unglückseligen Zerrissenheit, dieser ist Goethe und die ganze Menschheit. Mit dieser Subjectivität des Lenau'schen Faust hängen denn auch folgerichtig die meisten einzelnen Mängel der Dichtung zusammen und ganz insbesondere der, daß sie den Erkenntnistrieb, das Forschen nach Wahrheit als etwas an sich Sinnhaftes darstellt, da erst im Jenseits die tiefsten Fragen des Menschengewisses gelöst würden; denn Lenau, der im katholischen Glauben geborene und erzogene Christ, hatte ihn von Kindheit an nur so anzusehen gelernt; und der Jüngling und Mann hatte nicht anders empfunden, denn ihn hat bei der Reichheit und Unstetigkeit seines Charakters sein starker Erkenntnistrieb nicht zum Segen, sondern nur zum Unsegen, zur unseligsten Skepsis bis zur enblichen Geistesumnachtung geführt. — Während bei Goethe die Sehnsucht nach der Erkenntniß als die tiefste Berechtigung des menschlichen Geistes erscheint, so daß der Mephistopheles dem Faust erst beikommen kann, nachdem dieser die verschiedensten Versuche zur Erkenntniß des Transcendentalen gemacht hat, nachdem er sich der völligen Verzweiflung in die Arme geworfen, und dennoch nur so, daß ihn Faust erst herausbeschwören muß, so „hücht“ der Lenau'sche Mephistopheles heran, so halb Faust seine ungestillte Sehnsucht nach Erkenntniß verzweiflungsvoll ausgesprochen hat, und nun verschreibt sich Faust dem Teufel, um sich durch diesen Geist der Unwahrheit der Wahrheit zu bemächtigen: ein Widerspruch, in den der Dichter nur verfallen konnte, weil sein Faust dem Teufel schon wegen des Erkenntnistriebes an sich gehörte, während der Goethe'sche Faust ihm erst verfällt, als er in Prometheuschem Hochmuth durch den sinnlichen Genuß sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern will:

„Du hörst ja, von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtstem Haß, erquidendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künft'ig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.“

Gegen den sinnlichen Genuß hat sich der Lenau'sche Faust lange gesträubt und muß erst vom Teufel zu demselben verführt werden. Im Genuß selbst bewährt sich bei Goethe Fausts höhere Natur durch sein Mißbehagen, so daß ihn endlich „der Menschheit ganzer Jammer“ anfaßt; Lenau's Faust erscheint dagegen als ein Wüstling gewöhnlichster Art, der sich später wieder zur reinen Liebe erhebt. Seine Neue ist eine schwache, energielose, die nicht die Folge hat, daß Mephistopheles ihn verläßt, nicht etwa, weil sie an sich und er also schwach und in der Gewalt des Bösen ist, sondern weil er dem Teufel wegen des Erkenntnistriebes um den Preis der

Lenau.

Wahrheit gehört. Um diesen Preis hat er in stolzem Hassen sich Gottes und der Natur entzogen:

„Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.

— — — — —
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Stred' ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.
Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur:
Könnst' ich vergessen, daß ich Creatur!

Doch plötzlich findet er sich „mit Gott festinniglich und seit immerdar verbunden“, der Faust, der forschte und sich dem Teufel verschrieb, und dieser Teufel selbst

„Ist nur des Gottbewußtseins Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspiunt;
u. s. w.

Alles Traum! — Dann spottet er des Lügegeistes und lacht seines Bundes mit ihm. Nun geht er aber nicht etwa siegreich aus dem Pacte mit dem Teufel hervor, sondern er tödtet sich selbst, indem er sich, wie er selbst uns sagt, „das Messer in das Herz träumt“. — Und dann erklärt Mephistopheles:

„Nicht Du und Ich und unsere Verletzung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!

— — — — —
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Berzweistungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!“

Das also ist die „Fingalwendung des Gedichts“, auf deren Beurtheilung Lenau „begierig“ war, wohl weil er selbst ein Gefühl von ihrer künstlerischen Haltlosigkeit hatte. Freilich: darin, daß der Dichter seinen Faust dem Teufel anheimfallen läßt, ist mehr Consequenz, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, weil der Erkenntnistrieb Fausts, vermöge dessen er dem Teufel unterworfen ist, nicht erstickt werden kann und daher nur eine andere Form angenommen hat.

So viel über die Composition im Ganzen!

Die Ausführung im Einzelnen bietet neben viel Schwachem außerordentlich viel Schönes. Die Kritik hat zunächst bemerkt, daß einzelne Partien der Dichtung als matte Nachahmungen des Goethe'schen Faust erschienen, so z. B. Fausts Gespräch mit seinem Famulus Wagner („Der Besuch“), die Scene in der Dorfschenke („Der Tanz“), und die in der stürmischen Nacht, wo Faust auf einem Felsen am Klippenstrande sitzt und die Ruhelosigkeit seines Herzens beklagt („Faust's Tod“); aber die Lehnlichkeit dieser Partien mit den betreffenden der Goethe'schen Dichtung ist in der That nur eine situationelle; die Lenau'schen Charaktere des Faust und auch ganz besonders des Wagner sind so grundverschieden von den Goethe'schen wie nur möglich; und daß der Teufel den Faust durch sein betäubendes Weigenspiel zum Sinnengenuße reizt und verführt, ist ganz charakteristisch für

Lenau, der leider nicht nur an seinen „Drei Rigeunern“, sondern auch an sich selbst erfahren,

„Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verachtet, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.“

Vollberechtigt ist dagegen der Vorwurf der Kritik, daß andere Parteen in keinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Ganzen ständen; daß gilt insbesondere von dem Abschnitte „Das arme Pfäfflein“ und der Scene „Die Lektion“ mit der Fortsetzung „Das Lieb“. Beide, aus dem Rahmen des Ganzen herausgehoben, sind durchaus anerkennenswerth, die erstgenannte als ein trauriges Lebensbild, die andere als ein politisches Zeitbild aus Lenau's nächster Nähe (vergl. das „außer anderen Gründen“ S. 367 oben); aber mit der inneren Fortentwicklung Faust's haben sie absolut nichts zu schaffen; man könnte sie apart drucken und statt der Namen Faust und Mephistopheles z. B. Lenau und wieder Lenau setzen, — sie würden an Gehalt und Abrundung nichts verlieren. Freilich: der Dichter hatte ja auch „enblich einen Kerl gefunden, auf den er seinen ganzen Höllestoff ablagern“ konnte, und er hatte ihn „damit beladen, wie einen Steinesel“ (vergl. S. 365)! —

Ferner ist bemerkt worden, wir erfahren nicht, wie Faust bei seiner wüsten Lebensweise, die kein gründliches Studium zulasse, plötzlich „ein Meister in der Kunst der Farben“ geworden („Der Maler“), und man müsse annehmen, daß er, der sich schon in der „Schmiede“ als wunderthätiger Zauberer gezeigt, die Malerkunst nur als Zauberer verstehe. Und ferner, daß er sich aufs Meer sehne, sei nur eine Consequenz seines schwachen, unklüglichen und deshalb erbsüchtigen Charakters. All das muß zugegeben werden! —

Noch bemerkenswerther aber ist ein anderer Umstand: Faust beschäftigt sich mit Bibellectüre, ja er hat die Bibel noch bei sich, als er sich dem Teufel verschreibt. Das ist ebenfalls, wie jene Auffassung des Erkenntnistriebes, ein katholischer Zug, den Lenau der protestantischen Faustsage octroyirt hat. Denn dem Katholiken ist ohne besondere Erlaubniß des Priesters das Bibellefen nicht gestattet, Faust's Bibellefen ist also Sünde gegen die Kirche und somit ein Vehikel zur Annäherung des Teufels. Der Sache nach durchaus folgerichtig! Dagegen muß es als eine arge Inconsequenz im Wesen der Dichtung als einer völlig subjectiven bezeichnet werden. Denn der innerlich vollständig confessionlose Lenau, der 1844 sogar entschlossen schien, seiner protestantischen Braut zu Liebe zur evangelischen Kirche überzutreten (vergl. Schurz II, 190), hat bei seinem Drange nach religiöser Erkenntniß die Bibel sicher schon frühe, wenigstens in seinen reiferen Jünglingsjahren gelesen, ohne den Priester um Erlaubniß gefragt und sich deshalb im Gewissen belastet gefühlt zu haben; — ich sage „sicher schon frühe“, denn daß sie der spätere Faust- und Savonarola-Dichter gründlich kannte, versteht sich ja von selbst. Den Erkenntnistrieb hatte Lenau der Katholik nicht nur als sündhaft anzusehen gelernt, sondern Lenau der Mensch hatte ihn auch als etwas Unheilvolles empfunden; aber das Bibellefen an sich kann er nicht als etwas Sündhaftes empfunden haben. Das ist also, wie schon gesagt, eine Consequenz der Sache nach, aber eine Inconsequenz im Wesen der Dichtung als einer subjectiven.

Abgesehen von diesen Mängeln, bietet der Lenau'sche Faust im Einzelnen außerordentlich viel Schönes: treffende Bemerkungen, farbenvolle Schilderungen und tiefempfundene lyrische Parteen; außerdem natürlich eine Fülle von Stellen, die das höchste biographische Interesse gewähren.

F a u s t.
E i n G e d i c h t.

Der Morgengang.

Ein hoher Berg, vom Morgen angeglüht,
Der hell und froh herauf im Osten sprüht;
Ein Wanderer müht, der dort zum Gipfel strebt,
Von Fels zu Fels im raschen Fluge schwebt.
Was willst du, Faust, auf diesen Bergeszinnen?
Den Nebeln und den Zweifeln dort entrinnen?
Des Abgrunds Nebel werden nach dir schleichen,
Auch dort dir Zweifel an die Stirne streichen.
O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern,
Und sie verweh'n dein ungerechtes Trauern;
Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern;
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur;
Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung,
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung! —
Umsonst, umsonst! Die ungestümen Fragen
Ihn ohne Last von Fels zu Felsen jagen.
Viel Pflanzen hat er schon entpflückt dem Grund.
Und, kaum befeh'n, geworfen in den Schlund;
Viel Steine schon hat dringend aufgerafft,
Am Fels zerschmettert seine Leidenschaft;
Und manch Insekt zerknickt des Forschers Hand,
Weil's ihm von seiner Schöpfung nichts gestand.
Nun bleibt er stehn und lauscht dem Glockenklang
Vom Thal herauf, und fernem Kirchensang;
Der Glockenruf — die Lieder — mit den Winden
Dem Ohr des Wanderers schwellen und verschwinden;
Und wechselnd horcht er auf der Ebne Flucht,
Und spricht hinab in eine tiefe Schlucht:
„Wie wird mir nun zu Muth mit einem Mal!
Wie faßt mich plötzlich ungekannte Dual!

Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
 Anweht mein Herz ein kalter, finst'rer Geist.
 O, daß die Töne, die vom Thal sich schwingen,
 Mich wie ein Aufschrei bitterer Noth durchdringen!
 Da unten Wandrer durch die Wüste zieh'n,
 Und jetzt im Nothgezelt, dem Kirchlein, knie'n,
 Und die Verlass'nen rufen sehnsuchtsvoll
 Dem Führer, daß er endlich kommen soll.
 Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint,
 Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!" —
 Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
 Der Unmuth fort der Berge trüben Gast,
 Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
 Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.
 Schon kann der Klang vom Thal ihn nicht erreichen;
 Doch feruher tönt's von dumpfen Donnerstreichen.
 Zu Füßen jetzt dem ungestümen Frager
 Erbraust ein sturmverjammelt Wolkenlager,
 Und wilber stets das Wetter blitzt und kracht;
 Er ruft hinab frohdäufend in die Nacht:
 „Die Wetterwolken hab' ich übersprungen,
 Daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen,
 Nach mir ausstreckend ihre Feuerzungen:
 So will ich mich der Geistesnacht entrafen!"
 Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
 Ein Stein und reißt ihn jach zum Abgrund mit;
 Doch faßt ihn rettend eine starke Hand
 Und stellt ihn ruhig auf den Felsenrand;
 Ein finst'rer Jäger blickt in's Aug' ihn stumm,
 Und schwindet um das Felseneck hinum.

Der Besuch. *)

Faust und sein Famulus Wagner im anatomischen Theater an einer Leiche.

Faust.

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
 Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
 Daß wir sie so zerschneiden und beschau'n,
 Daß wir die Todten um das Leben fragen.
 Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
 Verlass'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
 Längst ist das scheue Wild auf und davon;
 Es setzte flüchtig durch den Acheron,

*) Vergl. Schurz I, 239, 253, 254.

Drin sich dem Jäger seine Spur verloren.
 Ich will's nicht länger hier im Walde suchen.
 Mir dünkt das Loos des blödgeäfften Thoren,
 Das Loos des Forschers wahrlich zu verfluchen.

Wagner.

Mir aber dünkt das stille Loos des Weisen
 Vor jedem andern glücklich und zu preisen.
 Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
 So wissen wir des Wahren doch schon viel.

Faust.

Du weißt nicht mehr vom Leben, als das Vieh,
 Trotz deiner sämmtlichen Anatomie.

Wagner.

Ihr scherzet, Meister; wach ein Hochbergnügen,
 An dieser frischen Leiche zu erfahren,
 Wie all' die feingewebten, wunderbaren
 Gebilde sich so schön zusammenschließen;
 Wie fein Geschäft ein jegliches Organ
 Einträchtig übt, dem Ganzen unterthan.

Faust.

Dich mag beglücken, Freund, das tiefe Wissen,
 Daß dieser Todte, als er war gesund,
 Das Futter hat gesteckt in seinen Mund,
 Und daß er mit den Zähnen es zerbissen.
 Auch ist zu deinem Glücke nicht erdichtet,
 Der Magen war zum Dauern eingerichtet,
 Und daß dazu in dem erwähnten Falle
 Getröpfelt aus der Leber kam die Galle,
 Und daß die Säfte durch's Geäder kreisen,
 Und was noch schlau der Forscher sonst erfragt;
 Doch ist die ganze Weisheit nicht genug,
 Auch nur den kleinsten Zweifel satt zu speisen.

Wagner

Ich ehre die Natur in ihrem Schweigen;
 Erfreut sie mich mit noch so leiser Kunde,
 So dank' ich ihr aus tiefem Herzensgrunde.
 Seht nur, wie diese Nerven sich verzweigen,
 Durch die die ew'ge Seele fühlt und denkt,
 Gebieterisch des Leibes Glieder lenkt.

Faust.

Oft, wenn ich so die langen Forschernächte
 Einsam mit stillen Leichen nur verkehrte,
 Und in der Nerven sinnigem Geflechte
 Eifrig verfolgt des Lebens dunkle Fährte;
 Wenn meinem Blicke dann sich aufgeschlossen
 Der Nerven Stamm mit seinen Zweigen, Sprossen --

Da rief mein Wahn, entzückt ob solchem Funde:
 Hier seh' ich deutlich den Erkenntnißbaum,
 Von dem die Bibel spricht im alten Bunde;
 Hier träumt die Seele ihren Kindesstraum,
 Sülßschlummernb noch im Schatten dieser Nester,
 Durch die sich Paradieseslüfte drängen,
 Und Vögel ziehn mit wonnigen Gesängen,
 Aus andern Welten lieblich fremde Gäste.
 Raum aber ist vom Traum die Seel' erwacht,
 Wird glühend ihre Sehnsucht angefacht,
 Die süße Frucht den Zweigen zu entsfücken,
 Unheilbar ihren Frieden zu zerfücken.
 Ich will, so rief ich, diese Frucht genießen,
 Und wenn die Götter ewig mich verfühen!

Mephistopheles

als fahrender Scholast ^{plötzlich} zur Thür herein.
 Hal hal Herr Anatom, recht fein und zierlich!
 Des Baumes vom verlorren Paradiese
 Steckt die fatale Wurzel euch possierlich
 Im Schädel eingepflanzt als Zirbelbrüsel

Faust.

Wer ist es, der so spät hier ein sich findet,
 Da schon die Glocke zählte Mitternacht?
 Der da so laut herein zur Thüre lacht,
 Und mein zu spotten frech sich unterwindet?
 Ich sprach von einem Traum aus frühern Tagen; —
 Verlorren ist zusammt dem Paradies
 Der Baum der Wahrheit;

Mephistopheles.

wenn nicht all' die Sagen
 Die Lüg' aus alter Zeit herüberblies.
 Verzeiht, daß ich so spät mich eingedrungen.
 Auch ich bin Arzt, daß Kuren oft gelungen.
 Es macht mir Spaß, des Nachts mit klugen Leuten
 Das Menschenloos zu prüfen und zu deuten.

Faust.

O unglücklich Wort: das Menschenloos!
 Ich fühl's in seiner ganzen Bitterkeit.
 Vom Schooß der Mutter in den Grabesschooß
 Sagt mich die ernste, tiefvermummte Zeit,
 Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
 Sie spricht kein Wort auf alle meine Fragen,
 Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,
 Stoßt sie mich weiter durch des Lebens Mächte.
 In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
 Unheimlich eigenmächtig, rastlos heiß,
 Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geschäften,

Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß,
 So bin ich aus mir selbst hinausgesperret,
 Und stets geneckt von Zweifeln und gezerret,
 Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
 Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
 Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
 Und dieser Welt verschloss'ner Felsenwand,
 Auf des Bewußtseins schmalen, schwankem Stege,
 So lang dem Herz beliebten seine Schläge.

Mephistopheles.

Euch grämt, daß Kräfte rüstig in euch schaffen,
 Und euch nicht lassen in die Werkstatt gaffen!
 Was kummert's euch, woher's die Kräfte geben
 Und wie bereiten, was ihr braucht zum Leben?
 Der Geist soll einem Cavaliere gleichen,
 Dem, was er braucht, die Untertanen reichen,
 Der aber nicht begierig ist zu schauen,
 Wie sie viehzüchten und die Felder bauen.
 Doch ist vergeblich Forschen euch verleidet,
 Wie kommt's, daß ihr an dieser Leiche schneidet?

Faust.

Wer was Verlegtes sucht in seinem Zimmer,
 Kehrt wieder an die alte Stelle immer,
 Wo er schon oft vergebens hat gesucht;
 So zog mich stets mit kläglichem Betrug
 Zu Leichen ein geheimer Hoffnungszug.
 Nun aber sei die Stunde mir verflucht,
 Die je mich äfft' hier am verstockten Nase!

Mephistopheles.

Die Wissenschaft, die sich von Leichen nährt,
 Da habt ihr Recht, ist nicht der Mühe werth,
 Daß ihr damit behelligt eure Nase.

Faust.

Warum doch muß in meiner Seele brennen
 Die unlöschbare Sehnsucht nach Erkennen!
 Nichts ist die Wissenschaft; doch wo ist Rettung
 Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?

Mephistopheles.

Mein wackerer Mann, ich find' an dir Behagen,
 Drum will ich dir ein Wort des Trostes sagen:
 Dein Schöpfer ist dein Feind, gesteh' dir's kect,
 Weil grausam er in diese Nacht dich schuf,
 Und weil er deinen bangen Hülfseruf
 Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.
 Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
 Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
 In sein geheimnißvoll verschanztes Lager,

Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
 Willst du in deines Feinds Entwirfse dringen,
 So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
 Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
 Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
 Du mußt entweder dieses Erdenleben
 Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld;
 Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben
 Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
 Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet,
 Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
 Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
 Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.
 Den Menschen gab der ewige Despot
 Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
 Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
 Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
 Hast du den Muth, um diesen Preis zu wetten,
 So kann dich dies mein Wort vom Zweifel retten.

Er verschwübet.

Wagner.

Gott sei mit uns! — wer war der fremde Mann?
 Wo ist er hin? mir graut vor seinem Worte,
 Daß ich das Messer nimmer halten kann.
 Er kam und ging durch die verschloss'ne Pforte.
 Welch ein Gesicht, so fahl und grimmig kalt!
 Wie hat sein Blick so schrecklich mir gestrahlt!
 Versuch uns nicht, o Himmel, und erlöse
 Vom Uebel uns; ich mein', es war der Böse.

Er bekrenzt sich.

Die Verschreibung.

In eines Urwalds nie durchdrungner Nacht
 Saß Faust auf einem Stamm, hemoost, vermodert;
 Wildhastig gräbt sein Geist, der Wahrheit fodert,
 Im labyrinthischen Gedankenschacht.
 Das Auge zu; die festgeballten Hände
 Sind an die Stirn gepreßt mit starrem Krampfe,
 Als wollten helfen sie dem Geist im Kampfe,
 Eindringen seines Kerlers Knochenwände.
 So saß der dumpfe Forscher manche Stunde,
 Von seinen Zweifelqualen stets betäubter;
 Bedenklich schütteln über ihm die Häupter
 Die alten Eichen in verschwiegener Kunde.
 Nun springt er plötzlich auf von seinem Sitze.
 Sein Aug' durchstarrt die öden Waldesräume

Und schießt umher im Dunkel Zornesblitze
 Und also fährt er scheltend an die Bäume:
 „So sprich, so sprich, verfluchte Säuselbrut!
 Sag an: was ist der Tod? was ist das Leben?
 Ich find' es nicht; mein Geist will Antwort geben,
 Doch sie ersauft sogleich in meinem Blut.
 Ihr Bäume hastet an der Mutter Brust,
 Woraus hervorquillt der Geheimnißwust,
 Ihr lauschet mit den Wurzeln in den Grund,
 Doch gebt ihr nichts aus seiner Tiefe kund.
 Steht ihr im Blätter Schmuck, ist euer Rauschen
 Ein dummbehaglich Durcheinanderplappern;
 Zu Winterszeit vernimmt mein gierig Rauschen
 Von euren Nestern nur sinnloses Klappern.
 Ihr kommt, das Wachsthum in die Luft zu strecken,
 Mit eurem stillen Blut mein Herz zu necken;
 In Ast und Krone, Rindenriß und Knorren,
 In eurem Blühen, Rauschen und Verborren,
 In Weisen mannigfalt, je nach den Zeiten,
 Den alten Räthselkram mir auszubreiten.
 Schweigsam verstockt ist alle Creatur,
 Sie weist und verschlingt der Wahrheit Spur;
 Den holden Flüchtling selbst, den räthselhaften,
 Der leise nur berührt die Erd' im Fluge,
 Ihn können auch die Steine nicht verhaften
 In dauernd starrer Krystallensfuge;
 Und bei dem Thier ein Narr um Kunde wirbt,
 Das frisst und spriest, das zeugt und säugt, und stirbt.
 Ich kann mich nicht vom heißen Wunsche trennen,
 Den schöpferischen Urgeist zu erkennen,
 Mein innerst Wesen ist darauf gestellt,
 In meiner ewigen Wurzel mich zu fassen;
 Doch ist's versagt, und Sehnsucht wird zum Hassen,
 Daß mich die Endlichkeit gefangen hält.
 Furchtbarer Zwiespalt ist's und tödtlich bitter,
 Wenn innen tobt von Fragen ein Gewitter,
 Und außen antwortlose Todtenstille,
 Und ein verweigernd ewig starrer Wille.

Ein Mönch

aus dem Walbesbunkel hervortretend.

Nicht wende an die Creatur dein Fragen,
 Sie weiß, wornach du dürstest, nicht zu sagen.
 Was soll dein herber Groll und die Empörung?
 Wer betend fragt, gewinnt allein Erhöhung.
 Dein Donnern weht wie Zirpen der Cicade
 Vorüber an dem großen Gott der Gnade.
 Willst du den Heiligen schauen und erkennen,

Muß erst sein Licht in deine Seele brennen,
Durch seine Kraft allein kannst du ihn denken;
O möchte segnend sie zu dir sich senken!

Faust.

Wenn Er der Angeschaute ist,
Und Aug' und Licht zu gleicher Frist,
So sieht doch nur Er selber sich
In meinem Haus, nicht aber ich.
Beworrene Demuth ist das Beten;
Ich will Ihm gegenüber treten,
Beglücken kann mich nur ein Wissen,
Das mein ist und von seinem losgerissen.
Ich will mich immer als mich selber fühlen:
Nicht soll aus meinem festen Mauerring
Die heilige Meerestwoge fort mich spülen
Wie Thau, der leicht am Ufergrase hing.

Mönch.

Durch Seine Kraft allein kannst du ihn finden,
Und mit der Kirche sollst du dich verbinden.

Faust.

Was bist du, Mönch, zu führen mich, gekommen?
Ich kenn' euch wohl und hass' euch längst, ihr Frommen!
Willst du um's Haupt dein Cingulum verstoßen
Mir werfen, wie die Schlinge einem Fohlen?
Ich lache dein und spotte ganz gewaltig
Der Mehe Babels, alt und mißgestaltig.

Mönch.

Zur Kirche, wilstes Weltkind! sollst du lehren,
Daß mütterlich sie dir die bittern Zähren
Des Zweifels trocken, der Verlassenheit,
Die, unbewußt dir selbst, um Hilfe schreit.
O lehre heim zur gläubigen Gemeinde,
Und laß von ihr das kranke Herz dir pflegen!
Rings steht um dich der brüderliche Segen
Und wird dich schützen vor dem wilden Feinde;
Erlösen wird dich im geweihten Bunde
Der Geist des Herrn, lebendige Liebeskunde.

Faust.

Dummächtig ist und elend auch die Schaar,
Wenn jeder Einzle aller Weisheit haar.
Die Kunde, die mir Einsamen geschwiegen,
Mit Vielen würd' ich sie zu hören kriegen?
Zur Kirche, meinst du, daß ich flüchten soll?
Eil wartet Gott, gleich einem Bänkelsänger,
Mit seiner Stimme, bis die Stube voll?
Mönch, hebe dich und lasse mir nicht länger!

Wieder allein.

Ist diese Welt dadurch entstanden,
 Daß Gott sich selber kam abhanden?
 Ist Göttliches von Gotte abgefallen,
 Um wieder gottwärts heimzuzwollen? —
 Ist aus urdunkeln Ahnungstiefen,
 Worin die Gotteskeime schliefen,
 Das Göttliche zuerst erwacht,
 Und stieg es auf zur Geistesmacht?
 So daß Natur in Haß und Lieben
 Als ihre Blüthe Gott getrieben? —
 An dieser Frage hängt die Welt,
 Doch hab' ich immer sie umsonst gestellt.
 Ja! ob die Welt mit ihrem Lauf
 Zu nennen ein Hinab? Hinauf?
 Ist wohl der ersten Frage werth;
 Wie aber, wenn es ein Hinaus?
 Des vollen Gottes Ausstrom, Ueberbraus,
 Der nie zurück zu seinem Quelle kehrt?
 Ob alles Leben ein Verschwinden
 Des unerforschlich Reichen ist,
 Das nie mehr wird von ihm vermist,
 Und halb wie ein vergess'nes Spiel muß enden? —
 Wenn ich vorbei an einem Kirchhof geh',
 Und Gräber mit den Leichensteinen seh',
 Und mir das Wechselspiel bedenke,
 Das mit den hier Vergess'nen ward getrieben,
 Ist's wie ein Blick in eine leere Schenke,
 Wo auf dem Tisch die Karten liegen blieben.
 Was ist's? — Man spricht von unglücklicher Liebe,
 Wie sie manch armes Herz zu Staub zerriebe;
 Ich habe diese Liebe nie gekannt,
 Für's Erdenweib war nie mein Herz entbraunt;
 Die unglücklichste, ewig hoffnungslose,
 Die Liebe für die Wahrheit ist mein Schmerz.
 Vom Himmel fallen nicht Erhörungslosse,
 So schreit' ich, sie zu suchen, höllenwärts.“
 Faust sprach es aus das grausenvolle Wort,
 Riß aus der Brust ein Buch und warf es fort,
 Und eine Rolle rafft er nun dafür
 Aus abgebleichtem Schriftenhauf herfür,
 Und liest daraus ein dringendes Beschwören,
 Daß rauschend sich des Waldes Haar' empören.
 Er blickt umher im öden Waldesraume,
 Ob er nicht seh' den schauerlich Ersehnten.
 Was knistert hinter jenem alten Baume,
 Dem sturungebrochen, traurig hingelehnten?
 Er ist's! am Baum hervor, aus Moos und Moder,

Mit seiner Augen finsternem Gelober,
Der Teufel blickt gewärtig und bereit,
Und streckt sein Haupt in Faustens Einsamkeit.

Mephistopheles.

Faust, kennst du noch den Medicus,
Der an der Leich' um Mitternacht
Dich überrascht mit seinem Gruß,
Und dir ein Wörtlein Trost gebracht?
Faust, kennst du mich, den Jäger, noch,
Der dich auf jenem Berge hoch,
Als du geglitscht vom steilen Rand,
Ergriff und hielt mit fester Hand,
Und stehen ließ verblüfft im Schrecke,
Hinumschwand um die Felsenecke?

Faust.

Ich kenne dich, doch ohne Dank;
Mir wäre besser, wenn ich dort versank.

Mephistopheles.

Freund, mir gefiel die Leidenschaft,
Die dich hoch über Blitz und Sturm
Von Fels zu Fels emporgerafft
Nach Stein und Blume, Kraut und Wurm;
Wie du in heißer Lieb' entflammt
Für deine räthselhafte Braut,
Die noch dein Auge nie geschaut,
Wie du am Stein dich festgellammt,
Wie an der Eiswand ohne Halt
Du fest und fest die Hand geballt,
Sie blutig schlugst, im tollern Schweben
Mit deinem Blut dich hinzukleben.
Freund, mir gefiel so heiße Bier,
Und wahrlich, ich gesteh' dir,
Wer also mit dem Tode wettet,
Ist werth, daß ihn der Teufel rettet.
Sieh da, noch sind die Hände wund,
Wie du sie hast in's Eis gehackt;
Dies Blut besiegle dir den Bund;
Auf, schreibe frisch den Ehepakt
Mit deines Herzens Purpurnasß
Für's holde Liebchen Veritas!
Doch hast du was am Boden dort,
Das fort muß, oder ich muß fort.
Was starrst du so auf jenes Buch,
Das du wegwarfst mit einem Fluch?
Was hinterm Baum mich angekündet,
Wonach du hingelauscht, das Knistern,

Vom Feuer kam's, das ich entzündet,
 Es brennt nach der Scharfeke lüftern;
 O wirf hinein den ecken Band
 Mit allen Liedern und Gebeten,
 Geschichtesaktern und Propheten.
 Pinein, 's gibt einen lust'gen Brand.

Faust.

Hab' ich verworfen auch die Schrift,
 Ihr Anblick noch das Herz mir trifft;
 Durch die mir einst so theuren Zeilen
 Hör' ich die Winde blätternd eilen;
 Sie wecken, wie sie drüber fahren,
 Mir Klänge aus vergangnen Jahren:
 Als ob die Bibel mahnend wehte
 An's Herz mir Psalmen und Gebete
 In wunderbaren Sehnsuchtsklängen,
 Fühl' ich darin ein bang Bedrängen.

Mephistopheles.

Ha, die Gebete waren Wind.
 Du sei ein Mann und schnell dich fasse,
 Eh' ich verachtend dich verlasse;
 Der Teufel taugt nicht für ein Kind.
 Die Blätter, einst dir noch so theuer,
 Wirf sie geschwind in dieses Feuer!
 Und sind verbrannt sie ganz und gar,
 So streu zur Sühnung dir in's Haar
 Die Asche vom geliebten Buch;
 Mit einem büßerischen Spruch
 Verneige dein geäschert Haupt,
 Daß du so dumm warst und geglaubt,
 Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
 Nach der dir heiß die Pulse pochen,
 Sie habe, völlig zahm und züchtig,
 In diesen Schweisband sich verkrochen.
 Schlag dir die Faust zur Stirne oft,
 Daß du so dumm warst und gehofft,
 Daß du geträumt hast, der Geschichte
 Längst abgewelkte Jugendblätter,
 Sie dauern grün im Zeitenwetter,
 Und daß sie dir noch bringen Früchte,
 Die ewig frisch das Herz dir laben,
 Weil einer aufstand, der begraben.
 O, Freund, sei bis zum Tod betrübt,
 Daß du so dumm warst und geliebt,
 Wie diese Blätter dir geboten,
 Den ungeheuren Urbespoten!

Faust.

Den Herrn nicht lieben, wäre schwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.

Mephistopheles.

So, Faust, du hast es recht begonnen;
Die Wahrheit mehr — ist viel gewonnen.
Sieh, wie das Feuer die Zunge streckt,
Nach dem geweihten Futter leckt; —
Hinein damit, hinein damit,
Und deiner Knechtschaft bist du quitt!

Faust

wirft die Bibel in's Feuer.

Mich soll der Glaube nimmer locken.
Sie brennt; ihr Zauber ist besiegt;
Der Trost, den sie geboten, fliegt
Zerstreut in grauen Aschenflocken.
Entschieden war mein Sinn zuvor,
Als dich mein Wort heraufbeschwor.
Jetzt wär's zu spät, mich zu bedenken,
Im Herzen noch den süßen Wahn
Unschlüssig feig herumzuschwenken;
Ich schütt' ihn plötzlich aus: wohlan,
Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
Lieb' ich mit vollem Mannestriebe,
Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
Auf Heil und ewiges Verderben.
Wohlan, du letzter Helfer, sprich:
Willst du zur Wahrheit führen mich,
Daß ich ihr Antlitz schauen mag?

Mephistopheles.

Ich will; doch schließe den Vertrag.
Das beste Mittel wäre fast,
Du hängtest dich an diesen Ast;
Doch wirst du wohl noch länger wollen
Herum dich treiben auf den Schollen;
Und wenn ich's recht genau bedenke,
Schad' wär's, daß Faust sich jezo hente.
Dein halbes Leben ist verfloßen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einsam in studiis verstäubelt,
Hast nichts gethan und nichts genossen.
Hast noch die Weiber nicht geschmeckt,
Noch keinen Feind in's Blut gestreckt.
Das Beste, so das Leben heut,
Hast du zu kosten dich geschaut.
Sonst ist des Menschen höchste Lust,
Daß liebend er ein Kindlein mache.

Und wenn er haßt, dem Mann der Rache
 Den Dolch zu stoßen in die Brust.
 Denn: liebend zeugen, hassend morden,
 Ist Menschenherzens Süd und Norden;
 Und was dazwischen innesteckt,
 Sind Keime, doch zurückgeschreckt,
 Sind Sprossen, doch die halben, matten,
 Von Todtschlag oder von Begatten.
 Du warst bis jetzt ein blöder Thor;
 Drum höre, was ich schlage vor:
 Der alte Zwingherr hält die Erde
 In knechtisch frömmelnder Geberde;
 Doch hat mein Erzfeind nicht versagt
 In seiner Welt mir freie Jagd.
 Verdinge dich mir zum Gesellen
 Und hilf mein Waidwerk mir bestellen,
 Ich will dafür, bei meinem Leben,
 Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
 Und Ruhm und Ehre, Macht und Gold,
 Und Alles was den Sinnen hold.
 Von deiner Seel' es sich versteht,
 Daß sie mit in den Handel geht.
 Laß bluten die verhasste Hand,
 Zu schreiben mir das Unterpfaud,
 Und daß dazu beitrage jeder,
 Reich' ich dir diese Hahnenfeder,
 Die ich in einem Forste jüngst,
 's war grade Sonntag früh, zu Pfingst,
 Dem Raubschütz aus dem Hute zog, *)
 Als ihm in's Herz die Kugel flog.
 Recht artlich war es anzuseh'n,
 Wie so der Dieb, im dichten Laub
 Versteckt, auflauscht dem Wilbesraub;
 Wie doch vier Jäger ihn erspäh'n,
 Wie er auf sie drei Kugeln sendet,
 Von denen jed' ein Leben endet,
 Die vierte, ohne Sakrament,
 Ihm selber durch die Lungen renut.
 Was ist dir, Faust, du wirst so blaß,
 Ging dir zu Herzen gar der Späß?

Faust.

So reiche mir den Hahnenkiel:
 Doch laß der Laune freches Spiel,
 Die widerlich dein Wort mir salzt.

Die Feder betrachtend.

*) Vergl. S. 106 das Gedicht „Der Raubschütz“.
 Renau.

Der arme Hahn, voll Liebesnoth,
 Hat selber sich dem bittern Tod,
 Und mich der Hölle zugesalzt.
 Hier unterschreib' ich den Vertrag,
 Weil ich nicht länger zweifeln mag.

Mephistopheles.

So recht, mein Faust, es ist gescheh'n;
 Leb wohl, auf frohes Wiederseh'n!

Der Jugendfreund. *)

Fausts Wohnung.

Graf Heinrich von Hsenburg und Samulus Wagner, später Faust.
Wagner.

Ihr werdet nimmer ihn erkennen;
 Verwandelt ist sein ganzes Wesen,
 In jedem Zuge ist zu lesen,
 Was ich nicht wage laut zu nennen.
 Als wär' er innerlich zerbrochen,
 Mich alle Freude von ihm fort.
 Der Finstre spricht oft lange Wochen
 Mit mir, dem treuen Freund, kein Wort.
 Es ist mit großem Herzeleide,
 Wenn ich gezwungen von ihm scheide.
 Er that mich lieben und belehren,
 Ich werde schwer sein Wort entbehren.
 O, daß ein Mann von so viel Wissen
 Kann sein im Herzen so zerrissen!

Hsenburg.

Wohl lange hat sich Faust herumgetrieben,
 Bin ohne Kunde lang von ihm geblieben.
 Vorüber sind zehn Jahresfluchten,
 Seit ich und mein geliebter Faust
 Die hohe Schule Wittenbergs besuchten
 Und in der Schenke manche Nacht verbraust.
 Noch steht vor mir sein herrlich Bild.
 Wie war er dort so froh, so wild,
 Wie war er dort der Erste stets,
 Die edle Kraft nur sein Geseh!
 Wie er den alten Professoren,
 Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
 Dem Auditorium zur Freude,
 Die hochgethürmten Lehrgebäude,

*) Vergl. Schurz I, 281.

Des Volksverstandes Burgverließ,
 Leicht hauchend in die Lüfte blies!
 Und wie sein Geist, voll Forschermuth,
 Nur nach den höchsten Sternen flog,
 So war sein Herz voll edler Bluth,
 Der schnell die tapfre Klinge zog.
 Nicht beugen konnte solchen Mann
 Die Zeit, die tief mit ihrer Beute
 Zu Füßen ihm vorüberrann;
 Und was er war, ist er noch heute.
 Und wenn ihn einst der Tod erfaßt,
 Thut er's mit zagem Verdruß,
 Wie ein Rebellenknecht erbläst,
 Der einen König morden muß.

Wagner.

Und doch ist er ein Andern ganz und gar,
 Als er vor wenig Monden war.
 Er hat die theure Wissenschaft,
 Verkennend seine eigne Kraft,
 Und seine Pflichten aufgegeben;
 Auf dunklen Bahnen geht sein Leben,
 Wohin ich ihn nicht kann geleiten,
 Will ich mein Seelenheil nicht auch verscherzen.
 Mag auch die Freundschaft gegenstreiten,
 Ich scheid' von ihm; weiß Gott, mit schwerem Herzen.

Isenburg.

Seid ihr sein Freund, so bleibt ihm treu,
 Sein kinstres Wesen geht vorbei.
 Wie sehn' ich mich, o daß er kämel
 Daß ich ihn schließ' in meine Arme,
 Und ihn entreiß' seinem Harne,
 Und euch Kleinmüthigen beschämel
 War ich sein liebster Freund ihm doch,
 Er hielt mich stets vor Allen hoch.
 Ihr werdet sehn, mir wird's gelingen,
 Die Freude wieder in sein Herz zu bringen.

Wagner.

Das hoff' ich, leider! nimmermehr.
 Die Freude flieht mit schnellen Sohlen;
 Läßt man sie fort so weit, wie der,
 So ist sie nimmer einzuholen. —
 Seht nur, da liegen noch die Splitter
 Vom alchymist'schen Apparat,
 Den er im Zorn zerschlug, zertrat;
 Wie kränkt' er mich damit so bitter!
 Da kam er heim in später Nacht
 Als ich am Herde noch gewacht,

Und so vergnügt mein Feuer schürte,
 Und meinen Kolben hitz' und rührte;
 Da rief er aus mit wildem Spott:
 „Ist doch die sämmtliche Natur
 Zu unsrer Qual geschäftig nur,
 Ein heimlich tödtliches Complot;
 Die Glieder halten fest zusammen,
 Daß keins das andre je verräth,
 Von ihrem Sinne was gesteht,
 Daß sie, geworfen in die Folterflammen,
 Den Märtyrertod des Schweigens sterben.“
 Er rief's und hatte mit den Worten
 Phiolen, Flaschen und Retorten
 Zerschmettert schnell in tausend Scherben.
 Herr, so unnachtetem Gemüth
 Kein Hoffen mehr auf Erden blüht.

Faust

hereintretend und auf Isenburg zuellend.
 O Freund aus meinen Jugendtagen!
 Mein Isenburg! dich sandte Gott!
 Isenburg.

Mein Faust!

Sie umarmen sich.

Wagner.

Wohl mir, ich hör' ihn wieder sagen,
 Und ohne Groll, den Namen Gott.

Isenburg Faust betrachtend.

Dein Leben traf ein harter Streich;
 Mein Faust, wie bist du worden bleich,
 Seit ich dich sah zum letztenmal!

Faust.

O Freund! du schöner, letzter Strahl
 Von meiner Sonne, die versunken!
 Wohl bleich, — ich habe Gift getrunken,
 Des Zweifels Gift in starken Zügen,
 Und meine bösen Würfel liegen.

Isenburg.

Nein, nein! mußt wieder dich erheben
 Und freuen dich am schönen Leben.
 Nicht länger hier so einsam bleib,
 Nimm dir au's Herz ein holdes Weib.
 O Freund, du kennst die Liebe nicht,
 Sie soll dir bringen Trost und Licht.
 Ist an der Welt dein Herz erkrankt,
 Und wenn dein guter Glaube wankt,
 Blic' einem Weibe, das dich liebt,
 In's Auge, und dein Gram zerfließt,

Die Welt wird sich dir freundlich zeigen,
 Es werden all die Stimmen schweigen,
 Die dich zum Abgrund lodend riefen,
 Du blickst in heitre Gottestiefen.
 O, laß dein Herz an Vaterwonne
 Sich froh zum ew'gen Frühling sonnen.
 Was frommt die ungewisse Saat
 Der Wissenschaft? was frommt die That?
 Die leichte Saat verweht der Wind,
 Und eine That ist doch kein Kind!
 Du kannst ihr nicht die Locken streicheln,
 Ihr nicht in's liebe Antlitz blicken,
 Und ihr mit süßen Namen schmeicheln,
 Das warme Haupt an's Herz dir drücken.
 Ich hab's erfahren: Weib und Kind
 Das höchste Gut auf Erden sind.

Faust.

Ich will kein Weib als Braut umschlingen.
 Mein Leben ist ein wildes Habern,
 Aus großburchaistet bösen Adern
 Soll mir kein Kind, mir gleich, entspringen.
 Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
 Es ward mein Herz versöhnungscheu.
 Ein Weib, das mir nicht Elck brächte,
 Das müßte fromm sein und im Bund der Mächte,
 Mit denen ich in Bruch und Fluch;
 Das wär' ein ärgerlicher Widerspruch.
 Wenn du das helle, farbenfrohe
 Rösslein hinpdropfest in den Eichenspalt,
 So wird es von der scharfen Lohe
 Des Baumes schwarz und mißgestalt.
 Kurz, Freund, laß mich damit in Frieden;
 Mir dünkt die Welt ein enges Kerkerloch,
 Und sollt' ich im Gefängniß noch
 Der Blöde sein, mich anzuschmieden?
 Für mich ist jedes Glück verloren.
 Ich will dir treuen Freund nicht sagen,
 Du könntest mich zu schwer beklagen,
 Wem ich mein Leben zugeschworen.

Hsenburg.

O schwör' es einem Herzen zu,
 Das ohne dich ist ohne Ruh.
 Gedenkst du meiner Schwester noch, Theresen?
 Sie war ein zartes Mägdlein noch
 Als sie dich sah, und konnte doch
 Von deinem Bilde nicht genesen;
 Ist nun ein Fräulein, herrlich anzuschauen,

Die Zierde aller sächsischen Jungfrauen,
 An Seele fromm und himmlisch rein;
 Kannst du sie lieben, sei sie dein!
 Als einst ich nah dem Tode lag,
 Da standst du treulich Nacht wie Tag
 Am Bett mir, bis dein seltnes Wissen
 Des Todes Armen mich entrißeu.
 Du hast das Leben mir gerettet,
 Ich rette dir den Lebensfrieden,
 So ist dein Glück und mein's entschieden,
 Wir sind auf ewig festverkettet.
 Wie freundlich mir die Zukunft glänzet!
 Der Liebe und dem Herrn ergeben,
 So wollen wir zusammenleben
 Auf unserm Schlosse, waldbumtränzet,
 Uns theilen brüderlich in Gottes Segen,
 All' unsre Freuden treu zusammenlegen.
 Faust, freue dich, und reiche mir die Hand,
 Mit mir zu ziehen in mein Heimathland!

Faust.

Geliebter Freund, du bist umsonst gekommen,
 Nun kann mir deine Treue nichts mehr frommen.
 Du letzter Strahl aus meinen hellen Tagen,
 Kann dich und deine Liebe nicht ertragen;
 Du bringst mir in des Busens Finsternisse,
 Beleuchtest mir des Herzens tiefe Risse,
 Die durch und durch hinab zur Hölle kassen.

's ist aus! leb wohl! ich muß mich dir entrafen! —

Faust eilt davon; Ikenburg eilt ihm nach; doch Mephistopheles erfüllt
 das Haus mit schwarzem Nebel, in welchem Faust verschwindet.

Der Teufel.

Landstraße.

Mephistopheles

Allein und dem forteilenden Faust von ferne nachschreitend.

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
 Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
 Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
 Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht;
 Als wären alsdann seine Tugendwächter,
 — Die doch am Ende nur gedungne Fechter —
 Vom Schmerz herauscht, verschlafen an der Pforte.
 Gewaltig packten ihn des Grafen Worte;
 Nun steht's mit meinem Faust am rechten Sprunge,
 Ganz durchgeweicht ist mir der arme Junge,

Wogegen er sich lange mochte sträuben,
 Dem wird er nun sich rasch entgegenstürzen,
 Im Drang sich zu zerstreuen, zu betäuben,
 Die Tage des Verdrusses abzukürzen,
 Frisch zu verzehren seine Lebenskraft
 Im Tobestaumel süßer Leidenschaft.
 Von Christus ist er los; noch hab' ich nur
 Zu lösen meinen Faust von der Natur.
 Gelingen wird's, ich hab' es mir durchdacht!
 Tief in die Lust, bevor die Lieb' erwacht!
 Mit Weibern zärtlich rohes Spiel getrieben!
 Manch Kind gezeugt! — So wird der grade Stand
 Sich zwischen Faust und der Natur verschieben,
 Und er im Unmuth stürmen an den Rand.
 Dann faßt die Liebe ihn am steilen Bord,
 Und stürzt hinab ihn jählings in den Nord.
 Und schlug er der Natur dann manche Wunde,
 So läßt sein Stolz ihn nicht Versöhnung suchen;
 Nein! weil er sie gekränkt, wird er ihr fluchen
 Und los sich reißen wilb aus ihrem Bunde.
 Ist mir der Bruch gelungen zwischen beiden,
 Von jeder Friedensmacht ihn abzuschneiden,
 Dann setzt er sich mit seinem Ich allein,
 Und in den Kreis spring' ich dann mit hinein.
 Dann lass' ich rings um ihn mein Feuer brennen,
 Er wird im Gluthring hierhin, dorthin rennen,
 Ein Skorpion sein eignes Ich erstechen. —
 So wird mein Schmerz am Göttlichen sich rächen,
 So will Verstosener ich mein Leiden fühlen,
 Verderbend mich als Gegenschöpfer fühlen.

Der Tanz.

Dorffchenke.

Hochzeit. Musik und Tanz.

Mephistopheles als Jäger zum Fenster herein.

Da drinnen geht es lustig zu;
 Da sind wir auch dabei. Tschhu!

Mit Faust eintretend.

So eine Dirne lustentbrannt
 Schmeckt besser als ein Foliant.

Faust.

Ich weiß nicht wie mir da geschieht,
 Wie mich's an allen Sinnen zieht.
 So lochte niemals noch mein Blut,
 Mir ist ganz wunderbarlich zu Muth.

Mephistopheles.

Dein heißes Auge blüht es klar:
 Es ist der Lüfte tolle Schaar,
 Die eingesperrt dein Narrendünkel,
 Sie brechen los aus jedem Winkel.
 Fang Eine dir zum Tanz heraus,
 Und stürze fed dich in's Gebraus!

Faust.

Die mit den schwarzen Augen dort
 Reißt mir die ganze Seele fort.
 Ihr Aug' mit lockender Gewalt
 Ein Abgrund tiefer Wonne strahlt.
 Wie diese rothen Wangen glühn,
 Ein volles, frisches Leben sprühn!
 's muß unermesslich süße Lust sein,
 An diese Lippen sich zu schließen,
 Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
 Zwei wollustweiche Sterbeküssen.
 Wie diese Brüste ringend bangen
 In selig stuthendem Verlangen!
 Um diesen Leib, den üppig schlanken,
 Müßt' ich entzückt herum mich ranken.
 Hal wie die langen schwarzen Locken
 Voll Ungebuld den Zwang besiegen
 Und um den Hals geschwungen fliegen,
 Der Wollust rasche Sturmesglocken!
 Ich werde rasend, ich verschmachte,
 Wenn länger ich das Weib betrachte;
 Und doch versagt mir der Entschluß,
 Sie anzugehn mit meinem Gruß.

Mephistopheles.

Ein wunderbar Geschlecht flürwahr,
 Die Brut vom ersten Ständerpaar!
 Der mit der Höll' es hat gewagt,
 Vor einem Weiblein jetzt verzagt,
 Das viel zwar hat an Leibeszierden,
 Doch zehnmal mehr noch an Begierden.

Zu den Spielteuten.

Ihr lieben Teutchen, euer Bogen
 Ist viel zu schläfrig noch gezogen!
 Nach eurem Walzer mag sich drehen
 Die steche Lust auf lahmen Behen,
 Doch Jugend nicht voll Blut und Brand.
 Reichet eine Geige mir zur Hand,
 's wird geben gleich ein andres Klängen,
 Und in der Schenk' ein andres Springen!

Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
 Der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
 Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
 Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
 Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
 In schwülen Nächten verliebtes Geflücher.
 Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
 So schmiegen sich lüsterne Badewellen
 Um blühende nackte Mädchengestalt.
 Jetzt gellend ein Schrei in's Gemurmel schallt:
 Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
 Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
 Da haßen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
 Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
 Die habende Jungfrau, die lange gerungen,
 Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
 Dort steht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
 Man hört sie von seinen Küssen erwärmen.
 Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
 Wie wenn um ein Mäd'el zwei Buben sich streiten;
 Der eine, besiegte, verstummt allmählig,
 Die liebenden Beiden umklammern sich selig,
 Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
 Aufrausend die Leiter der Lust erklimmen.
 Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
 Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
 Erschallen der Geige verführernde Weisen,
 Und Alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
 Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich geberden!
 Sie werfen ja sämmtlich die Fiedel zur Erden.
 Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
 Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
 Mit bleichem Reide die dröhnenden Mauern,
 Daß sie nicht mittanzen können, bedauern.
 Vor Allen aber der selige Faust
 Mit seiner Brünnetten den Tanz hinbraust;
 Er drückt ihr die Häubchen, er stammelt Schwüre,
 Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
 Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
 Und hintenher jagen die Geigenklänge;
 Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald, !
 Und leiser und leiser die Geige verhallt.
 Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
 Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
 Da hebt den flötenden Wouneschall
 Aus duftigen Büschen die Nachtigall,
 Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,

Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Das arme Pfafllein.

Wie's Bafllein in der Stube
Die tollsten Tänze springt,
Und in die Luft der Bube
Zuhochst die Dirne schwingt,
Verstummt die Geig', verschwunden
Der fremde Waidgesell,
Und wie von hundert Hunden
Erschallt ein laut Gebell.
Am Geigerbankel sitzend,
Aus rothen Augen blickend,
Sieht einen schwarzen Pudel
Das bange Bauernrudel;
Faust's Hund, Prastigiar genannt,
Im Lande weit und breit bekannt.
Doch war's von ihm nur Necken,
Die Leuten zu erschrecken,
Denn mit geducktem Schädel,
Diskretem Schwanzgewedel
Der Pudel sich verkriecht
In's Eck und rührt sich nicht.
Die Bursche haben, lustbetaubt,
Gar halb den Spuk vergessen,
Die Dirnen wieder ungestraubt
Zum Tänze sich vermessen.
Auch sind beschämt die Musikanten
An ihre Bank zuruckgeschlichen,
Es werden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens abgestrichen.
O arme Dorfessiedel,
Dein Ruhm ist nun zerstört!
Weß Ohr einmal gehört
Ein reizend Hollenlied,
Dem soll die Einfalt schweigen,
Ist schwer zu Dank zu geigen. —
Jetzt durch die Schenke poltert,
Von Eifersucht gefoltert,
Der Hahnrei-Bräutigam,
Dem Faust sein Schätzel nahm.
Er hat den Garten rings durchsucht,
Und aus und ein den Wald durchflucht,
Laut vorgeheult den Winden,

Die Braut ist nicht zu finden.
 Arm Hannchen ist versallen
 Der Neue scharfen Krallen,
 Denn als des Zaubers Bande
 Im vollen Kussessbrande,
 Im glühendsten Vereinen
 Der Taumelnden sich lösten:
 Ergriff sie lautes Weinen,
 War sie nicht mehr zu trösten. —
 Nun sehn erstaunt die Bauern,
 Wie der, auf den sie lauern,
 Eintritt mit kaltem Muth.
 Er hatte, tanzgeschäftig,
 Vergessen seinen Hut,
 Den Mantel zauberkräftig,
 Sein Fahrzeug durch die Luft;
 Und Alles „packt ihn!“ ruft.
 Wie sie den Doctor schnell umringen,
 Wie sie die harten Fäuste schwingen,
 Die guten Lehren festzunageln,
 Die brausend auf den Sünder hageln.
 Den Faust jedoch berührt das nicht,
 Verachtung lächelt sein Gesicht,
 Er donnert in's Getlimmel:
 „Still! rührt euch nicht, ihr Rümme!“
 Da faßt sie alle schnell der Bann,
 Und keiner sich bewegen kann,
 Und wie gesteu't ihn der Verdruß,
 Ein jeder so verharren muß:
 Die Mäuler sind weit aufgerissen,
 Zu schelten drollig stumm beflissen;
 Die Fäuste zornzusammgepreßt,
 Sie wurzeln in der Luft gar fest.
 Als gute Zuchtverfeinerung
 War wirksam die Versteinerung;
 Denn wie nun Faust den Zauber hob,
 Sprach Jeder seufzend ein: Gottlob!
 Wie Faust herab sich läßt, zu sagen:
 „Wir wollen friedlich uns vertragen!“
 Schleicht Jeder mit gesenkter Stirne
 Zu seiner Flasche oder Dirne.
 Die Bauern werden allgemach
 Mit Faustens Näh' vertrauter,
 's wird in der Schenke nach und nach
 Die Freude wieder lauter;
 Der schwarze Pudel kriecht hervor
 Zu Faust mit freudigem Rumor,

Bemüht, den Doctor zu erfreuen
 Mit seltsamlichen Gaukeleien.
 Doch, nun die Thür wird aufgethan,
 Und kommt ein junger Wandersmann
 Mit einem hübschen Frauenbild,
 Und ringsum grüßt, verlegen mild,
 Und Wein begehrt, und fasset Platz,
 Unweit von Faust, mit seinem Schatz:
 Beginnt der Hund zu zittern,
 Zu schnuppern und zu wittern,
 Und läßt sich nicht bescheiden,
 Stets knurrend um die Beiden.
 Der fremde lustige Gesell
 Scheint weiblich froh an seiner Stell',
 Er trinkt es seiner Schönen zu,
 Sie kosen zärtlich du zu du;
 Ihn scheint das frohe Lärmen,
 Der goldne Bergwein Guß auf Guß
 Stets gründlicher zu wärmen;
 Er gibt der Schönen Kuß auf Kuß.
 Die Heißverliebten schämen
 Mit nichten sich und nehmen
 In so behaglichem Besitz
 Vom Groll des Hundes nicht Notiz.
 Nun aber ist der Pudel frisch
 Mit einem Satz auf ihrem Tisch,
 Und gierig schnappt Prästigiär
 Dem fremden Wandersmann in's Haar,
 Reißt ihm vom Kopf sein Häubchen,
 Ein rund Perrückenscheibchen,
 Und trägt dem Mann zu Schimpf und Lort
 Faust hin den lustigen Apport.
 Weh! wo vom Haupt das Käpplein fuhr,
 Kriecht vor verräthrisch — die Tonsur. —
 Der Hund verbringt ein grimmig Klaffen,
 Bis man den schelmisch geilen Pfaffen
 Hat in der Schenke scharf geplagt,
 Und sammt dem Weib hinausgejagt.

Die Lektion.

Hofgarten einer Residenz.

Des Königs erster Günstling und Minister, Faust, und Mephistopheles
 als Scholast, in einer Allee spazierend.

Minister.

Geehrte Herrn, ich bin entzückt,
 Daß mir zu finden ist geglückt

Ein paar so köstliche Talente.
 O daß ich doch die Mittel kenne,
 Zu lohnen solche Trefflichkeit!

Mephistopheles.

Wir sind zu eurem Dienst bereit.
 Talente, Herr, von unsrer Art
 Sind für gemeinen Lohn zu zart;
 Für mich und diesen Musensohn
 Ist's reichlicher Genuß und Lohn,
 Zu sehn, wie unser Phantaseien
 So recht versangen und gedeihen.

Minister zu Faust.

Ihr also, hochgelahrter Mann,
 Dem sich kein Stern der Facultäten
 In artibus vergleichen kann,
 Ihr seid vorerst von mir gebeten,
 An meines Fürsten Trauungsfeier
 Zu schmücken morgen eure Veier
 Mit einem feinen, blühend warmen,
 Und schmeichelhaften Hochzeitscarmen;
 Daß ihr darin den hohen Geist,
 Die unvergänglich großen Werke,
 Die Tapferkeit des Königs preist,
 Und seine schöne Jugendstärke.
 Auch lasset über eure Saiten
 Der Braut erhabne Zierden gleiten,
 Mit denen wirklich sie begabt,
 Und solche, die sie nie gehabt,
 So, daß sie selbst nicht unterschiede
 Die wahren und die angefangnen
 Liebreize in dem schlauberschlungenen
 Ganz meisterhaften Hochzeitssiede.

Faust.

Ich will, was meine Kräfte können,
 Das Fest mit einem Liede zieren;
 Doch müßt ihr mir die Ehre gönnen,
 Es dann auch selbst zu declamiren;
 Kein Andern spricht wie der Poet
 Ein Lied, das ihm von Herzen geht.

Minister.

Ihr thätet zwar mir eine Liebe,
 Wenn morgen mir die Ehre bliebe,
 Was ihr gedichtet vorzutragen,
 Doch will ich dem Gewinn entsagen.

Mephistopheles.

Das Lied wird gut, ich seh' dafür,
 Ihr klopftet an die rechte Thür.

Faust abgehend.

Ich will im Schatten jener Fichten
Euch die besten Verse dichten.

Minister zu Mephistopheles.

Und ihr, hochpreislicher Scholast,
Ihr wißt gewiß so Manches noch,
Was recht in meine Pläne paßt;
Fahrt fort in euern Reden doch.
Es unterbrach euch, o verzeiht,
Die Hochzeitsangelegenheit.

Ihr seid mein Mann, noch fand ich nie
Solch ein politisches Genie.

Vielwerther Freund, habt doch die Güte
Und laßt mich weiden an der Blüthe
Der Staatsweisheit, die ihr gefunden
In so beglückten Forscherstunden.

Mephistopheles.

Das Erste also, wie gesagt,
Wird immer sein: Das Volk geplagt!

Minister.

Wenn aber sich das Volk empört?

Mephistopheles.

Nur in zwei Fällen bricht's das Gitter
Wenn ihr's geplaget allzubitter,
Wenn ihr's zu plagen aufgehört;
Steht das euch nicht im hellsten Lichte,
So seid ihr schwach in der Geschichte.

Minister.

Ich geb' es zu; doch nennet, was
Gibt uns der Plage rechtes Maß?

Mephistopheles.

Ihr Herrscher über Volk und Land,
Das ist der Klugheit rechter Stand:
Verklümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf,
Und lenket so all sein Begehren
Nach dem, was ihr ihm könnt gewähren.
So wird es, nach dem Nächsten greifend,
Niemals weitsichtig, überschweifend,
Nach dem gelüsten frechverwegen,
Was nicht in eurer Macht gelegen.
Das Volk sich gerne selbst belügt,
Es ist am Ende hochzufrieden,
Und unterthäniglich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beschieden,
Was ohne ihn und seine Kette
Das dumme Volk von selber hätte.

Minister.

Der Grundsatz klingt für mich entzückend,
 Und ist gewiß auch volkbeglückend;
 Doch thürmen sich ihm allerwegen
 Der Feinde gar zu viel' entgegen.

Mephistopheles.

Der schlimmste Feind für euer Wirken
 Ist der Gedanke, der da feiert,
 Als Bagabund entfesselt steuert
 Nach fernen, lustigen Bezirken.
 Laßt ihr ihn ziehn vom Heimathstrand
 Fort in die offene, weite See,
 So schleppt er euch zurück in's Land
 Das Bild von jener schönen Fee,
 Der Freiheit, die auf ferner Insel
 Von Geistern wohnt; — das Volk wird toll,
 Und: Freiheit! Freiheit! sehnsuchtsvoll
 Ruft dann sein Fluchen, sein Gewinsel.

Minister.

Wie fügte sich der ewig schwanke,
 Nie fest zu haltende Gedanke?

Mephistopheles.

„Ber kümmert stets, doch nie zu scharf,
 Dem Volk den sinnlichen Bedarf.“
 O haltet fest an diesem Worte.
 Wie Weingeistflamme, der Retorte
 Dienstbar, muß Elizire kochen,
 Sollt Menscheng Geist ihr unterjochen,
 Soll's Feuer eurer Sklavenköpfe
 Dem Mlagen heizen seine Lämpfe.
 Will jemals von den Nutzgeschäften,
 Daran ihr müßt die Geister heften,
 Sich der und jener dispensiren,
 Sich in's Ideenreich verlieren,
 Will er in Schriften gar den Knechten
 Einraunen was von Menschenrechten:
 So müßt ihr solche Herrscherplagen
 In ihrem Keime gleich erschlagen.
 Ich rath' euch hier das beste Mittel.
 Wie für die Thaten einst die Alten
 Censoren hielten, sollt Ihr halten;
 Censoren als Gedankenbüttel.
 Ja, so ein Censor, so einächter,
 Ein unerbittlich scharfer Wächter
 Und tapferer Gedankenwürger,
 Der leider! erst zum Heil der Bürger
 In fernen, schönern Zeiten sproßt,

Das wäre so mein Augentrost!
 Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
 Da ist sein Bild mir klar erschienen,
 In meinen patriotischen Träumen:
 Wie er mit lieben Forschermienen
 Gedanken greift auf ihrer Flucht,
 Und ihre hüllenden Gewande,
 Jed' Fältlein lüftend, streng durchsucht,
 Ob sie nicht führen Contrebande
 An allerlei verruchten Dingen,
 Ob sie ein Liebesbriefelein
 Der Freiheit wollen überbringen,
 Und ein gefährlich Stelldiebin. —
 Mir ward in jenen Visionen
 Beglückter Zukunft schönster Gruß:
 Ich sah das Heer von Maulspionen,
 Welch ein prophetischer Hochgenuß!
 Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
 An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
 Drein sich der Lohse muß versangen,
 Treibt ihn aus seiner dunklen Schlust
 Hinaus vorwitziges Verlangen
 Nach freier frischer Waldbeslust:
 So schaut' ich damals mit Ergeßen
 An Menschenmundes offner Pforte
 Spione lauern und die Worte
 Auffangen mit Verrathes-Neßen.
 Hat es die Politik gebracht
 In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
 Dann ist begründet eure Macht,
 Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Minister.

Nur seufzend kann ich nach dem Eden,
 Das mir ausblüht in euern Reden,
 Und hoffnungslos hinüberschauen;
 Unüberspringlich weite Klüfte
 Gräbt mir mein Flirzt, der — im Vertrauen —
 Etwas gewissenhaft Verbliffte.

Ein Hofbedienter

mit Erfrischungen kommend.

Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
 Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle,
 Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
 Zu einiger Erfrischung einzuladen.

Minister zu Mephistopheles.

Mein trefflicher Colleague, laßt
 Euch von dem Obste was belieben;

Ich pflanzte selbst den braven Ast,
Der diese Pflirschen mir getrieben,
So farbig frisch und saftgeschwellt;
Nehmt von den Pflaumen, wenn's gefällt,
Kühlt euch an dieser edlen Traube,
Gepflückt von meiner Lieblingslaube.

Mephistopheles.

Viel Dank, viel Dank; ich find' es eben
Im Garten hier nicht gar so heiß,
Wie dieser Bursche vorgegeben
In seinem dienerischen Fleiß.
Natur kommt mit Erfrischungsfrüchten
Etwas post festum angezogen,
Wenn schon die Sommerglut verslogen,
Und 's Laub will von den Bäumen flüchten;
So bringt die Weisheit ihre Kühlung
Im Nachtrab stets der Leidenschaft,
Wenn's aus ist mit der heißen Fühlung,
Wenn schon von selber friert die Kraft,
Und Tod sich nistet in die Glieder.
Auch ist mir überhaupt zuwider
Das Obst, an dem sich Kinder laben,
Und die noch was vom Kinde haben.
Ihr heißet da mit solcher Lust
Den Pflirsich, daß der Bart euch saftet;
Dran seh' ich, was ich längst gewußt,
Daß ihr noch sehr am Wahne hastet.
Ihr habt noch viel zu viel vom Kinde;
Und weil ich wollt' aus eurem Herzen
Die letzte Spur vom Kinde merzen,
Darum ich mich vor euch befinde.

Minister.

Ihr seid sehr wunderlich, Scholast!
Ich sah noch niemals euresgleichen;
Betracht' ich euch genauer, fast
Will mich's unheimlich überschleichen.

Mephistopheles.

Last das, mein Gönner; lieber seht
Den Burschen hier euch schärfer an,
Im Knechtskittel angethan,
Wie dem die Sklavenmiene steht!

Minister zum Bedienten.

Entferne dich. —

Zu Mephistopheles.

Ihr habet Recht,
Geboren scheint er mir zum Knecht.
Mein Freund, es ist wahrhaftig köstlich,

Und sehr für unsre Hoffnung tröstlich,
 Daß so die Menschen ein Behagen
 Am Sklaventhum im Herzen tragen;
 Es ist durchaus nicht zu verkennen,
 Sie lernen leichter Sklavensitten,
 Als daß sie Freiheit an sich litten,
 Für die sie doch so leicht entbrennen.

Mephistopheles.

Und also, meint ihr, müßtet freilich
 Ihr guten Herren euch bequemen,
 Des Herrschens Last auf euch zu nehmen,
 Damit die Andern recht gedeihlich
 Und ungestört dem süßen Triebe
 Der Sklaverei sich widmen können;
 Den Andern ihre Lust zu gönnen,
 Seid ihr das Opfer eurer Liebe.
 Vergesst ihr meine Worte nicht,
 Könt ihr ein großer Staatsmann werden.
 Gebt eurem Herrn auch Trost und Licht
 Zu seinen fürstlichen Beschwerden.
 Nun aber kann ich nicht mehr weilen,
 Ich muß zu meinem Doctor eilen.

Das Lied.

Saal im königlichen Palaste.

Der König, die Königin und die Großen des Reiches sitzen an der Hochzeitstafel.
 Allgemeines Vivatrufen und Anklingen mit den Pokalen.

Der Ministergünstling

sich von seinem Stuhl erhebend.

Auf einen Wink von Euren Majestäten
 Soll in den Saal sogleich ein Sänger treten,
 Den ich aus fernem Lande herbeschied,
 Zu feiern dieses Fest mit seinem Lied.

Der König.

Daß ihr zum Fest den Sänger uns geladen,
 Befestigt euch in unsern höchsten Gnaden.

Die Königin.

Ihr setzet meinen Dank in eure Schuld;
 Nehmt diesen Ring als Zeichen meiner Schuld.

Mephistopheles.

Das Lied wird gut, ich steh' dafür;
 Ihr klopftet an die rechte Thür.

Während der Minister den Ring auf seinen Knien empfängt, tritt Faust mit
 seiner Guitarre ein.

Faust singt zur Guitarre.
 Griff die Leier hin und her,
 Was ein Lieb das beste wär',
 Nirgends doch die grobe Haut
 Feines Schmeichelverslein fand;
 Pflücke nun vom nächsten Ast
 Euch ein Sprüchlein, bring's zu Gast:
 Siecher Mann! hast keinen Leib,
 Keine Seel', du blödes Weib!
 Drum, du hochehrlauchtes Paar,
 Paßt zur Hochzeit auf ein Haar
 Dir das Sprüchlein: Mann und Weib
 Eine Seele und Ein Leib!

Alle erheben sich unwillig und drohen von der Tafel, Faust und Mephistopheles fahren zum Fenster hinaus; der Minister ist vor Wuth und Schreck wahnsinnig geworden, und heult, herumspringend und die Hände ringend, fort und fort:

Mann und Weib
 Eine Seele und Ein Leib! —

Die Schmiede. *)

Faust reitet hin im grauen Dämmerchein
 Auf seinem Rappen, sinnend und allein.
 Es zieht der Weg durch grüne Wogenselder,
 Durch Oesterreichs erhabne Eichenwälder.
 Der Reiter folgt ohne Wunsch und Wahl
 Dem Weg bergüber und durch manches Thal.
 Heiß war am Frühlingstag der Sonne Sengen,
 Das Ross ist müde von des Weges Längen,
 Und von des Reiters feurigen Gedanken,
 Die es gefühlt als Spornstich in den Flanken.
 Jetzt buldet Faust dem Rosse seinen Willen,
 Es lenkt an einen Bach, den Durst zu stillen.
 Der Reiter läßt die losen Zügel sinken,
 Das müde Ross am klaren Quelle trinken,
 Und er gewahrt mit lächelndem Vergnügen,
 Wie seinem Rappen in gedehnten Zügen
 Die Flut behaglich rieselt durch die Zähne,
 Und wie im Wasser habet seine Mähne.
 Zum weitem Ritte faßt er drauf die Zügel,
 Von ferne winkt ein Dorf am Waldeshügel. —
 Die Dämmerung verliert sich tiefer immer
 In stille Nacht, kein Mond, kein Sternenschimmer.
 Bald hat das Ross, erquickt von seiner Labe,
 Das Dorf erreicht im aufgesprungenen Trabe.

*) Vergl. Schurz I, 250, 258.

Die Häuser decket schon ein trauter Friede,
Nur brennt noch frisch das Feuer in der Schmiede.
Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkenanz.

Faust in die Schmiede tretend.

Ich grüß' euch, hämmernder Kumpan!
Ihr seid doch früh und spät geschoren.
Schlagt meinem Ross ein Eisen an,
Das auf dem Waldweg ging verloren!

Meister.

Seid schön gegrüßt, mein edler Gast!
Ja, wohl muß unser Eines hämmern,
Wenn längst der Tag hat seine Rast,
Wie bei des Morgens frühstem Dämmern.
Doch stund wir frühlich, schwing' ich doch
Den Hammer für mein Weib und Kind,
Und ruht nun endlich das Gepöck,
Umfaßt ihr Arm mich lieb und lind.
Und meine rüstigen Gesellen
Erklopfen redlichen Gewinn,
Und haben stets dabei im Sinn,
Sich auch ein Ehbett aufzustellen.

Faust.

Ihr sollt den Klappen mir beschlagen,
Kam nicht nach eurer Eh' zu fragen.
Hemmt eure rasche Plauderflut!

Meister.

Verzeiht, war euch mein Wort zur Last.
Das Eisen liegt schon in der Glut,
Gleich wird's dem Hufe angepaßt.
Ich bin ein einfach plumper Schmied,
Der leicht die rechte Art versteht.
Hier aber tritt aus ihrer Stube
Mein Weib, das euch begrüßen will;
Auf ihrem Arm mein jüngster Bube.
Nun bin ich gerne wieder still.
Der Anblick, Herr, euch doch erzählt,
Daß mir's im Haus an Glück nicht fehlt.

Schmieds Frau.

Mein Herr, ich grüß' euch unterthänig!
Verargt mir nicht, daß ich ein wenig
Will solchen seltnen Gast beachten
Und seine Kostbarkeit betrachten.
Die schwarze Feder am Barettel
Am Hals von Gold die schwere Kettel
Die unsers Bischofs ist geringer!
Viel Ring' an beiden Händen blizen,

Gar edle Stein', ihr habt ja sitzen
 Schier Haus und Hof an jedem Finger!
 Faust.

Das Weib mit ihrem Kindelein,
 Unglückt vom hellen Essenschein,
 Gefällt mir wahrlich gar nicht übel;
 Ich grüß' euch, Frau, und euer Büßel!
 Meister.

Hier, edler Herr, beschlag' ich euch
 Das Roß; doch gönnt mir meine Bräuch',
 Ich singe gern dazu das Lied
 Von einem guten alten Schmied.

Er singt, indem er das Roß beschlägt.

Fein Rößlein, ich
 Beschlage dich.
 Sei frisch und fromm,
 Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
 Stets treu dem Stern,
 Der seiner Bahn
 Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
 Mach flinken Lauf;
 Leicht wie die Luft
 Durch Strom und Rüst!

Trag auf dem Ritt
 Mit jedem Tritt
 Den Reiter du
 Dem Himmel zu.

Nun, Rößlein, ich
 Beschlagen dich:
 Sei frisch und fromm,
 Und wieder komm!

Faust.

Mein guter Schmied, wenn euer Eisen
 Nicht fester haftet an der Währe,
 Als eure weise Sittenlehre,
 So wird's nicht lange mit mir reisen.

Meister.

Ich meine, Herr, ein frommer Segen
 Thut Manchem gut auf seinen Wegen;
 Da aber sei Gott gnädig vor,
 Daß er an euch die Kraft verlor!

Faust.

Was ihr da schwätzt von Gottesgnade,
Klingt meinen Ohren matt und fade.
Da, nehmt für eure Müß den Lohn,
Führt vor mein Ross, ich will davon.

Reicht ihm ein Goldstück.

Meister.

Ihr habt was Gut's in euren Zügen,
Drum kann mich euer Wort nicht trügen;
Doch seid ihr bleich vom starken Ritte,
Und eure Augen sehn verstört,
Ob euer Innres heimlich litte,
Ihr scheint wahrhaftig krank; drum hört,
Bleibt diese Nacht in meinem Haus,
Und schlaft euch von dem Ritte aus,
Was noth auch eurem Pferde thut,
Ihr habt's gejagt wohl mild und heiß,
Auf seinem Rücken steht der Schweiß,
Von seinen Weichen rinnt das Blut.
Herr, tretet in mein Zimmer ein,
Labt euch an einem Becher Wein.

Zu seinem Weibe.

Geh, Eise, hol' aus unserm Keller
Vom Gumpoldskirchner, von dem alten,
Und deck' die zinnern blanken Teller,
Worauf der Bischof Mahl gehalten,
Als von der Jagd er eingekehrt
Bei mir mit vielen Edelleuten,
Und mit dem Zuspruch mir geehrt
Mein niedres Haus auf ewige Zeiten.

Faust.

Die Abendmahlzeit nehm' ich an
Für mich und meinen guten Rappen;
Dann muß er wieder frisch die Bahn
Mit mir durch Nacht und Nebel tappen.

Schmieds Frau.

Erwartet nur das Morgengrau;
Was eilt ihr doch so gar geschwind?
Ihr trachtet wohl zu eurer Frau?
Habt ihr daheim ein krankes Kind?

Faust.

Ihr ärgert mich doch fort und fort
Mit eurem gutgemeinten Wort.
So hatt' ich einmal an der Rechten
'nen bösen Finger, und ein Tölpel kam,
Den seine plumpe Liebe übernahm,
In seine Arme mich zu flechten;

Er drückte mir in seiner Lieb'
 Die Rechte mit so zärtlicher Gewalt,
 Daß ich die Linke hatt' im Schmerz geballt
 Und ihm die Nase blutig hieb.
 Und wenn ihr nicht so überaus
 Gutmüthig lächelnd vor mir stündet,
 So hätt' ich euch schon längst das Haus
 Ob euren dummen Köpfen angezündet.

Meister.

Verdammt! verflucht! was soll das heißen?
 Das kam' euch wohl zu stehen theuer!
 Mein Herr, ich würd' euch dort in's Feuer
 Wie einen rost'gen Nagel schmeißen!

Faust.

Stellt euch zufrieden, kommt zum Essen;
 Will meine Macht an euch nicht messen.
 Reicht mir die Hand, seid wieder froh.
 Schmied, ihr gestelt mir besser so,
 Wie ihr im hellen Zorne strahltet,
 Als da ihr mit dem Bischof prahltet.

Schmied ihm die Hand reichend.

Nehmt nichts für ungut, edler Gast,
 Ihr habt ein wenig hart gespaßt.

Sie haben sich gesetzt an's Abendmahl.
 Die Wirthin dient mit freudigem Gesicht,
 Entschuldigend ein jegliches Gericht
 Mit ihrer Kochkunst gar beschränkter Wahl;
 Daß sie gesaßt auf solchen Gast nicht wäre,
 Doch hoffe sie, der Gumpoldskirchner Wein,
 Der wahrre, werde noch der Retter sein
 Von ihres Mannes gastfreundlicher Ehre.
 Der Doctor läßt die Mahlzeit sich behagen;
 Die brave Hausfrau hat in froher Hast
 Ihm Speisen köstlich schmackhaft aufgetragen,
 Und drängt zu essen herzlich ihren Gast.
 „Sie hat ein gut Gemüth, drum locht sie gut,
 „Drum wird an ihrem Tisch mir froh zu Muth!“
 — Spricht Faust — „wir wollen ihr ein Vivat! bringen.“
 Er schwingt den Becher mit dem goldig hellen
 Bergwein: „Stoßt an, mein Schmied, und ihr Gesellen,
 „Die Wirthin lebe!“ und die Gläser klingen.
 „Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen“
 — Bemerkt nun Faust mit schwaghastem Vergnügen —
 „Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
 „Erprobt sich stets am Wohlgeschmack ihrer Speisen.
 „Wenn so ein gutes Weib locht, brät und schürt,

„Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
 „Daß es den Gästen schmecke und gebeibe,
 „Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!“ —
 Darauf beginnt der Ritter zu erzählen
 Von seinen Thaten viel und Abenteuern,
 Sie sehen ihn mit froh gespannten Seelen
 Den Riesen kämpfen und durch Meere steuern;
 Prahlhaft gedenkt er manchen Schauderfalles
 Aus seinen vielbewegten Lebensstunden,
 Und manch ein Schwank wird Augenblicks erfunden;
 Die guten Leuten aber glauben Alles.
 Wie strahlt der Wirthin freundliches Gesicht!
 Nur manchmal wird ihr blühend Antlitz blässer,
 Wenn Faust im Eifer das geschwungne Messer
 In's feine Tischtuch ihr zuweisen sieht;
 Faust spricht, die Dulderin anlächelnd spöttlich:
 „Oft schon ergetzte mich auf meiner Fahrt
 „Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
 „Daß sie am Tischzeug hangen fast abgöttisch,
 „Daß so ein Stich auf ihre weißen Linnen
 „In's Herz sie trifft!“ — Er stoßt die Messerspitze
 Tief durch's geblünte Tuch, und aus der Ritze
 Sehn Alle schreckenbleich Blutstropfen rinnen.
 „Seht, Frau, hier euer häuslich Herzblut fließen;
 „Doch sollt ihr mir nicht gar zu viel vergießen!“
 Faust wollte sie nicht dauerhaft erschrecken;
 Er läßt sogleich des blut'gen Spukes Necken
 Zusammen dem Ritze vom weißen Tuch verschwinden;
 Es kann die Frau sich lang nicht wiederfinden.
 Faust milcht sich jetzt, mit seinen besten Schwänken
 Ihr aus dem Sinne listig fortzuschwätzen
 Des blut'gen Fleckens schaurig Ungeboten,
 Und sie mit Schmeicheleien zu ergetzen.
 Streng blickend nimmt sie's hin vom fremden Reiter;
 Den Schmied bekümmert's nicht, der ist zu heiter,
 Der hat Vertrau'n sich eingelöst im Weine,
 Daß Faust nur scherzend spricht in Schmeichelworten,
 Und wenn er mit den Reden ja was meine,
 Daß sie anprellen an verschlossene Pforten.
 Auch hat er völlig sich zurückgetrunken
 In jenen Tag, des Glorie ihn umzieht,
 Schon wieder ist der dankbar gute Schmied
 Zu seinen lieben Bischof ganz versunken.

Der Meister.

Mein Herr, ihr untersagtet mir's vergebens,
 Hier wäre Schweigen Sünd', es muß heraus:
 Es war die schönste Stunde meines Lebens,

Als einst Hochwürden traten in mein Haus.

Da lächelt Faust, er will nicht widersprechen,
Doch denkt er still und haltbar sich zu rächen,
Und er beginnt, wie spielend, die Buchstaben
In's Zinn des Tellers unbemerkt zu graben:

Von diesem Teller ließ einmal,
Als mit Hallo! durch Berg und Thal
Die Jagd verklungen und verbraust,
Ein frommer Bischof sich's belieben;
Und heute thut's der Doctor Faust,
Der sich dem Teufel hat verschrieben.

Es wird an's Fenster geklopft.

Faust hinaustretend.

Ich muß hinaus, es wird mein Diener sein,
Er wagt es nicht, zu treten frei herein.

Mephistopheles draußen zu Faust.

Mach schnell, mach schnell, versäume nicht dein Glück!
Das schöne Weib ging wieder in den Keller,
So lange du gekitzelt auf den Teller,
Nicht merkend ihren süßverstoßnen Blick.

Ich will indeß den dummen Schmied
Und die besoffenen Gesellen
Mit einem lust'gen Schelmenlied
Um eine Viertelstunde pressen.

Mach schnell, mach schnell, dem jungen Weib
Glüht schon vor Lust der süße Leib!

Faust.

Du lügst, dies Weib ist nimmer zu verführen,
Die blickt nicht aus, die hält an ihren Schwüren;
So gern ich auch die frische Frucht genöÙe,
Ich wag' es nicht, sie gab mir keine Blöße.
Die Sünd' ist Spaß, doch kann's mein Stolz nicht tragen,
Von einem Weib zu werden abgeschlagen.

Mephistopheles

indem er Faust gegen die Kellertüre zieht.

Gefährlich ist ein hübscher Cavalier,
Fein huldigend, den Frauen auf dem Lande,
Denn nicht begriffen wird in niedrem Stande
Und plump genossen ihre schönste Zier.
Die junge Wirthin that nur, ob sie grollte,
Sie lugte auf den schönen fremden Ritter
Wohl öfter hin und länger als sie sollte;
Die Weiberzucht hat mir's und morsche Gitter.
Mach schnell, mach schnell, versäume nicht dein Glück,
Sie gab dir einen süßverstoßnen Blick!

Der heiße Faust verwünscht die Weibertreue,
 Er schwankt noch immer zwischen Lust und Scheue,
 Als nun die brave Wirthin mit den Krügen
 Vom Keller kommt, und schon von fern die vollen
 Dem Gast zuschwingt mit schalkhaftem Vergnügen,
 Nicht ahnend was die fremden Männer wollen.
 Sie mahnt den Ritter freundlich unbefangen:
 „Gilt noch nicht fort, laßt euch noch einmal füllen
 „Das Glas!“

Auf Mephistopheles deutend.

„Doch wer ist der um Gotteswillen?“

Fragt sie erschrocken, mit verfärbten Wangen.
 Faust gibt nicht Antwort, wie sich selbst entrückt,
 Das Blut in seinen Adern stürmisch wallt,
 Und seine ganze Flammenseele zückt
 Auf ihre schöne, reizende Gestalt. —
 Da klopft es an die Thüre mit Gewimmer;
 Scheu zögernd, mit zerrissenem Gewand,
 Tritt eine blasse Bettlerin in's Zimmer,
 Ein ausgehungert Kind an ihrer Hand.
 Die Arme fleht in ihrer bittern Noth
 Für's Kind und sich um einen Bissen Brod;
 Man möchte doch in einem Winkel wo
 Barmherzig ihnen streu'n ein Häuflein Stroh.
 Da springt zu Faust sein Diener hin und schlägt
 Ihn auf die Schulter derb: „Freund, aufgewacht!“
 Und dreht ihn nach der Bettlerin und lacht,
 Daß dröhnend sich das ganze Haus bewegt.

Mephistopheles.

Kennst du dein Haunchen noch aus jener Schenke?
 O wiederhole die verliebten Schwänke:

Nachspottend.

„Die mit den schwarzen Augen dort
 „Reißt mir die ganze Seele fort.
 „Ihr Aug' mit lockender Gewalt,
 „Ein Abgrund tiefer Wonne, strahlt!“
 Jetzt ist es hohl, und leer an Wonne,
 Ein ausgepumpter Thränenbronnen.
 „'s muß unermesslich süße Lust sein,
 „An diese Lippen sich zu schließen,
 „Die schmachkend schwellen, dem Bewußtsein
 „Zwei wollustweiche Sterbekissen!“
 Die Lippen, welk, nach Brod nur schmachten,
 Und betteln um ein Uebernachten.
 Du sahst „die Brüste ringend bangen
 In selig flutendem Verlangen!“
 Und siehst sie jeko niederhängen:

Die Arme hat an diesen Brillen
 Dein Kind, gezeugt in tollen Listen,
 Und ihren Jammer auferzogen,
 Die haben sie so ausgesogen.
 Willst um den Leib, den hunger schlanken,
 Du noch „entzückt herum dich ranken?“

Immer spottenber.

„Ha, wie die langen schwarzen Locken
 „Doll Ungebuld den Zwang besiegen
 „Und um den Hals geschwungen fliegen,
 „Der Wollust rasche Sturmesglocken!“
 Jetzt hangen trüg die ungetämmten Haare,
 Als lägen sie schon lieber auf der Bahre.
 „Greif zu! greif zu! bist soust kein Kostverächter!“
 (Und wieder schallt sein höhnisches Gelächter.)
 Faust wird todtblaß, es zittert seine Seele
 Vom ungeheuren Wechsel dieser Stunde;
 Der Neue Schmerz schüttelt heftig ihm die Kehle,
 Er bringt kein Wort aus stummem bewegtem Munde.
 Lang stand er so; doch, plötzlich nun gefaßt,
 Reicht er der Bettlerin mit Krampfeshaß
 Die Börse Gold, abwendend sein Gesicht.
 Sie heftig aus in lautes Weinen bricht,
 Zeigt ihm sein Kind mit schrecklicher Geberde,
 Und wirft die Börse klirrend auf die Erde.
 „Du mußt mich führen heut noch zum Altar!“
 So ruft sie schmerzverwirrt und rauft das Haar.
 Da stürzte Faust hinaus und auf sein Ross,
 Das sturmgeschwind mit ihm von dannen braust,
 Und hinterher mit ihrem Kinde schoß
 Die Bettlerin, nachrufend: „Faust! Faust!“
 Sie hat ihn bald in dunkler Nacht verloren;
 Er aber kann, wie er auch stürmt und flieht,
 Den hangen Ruf nicht schütteln aus den Ohren,
 Und überall ihr Bild sein Auge sieht.
 Es treibt ihn fort, trotz seiner Seelenbängniß,
 Stets tiefer in die Sünde sein Verhängniß.

Der nächtliche Zug.*)

Am Himmel schwere, dunkle Wolken hangen
 Und harrend schon zum Walde niederlauschen.
 Tiefnacht; doch weht ein süßes Frühlingsbängen
 Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen.
 Die blüthentrunkenen Lüfte schwinden, schwellen,

*) Vergl. Schurz I, 253, 254.

Und hörbar rieseln alle Lebensquellen.
 O Nachtigall, du theure, rufe, singe!
 Dein Wonneliied ein jedes Blatt durchbringe!
 Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
 Auch Nachts in Lieb und Sehnsucht wach erhalten,
 Daß sie, solange die holden Stunden säumen,
 Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen. —
 Faust aber reitet fürder durch die Nacht,
 Und hat im düstern Unmuth nimmer Acht
 Der wunderbar bewegten Frühlingsstimmen.
 Er läßt nunmehr sein Roß gelassen schlendern
 Den Weg dahin an frischen Waldesrändern.
 Leuchtfläser nur, die hin und wieder glimmen,
 Bedämmern ihm die Pfade manchemal,
 Und selten ein verlornes Sternensirahl.
 Je tiefer ihn die Bahn waldeinwärts führt,
 Je stiller wird's, und ferner stets verhalten
 Der Bäche Lauf, das Lied der Nachtigallen,
 Der Wind stets leiser an den Zweigen rührt.
 Was leuchtet dort so hell zum Wald herein,
 Daß Busch und Himmel glühen in Purpurschein?
 Was singt so mild in feierlichen Tönen,
 Als wollt' es jedes Erdenleib versöhnen?
 Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
 Weht süßerschütternd durch die stille Luft.
 Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
 Von seinen Lieben weinend, betend kniet,
 In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
 Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
 Der Seligen: so säuseln diese Klänge
 Wohl lautend durch die aufhorchenden Bäume.
 Faust hält sein Roß und lauscht gespannter Sinne,
 Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne
 Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
 Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
 Da scheucht es ihn, in's Dunkel hoher Eichen
 Seitab des Wegs mit seinem Roß zu weichen,
 Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
 Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
 Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
 In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
 Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
 In zarten Händen Blumenkränze tragend;
 Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
 Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
 Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensbrocke,
 Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,

Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
 Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
 Sie schreiten flugend fort die Waldeshahnen.
 Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
 Die Lebensahnung, und zusammenklingt
 Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
 Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
 In Gott verloren, hier so schön verschweben!
 Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
 Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
 Als sie vorüber, und der letzte Ton
 Des immer fernern, leiseru Lieds entflohn,
 Und als der fernern Fackeln letzter Schein
 Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
 Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
 Als Faust im Finstern wieder steht allein:
 Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
 Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
 Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
 Wie er noch nie so bitter sie vergoß.

Der See.

An Klostermauern, alten, einsam düstern,
 Ist weit ein stiller See hinausgegossen;
 Am Saume Bins' und Weide heimlich flüstern,
 Und sanftgewiegte Wasserblumen sprossen.
 Hell scheint der Mond, es spielen, leisen Bebens,
 Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
 Wie über den Geheimnissen des Lebens,
 Und seiner Tiefe ungeahntem Weh,
 Die Kinderseelen lieblich zitternd spielen,
 Die rein und klar vom Himmel niederfielen.
 Am Ufer wandelt Faust und sein Gefährte,
 Der heute unvermerkt den Abendgang
 Zu diesem See, zu diesem Kloster lehrte.
 Nun stehn sie still und beide schweigen lang.
 Verseukt ist auch die Nacht in ernstes Schweigen,
 Man hört es, wenn im Klostergarten sacht
 Ein frühgewelktes Blatt entfällt den Zweigen,
 Wenn auf dem See ein Lüftchen halb erwacht.
 Seltfame Töne aus dem Schilfe bringen,
 Und manchesmal das Schweigen unterbrechen;
 Die Vögel dort von Wanderzügen sprechen
 Im Traum und regen sehnsuchtsvoll die Schwingen.
 Zum See hinstarrend, hat sich Faust verloren
 In stummes Trauern, daß er ward geboren.

Mephistopheles.

Blick auf die Mauern dort, sind Altbekannte;
 Vor ihnen ist dein schmachtend Lied erklingen,
 Woran die schöne Nonne heiß entbrannte.
 Sie hast du damals feurig übersprungen.
 Dort ragt der Baum, wo ihr so wunnig saßet
 Und euch in süßer Trunkenheit vergaset,
 Der Baum, der eure Küsse überrauschte,
 Wenn euch ein Ohr in jener Nacht belauschte.
 Blick auf den Mond, es ist derselbe noch,
 Er stand, wie jetzt, genau so voll, so hoch;
 Nur daß er damals eurem Blutverlangen,
 Und heute eurem Kummer aufgegangen.
 Der Mond, der deinem Auge strahlt so helle,
 Dringt auch der Nonne mahnend in die Zelle.

Faust.

Wirfst mir zuwider und verhaft;
 Du wirfst mir immer mehr zur Last.

Mephistopheles.

Verhaft? das kummert mich mit nichten
 Du kannst es ohne mich nicht richten;
 Bin doch für dich von großem Reize,
 Denn deine kranke Seele braucht,
 Daß nicht ein Seufzer sie verhaucht,
 Zur Stärkung meine scharfe Beize.

So sprach der böse Führer; plötzlich sprang
 Er in den See hinab, der ihn verschlang;
 Nach kurzer Weile taucht' er jetzt empor,
 Und was er hat heraufgeholt vom Grund,
 Streckt seine Hand den Blicken Faustens vor:
 "Das ist aus jenen Zeiten noch ein Fund!"
 Da schimmern schreckhaft hell im Mondenscheine
 Von einem Kind die nassen Todtenbeine.

Maria. *)

Wie Silberglocken am Marienfeste
 Versenden ihren reinen, hellen Klang,
 Durch Stadt und Flur und stillen Waldehang
 Weithin geführt vom sanftbewegten Weste:
 So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
 Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
 Wenn er Marie, die Königstochter, nannte,
 Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

*) Bergl. Schurz I, 228.

Vergebens war manch Dichterherz entglüht,
 Zu schildern durch begeisterte Gesänge
 Der jungfräulichen Reize hold Gedränge,
 Das um den schönen Leib Maria's blüht;
 Vergebens preist sein bettelhaft Beklimper,
 Wie tief dies Auge mit der Schatteuwimper
 In süße Einsamkeit das Herz entreißt
 Und alle Welt umher vergessen heißt;
 Wie diese Rosenlippen sich erschließen,
 In jedem Wort ein holdes Lieb vergießen:
 So läßt der Lenz aus frischen Rosenröthen
 Der Nachtigallen Zauberlieder flöten;
 Wie diese sanftgehauchte Jugendglut,
 Ein Traum von Rosen, auf den Wangen ruht,
 Vom Morgenroth ein fernes Widerscheinen,
 Das einst gestrahlt den Paradieseshainen.
 Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen,
 Daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
 Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
 Nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten! —
 O schwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
 So lange dieser flücht'ge Zauber hält!
 Berauschet euch in ihrem Obem, Lüftel
 Verhaucht, beglückte Blumen, eure Lüftel
 O eilet schneller aus den Himmelsfernem
 Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
 Und strömet eure Küsse auf sie nieder,
 So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Der Maler.

Einsam die hohe Königsvilla stand,
 Und ragt' in's Meer vom steilen Felsenstrand.
 Cypressenhaine und Orangenwälder,
 Die schattend sich an ihr landeinwärts dehnen,
 Erwecken oft dem Seemann heimlich Sehnen,
 Schifft er dahin die wüsten Wogenfelder. —
 Es ruht auf Land und Meer ein schwülger Tag,
 Es reget sich kein Blatt, kein Wellenschlag;
 Doch Abends kommt ein schwarz Gewölk gezogen,
 Der Sturm erwacht und wühlet in den Wogen.
 Am offenen Fenster lehnt im Sommerhaus
 Maria, blickend in das Meer hinaus.
 Sie sieht der Sonne letzte Gluthen schwinden,
 Sie überläßt ihr blondes Haar den Winden,
 Die freudig mit der Lodenbeute schwanken,

Und ihre Seele stinigen Gedanken.
 Und Faust, in stummer Bonnetrunkenheit,
 Die holde Königstochter conterseit.
 Er ist ein Meister in der Kunst der Farben,
 Sein Ruhm und sein Bemühn die Gunst erwarben,
 Dem Könige Maria's Bild zu malen.
 Eh sie verglühn, der Schönheit Morgenstrahlen.
 Er ist zur höchsten Stelle hier gedrungen,
 Die je ein kühner Maler noch erschwungen:
 Marien gegenüber, stundenlang!
 Die wunderbaren Züge zu erfassen,
 Und seine Seele frei zu überlassen
 In tiefer Schönheit ihrem Untergang! —
 Ein schönes Bild! die Reize ohne Namen
 Umschließt des Fensters lust'ger Bogenrahmen;
 Das wilde Meer, die Wetterwolken tragen
 Die Lichtgestalt als dunkler Hintergrund. —
 Faust wollt' ein lustig Abenteuer wagen,
 Und schaute hier das Herz sich todeswund.
 Er hat manch Weib genossen und verlacht;
 Hier aber soll er schmerzlich inne werden:
 Der wahren Frauenschönheit holder Macht
 Kann widerstehen keine Macht auf Erden. —
 Ein schönes Bild! wie sanft und lieblich ruht
 Mariens Antlitz auf der dunklen Flut;
 Hal wie berauscht die aufrubrsvollen Wellen
 Um ihren weißen, warmen Busen schwellen,
 Und höher stets an ihrem Nacken steigen,
 Sie mitzureißen in den wilden Reigen!
 Ihr goldnes Haar auf schwarzen Wolken wallt,
 Die Blitze flammen aus den Wetternächten
 Und flattern um die göttliche Gestalt,
 Ein Strahlendiadem um sie zu flechten. —
 Je mehr nun Faust des Bildes Farbentrug
 Zu wunderbarem Leben sieht erwarmen,
 Je heftiger ergreift sein Herz der Zug,
 Entzückt das süße Urbild zu umarmen.
 Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
 Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Gast.
 O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
 An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
 Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
 Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
 Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
 Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
 Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
 Wenn er in deine Zauberfülle blickt,

Doch steht er auch dein Ewiges und schrickt
 An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Die Warnung.*)

Herzog Hubert reitet durch einen Wald zur Villa.

Mephistopheles ihm entgegenreitend.

Ihr reitet recht behaglich sacht;
 Nichts kann beseuern euren Trott,
 Nicht Fahreischast, nicht Wetternacht,
 Nicht nasse Haut und Bubenspott!

Herzog.

Wer bist du, frecher, grauser Wicht,
 Mit diesem Teufelsangeficht?

Mephistopheles.

Ich bin, was meine Miene spricht.
 Nur recht mir in's Gesicht geschaut,
 Wenn auch dem Herrn ein wenig graut,
 Ihr seht so feinen Kopf nicht mehr.
 Betrachtet diese Stirnensalte,
 Da diese finstre, tiefe, kalte,
 Von einem Aug' zum andern quer.
 Einst kam ein Mathematicus,
 Ein scharfer Ritter Minusplus,
 Der schlaue Bursch strirte mich
 Und nannte diesen Faltenstrich
 Das Minuszeichen alles Guten,
 Vom Kreuze Plus das Gegentheil,
 Wobei er dacht' an's Christenheil.
 Doch, edler Herr, ihr müßt euch sputen;
 Derweil ihr mein Gesicht studirt,
 Studirt ein Andrer ganz vertraut
 Die Züge eurer schönen Braut.
 Macht fort, eh sie den Kranz verliert!
 Er sprengt davon.

Der Herzog.

Du lügst, du lügst, es kann nicht sein!
 Maria ist getreu und rein.
 Doch sterben soll auf frischer That,
 Wer meiner Braut sich frech genah!

*) Vergl. Schurz I, 119.
 Genau.

Der Mord.*)

Die königliche Villa.

Prinzessin Maria, ihre Hofe, Faust, später Herzog Hubert

Faust.

Das Bild ist fertig, und, ich glaube,
Mir ist gelungen zur Genüge,
Zu fesseln eure holden Züge
In meiner Blicke stillem Raube.

Das Bild betrachtend.

Wie dieses sanfte, schöne Bild
Auf wildem Meeresgrunde ruht,
So ruht es ewig, klar und mild,
Auf meines Herzens wilder Flut.

Prinzessin.

Es mag dem Künstler widerfahren,
Hat er ein Bild mit Fleiß vollbracht,
Daß ein Erinnern oft nach Jahren
An dessen Züge ihm erwacht.

Hofe.

Das, gnädige Gebieterin,
Bleibt eurem Maler als Gewinn,
Der eure Schönheit Zug für Zug
So wahr lebendig übertrug,
Daß sich des Bild ihm ungebeten
Im Angedenken wird verspäten.

Faust.

Hell flammt in diesem Augenblick
Mir auf mein ganzes Mißgeschick.
Was ich bis jezo nicht gekannt,
Hat mich allmächtig übermannt.
O lächelt, holde Königstochter,
Herab voll Mitleid auf mein Weh,
Der ich vor euch, ein Unterjochter,
In meiner bittern Armuth steh';
Wenn ihr mein glühend Herz verstoßt,
Bleibt mir auch nicht der karge Trost,
Daß ich mit einem stolzen Leide
Von eurem lieben Antlitze scheide,
Daß ich auf meinem Trauerwege
Euch doch ein Opfer noch geweiht,
Entsagend, meine Seligkeit
Auf eure Schwelle niederlege:
Hab' keine zu verlieren mehr,
Das drückt das Herz mir doppelt schwer.

*) Vergl. Schurz I, 119.

Doch, blick' ich wieder euch in's Angesicht,
 So hat die Hölle, der ich zugeschworen,
 Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
 Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
 O nein! ich kann, ich will euch nicht entsagen,
 Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!

Prinzessin.

Verlasset mich, unheimlich bang
 Wird mir vor eurem ungestillten Drang,
 Kann eure dunklen Worte nicht verstehen;
 Doch ruht auf eurer Stirne tiefes Traueru,
 Das mich bewegt zu innigem Bedauern,
 Lebt wohl! ich will euch nimmer wieder sehen.

Faßt auf die Kniee fallend.

Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick,
 — Und wär' es nur ein mitleidsvoller Trug, —
 Daß du mich liebst, es ist genug, genug,
 Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
 Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
 Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
 Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
 Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
 Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
 Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
 Vergebens werden dann Erinnerungen
 Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
 An's heilige Ufer meiner Liebe schlagen,
 Ich bin gerettet, hab' ich dich errungen!

Herzog Hubert heretinstürzend.

Erstick' in deinem frechen Uebermuth!
 Verdirb, verdirb, schamloses Sklavenblut!
 Nach einer Königstochter, Fürstenbraut
 Hast du den Blick zu heben dich getraut?
 Streckst du, ein uuerhört verwegner Buhle,
 Die Arme auf aus deinem Böbelpfuhle?

Zur Prinzessin.

Lass' ich ihn auch zu deinen Füßen sterben,
 Du bist beschimpfet durch sein schön's Bewerben.
 Der Seufzer, den nach dir gesandt sein Lieben,
 Ist gift'ger Hauch, vom Sumpf emporgetrieben;
 Sein Blick, der frech nach deinen Reizen schmachtet,
 Ein Irrwisch faul, der zu den Sternen trachtet.
 Es ist dein Bild besudelt und entehrt,
 Das er in seinem tollen Hirne nährt,
 Das ihm vielleicht im Traum Erhöhung lacht,
 Mit ihm sich wälzt auf seinem Bett bei Nacht!
 Küunt' ich in ihm erwirgen, süße Braut,

Dein Bild, eh' ihn mein Schwert in Stücke hant!
Doch nein! mein Fürstenschwert sei nicht verdammt
An diesem Knecht zu niederm Schergenamt. —

Faust steht dem Prinzen gegenüber, schweigt,
Sein Blut aufklochend zu Gesichte steigt,
Empöret von der Läst'ung Sturmeshauch;
Aus seinen schwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeschwellte Bornesader Tob,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.
Er schüttelt wild und stolz sein zürnend Haupt,
Er knirscht die Zähne und sein Obem schwaubt,
Die Augen glühn im heißen Rachebürsten
Erstarre Blitze auf den stolzen Fürsten:
Er zückt sein Schwert zum ungeheuren Streiche,
Und — nimmer lästert ihn des Fürsten Leiche.
Maria starr und bleich zu Boden liegt,
Vor Schreck sind Puls und Obem ihr versiegt.
Die Jose ist entflohn; — des Prinzen Blut
Hat sich nun abgelöscht in seinem Blut. —
Wie ist es nun so still mit einemmal,
Wo erst der Zorn gebräust, im weiten Saal!
Faust steht und starrt die Leiche finster an,
Und draußen steigt des Sturmes laute Wuth,
Es rauscht der Wald, es knarrt der Wetterhahn,
Und an die Klippen stürzt die Meeresflut;
Vorbei am Fenster schießen mit Geschrille
Die Möven, und die Donner schlagen ein:
Doch mag, o Faust, das Schrecklichste dir sein
Der Todte da, mit seiner tiefen Stille.

Mephistopheles

plötzlich hinter Faust stehend.

Mir ist, dich hört' ich einst im Walde sagen:
„Ich habe diese Liebe nie gekannt,
„Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;“
Hier aber hast du Einen drum erschlagen.
Du bist doch deshalb treulos nicht geworden
Der „Liebe für die Wahrheit, die dein Schmerz?“
Und wär'st du's auch, und hätt' ein bischen Morden
Schon für die Wahrheit abgekühlt dein Herz:
Sie gibt darum dich nimmer doch verloren;
Dein Sehnen hat sie nicht umsonst beschworen;
Und wolltest du nun aus dem Weg ihr eilen,
Sie stellt dir nach, darauf sei nun gefast.
Verschmähte alte Liebchaft wird zuweilen
Zudringlich, lieber Freund, und sehr zur Last.
Die Wahrheit steht an dieser Leich' und schaut

In's Antlitz dir: sei Mann und nicht erbebe,
 Rühn ihren blutbesprengten Schleier hebe,
 Und ihre leise Lippe dir vertraut,
 Daß, wer ein Bündniß mit der Hölle schlingt,
 Den Menschen Fluch mit seiner Liebe bringt.

Faust.

Marien hab' ich leider! Fluch gebracht.
 O wenn sie doch in's Leben nur erwacht!

Mephistopheles.

Das findet sich; doch möcht' ich eben
 Nicht Zeuge sein, wenn sie erwacht in's Leben.
 Hier ist's langweilig, Freund, komm fort,
 Eh' da im Blut dein heller Muth verrostet.
 Was dir an Freuden hegte dieser Ort,
 Das hast du, mein' ich, ziemlich ausgekostet.

Faust.

Komm fort, komm fort, Maria muß mich hassen;
 Doch kann ich nicht zurück ihr Bildniß lassen.

Die Diener des Hauses pochen an die von Mephistopheles verschlossene Thür.

Mephistopheles.

Das Bildniß kriegst du nimmermehr, fürwahr!
 Ich reiße lieber ein Marienbild,
 Zehnfach geweiht, und wundergnadenmild,
 Dir eigenhändig wo vom Hochaltar,
 Eh' ich gedulden mag die Raserei,
 Daß du dich schleppst mit diesem Conterfei.

Faust.

Steh' ich vor dir, dein Werk, ein Mörder auch,
 Und neigt sich's tief mit mir bereits; doch spricht
 Noch meines guten Geistes Sterbehauch:
 Bewahre dir dies Himmelsangesicht!

Und Faust ergreift das Bild mit heißer Hast,
 Der Teufel hat's am andern End' gefaßt;
 Sie ringen mit dem Bilde hin und her,
 Laut zankend, bis der Teufel es erzwingt
 Und es mit wildem Hohn gelächter schwingt
 Hinaus zum Fenster und hinab in's Meer. —
 Die Diener an die Thür stets lauter pochen,
 Und stürmend kommen sie hereingebrochen.
 Entsetzenstarr die Königswach' erschaut
 Den Fürsten hingestreckt und seine Braut.
 Sie bringen auf die Fremden, sie zu fassen:
 Die trogen, unerschütterlich gelassen,
 Den vorgebrohten Hellebardenspitzen;
 Der Böse läßt nur einen Augenblick
 Die Hüll' in seine dunklen Züge blitzen,

Und die Trabanten stürzen bleich zurück.
 Nun schauen sie, verblüfft und überwunden,
 Den Fremden nach, die schnell waldein geschwunden.

Der Abendgang.*)

Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge,
 Die Blume schließt den Thau in ihren Schooß,
 Und freut sich still an ihrem Frühlingsloos;
 Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
 Fern unten tönt im Thal ein leiser Brounen,
 Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
 Es glüht im Abendscheine purpurhell
 Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.
 Wie freudessinnend steht die Lämmerheerde,
 Vergessend nun das frische Alpenkraut;
 Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
 Herunter nach der schönen Frühlingserde.
 Nur manchemal die blühenden Gestalten
 Der Bäume selig rauschend sich verneigen,
 Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
 Wie Sonnensüßer nimmer festzuhalten. —
 Doch unerfreut von Gottes Lenzeschenken,
 Irrt Faust umher durch Felsen, Wies' und Hain,
 Von der Natur geächtet, und allein
 Mit seines Mordes bittrem Angebenken.
 Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
 Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
 Er ist von jeder Blüthe kalt verstoßen,
 Denn jede Blüthe spricht: du sollst nicht morden.
 Der frische Wald, die grünen Lämmerweiden,
 Der Friede, der auf allen Bergen ruht,
 Und drüber hell der Wolken Freudenglut:
 Das Alles muß in's kranke Herz ihn schneiden.
 Doch wecket ihm der Seele bangste Dual
 Der ferne Bach tief unten in dem Thal.
 Die Wasserstimme, leise klagend, scheint
 Ihm seine Unschuld, die von ferne weint.
 Doch ist der Mann zu stolz, um solche Wehen
 Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
 Er läßt die düstern Blicke zürnend rollen,
 Und er beginnt mit der Natur zu grollen:
 Wie blöde Kinder ihrem Vater lauschen,
 Wenn Märchen bunt von seinen Lippen rauschen,
 So horchet ihr, Fels, Wolke, Blum' und Baum,

*) Reise nach Amerika. Vergl. Schurz I, 196.

Dem Märchen froh in eurem Kindestraum,
 Daß euch ein Gott erzählt von seiner Liebe,
 Indesß der Tod euch trifft mit scharfem Hiebe.
 Was laß' ich, Thor, an meinem Herzen nagen
 Den Vorwurf noch, daß Jenen ich erschlagen?
 Ist nicht der Mord das alte Weltgebot?
 Und gibt es ohne Mörder einen Tod?
 Mag mir das Herz des Feindes Stahl durchstechen,
 Mag mir den Leib Naturgewalt zerbrechen,
 Mag diesen Leib an spätem Lebenstag
 Selbstmörderische Trägheit überkommen,
 Daß er zu seinem eignen Nutz und Frommen,
 Sich selber treulos, sich nicht rühren mag: —
 Wie auch das Leben aus dem Herzen floh,
 All eins, ich bin gemordet so, und so.
 Doch faßt es wieder mich mit herber Pein,
 Als könne morden nur der Mensch allein.

Mephistopheles

zwischen den Bäumen hervortretend.

Ja, ja, es mordet, das ist wahr,
 Der Mensch allein, und jeder zwar;
 Denn, schau dich um, wo find'st du einen
 So frommen und unmäßig reinen,
 Der Niemand haßt auf weiter Erden?
 Er haßt, und gibt er auch dem Feind
 Nicht zu verstehen, wie er's meint,
 Frei, mit todtschlagenden Geberden;
 Im Herzen doch der Wunsch ihm keimt:
 O, wäre der hinweggeräumt!
 Im Herzen aber, glaube mir,
 Dort hat der Mord sein Standquartier;
 Und wagt er sich hervor einmal
 Aus dem geheimen Schattenthal
 Verbotner süßer Lustgedanken,
 Die flüsternd euer Herz umranken,
 Hat er den Muth hinaus zu reisen
 Vom Busen in die Faust, in's Eisen:
 So hat ihn nur an's Licht beschworen
 Der Grimm; er ward nicht erst geboren.
 Freund, was dir so zu Kopfe geht,
 Und was dich brennt mit scharfer Pein,
 War von dir einzig und allein
 Ein Fehler der Genußbiät!
 Du solltest brauchen das Gewissen,
 Damit zu würzen das Genießen;
 Hast zu viel Würze nur genommen,
 Nun bist du bämisch und beklommen.

Faust.

Wohl gerne glaubt' ich deinem Wort,
 Doch rauscht die Lust und weht es fort;
 Es sprechen diese Bäume drein,
 Die Häupter schüttelnd: nein, o nein!
 Ganz andre Worte bringt der Wind
 Vom Bache dort heraufgetragen,
 Ich hör' es leise, ferne klagen,
 Und möchte weinen wie ein Kind.
 Wär' ich ein Lamm aus jener Schaar!
 Die Wolke dort, so licht und klar!
 Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
 Doch wie sie alle rein! doch rein! —
 O Wolke dort im Untergang!
 Ich segne dir dein Wandelspiel,
 Von dem ein Trost in's Herz mir fiel,
 So hoffnungsfroh, so sehnsuchtsbang:
 Du, Wolke, zeigest meinem Blick
 Vielleicht prophetisch mein Geschick.
 Erst hast du hell und klar geblüht,
 Vom Sonnenstrahle überglüht; —
 Dann wardest du schwarz, es ließ der Schein
 Versunkner Sonne dich allein; —
 Und nun zerfließet und vergeht
 Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
 Mir ist ein Trost die Hoffnung nur,
 Daß einst, im kühlen Abendhauch,
 Vergehn wird meine Seele auch,
 Ein finstres Traumbild der Natur.
 Da unten winkt die dunkle Tiefe,
 Wo ich vielleicht gesichert schlief,
 Und unerreicht von meinem Dränger,
 Der mich verfolgt immer bänger.
 Der Seele Frieden ist dahin,
 Ich kann der Neue nicht entfliehn;
 Verschließ' ich mich in meine Kammer,
 Fühl' ich am Herzen ihre Klammer;
 Flücht' ich heraus zu diesen Eichen,
 Seh' ich sie lauernd nach mir schleichen.
 Der Bäume kalte Strafgesichter
 Umtrosen mich wie meine Richter.
 Der Frühling ist der Flur erschienen,
 Um seine vollen Lebensfreuden
 An Berg' und Thale zu vergeuden,
 Doch mir mit fremd verstörten Mienen.
 Ich bin allein vom Leuz verstoßen;
 Zudem er täglich neue Sprossen

Vom Winterschlaf zieh' empor,
 Zähl' er dem Mörder langsam vor,
 Und bitter quälend, Stück für Stück,
 Das schöne, süße Erden Glück,
 Das dem Erschlagen ich geraubt,
 Und jede Blüthe trifft mein Haupt.
 Ich fluch' dir, der fort mich riß
 In seine grause Finsterniß
 Aus meiner Unschuld Heiligthum!
 Mephistopheles.

Ein lustiges Delirium!
 Dem Teufel fluchen, das verdreht
 In Gottes Ohr sich zum Gebet?
 Ich aber mein', es ist zu spät.
 Da seh' ich einen Narren leiden,
 Weil Blumen ihm Gesichter schneiden;
 Und weil im Thal die Wasser lärmen,
 Beginnt der weiche Mann zu schwärmen.
 Das aber ist die feigste Richtung,
 Daß du dich sehnest nach Vernichtung.
 Die Wolke soll dir's schmeichelnd malen,
 Daß du die Zech' nicht darfst bezahlen? --
 Warum denn immer aufwärts gaffen,
 Statt sich im Innern aufzuraffen?
 Was kann dich kümmern die Natur
 Und ihre Frühlingsschöpfung?
 Ist solcher Thor wohl auch ein Mann,
 Den eine Blume tränken kann?

Fronisch.

Du kennst die Art der Domestiken,
 Die dir dienstbare Grüße nicken
 Und huldigen zum Ueberfluß,
 So lang du stehst auf Freundesfuß
 Mit ihrem Herrn; beleidige den,
 So ist's um ihren Gruß geschuhn;
 Sie müssen dem Gebieter dienen,
 Und treten stolz dir nun entgegen.
 Drum sei dir an den bösen Mienen
 Des Lenzgesindels nichts gelegen. —

Treuherzig.

Doch das ist Scherz; ob die Natur
 Dir freundlich scheint und wohlgewogen,
 Ob feindlich großend, beides nur
 Hast du in sie hineingelogen.

Er zieht einen Krug hervor.

Thu' mir Bescheid aus diesem Krug,
 Ich füllt' ihn eben zu Tokay

Mit Lust und süßer Naserei;
Dein Geist bedarf wohl neuen Flug.

Faust trinkt.

Der Wein ist gut; — er macht das Mark
Mir in den Knochen frisch und stark.

Mephistopheles.

Es lief der Mensch in grauen Tagen,
Wie uns berichten manche Sagen,
Zu Mahom, Christ und Zoroaster,
Zu holen sich ein Wunderpflaster
Für seine alte Erdennoth,
Den Zweifel und den bittern Tod.
Mehr als Prophet und Messiasde
Half ihm des milden Zufalls Gnade,
Der seine Angst gelehrt zu pressen
Aus Trauben sich ein süß Vergessen.

Faust.

Vortrefflich schmeckt der edle Wein!
Komm, schenke mir noch weiter ein!
Er hat den Sinn mir aufgeheilt,
Mich wieder auf mich selbst gestellt.

Mephistopheles.

Es gab der Wein schon Manchen frei
Aus alten Wahnes Gängelei.
Oft wenn die Gläser lustig schollen,
Wußt' Christus sich von dannen trollen;
Drum ist ein Wein im wälschen Land
Lacryma Christi zubenannt.
Freund! neuen Flug bedarf dein Muth,
Nimm hin und trink, das ist mein Blut!

Scherzend.

Komm, Faustule, wir wollen singen
Und uns an deinen Feinden rächen;
Wir wollen diese Berge zwingen,
Daß sie das fromme Schweigen brechen,
In unser Lieb als Chorus fallen
Und unsre Weisen wiederhallen.

Er jauchzt in die Berge.

Ruf du nur einmal zum Versuch
Hinüber einen wackern Fluch.

Faust

ruft, den Krug schwingend, in die Berge.
Dem Teufel hab' ich mich ergeben,
Den Teufel lieb' ich, er soll leben!

Mephistopheles scherzend.

Hörst du sie dort herüberschreien,
Echo, die alte Felsenhure?

Sie läßt sich gleich von Gott und Teufel freien,
Dient jedem gleich mit einem Liebeschwure.
Und was du ihr auch magst entgegenjolen,
Sie wird es, einverstanden, wiederholen.

Bitter.

Doch das sind wieder eitel Pöffen
Und Gleichnisse, die schmäählich lahmen;
Natur lebt nur für sich, verschlossen,
Und sie hat nichts mit dir zu kramen;
Und wenn sie dir ein Echo schallen läßt,
Wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest.

Faust.

Und doch erregte mir so manches Mal
Der grüne Plunder Herzensqual.
Nun aber fühl' ich Kraft in mir gedeihen,
Die mich von solchem Zubrang will befreien.
Es hallt sich fest in mir und fester immer,
Und schon bereu' ich meine Thaten nimmer.

Der Abschied. *)

Kirchhof. Mondnacht.

Faust

am Grabe seiner Mutter.

Oh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunter schauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. —

*) „Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man versichert seyn, daß er dabei immer der seinigen gedenkt war“ sagt Schurz. Vergl. Schurz I, 93. — Lenau an Schurz, Stuttgart, den 8. Juli 1833: . . . „Die Natur ist fürchtbar. Was Abgründe, was Meeresstoben! das ist nichts; aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Fürchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußte ich mühsam die Trümmern meiner Religion zusammenraffen. So viel Leiden und so lang! Diese Todbetten sind schredlich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben“ . . . Vergl. Schurz I, 216.

Von deinem treuen Lieben
 Ist keine Spur geblieben,
 Es schwand in tiefe Nacht,
 Groß ist des Todes Macht,
 Daß er die Mutter kann
 Von ihrem Kinde reißen.
 Wie fabelhaft zerrann
 Das fröhliche Verheiß'n
 Vom ewigen Wiedersehn,
 Als ich dich sah vergehn!
 Als sie den Sarg verschlugen
 Und dich begraben trugen,
 Da hatt'st du ausgelitten;
 Mir ward im Herzen eben,
 Ob sie mein junges Leben
 Von seiner Wurzel schnitten! —
 Als mich dein weicher Arm
 Einst liebevoll umfing,
 Als froh und segnend warm
 An mir dein Auge hing,
 Da freuten dich wohl Träume
 Der Hoffnung für dein Kind?
 Wie einst durch diese Bäume
 Hinzog der Frühlingswind?
 Nun steht im Mondenstrahl
 Der Strauch so dürr und kahl,
 Der einst so grün, getroffen
 Vom kalten Herbsteswind;
 So welkte all dein Hoff'n,
 O Mutter, für dein Kind. —
 Derweil du hier zu Staube
 Im stillen Grund gemodert,
 Ist in mir, seinem Raube,
 Das Böse aufgelodert! —
 Die Nächte ohne Schlummer,
 Die Tage voller Kummer,
 Die ungezählten Zähren,
 Und deine frommen Lehren,
 O Mutter, deine Schmerzen,
 Womit du mich geboren,
 Womit du unterm Herzen
 Mich trugst — sie sind verloren! —
 Doch will's mein Sinn nicht leiden,
 Daß ich im letzten Scheiden
 Mit einer frommen Zähre
 Dir danke und dich ehre,
 Und daß ich dir die Neue

Als Grabesrose streue.
 Welch wunderlicher Klang
 Traf plötzlich mir das Ohr?
 War's nicht wie Klagelied,
 Was sich im Strauch verlor?
 Zog nur das Trauerstöhnen
 Vorbei der Herbsteslust?
 Begann das Kreuz zu tönen
 So hang auf deiner Gruft?

Mephistopheles von ferne.
 Komm! laß im Mondenschein
 Uns wandeln durch den Hain,
 Statt weidlich hier zu klagen,
 Wo nur das dürre Laub
 Heimrauscht zum andern Staub,
 Und taube Würmer nagen.

Sie entfernen sich.

Das Waldgespräch.

Mephistopheles.

Hörst du im Wald des Herbstes Räuberpfeiff,
 Mein Freund, und hörst du rauschen seinen Griff?
 O Schade, daß der Lenz nicht hundertmal
 Mehr grünes Laub getrieben hat im Thal,
 Auf daß der Herbst mit hundertfacher Beute
 Hinaufend jezo mir das Herz erfreutel
 Denn weh zumal thut Menschen das Verlieren,
 Und nach der Sommerlust ihr erstes Frieren.

Faust.

Nein! es ist elend, daß des Frühlings Leiter
 Zu Blüth' und Lust hinauf nicht reicht weiter,
 Daß Alles ist so knapp gezählt auf Erden!
 Bankbrüchig muß Natur in allen Jahren
 Der Forderung der armen Menschen werden,
 Und zur Erholung lange Winter sparen.

Mephistopheles.

Das seh' ich gern, wenn Herbst mit Sturmgeblase
 Das Laub den Menschen wegführt vor der Nase;
 Und lieber noch, wenn schon der Sommer barsch
 Der grünen Hoffnung auf der Flur
 In Hagelwetteru trommelt einen Marsch,
 Daß sie sich trollt bis auf die letzte Spur.
 Mir ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
 Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
 Dem undankbaren, feigen und stupiden,

Der sie verkauft, verrathen und gemieden.
 O hätt' ich einen Juden jetzt zur Stelle!

Faust.

Wozu der Jude, mährischer Geselle?

Mephistopheles.

Den Juden möcht' ich drillen scharf und plagen
 Für seines Volks Vergehn in alten Tagen.
 Die Juden haben euch die Welt verpfuscht;
 Der Segensgeist der Indier und Hellenen
 Ist ungenutzt an euch vorbeigehuscht:
 Nun muß die Zeit ob eurer Dummheit gähnen.
 Die Juden thaten's, die Messiasnarren
 Verführen euch so tief und fest den Karren.
 Messias heißt der Keil, den sie getrieben
 Hinein, wo Mensch sich und Natur berührten;
 Getrennt ist sie nun hier, er dort geblieben,
 Seit auf dem Felde fangen blöde Hirten.
 In jener Nacht, der schlimmsten aller Nächte,
 Ward das erschute Kindlein hergethan;
 Die Juden, zitternd, ahnten ihren Wahn,
 Doch sprach ihr Schreck, es sei nur nicht der Rechte.
 Schreck blieb im Antlitz den Naturverräthern,
 Und unausstilgbar blieb er auch den spätern;
 Mit scharfem Griffel grub in jener Stund,
 Durchschneidend alle Zukunft, die Natur
 Den Nachgeschlechtern ein des Fluches Spur:
 „Die Juden brachen mir den heiligen Bund!“ —
 Zu sühnen jenen alten Fluch, ersteht
 Dereinst ein großer Jude; doch zu spät!
 Ein weiser Schreiber nie vergess'ner Schriften,
 Wird an den Todespfahl er Jesum schlagen
 Mit seines Geistes diamantnen Stiften,
 Den Namen von der Dornenkrone tragen.*)
 Doch sind erstorben euch urkräftige Triebe,
 Berverwelt die wunderbaren Herzensblüthen,
 Die starken Lieber, zaubervollen Mythen,
 Die götterzeugende, gewaltige Liebe.
 Verrathen ward Natur, und ihr Vertrauen
 Habt ihr verscherzt und eingeblüßt für immer;
 Ihr mögt ihr forschend in das Antlitz schauen,
 Ihr schönes Herz erschließt sich euch doch nimmer;
 Denn wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren,
 Wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.

Faust.

Was kann ein Weiser noch dem Menschen frommen?

*) Corona spinosa. L.

Ist der Messiasglaube ihm genommen,
 Und das Naturorakel ihm verklungen,
 Wer führt ihn durch die Erdbdämmerungen?
 Wohin wird sich das Menschenvolk noch wenden?
 Wie wird auf Erden noch sein Schicksal enden?

Mephistopheles.

Mein Faust, ich will dir einen Tempel bauen,
 Wo dein Gedanke ist als Gott zu schauen.
 Du sollst in eine Felsenhalle treten
 Und dort zu deinem eignen Wesen beten.
 Dort wirst du's einsam finden, still und kühl;
 Tief unten hörst du fern das Weltgewühl,
 Wie von den ätherklaren Alpenzinnen
 Ein Wanderer unten hört die Bäche rinnen.
 Du kannst das Loos des Mannes dort genießen,
 Wie er die Weltgeschichte wird beschließen.
 Doch sieh dich vor, daß du nicht wirst zum Spottel
 Eriun're dich in Wälschland jener Grotte;
 Dort lagert tief am Boden böse Lust,
 Entstiegen gährungsvoller Erdenluft;
 Doch in den obern Schichten ist's gesund,
 Und athmen kann dort nur, wer mit dem Mund,
 Ein Hochgewach'sner, aus der Tiefe taucht;
 Doch wer, kurzbeinig, einen Herrn noch braucht,
 Der Hund, das Kind in jener Grott' ersticken.
 So ist der Tempel, drein ich dich will schicken.

Faust.

Das leuchtet ein! es gilt, daß ich die Seele
 Aus Christus und Natur heraus mir schäle.
 Ob ich mit ihm, mit ihr zusammenhänge,
 Umkreist mich unentrinnbar eine Schlange.
 Ist Christus Gott, und folg' ich seinem Schritt,
 So bin ich, sei es auch auf Himmelspfaden,
 Der Schuh nur, den sein Fuß erfüllt und tritt,
 Ein niederes Gefäß nur seiner Gnaden.
 Ist's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
 Den sie genommen für's Gesamtgeschlecht,
 Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
 Und halb bin ich verschwunden ohne Spur.

Mephistopheles.

In beiden Fällen ist dein Loos fatal:
 Du magst von ihm, von ihr behandelt sein,
 Ob en canaille, oder en canal;
 Drum schliesse trotzend in dich selbst dich ein!

Faust.

Behaupten will ich fest mein starres Ich,
 Mir selbst genug und unererschütterlich,

Genau.

Niemanden hörig mehr und unterthan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn.

Mephistopheles.

Ich aber diene dir als Grubenlicht.

Faust.

Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?
Bin ich's, so will ich einst aus meinem Ringe
Erobernd in die Welt die Arme breiten,
Und für mein Reich mit allen Mächten streiten,
Bis ich die Götterkron' auf's Haupt mir schwingel!
Und sterb' ich ganz — wohlan! so will ich's fassen
Nicht so, als hätte mich die Kraft verlassen,
Nein! selbst verzehr' ich mich in meinem Strahl,
Verbrenne selbst mich wie Sardanapal,
Sammt meiner Seele unermess'nen Schätzen,
Mich freuend, daß sie nimmer zu ersetzen!

Die Reise. *)

Einsamer Meeresstrand. Abend.

Faust und Mephistopheles.

Faust.

In jener Nacht, an jener stillen Leiche
Sprachst du das lecke Wort, das folgenreiche:
„Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.“
Wie wahr! wie falsch! der Mensch wird ewig irren;
Doch wenn Erkenntnißdurst ihn glühend plagt,
Muß er vom reichen Strome unverzagt
Einschöpfen mit den sämmtlichen Geschirren,
Er muß ihn mit der Liebe und der Treue,
Und mit der Herzensfurche tiefer Reue,
Mit Kampf und Hoffnung, unverzöhmtem Hassen,
Und mit den Sinnen der Verzweiflung fassen.
Wie wenig, ach wie wenig dem Verlangen
Kann er auch so vom großen Strom empfangen!

Mephistopheles.

Das ist wohl wahr, doch frag' ich vor der Hand,
Warum du mich beschiedst an diesen Strand?

Faust.

Ich will nun fort, hinaus in's Meer,
Das ist so einsam, wild und leer,

*) Reise nach Amerika. Vergl. Schurz I, 196.

Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschmücktes, ewiges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden,
Soll mir der letzte Kummer schwinden.

Mephistopheles.

Wenn dich's nach einer Fahrt gelüftet,
Schon hab' ich dir ein Schiff gerüftet,
Mein wackerer Herr, wie keines je
Gesehen ward auf aller See.

Faust.

Wo steht's? ist auch dein Teufelswrack,
Wie es verlanget mein Geschmack?

Mephistopheles.

Du siehst es in der Dämm'ung kommen
Dort stattlich still herangeschwommen;
Und bis es mag zum Strande treiben,
Will ich's ein wenig dir beschreiben.
Setz' dich indeß auf diese Scheiter,
Sei wieder auch ein wenig heiter.
Dies Rückwärtsdenken, Vorwärtsgrübeln
Muß ich als Freund dir sehr verübeln

Faust.

Wenn nicht das böse Grübeln wäre,
So stünd' ich jezo nicht mit dir am Meere.
Doch mache mir des Schiffs Beschreibung
Mit der gewöhnnten Uebertreibung.

Mephistopheles.

Das Schiff geht stets nach unserm Willen,
Im wind'gen Meere und im stillen;
Es ist vollkommen windgerecht,
Denn jeder Wind ist unser Knecht,
Ein jeder muß uns vorwärts schieben.
Das aber ist nicht übertrieben.

Faust.

Und wenn die wilden Stürme rasen?

Mephistopheles.

Und wenn sie ringsum wüthend bellen,
So spielen sie in unsern Wellen,
Wie durch's Getreide junge Hasen.

Faust.

Wie steht's um Sandbau, Freund, und Klippen?

Mephistopheles.

Die machen uns kein Tröpflein Meeres nippen.
Die Bänke ducken sich, die Felsenriffe,
Nachgiebig, biegen sich vor unserm Schiffe,
Wie weiche Butter vor der Messerklinge.

Faust.

Was rühmst du weiter an dem Dinge?

Mephistopheles.

Das Schönste sind die Zimmer der Kajüte,
Mit zaub'rischen Tapeten ausgehangen,
Die sich gestalten, wie du's magst verlangen:
Zur Frühlingslandschaft frisch, mit Laub und Blüthe.
Dann schweigt das Meer, du hörst allein die Weste
Melodisch säuseln durch die grünen Aeste,
Du bist umwürtzt von süßem Waldeßdust,
Du hörst die Nachtigall, die ferne ruft. —
Mit noch so leiser Sehnsucht nach dem Herbst
Du plötzlich anders die Tapete färbst:
Du siehst am Felde schöne Schnitterinnen
Im Abendrothe stehn — und Liebe sinnen;
Du hörst die Wachtel schlagen im Getreide,
Du siehst den Jäger still den Wald beschleichen,
Zugbügel wandernd durch die Äste streichen,
Die Heerden kehren von der Alpenweide. —
Fällt dir mit seinem Reiz der Winter ein,
Wird's gleich auf der Tapete Winter sein:
Die sturmverwehten Blätter rauschend fallen,
Dicht stöbert Schnee, nun starren alle Bäche,
Die erst geplätschert, auf gefrorener Fläche
Zieh'n lustige Schlitten hin mit Peitschenknallen.

Faust.

Sei mir vom Laub und seinem Wechsel still.
Bergeß'ner Schalk! hab' ich dir nicht gesagt,
Daß ich die Erde nun verlassen will,
Weil mir ihr Wechselspiel nicht mehr behagt?

Mephistopheles.

Verzeih! mir stel's nicht ein sogleich,
Mir spielte mein Gedächtniß einen Streich.

Faust.

Sonst brauch' ich dein Gedächtniß nicht zu wecken,
Wenn's gilt, mit alten Dingen mich zu necken.

Mephistopheles.

Berkenne meinen guten Willen nicht.
Dich zu erinnern, heißt oft meine Pflicht.
Mich zwingt mein Pakt, die Wahrheit dir zu nennen;
Nur aus Vergangnem kannst du sie erkennen.
Ich liebe sonst ein schlecht Gedächtniß;
Von läuderlichen Vätern ein Vermächtniß,
Seh' ich's, zumal an lust'gen Herrn,
Zuweilen für mein Leben gern.
Verwittert wo ein alter Thurm,
Von Regenguß zernagt und Sturm,

Und fallen aus den Fugen lose Stücke,
 Dann kommen räuberische Geier
 Und nisten in der Mauerlücke,
 Und brüten drinnen ihre Eier.
 Also zernagt der laute Lebenssturm,
 Also zernagt der stille Todesturm
 Auch der Erinu'ring alterndes Gebäude;
 Und fällt dann aus der aufgelöbsten Fuge
 Ein Stück Gedanke, Vorsatz, Schmerzen, Freude:
 So fliegt manchmal herbei mit Blizesfluge
 Der Hölle Raubgevögel, Leidenschaften,
 Die in der Lücke nisten, brüten, hasten. —
 Da hast du was von deiner lieben Braut!
 Was ich dir von der Wahrheit hier vertraut,
 Ist nur von ihrem Kleid ein dunkles Band;
 Doch Ritter ehren jedes Liebespfand.

Faust.

Ich nehm's, noch bin ich meinem Bunde treu;
 Denk' ich auch manchmal mit geheimer Scheu
 Der Wahrheit und mit sehnsuchtsvollem Zagen,
 Für die nur freudig einst mein Herz geschlagen. —
 Du gabst von ihrem Kleid ein dunkles Band,
 Wird sie im Trauerfloze mir erscheinen?
 Kommt sie, wohl an, ich biet' ihr meine Hand,
 Und soll sie ewig mir am Halse weinen.

Mephistopheles.

Genug davon. Besprechen wir die Reise.
 Ich war für dich bedacht auf jede Weise.
 Vor schlimmer Langeweile dich zu sichern,
 Hab' ich das Schiff bepackt mit guten Büchern.
 Damit nicht etwa dein Verstand,
 Siehst du nur Meer und nirgends Land,
 Zum alten Bibelwesen mache Kehrum,
 Hab' ich Lucretium de natura rerum
 Dir aufgeschlagen; 's ist mein Lieblingsbuch,
 Es hält so manchen kräftig kühnen Spruch,
 Besonders von den Göttern und der Liebe.
 Ich meine, daß ich's selbst nicht besser schriebe.
 Auf dem Verdecke woll'n wir dann spazieren,
 Und ich will dir den Rauz interpretiren.
 Dann ist gesorgt für allerliebste Flaschen.
 Mein feiner Koch setzt Gaumen dir und Nase
 Mit seinen Meisterstücken in Ekstase.
 Auch geb' ich noch was Andres dir zu naschen,
 So schön und wißig, und so schmachkend feurig,
 Und in den Liebsgeschäften doch erst heurig:

Sechs Mäd'el stud's, hast neuen Spasß mit Jeder.
Bist du zufrieden so mit deinem Rheder?

Faust.

Ich bin's mit nichten; und ich nehme
Dein Fahrzeug nicht, das ekelhaft bequeme.
Solang ich mich noch fühle Sohn der Erde,
Ist heimisch mir die irdische Beschwerde.

Mephistopheles.

Ich wollte nur mit solchen Zauberschwänken
Behüten dich vor allzuvielen Denken.
Du kennst das Meer noch nicht; das ernste Ding
Schon manchem Wandrer sehr zu Herzen ging.

Faust.

Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.
Schaff mir ein Schiff, nicht zauberhaft gemächlich,
Schaff mir's, wie es die armen Menschen bauen,
Unsicher, schwank und sturmzerbrechlich.
O Sturm, o Sturm, wie sehn' ich mich nach dir!

Mephistopheles.

Der Sturm ist weniger bedenklich mir.
Wenn's heult und brüllt, wenn Alles wankt und kracht,
Ein kriegr'isch Wesen bald in dir erwacht,
Das dem Tumult und allen Todesschlägen
Mannstroszig und frohlockend zieht entgegen.
Bedenklich aber ist das stille Meer,
Dagegen hält dein Trotz und Stolz sich schwer.
Wenn Welle ruht und jedes Lustgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister,
Das könnte, sorg' ich, meinen Faust bezwingen,
Da fürcht' ich Schwärmerei an meinem Faust,
Hat auch der Sturm vergebens ihn gezaust.

Indessen ist die Nacht hereingebrochen,
Die Wogen brausend an die Klippen pochen,
Von Winden wird die Felsenbucht durchpfliffen,
Die Wetterwolken laut und lauter kommen,
Das Zauberboot ist an den Strand geschwommen,
Es schaukelt sich und tändelt mit den Rissen,
Und drinnen flüze Stimmen musciren,
Die, kaum gehört, im Sturme sich verlieren.

Mephistopheles.

Ich frage dich: ist dir das Schiff nicht recht?
Zum letztenmal: verschmähist du es im Ernst?

Faust.

Ich frage dich, rebellisch lecker Knecht!
Zum letztenmal: ob du gehorchen lernst?

Der Böse zürnt, aus seinem Auge fährt
Ein Blitz auf's Boot, der's zündet und verzehrt.
Hoch flammt es auf und sprüht und zischt umher,
Und flattert hin. Der Nacht tiefschwarzer Schleier
Fängt nun im Schiffesbrande plötzlich Feuer
Und leuchtet weithin über's wilde Meer. —

Der Morgen graut, es weht ein frischer Wind
Seewärts und treibt hinaus ein Schiff geschwind.
Die Wimpel flattern, jedes Segel schwoll,
Der Sehnsucht nach der dunklen Ferne voll.
Am Schiff vorüber flieht der Wellenschäum;
Und wie die Sonn' empor im Osten zieht,
Das Land zurückverschwindet und entflieht,
Wie, wenn der Tag erscheint, ein dunkler Traum.
Faust wandelt fort im dumpfen Wellenbraus
Und starrt zur Meeres einsamkeit hinaus.

Der Traum.*)

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerklippe schied,
Schon ohne Wiederhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet;
Im Meer, das, fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhalt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Fuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Flut ihr Schimmerpfad;
Ein Weilchen harrt, gleich diesen Strahlenresten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer ist es ein freudig Grauen,

*) Reise nach Amerika Bergl. Schurz I, 196 und außerdem die Anmerkung zu „Der Abschied“ auf S. 425.
Genau.

Den Untergang der Sonne anzuschauen;
 Im Augenblicke, wo die fremde See
 Die Lebensfreundin Sonne ihm verschlang,
 Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh,
 Er sieht die Fluten dämmern heimlich bang;
 Beschleichen mag auf irren Meeresstraßen
 Den Wanderer ein Gefühl, daß er verlassen;
 Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
 Und sucht den Gruß der heimatlichen Sterne,
 Die nie dem Menschenherzen näher kommen,
 Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
 Die nie die Seele himmlischer besüßeln,
 Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
 Wird solch Gefühl, o Faust, dein Herz beschleichen?
 Erinnerung die Seele dir erweichen? —
 Ihm naht des Schiffes Capitän und spricht,
 Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
 Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
 Wohl jedesmal an eine bittere Stund',
 Als ich die todte Mutter mußte senken
 Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
 Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
 Wie Wenige so schmerzlich ihn erfahren,
 So lang ich noch hienieden lebe, soll
 Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
 Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
 Die mich geboren, segeltuchbedeckt,
 Zu Füßen ihr gesüßt ein Sack mit Sand,
 Und harrend lehnt das Brett am Schiffesrand,
 Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
 Vom Brett die Todte lächelnd ab — sie fällt,
 Und lange, lange sah ich sie noch sinken
 Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
 Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
 Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
 Wenn auch schon todt, im weiten, fremden Meer,
 Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
 Und wenn in's Meer versinkt der Sonne Schein,
 So fällt mir immer meine Mutter ein. —
 Faust aber spricht: „Ihr seid mir wunderbarlich;
 Wie konntet ihr auf rauhem Meere fahren,
 Und doch so weiche Sitten euch bewahren?
 Ganz anders stimmte diese Reise mich.
 Was einst mich freute von den Erdengaben,
 Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt,
 Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
 In's tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.

Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule,
 Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
 Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernem,
 Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buble.
 Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!“
 Ich hab's erfasst, daß es von Schuld mich heile,
 Denn fernher schnellst Erin'rung ihre Pfeile,
 Und nur der Stolz kann gegen Neue waffnen.“ —
 Indessen schwand der Sonne letzter Schimmer,
 Und leer und schlaff die Segel niederhangen,
 Der Wind ist mit der Sonne schlafen gangen,
 Die Wellen werden leiser, dunkler immer. —
 Auf seinem Lager, schlummerharrend, liegt
 Der Wandrer Faust, das Auge zu, das Ohr
 Dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt,
 Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
 Faust hört vergnügt im sanften Meerestosen
 So nah den Tod an seinem Haupte kosen.
 Bald ist's ein Riefeln, ein Geflüster bald,
 Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
 Als wenn die Winde über Wies' und Wald
 Den Nest verstreuter Glockentöne bringen;
 Nun braust es dumpf, wie Wasserfälle rauschen,
 Wie vom Gebirge hirtliche Schälmeien,
 Nun wieder hört ein träumerisches Lauschen
 Von fernem Spielplatz lust'ge Kinder schreien.
 Faust höret wirrer stets des Meeres Wallen,
 Der Uebermacht des Schlafes heimgefallen. —
 Je trotziger ein Mann, auf sich gestellt,
 In stolzer Einsamkeit sich seine Welt,
 Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
 Wenn allgemach die Sinne ihm versiegen,
 Wie süß es ist, des Schlafes weicher Macht,
 Dem Witterkuffe der Natur erliegen.
 Bald hat die Seele Fausts ein Traum berührt,
 Der sie an leichter Schöpferhand entführt.
 Der Träumer steht auf einem Inselstrand,
 Von Meer umflutet rings, das nirgends eudet,
 Ein Blütenwald vom unbewohnten Land
 Die Frühlingsdüfte in die See verschwendet.
 Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
 Im Vogelsang, von Störung nie bedroht,
 Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
 Im Osten strahlt ein helles Morgenroth.
 Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
 Melodisch locht zu sich die Tiefe nieder.
 Der Träumer lauscht und meint sie zu verstehen,

Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
 Und lange lauscht er, wunderbar bekommen,
 Der Luft, des Meers so heimatlichen Sprachen:
 Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
 Dem Untergang zugleiten einen Rachen;
 Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
 Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
 Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
 Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
 Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
 Die Ruh der Unschuld in den holden Zügen.
 Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
 Blickt ihm die Frau gar traurig in's Gesicht.
 „O Mutter!“ ruft er aus — mit stillem Weinen
 Legt sie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
 „So warst du einst!“ Das war ihr stummes Klagen,
 Und schon hat sie die Flut dahingetragen.
 Faust starrt ihr nach und seinem Kindesbild,
 Und wie sie fort und immer ferner schwimmen,
 Verstummen in dem Wald die Frühlingsstimmen,
 Der Wind, die Wasser rauschen fremd und wild.
 Und Abends ist's, mit wildem Sätze sprang
 Die Sonne plötzlich in den Untergang,
 Am Himmel rollt einher ein schwarz Gewitter,
 Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
 Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
 Und auf den Wogen kommt ein anderer Rachen.
 Da wandert eine starre, schreckensbleiche
 Jungfrau mit einer starren, blassen Leiche.
 Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
 Da blickt sie ihm gar traurig in's Gesicht:
 „Den schlägst du todt!“ Das war ihr stummes Klagen
 Und schon hat sie der Sturm dahingetragen.
 „Maria!“ ruft er aus — und ist erwacht,
 Und eilt auf's Deck, und jagend irrt umher
 Sein Blick, noch trunken von des Traumes Nacht,
 Und sucht das Boot im sturmbewegten Meer.
 Hier aber ist kein Sturm, hier ist kein Rachen,
 Das Meer ist still, nur Mond und Sterne wachen.
 Als die Gestirne ihm in's Antlitz leuchten,
 Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Däuchten.
 Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
 Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
 So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
 Und schier den Thau vom Himmel niedertropfen,
 Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen,
 Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen. —

Wie Faust hineinsinnt in das tiefe Schweigen,
 Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
 Darein kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
 Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
 Ich will vom Schläse die Matrosen holen,
 Daß sie noch einmal ihre Lieder johlen.
 Nach deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
 Ich höre lieber die Matrosen singen
 Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
 Die Thränen deiner Klüßung niederklingen!“
 „„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
 Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
 In Wolken sind die Sterne dort verkrochen,
 Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
 Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
 Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
 Mein traumgebeztes Blut mag schneller jagen,
 Mein Herz aufschrecken, trauern und verzagen;
 Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
 Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
 Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus
 Und werfe den Gespenster-spuk hinaus.
 Doch ist's ein Uebel, daß ich Träume habe,
 Wann Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
 Die klüßtern, wie Hyänen, in der Nacht
 Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe.
 Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
 Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
 Von dem ich wachend auf das Märchengrauen
 Von Schuld und Neu' mag fest heruntersehen,
 Die Träume, ungelehr'ge Bestien, schleichen
 Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen!““
 So habert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
 Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
 Nachtnebel über's dunkle Meer hinschweifen
 Und seine trotzigeiße Stirne streifen.

Der Sturm.*)

Faust und Mephistopheles spazieren auf dem Verdecke.

Faust.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
 Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
 Das Meer ist mit den Winden auf der Flucht,

*) Reise nach Amerika. Vergl. Schurz I, 196.
 Lenau.

Die Erde sammt dem Schifflein, Meer und Winden
 Schießt durch den weiten Himmelsraum und sucht
 In ew'ger Leidenschaft, und kann's nicht finden.
 Mir ist das Meer vertrauter als das Land;
 Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
 Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
 Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle
 Nach einem Glückel das sie nie gewinnt;
 Und was da lebt im regen Labyrinth
 Kann sich in Ruhe nirgendwo verschauzen,
 Stets in den Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
 Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
 Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

Mephistopheles.

Nur scheinbar lacht die Ruhe selbst den Kindern,
 Die auf der Weide gehn in Maientagen,
 Und Blumen mordend, fressen mit Behagen,
 Herodes jeder Doh den Frühlingskindern;
 Indessen locht in seiner kleinsten Ader
 Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
 Die Weide mahnt mich an den Kosschirten;
 Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
 Zu Pferde das Magyarenland durchirrten,
 Im Walde, bei Nacht, an seinem Wachfeuer.
 Die schwarzen Hengste grasten in der Munde,
 Seltsam bestrahlt, der wilde Mähnenhang
 Im Nachtwind flog, und deinem Lauschen sang
 Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
 Dann schwieg er still und starrte in die Glut,
 Und thürmte drüber manche Blattersäule,
 Und starrte wieder mit verschloßnem Muth;
 Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
 Und schwirrt' unheimlich krächzend um sein Ohr;
 Und der geredte Hirt sprang empor,
 Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
 Und raffte einen ungeheuren Brand
 Und schwang ihn um sein Haupt in wilder Hast,
 Die Eule scheuchend fort, den schlimmen Gast.
 Wie jener Hirt in Waldeinsamkeit
 Um's Haupt im Kreise schwang das Flammenscheit,
 So schwingt der ew'ge Hirt mit starker Hand
 Im Kreis um's feste Haupt den Weltenbrand,
 Zu scheuchen fort aus seiner Nacht die Eule,
 Die soust ihm krächzend naht: die Langeweile.

Faust.

Und wenn der Sterne große Wanderschaaren
 Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,

Den um sein Haupt der starke Hirte schlägt,
Wo sind die Kofse, die der Hirte hegt?

Mephistopheles.

Die werden auch noch wo zu finden sein.
Du treibst mir die Metapher in die Enge;
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn sie sich nicht aus deiner Frage schlänge.
Die Kofse, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Kofse nennt der Philosoph Ideen;
Mir aber ist's ein inniges Ergehen,
Heranzuschleichen mich mit feinem Tritt,
Und plötzlich mich auf so ein Roß zu setzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und scheu zurück
Zu seinem Hirten flieht und Weideglick;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als frisches Weidefutter.
Du, Köslein, bist für dieses Loos zu gut,
Drum steck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh, dort am Himmel kommen andre Kofse,
Dort kommt die schwarze Donnerwolkenheerde;
Kennst du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! schon kracht das Schiff vom ersten Stoßel!

Faust.

Wie wenn die Kofse durch die Heide fliegen,
Hinaufend an den schlanken Graseshalmen,
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelskrosse rasend
Die grüne Meeresheide als Verwüster
Und wiehern Sturm aus aufgerißner Mäster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.

Mephistopheles.

Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Capitän, den schreckerlasten?
Das ist der Kaiser, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten niedertaumelt.

Faust.

Hört, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Das ist kein Mann, weiß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel,
Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmut,th,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Flut!

Schämst du dich! Nimmel vor dem Sturme nicht?
 Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
 Den Menschen da in seiner Bettlerblöße
 Genüßlich der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieses Meer,
 So schrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
 Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
 Weh uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
 Wie uns der Abgrund jetzt zu Himmel schmeißt!
 Der nächste Augenblick ein Ende macht!
 Ich zitter nicht für mich, und ich erblasse
 Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlasse;
 Sie sollen beten einst an meinem Grab.

Faust.

Verfluchter Mahner! seiger Wicht! hinab!
 Wirft ihn in's Meer.

Ein Priester auf den Knieen.

Erbarme dich, du großer Gott!
 Barmherziger, hilf in unsrer Noth!
 Herr! deines Sohnes Christi Blut
 Helf' in der Noth uns Armen,
 Besänftige mit Erbarmen,
 Ein heilig Del, die Sturmesflut!

Matrosen auf den Knieen.

Erbarme dich, du großer Gott!
 Barmherziger, hilf in unsrer Noth!

Faust

ruft in die Wolken.

Mach was du willst mit deiner Sturmesnacht!
 Du Weltenherr, ich trotz' deiner Macht!
 Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
 Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
 Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges,
 Und ich verfluche meine Creaturschaft!

Mephistopheles.

Bravissimol zu Schanden geht der Rachen;
 Den kleinen Bissen hat der Ocean
 Lang hin- und hergespielt in seinem Rachen,
 Nun beißt er drein mit seinem Klippenzahn.

Wehgeschrei der Mannschaft.

Nun schluckt er ihn! Faust! spring auf diese Zacken,
 Hier tanu die tolle Flut dich nimmer packen.

Faust.

Schon steh' ich fest; doch sterben die Matrosen,
 Wohl gerne lebten noch die Rettungslosen.

Mephistopheles.

Sie haben meist das Eiland schon betreten,
 Die Perle schwimmen kräft'ger, als sie beten;
 Doch ist der bleiche Capitän ertrunken,
 Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.
 Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
 Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.
 Wie wirbelt ihn die Flut! im Untersinken
 Läßt er noch einmal sein Tonsüßchen blinken;
 Dasselbe ist's, das einst bei jenen Bauern
 Zum Vorschein kam.

Lachend.

Wo wird sein Liebchen trauern?

Görg. *)

Schenke am Meeresstrand.

Faust, Mephistopheles, Görg, Michel, Kurt, Hans und andere
 Matrosen, Dirnen, Spielleute u. a.

Kurt.

Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,
 Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.

Michel.

Fragt keiner mehr nach unserm Capitäne?

Hans.

Was ließ er sich auch handumkehr
 Bordüber schmeißen in das Meer?
 Mit seiner harten Zucht und weichen Thränen!

Görg.

Wie so der Tod, der Jägerschuft,
 Mit seinem Hund, dem Sturm gebirscht,
 Wie's Wolkenblüchlein blitzt' und pufft',
 Der Hund so wild herumgeschnuFFT,
 War't ihr doch Alle recht zerknirscht?

Kurt.

Das war denn auch ein schlechter Spaß,
 Ich war bis in die Seele naß,
 Ich war so naß und durchgeweicht,
 Daß ich mich sehnte nach der Beicht'.

Görg.

Da lagt ihr mit geduckten Stirnen,
 Gelobt'et Messen, reine Sitten;
 Nun in den Armen dieser Dirnen
 Scheint ihr's dem Teufel abzubitten.

*) Vergl. Schurz I, 213, 214.
 Penau.

Michel.

Schlich dir nicht auch, trotz deinem Troß,
Du harter, kalter Felsenfloß,
So ein Gebetlein in den Bart?

Görg.

Dasir bin ich zu kalt, zu hart.
Ich bete nichts, ich bitte nichts,
Will's nimmer halten, ei, so bricht's!

Hans.

Sag, Görg, hast du auch nicht gesucht?

Görg.

Ich bete nie, drum fluch' ich nie,
Sing' stets nach einer Melodie,
Im offenen Sturm, in stiller Bucht.

Hans.

Mehr ist der Fluch der Seele werth,
Als für die Faust ein scharfes Schwert.

Görg.

Der Lebensgang ist Schlachtengang,
Drum juble nicht und sei nicht bang.
Zieht der geschloßne Reitertroß
Just über dich mit Tritt und Stoß,
Zerschmettert er dir auch ein Bein,
So sollst du nicht der Bube sein,
Der auf dem Schlachtfeld leifend huckt,
Den Rossen nach den Hüfen spuckt.

Kurt

eine Dirne im Arme.

Umschlinge mich mit deinen warmen
Und wonnereichen Liebesarmen!
Biel Leben hat die lange Fahrt
Für diese Stunde aufgespart.
Das Waldesgrün, der Vogelsang,
Und all der süße Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und versäumt,
Wo nur die kalte Woge schäumt
Und Sterbelieder singt der Wind.
Die Erd' und ihre ganze Lust
Drück' ich in dir an meine Brust,
Umarme mich, du süßes Kind!

Michel zu Görg.

Was hältst du, Mann des weisen Spruchs,
Von dieser Dirne vollem Wuchs?

Görg.

Ein Dirnlein frisch, ein Becher Sekt,
Nicht minder wohl als euch mir schmeckt.
Den leichten Schwarm der Sorgenmilken

Ersäuft der Wein, das Freudenmädel
Dient eben mir als Mückenwedel,
Doch nicht zu lärmendem Entzücken.

Michel.

Wirth! noch zwölf Flaschen Fliegengift,
Nur daß er mir das stärkste trifft.
Wirth, schenk' er auch den Fieblern ein!
Ihr lasset eure Geigen klingen,
Frisch aufgespielt, damit wir fein
Im Takt die Fliegenwedel schwingen!

Görg.

Komm her, du mein nußbraunes Schäzel,
Reich mir zum Tanz dein weiches Tügel;
Ein artig Kind! wie heißt du doch?

Dirne.

Suschen, mein lieber Schiffsgeßell;
Dreh mich nur nicht herum so schnell.

Görg.

Wir werden schon bekannter noch.

Mephistopheles flüsternd, zu einer Dirne.

Gedenkst du noch des Pfaffen, der vor Jahren
Als Buhle dein mit dir herumgefahren?
So eben sank der arme Schalk in's Meer.

Dirne.

Mein alter Schatz ertraunk! — bedaure sehr!

Sie tanzt weiter.

Suschen zu Görg.

Du rührst dich selbst vom Flecke kaum,
Und drehst und schwingst und tummelst mich
Ich gaukle auf und nieder dich,
Wie's Eichhörnlein an Eichenbaum.

Kurt.

So heiser auch die Geigen tönen,
Ist's doch ein lieblicher Gesang,
Vergleich' ich das dem Windesstöhnen,
Dem Schrei bei Schiffesuntergang.

Hans zu seiner Tänzerin.

Du dickes Theersaß, rühr' dich fein,
Sonst schlag' ich dir die Dauben ein!

Kathe.

So laß mich los, du toller Schuft!
So laß mich schnappen nur nach Luft!

Hans.

Fort, fort, mein Schweinchen, ohne Raß!
Der Walzer, Kind, ist keine Raß;
Ich will von deinem lieben Ranzen
Ein bißel dir heruntertanzen.

Faust.

Kathe.

Weh mir! helst mir von diesem Flegel!

Hans.

Du leuchst wie ein zerrissnes Segel
Ein kleines Weilchen, dicke Seele,
Erlaube, daß ich dich noch quäle.

Görg

Setz dich mit seiner Längerin an Faust's Tisch.
Komm, Kind, und laß dein Blut verwallen,
Setz dich zu mir. Zu Faust. Euch trink' ich's zu!

Faust.

Ich fand an dir ein Wohlgefallen,
Stoß an, mein wackerer Bruder du!
Du sprachst zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben; Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältst und seinem Glück?

Görg trinkend.

Sie haben mich stockfinst'rer Nacht
In diese Welt hereingebracht,
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Ist just auch nichts daran gelegen.
Nun bin ich da, hab' meinen Platz,
Der ist gut genug, ist grade recht,
Denn daß ich nach dem Busenlaß
Fortuna's schiel', ist mir die Welt zu schlecht.

Faust.

Sag an, glaubst du an einen Gott?

Görg.

Du zeigtest dich im Sturme fest,
Drum sich's mit dir verkehren läßt,
Sonst schickt' ich dich jetzt heim mit Spott.
Ich glaube — Kameradenwort,
Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zuviel Gewässer trinkt,

Er trinkt.

Wie selber ich zu Boden fänke,
Wenn ich zuviel vom Weine tränke;

Er läßt seine Dirne.

Ich glaub' an diesen süßen Kuß;
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Faust.

An Gott vor Allem glaubst du nicht?

Görg.

Ich schaute nie sein Angesicht,
Niemaß mir seine Stimme klang;

Wenn er von mir was haben will,
So blieb er nicht so mauesstill,
So gab er mir ein Zeichen lang.

Faust.

Gab er dir nicht in Berg und Thal,
In blauer Luft, in Wetterstreichen,
Im großen Meer, im Sternenstrahl,
Daß er da herrscht, ein starkes Zeichen?

Görg.

Soll all das mir zum Zeichen frommen,
So muß er fröher selber kommen,
Daß ich von ihm erst fassen lerne:
Was sagt: Berg, Thal, Luft, Meer und Sterne?
Das Alles ist mir vor der Hand
Nur eben Stern, Luft, Meer und Land.
Was ich nicht fasse und verstehe,
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Mephistopheles.

Ihr mochtet wohl in frühern Zeiten
Durch aoldne Weizenfelder schreiten;
Sah't ihr's auch an den Aehrenwogen:
Daraus wird Branntwein abgezogen?
So seht ihr's Berg und Thal nicht an,
Und nicht der Luft, dem Ocean,
Und nicht dem vollen Firmament,
Was draus der Mensch für Geister brennt.
Man hat daraus hervorgebracht
Den Wunderschnapps die Trinität,
Der mit betäubend süßer Macht
Dem Menschenvoll zu Kopfe geht.
Thut einen herzhaft starken Zug
Vom dreimal abgezognen Geist,
Gebt Acht, wie euch im Taumel kreist
Das schwache Haupt, ihr habt genug.
Das ist ein tiefer Rausch, den man
Im Grabe kaum verschlafen kann.
Seht meinen Freund hier, Doctor Faust,
Wie hat er doch im Schiffe neulich,
Als da der tolle Sturm gehaust,
Auf seinen Gott gezankt so gräulich!
Noch war, verlast euch draus, mein Lieber,
Noch immer was vom Glaubensfieber,
Es war der Seele krankhaft Klütteln,
Den alten Rausch hinauszuschütteln.

Faust.

Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt;
Und glücklich, wen die böse Stunde,

Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde!

Görg.

Noch wankt es unter deinem Fuß,
Hast keinen festen, sicheren Genuß.
Pflück' ich ein Weib, macht mir's mehr Strupel nicht,
Als brech' ich dieser Flasche hier den Kragen;
Mein Liebsgenuß ist große Züversicht,
Mein Trinken unverwüsiliches Behagen.

Faust.

Glückselig ist, wer unerwacht
Hinüberträumt in jene Nacht,
Wem noch ein gläubiges Gebet
Wie Frühlingluft von dort — sein Licht ausweht.

Görg.

Mein edler Freund, ich glaube fast,
Daß du zuviel getrunken hast,
Zwar nicht vom Wein, den wie ein Krankes
Du kaum benippt hast und berochen,
Wohl aber jenes Wundertrankes,
Von dem dein Kamerad gesprochen.

Faust.

Der Seligste von Allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Wes Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt!

Görg.

Schon bricht die wilde Lust die letzten Schranken;
Die Kerle toben hier so freudengrimmig,
Dabei so ungeschlacht und bärenstimmig,
Man überhört die eigenen Gedanken.

Kieschen, die schönste Dirne, zu Faust.

Ihr seid ein herrlicher Mann, o führt
Zum Tanz mich, dem schönsten in meinem Leben!
Leicht werd' ich und flüchtig und ungespürt,
Wie die Stunde des Glückes dahin euch schweben.
O freue dich! höre die lustigen Geigen!
Umschlinge mich, Schönster, zum seligen Reigen!

Faust.

Laß ab von mir, ich tanze nicht;
Nach kein so lustiges Gesicht,
In deinem Auge steht es klar,
Daß deine ganze Lust nicht wahr;
Im tiefsten Aug' der trübe Schatten,
Den mir kein Lächeln täuschend lichtet,

Das ist das dunkle Bild vom Gatten,
 Vom Mutterglück, das du vernichtet.
 Was dich in meine Nähe trug,
 Das war vielleicht Verwandtschaftszug:
 Wir beide traten auf der Reise
 Keck aus dem vorgebahnten Gleise,
 Denn was dem Mann Erkenntnißkraft,
 Ist für das Weib die Mutterschaft;
 Faßt er damit getrost ein kleines Stück
 Der großen Welt, ward er zum Heil gehoben;
 Sie faßt die ganze Welt im Mutterglück,
 Und thut sie's nicht, ist sie verloren.

Kurt.

Hurrah! so hab' ich keine noch durchwacht,
 O lebensheiße, volle, starke Nacht!

Michel,

Kurt umarmend.

Du bist der Tollste von uns Allen,
 O laß mich um den Hals dir fallen.

Görg.

Kaufst, bist du denn ein Weiberfeind?
 Das schöne Kind kam dir mit feiner Art,
 Du stießest sie zurück so schön und hart,
 Dort steht sie nun im Winkel still und weint.
 Daß sie nun weint, kann mich nicht rühren;
 Das Mäd'el hat in dieser Stund
 So viel gejubelt ohne Grund,
 Mag sie nun auch zum Wechsel Thränen führen.
 Doch hast du etwa einen Keuschheitspakt,
 So fänd ich's albern, Freund, und abgeschwact.

Faust.

Ich habe auf der See die langen Tage
 Mir überdacht des Lebens manche Frage,
 So konnt' ich auch die Liebeslust bedenken,
 Und mag damit nicht weiter mich befassen.
 Die Lust soll sich der Stolz nicht schenken lassen
 Von der Natur, auch wenn sie wollte schenken;
 Doch will sie nicht; es ist ein Mäklergeist,
 Der überall genau sie rechnen heißt;
 Wer ihr die Liebeslust nicht unverdrossen
 Heimzahlt in treuer Sorge für die Sprossen,
 Hat sie geprellt und muß bezahlen
 Die Mahnerin mit Herzensqualen.
 Nun bin ich dieses Handels quitt,
 Der ich für die gebrochne Treue

Verdruß genug im Herzen litt,
 Bis ich den Sammerbalg erschlug, die Neue

Mephistopheles.

Mein Faust, der ist gedankenkrank;
 Doch ist sein schwarzer Predigerschwanz
 Für Schenken schlechter Zeitvertreib.
 Erst lag in Mezenaugen Trauerspur,
 Nun läßt er gar hausiren die Natur
 Mit Liebeslust als Krämerweib.

Görg.

Ei was Natur! wer ist denn die?
 Wo steckt sie denn? ihr saht sie nie;
 Auch so ein abgezogner Geist,
 Der euch im trunkenen Kopfe kreist?

Mephistopheles zu Görg

Längst hätt' ich gern, doch wagt' ich's nicht,
 Euch meine Freundschaft angetragen.

Görg.

Ihr seid mir der fatalste Wicht,
 Der mir vorkam in meinen Tagen!

Zur Dirne.

Komm, Mädel, tanzen wir ein's 'rum!

Dirne.

Biu froh, schon ward mir angst und bang
 Vor eurem ernsthaften Gebrumm;
 Gescheidter ist der Fiedelklang.

Faust.

Der Görg da sprach so manches Wort,
 Das mich beschäftigt fort und fort.
 Ein voller Mann! er steht so fest,
 Ob Gott ihn und Natur verläßt. --
 Nun will ich in die Nacht hinaus,
 Zu laben mich am Sturmgraus.

Geht ab.

Hans.

Seht nur den Kurt an, wie er tollt!
 Er dreht die Dirne unter Küffen,
 Er drückt sie jubelnd an das Herz,
 Und stampft die Erd', ob er sie wollt!
 Wegstoßen unter seinen Füßen
 Und jauchzend fliegen himmelwärts.

Kurt.

O schönes Kind! so tanz' ich ewig gerne!
 O süßes Kind! dich lieb' ich ungeheuer!

O könnte doch mein wildes Liebesfeuer
Zusammenschmelzen uns zu einem Sterne,
Der freudestrahlend durch die Himmelsweiten
Hinaraste tanzend alle Ewigkeiten!

Faust's Tod.*)

Klippenst.: an. Nacht. Fortwährender Sturm

Faust

auf einem Felsen sitzend.

Der starke Görg hat meiner Nacht
Auch keinen Funken Trost gebracht.
Nach dem, was er so kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt.
Wohlan, mein Herz! in dieser Stunde
Will ich in dein Geheimniß schauen,
Und greifen tiefst in deine Wunde;
Halt fest und dulb' es ohne Grauen!
Auf diesem Fels, in Sturmesmitten,
Werd' ich's entseflich nun gewahr,
Wie ich der Lieb' und Heimat baar,
So ganz allein und abgeschnitten.
Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert, —
Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Bahn! ich kann es nicht ertragen.

*) „Bemerkenswerth ist auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Resi dienen mußte. Deßteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon mitunter sehr hoffärtige Gedanken durch das Gehirn schossen, wie in seinem „Faust“ (Faust's Tod) zu lesen steht“ — so Schurz I, 16. Vergl. hierzu, was Schurz II, 251 aus Lenau's Wahnstnnszeit berichtet: ... „Dann erblickte sich Membsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchsten Gott. Und der Hochmuth bildete unserm Di:ster ein, er selbst wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigste der hehren Sippschaft. (S. „Faust's Tod“: Mir schien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber selbst ein Gott.)“

Mein Ich, das hohle, finstre, lerge,
 Umschauert mich gleich einem Sarge.
 Im Starrkrampf wilder Eigensucht
 Warf mich der Teufel in die Schlucht.
 Lebendig in den Grabesfinsternissen,
 Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
 Und ich begann mit unermess'nen Klagen
 Mich selber anzunagen.
 Ich habe nun gesprengt die dumpfe Hast,
 Mit doppelt heißer Leidenschaft
 Streck' ich die Arme wieder aus
 Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.
 Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur:
 Kannst' ich vergessen, daß ich Creatur!
 Ein unersättliches Verlangen
 Ist meinem Innern aufgegangen;
 Erst war's ein glühendes Entbrennen,
 Die Welt zu fassen im Erkennen;
 Nun würd' mir, geschöpft in vollsten Zügen,
 Erkenntniß nimmermehr genügen.
 Wenn ich die Welt auch denken lerne,
 So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
 In Einzelwesen kalt zertrümmert,
 Wo keines sich des andern kimmert.
 So lang ein Fuß auf Erden glüht,
 Der nicht durch meine Seele sprüht,
 So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
 Der nicht an meinem Herzen nagt,
 So lang ich nicht allwaltend bin,
 Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
 Hal wie das Meer tobt himmelwärts,
 Und wiederhallt in dir, o Herz!
 Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
 Der hier in meinem Herzen lebt,
 Und der die Flut zum Himmel hebt:
 Die Sehnsucht nach dem Utergang;
 Es ist das ungeduld'ge Hanken,
 Hindurchzubrechen alle Schranken,
 Im freudvollen Todesfalle
 Zusammenstürzen Alle — Alle! —
 O greife weiter, weiter, Sturm,
 Und nimm auf deine starken Schwingen
 Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
 Uns endlich Alle heimzubringen!

Wie hier der Sturm die Flut auswählt,
 So rühret er mir die Seele auf,

Daß sich Bergesneß wiederfühlt
 Aus meiner Jugend frühstem Lauf.
 Als ich ein frischer Knabe war,
 Und einst dem Priester am Altar
 Die Mess' bedient' als Ministrant,
 In seine Formeln stimmend ein
 Mit unverständlichem Latein,
 Das von den Lippen mir geraunt,
 Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
 Der vom Gemurmeln nichts versteht,
 Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
 Das rauchende Thuribulum:
 Da schien dem Knaben plötzlich Alles krumm,
 Mein Herz ein stolzer Nerger kränkte,
 Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
 Hab' knie'n und opferrauchen müssen,
 Mir schien's an meinem Werthe Spott,
 Daß ich nicht lieber selbst ein Gott.
 Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
 Dem Knaben durch die Seele streicht,
 Kehrt in die Brust des Manns einmal
 Plötzlich zurück als Wetterstrahl.
 O welche Qual in dem Gedanken:
 Daß die Geschaffnen, Schlingepflanzen,
 Den Urstamm ihres Gotts umtanzen,
 Von ihm getragen aufwärts ranken!
 Betracht' ich's scharfen Angesichts,
 Ist solch ein Loos im Grunde Nichts.
 Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
 Bestand und Kraft der Stamm allein.
 Woher ist mir der Stolz gekommen?
 Geschöpfen kann nur Demuth frommen;
 Doch ist mir Stolz in's Mark gefressen.
 Abhängigkeit, den Slavenring,
 Der diesseits ehern mich umsing,
 Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
 Mit ihm all die Entwicklungstreppe
 Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
 Ha! lieber soll mein stolzer Geist,
 Der Gott zu sein mich wünschen heißt,
 Mit meinem Leib zugleich versiechen,
 Und sich als Grabgewürm verkriechen,
 Und, bringt er je aus meiner Gruft,
 Als fauler Dunst verfahren in die Luft. —

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
 Und daß ich abgeschnitten und allein?

So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
 Verbunden und seit immerdar,
 Mit ihm derselbe ganz und gar,
 Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
 Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
 Und der dem Teufel sich verschrieb,
 Und sein und alles Menschenleben
 Des Guten und des Bösen Uebung,
 Der Teufel selbst, dem Fener sich ergeben,
 Ist nur des Gottbewußtseins Trübung,
 Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
 Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
 Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
 Ein Traum dem andern sich entspinnt;
 In jedem Kind, in jedem Morgenroth
 Sich Gottes Phantasie erfrischt.
 Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
 Ein Traum den andern nur verwischt.
 Ergreift den Menschensohn mit Macht
 Des Forschens Trieb und Ungebuld,
 Daß er bei Tag und später Nacht
 Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
 So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
 Er träume nur, und daß Erwachensdrang
 Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
 Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? --
 Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
 Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
 Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein!
 Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
 Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
 Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
 Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
 Und träume mir das Messer in das Herz!

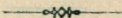
Er erstickt sich.

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
 Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
 Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
 Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
 Ist erst der Strom des Blutes abgelaufen,
 Der brauseud das Geheimniß übergossen,
 Kannst du hinunter schauen auf den Grund,
 Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
 Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
 Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
 Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt

Dem Alten meint zu stecken in den Schooß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der Fieberbeißer
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Schmerzhaft.



WILHELM

Savonarola.

Ein Gedicht.

Vocati sumus ad militiam Dei vivi.

Tertullianus ad Martyres c. 3.

Einleitung.

Wie Lenau eine bedeutende Persönlichkeit, einen großartigen Stoff benutzte, um ihr seinen eigenen Geist einzuhauchen, um ihn ganz und gar mit sich selbst zu erfüllen und so eine eminent-subjective Dichtung zu schaffen, das haben wir bei der Betrachtung seines „Faust“ gesehen; zugleich haben wir aber auch erkannt, wie eine solche Manifestation des dichterischen Selbst ihrer Begrenztheit wegen nicht ausreicht, einen bedeutenden Stoff in seiner ganzen Tiefe zu erschöpfen und so ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen. Genau dasselbe gilt von all seinen übrigen umfangreicheren Dichtungen, von „Savonarola“, den „Albigensern“ und „Don Juan“: in jedem dieser Werke gibt der Dichter sich selbst; da er aber niemals in und mit sich fertig, sondern stets ein Ninger nach jener geistigen Freiheit war, deren unerreichbares Ideal in der vollkommenen Harmonie des stillenden Herzens und grübelnden Verstandes besteht; und da sein reizbares, weiches und empfängliches Dichterherz allen jeweiligen äußeren Eindrücken fast wehrlos preisgegeben war, — so wird dieses Selbst in seiner Entwicklung von Stufe zu Stufe ein anderes, und so führt jede der genannten Dichtungen scheinbar ein anderes Selbst vor, einen neuen Menschen. Der pantheistisch gestimmte skeptische Dichter des „Faust“ ist im „Savonarola“ ein gläubiger Christ geworden; in den „Albigensern“ werden wir ihn als begeisterten Apostel für Denk- und Glaubensfreiheit wiederfinden, und der „Don Juan“ führt ihn uns, den spiritualistischen „Faust“ ergänzend, als den feineren, denkenden Sensualisten vor, der er bei all jenen Wandlungen im Leben immer war. — Aber über dem gesammten Dichten Lenaus schwebt der ihn allzeit beherrschende Dämon der finstersten Schwermut, der in dem tiefempfundenen welt-schmerzlichen Worte (in den Sonetten „Einsamkeit“) gipfelt:

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig“.

Sieht man nun weiter in Betracht, daß Lenau, der geborene Lyriker, sich in so aufreibender Weise in seine Helden hineinlebte, daß er all ihre äußeren und inneren Qualen innerlich mitburchmachte, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß, außer den verwandten Geistern Byron und Heinrich von Kleist, kein anderer Dichter von Lenaus Bedeutung mit so tiefer Wahrheit sagen konnte, wie er:

„Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben“ (Schurz I, 363 u. II, 36). —

„. . . Ich habe zwei größere epische Gedichte in der Arbeit: „Fuß und Hutten“. Bis zum Herbst müssen sie fertig seyn, wenn meine Gesundheit ausreicht.“ — so schreibt Lenau am 14. März 1836 von Wien aus an Emilie Reinbeck in Stuttgart (Schurz I, 322); und am 29. April ergänzt er diese Angabe in dem interessantesten Briefe an dieselbe, der vollständig (Schurz I, 324) so lautet: „Endlich ein Brief!“ — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibeluft, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum haben sich denn auch die Hemmnisse meiner letzten Zeit auf diese Partie geschlagen. Diese schädliche Potenz, dieser Hemmschuh, heißt Martensen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken ge-
Lenau.

stohlen hat. Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menschen, dessen ganzes Leben, so unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichen Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Gespräch mit ihm ist ein wahres Bernunftbad. Nun aber bin ich seit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in diesem Bade gefessen. Zu lesen hab' ich auch einen Wust historischer Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetische Aufgabe ist eine große epische Trilogie: „Fuß, Savonarola und Gutten“. Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martensen hat eine meisterhafte Abhandlung über meinen Faust geschrieben, die er in einer eigenen Broschüre erscheinen lassen will*).

Im Jahre 1835 war „Das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß ans Licht getreten. Der Verfasser desselben, obgleich mit Justinus Kerner befreundet und oft dessen Gast, ist Lenau niemals persönlich nahe getreten, denn als dieser den „Savonarola“ schrieb, vermied er die Bekanntschaft des jungen kritisch-zersezenden Theologen, dessen Buch auf den von Jugend auf fromm empfindenden Lenau dieselbe Wirkung ausübte wie auf den erhaben-toleranten, tiefinnerlich frommen Rüdert**): — im Gegensatz zu Strauß rückten sich beide Dichter das historische Christenthum mit seiner heiligenden Macht wieder zu Verstand und Herzen, und so entstand der „Savonarola“ und Rüderts „Leben Jesu“. Evangelien-Harmonie in gebendener Rede (Stuttgart, Cotta. 1839)“. Als Lenau später die „Albigenser“ schrieb, wünschte er Strauß kennen zu lernen; aber da wollte ihn dieser, durch den „Savonarola“ empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie trotz ihrer beiderseitigen Beziehungen zu Kerner nicht zusammenzubringen (vergl. Schurz II. 102). Um so bedeutsamer war der geistige Wechselbezug zwischen beiden Männern. Was Lenau betrifft, so war er, vielleicht um sich zu befreien von dem Aesthetischen Autoritätsglauben, an die Lectüre des Strauß'schen Buches gegangen und hatte sich sehr eifrig ihm hingegeben (vergl. Karl Mayer 162); aber, was ihn nach seiner muthmaßlichen Voraussetzung hätte entzaubern sollen, war gerade für ihn zum Zauber, zum Funken der Liebe geworden, die sich in seinem „Savonarola“ aussprach. Uebrigens mag Strauß durch seinen jedenfalls geistesmächtigen Einfluß mit hingewirkt haben auf die dem denkenden Dichter ohnehin natürlichere protestantische Richtung seines Werkes.

Anregung und Förderung ganz anderer Art erhielt Lenau durch den später als Dogmatiker berühmt gewordenen Johannes Martensen, dessen er in vorstehendem Briefe rühmend gedenkt. Martensen war von Wien nach Paris gegangen, und Lenau hatte bereits zwei Briefe von ihm erhalten. Da schreibt er ihm am 14. Juni 1836 von Penzing aus (Schurz I, 326): „ . . . Was Sie sagen von der positiven Religion als einer absoluten Voraussetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch diese Voraussetzung finde ich vortrefflich. Allerdings ist es so. Die positive Religion setzt das Absolute, und das Setzen des Absoluten ist nothwendig ein Voraussetzen, denn würde das Absolute nachgesetzt, so wäre es ja ein bebingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweisung, wie alles Leben nur durch die positive Religion organisiert sey. Das hängt, glaub' ich, genau zusammen mit der Lehre über das Böse in der Welt. Vielleicht ließe sich alles Böse darstellen als eine Aesterorganisation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältnisses zum heiligen Leben des Ganzen,

*) Sie erschien 1836 bei Cotta. Vergl. „Einleitung“ zum „Faust“.

***) Den Lenau hoch verehrte. Lenau an Kerner (Schurz I, 290): „ . . . Ich habe längst gewünscht, mit diesem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten ist. . . .“ Vergl. auch Schurz I, 295 und Frank 67.

ihrer bemühtigen Verpflichtung vergessend, sich selbst zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane sich unterwerfend, diese und sich selbst am Ende zerstören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes ist, als eben ein freudiges Unterordnen und Conspiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geistes. Die physische Pathogenie in Ihrer Lehre von den Aferorganisationen ist hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. . . .

Man erkennt hieraus leicht, welcher Art im Allgemeinen die Gespräche und Briefe gewesen sind, die der Dichter und der Theolog gewechselt haben. Näheres berichtet Martensen am 3. October 1850 an Schurz (Schurz I, 360): „. . . Unsere Gespräche bewegten sich gewöhnlich in religiös-philosophischer Richtung über Pantheismus und Persönlichkeit Gottes und des Menschen — über Spinoza, Hegel und Haaber, auf welchen Letzteren, den ich in München persönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerst aufmerksam machte — über Mittelalter, Mystik und Reformation — über die geistige Desorganisation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geistigen Wiebergeburt unseres Geschlechts durch das Christenthum u. s. w. Es ist mir jetzt unmöglich, den Inhalt seiner Gespräche auf getreue Weise zu reproduciren; der Eindruck aber ist bei mir nicht unfruchtbar geblieben. — Es war seine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst hinarbeiten müsse auf eine Umgestaltung des geistigen Bewußtseyns der Zeit. Deswegen opponirte er sehr bestimmt gegen den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogenannte schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtseyn der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtseyn entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgebichts oder trockenen Moralisirens brauche ich nicht zu sagen; er hat genugsam bewiesen, daß er verstand, die strengsten ästhetischen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. . . .“ — Insbesondere den „Savonarola“ betreffend, fährt Lenau in jenem Briefe an Martensen fort: „. . . Mein Savonarola wächst. Sechs Romane sind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, so hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth seyn dürfte. Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martensen approbiren?“ Jener setzt freilich einen religiös organisirten Geruch voraus, und der Leser wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht schwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich sehr brauchbarer Zug — und doch blühten Rosen in seinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von seinen Sünden absolviren soll, hält ihm dieser eine Rose und das Evangelium vor's Gesicht und spricht: „Wie der Duft dieser Blume ungespürt in Deiner Brust ein- und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Wälder.“ — Lorenzo's Apologet, der armselige Roscoe, hat mir mit seiner Noth von der Geruchlosigkeit seines Helben einen guten Dienst gethan. — Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römischen und das der evangelischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen, und dabei überall poetisch zu bleiben. Die Nothwendigkeit ist hier so groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da herauhilft. Von dem bringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß sich darüber aussprechen. Aber

Lenau.

wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ueber gestoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epischen Ausfluß schaffen werde. . . .“

Darauf antwortet Martensen am 24. Juli 1836 von Paris aus (Schurz I, 330): „ . . . Daß Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgeükt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen: wie, wo, gegen wen soll Savonarola das bringen, die Bedürfniß einer Kirchenreformations aussprechen? Sie suchen hiesfür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Ausfülle gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatz gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dies nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische, eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte. — Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatisch, noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subject's, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hiedurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und Unschulb, unbesleckt von der Welt, als eine reine geistige Maria auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatz gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu ergeben. — Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob Sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre

Leuau.

Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Rosenbust der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. . . .“

Diese Sehnsucht Martensens sollte durch den „Savonarola“ nicht gestillt werden. Die Contemplation hat durchaus keinen epischen Zug, sie ist lyrisch-bibattisch. Freilich ist das auch die Predigt, deren sich Lenau trotz seiner Bedenken endlich doch bediente; aber diese hat wenigstens den epischen Zug der Action und als Controvers-Predigt dazu eine dramatische Lebendigkeit, wie sie der epischen Dichtung nur zustattenkommen kann. Schon aus diesem Grunde konnte Lenau dem Rathe des Freundes nicht folgen. Aber auch die mystische Symbolik der Apokalypse war nicht als Typus der poetischen Symbolik brauchbar in einer Dichtung, die eine lebendige Wirkung auf Zeitgenossen ausüben sollte, welche, unter dem Einflusse der Hegelschen Philosophie stehend, soeben mit dem Straußischen „Leben Jesu“ befaßt waren. Fast scheint es, als ob Martensen, trotz seines kirchenhistorischen Wissens, in Savonarola mit Vorliebe den fromm-beschaulichen Mönch gesucht hätte, während das geistige Auge Lenaus, geschärft durch ein eifriges Quellenstudium und den divinatoreischen Blick des Dichters, in ihm den streitbaren Kämpfer nicht nur für die Reform der Kirche, sondern auch für politische Freiheit und volksthümliche Verfassung erblickte, der er in der That war.*)

Der „Savonarola“, wie er jetzt vorliegt, erschien zuerst im Jahre 1837 in Stuttgart bei Cotta und zwar unter dem Titel: „Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau“. Eine „Zweite, durchgesehene Auflage“ erfolgte erst 1844, also im Jahre der unheilbaren Ertrankung des Dichters.

Die erste Auflage war Martensen gewidmet. Das war ein Act der Pietät. Aber persönlich scheint der Dichter, in dessen Innerem sich bereits jene Wandlung vollzogen hatte, auf die ich hinwies, dem Theologen schon entfremdet gewesen zu sein, denn Martensen erfuhr von dieser Widmung nur „zufällig“ (Schurz I, 357). In dem Briefe, in dem sich Lenau deshalb entschuldigt (Wien, 24. April 1838. Schurz I, 357) heißt es freilich: „ . . . Mein Gedicht hat Ihren Beifall und somit die Sanktion vor mir selbst erhalten, wenn es auch den Geruchlosen und Ruchlosen nicht gefällt. . . . Unsere Männer des Heils, die stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes ins Fleisch, als ihr verwerfliches Asyl, oder vielmehr ihr bid umfleischtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheistischen Wulst hindurch. — Ihre Auffassung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, so bin ich aufgemuntert und belohnt. — Es ist ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leser seine speculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er diesen Leser kennt und seinen Freund nennt. Auch mir sind die Stunden unseres Zusammensehns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu schnell entschwundenen ist ein Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche; doch mehr als aller Netz eines persönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwischen uns, daß ich Sie als ein stets gegenwärtiges geistiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe. . . .“ In demselben Briefe ist aber auch folgendes Bekenntniß niedergelegt: „ . . . Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle

*) Vergl.: Karl Hase, Savonarola. Zweite, verbesserte Auflage. Neue Propheten. Zweites Heft. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1861. — Pasquale Villari, Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit. Nach neuen Quellen dargestellt. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen überseht von Moritz Derbuschel. 2 Bde. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1865.

seinblischen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düstern Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine *res derelicta* [ein verlassenes Besitztum] erschienen, *quae patet diabolo occupanti* [welches dem Teufel zur Einnahme offen steht]. Wohl fühle ich das Ungeziemende solcher Gedanken, doch meine allzu lebhaftes Sensibilität läßt aus ihrem tochenben Kessel zuweilen bergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht. . . .“

Nicht plötzlich hatte sich diese Wandlung im Herzen des Dichters vollzogen, aber doch schnell genug, um uns zu zeigen, daß er vom Christenthum wohl angezogen, gefesselt, aber nicht voll befriedigt war. Liegen doch zwischen jenem Briefe an Martensen vom 14. Juni 1836 und diesem Bekenntniß vom 24. April 1838 kaum zwei Jahre, und ist doch der „Savonarola“ zur Zeit dieses Bekenntnisses kaum ein Jahr (Schurz I, 346) im Manuscript vollendet! Noch am 23. Januar 1837 schreibt er von Wien aus an Justinus Kerner (Schurz I, 339): „. . . Den alten Dämon, das pantheistische . . . habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gefindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strede meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am meisten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da. . .“ — Aber schon am 6. August desselben Jahres erhält Max Löwenthal von Stuttgart aus, wo Lenau die Correctur des „Savonarola“ und der dritten Auflage seiner „Gedichte“ besorgte, den folgenden Brief (Schurz I, 347): „Mein Leben ist Correctur und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich; die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu thun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo [Savonarola] gegenüber so lange Zuschen mußten. Es soll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Bisla brauchen sie sich nicht zu geniren, er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk.“

Wie es scheint, betrachtete Lenau den „Savonarola“ jetzt nicht mehr als den zweiten Theil einer Trilogie, sondern als eine selbständige Dichtung, denn seine Freunde berichten (Schurz I, 353, 354), er wäre mit dem Gedanken einer epischen Trilogie „Fuß, Bisla, Gutten“ umgegangen, und auf einen solchen Plan deutet ja der vorstehende Brief auch hin. Aber selbst dieser Plan kam nicht zur Ausführung, und Lenau verwerthete seine Studien nur zu den neun Romanzen „Johannes Bisla. Bilder aus dem Hussitenkriege“, die kaum „Bilder“, eher „Arabesken“ zu Lenau.

nennen sind. In zwei Briefen spricht er sich darüber aus, was ihn bewog, jenen Plan aufzugeben und die *Biäsa-Romanzen* zu schreiben: Lenau an Emilie Steinbed, Wien, den 16. Januar 1838 (Schurz I, 352): „Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beschäftigt mit dem Studium des Spanischen und Provençalischen. — Der Fuß nämlich, und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles seyn, was ich aus diesem Stoffe herauschlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umsonst gemacht haben, und die Idee nicht verschweigen will, die mir über den Hussitenkrieg entstanden ist. Diese ist neu, und wie ich glaube, der Schlüssel zu diesem Ereignisse. So wichtig es auch an sich ist, so stellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorstechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeschlechtes das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden. — Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigstens zwei Jahre werbe zu schaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. Hier find' ich alles, was ich brauche.“ — Der zweite Brief ist der schon wiederholt citirte vom 24. April 1838 an Martensen, in dem die beir. Stelle so lautet (Schurz I, 359): „... Gegenwärtig beschäftigt mich ein größeres episches Gedicht: „Die Albigenser“. — Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. sind als das größte Trauerspiel der Kirche einer poetischen Bearbeitung würdig. Den Fuß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntschaft mit diesem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Hussens Charakter erschien mir aus dessen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centralisiren, und die Begebenheiten des Hussitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöses reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den spekulativen Schlüssel des Hussitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organisirendes Princip für ein kleines episches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erst mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung schwer. . . .“

„... Der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke.“ — So urtheilte (Karl Mayer 161) der fromme Justinus Kerner. Ganz anders aber waren die privaten Urtheile der Freunde in Oestreich, wo des Dichters Werke öffentlich in Journalen nicht einmal dem Titel nach genannt werden durften. Ueber die religiöse Wandlung im Gemüthe Lenaus freuten sich wohl Einige, Andere aber erschrafen über den Feuerbrand, den er in die Behausung des Priestertums warf, und heibe Partelen bäumten sich gegen die Hornesblitze, die er auf den Thron der Könighums schleuberte und gegen die elementarisch gewaltige Mebe für die Republik. Diesenigen aber, die den „Savonarola“ vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachteten, konnten sich mit der Verachtung des Hellenismus nicht befreunden, und in den lose zusammenhängenden Romanzen vermissen sie die Einheit der Composition. So herrschte im Allgemeinen eine Art von Mißstimmung gegen den Dichter, von dem man ganz andere Dinge erwartet hatte. Wie war es möglich, daß dem „Faust“ ein „Savonarola“ folgen konnte? was war die Ursache dieser Wandlung im Gemüthe des Dichters? — so fragte man sich wieder und wieder mit Befremden. Zu guter Stunde rückte Ludw. Aug. Frankl mit dieser Frage gegen Lenau selbst heraus. Frankl war 1837 von Italien zurückgekehrt und war dort vergeblich bemüht gewesen, dem Freunde eine Copie des Portraits von Savonarola mitzubringen, das im Kloster St. Marco zu Florenz in der Zelle hängt, wo der Märtyrer lebte. „... Als ich, zurückgekehrt, — so berichtet Frankl (S. 61) selbst — Lenau davon erzählte, beklagte er gleich mir, daß ich ihm das Bild nicht gebracht. Wir sprachen

darüber, da fragte Lenau: „Was für ein Gesicht hat denn der Mann gehabt?“ — „„Ein sehr häßliches, abstoßendes fast.““*) — „„Gut, daß ich das nicht gewußt habe, es hätte mich gestört. Also ein garstiger Kerl der Savonarola?“ schloß er mit lautem unbändigen Lachen. Das Thema war angeklungen, wir sprachen über seine Dichtung und ich wagte eine Frage, die mir seit Langem eine geistige Angelegenheit war. Ich that es zu guter Stunde, denn Lenau war in mittelmäßiger Stimmung. Ich fragte ihn, wie er, der vorzugsweise lyrische Dichter, dem ich nicht, wie dem dramatischen, objective Gestalten gelten lassen dürfe, von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergebrängt worden sei? Er schwieg eine gute Weile, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, an der Stirne trat die bekannte Falte, wie ein Gedankenstrich hervor, seine Augen starrten zur Erde, als ob er geheimnißvolle Zeichen entziffern wollte, und heftig Tabakwolken um sich verbreitend, sprach er endlich:

„Ich ritt einmal über die Haide, sie war schneebedeckt, sie war schneebedeckt, nur waren die schwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trost bieten zu wollen dem Alles starr machenden Winterzeane. Endlich mußte er doch fliegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt, und tief traurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassen, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum, und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Aeltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß Kinder und Aeltern warm und selig bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reisperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Luft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trogenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feler der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Beuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam; eine bessere, selige Stimmung goß sich, wie die Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich Christ geworden!“

Wie die von Frankl gestellte Frage von Lenau zu beantworten gewesen wäre,

*) Vergl. jedoch über Savonarolas Aussehen und über die ihn darstellenden Portraits Hase a. a. O. S. 10, 119, und Villari I, S. 17; letzterer schildert den jungen Dominicaner-Mönch so: „Savonarola war von mittlerer Größe und von dunkler Gesichtsfarbe, von sanguinisch-cholerischem Temperament und von unsäglich zarten und reizbaren Nerven. Er hatte flammende Augen unter schwarzen Brauen, eine Adernase, einen breiten Mund und große aber festgeschlossene Lippen, ein Zeichen von unerfüllter Heftigkeit. Die Stirn, schon damals von tiefen Furchen durchschnitten, deutete bereits auf einen Geist voll ernstest Betrachtungen und tiefer Gedanken. Seine ganze Physiognomie war nicht schön in den Formen, aber sie drückte einen strengen Adel des Charakters aus, und ein gewisses schwermüthiges Lächeln gab seinen groben und harten Zügen einen Ausdruck von Güte, der schon beim bloßen Anblick Vertrauen einflößte.“ — Dieselbe Stelle citirt auch Georg Weber im 9. Bde. (Leipzig 1872) seiner „Allgemeinen Weltgeschichte“; in diesem Bde. des verbreiteten Buches hat nämlich Weber auf S. 760 u. f. einen Auszug aus Villari gehalten, wie er vielleicht manchem Leser erwünscht ist.

wenn er sie hätte unmittelbar beantworten wollen, kann uns nicht mehr zweifelhaft sein, denn ein großer Theil des Vorstehenden erlebte ja gerade diese Frage. Er hatte offenbar keine Neigung zu einer motivirenden Antwort, und so gab er sie in einer Erzählung, der wir keine historische, sondern nur eine symbolische Wahrheit zugestehen dürfen. Dagegen ist es gewiß historische Wahrheit, was Lenaus Freundin Sophie an Schurz (II, 361) berichtet: „... Ein stümperhaftes Gebicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unselbigen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, fiel ihm in die Hände. „Diesem Lied,“ schrieb er nachmals, „verdan! ich meinen Savonarola. . .“ — Nur ist diese historische Wahrheit nicht die ganze Wahrheit, ebenso wenig, wie es die historische Wahrheit erschöpft, wenn derselbe Lenau an dieselbe Sophie geistig verbindlich schreibt (25. Mai 1838. Schurz I, 364): „... Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es. . .“

Wie sehr der reizbare Lenau unter der Mißstimmung seiner Landsleute wegen des „Savonarola“ in Allgemeinen zu leiden hatte, davon zeugt ein von Wien aus am 23. August 1838 an Sophie, damals in Jßl, gerichteter Brief (Schurz I, 377): „... Sie haben recht, daß ich das ruhige Jßl verlassen habe, um mich in eine Welt des Streites und Kerkers zu begeben. Man will mich in meiner eignen Halle weich machen und zu einer knechtbaren Masse maceriren. — Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streik führe ich mit mir selbst, indem ich der Halle den Fluß nicht gestatte. Mein Savonarola hat mir die Deute an die Fersen gezogen. Kränkender bitterer Welthass hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unerlöshlich haftet er noch an demselben. Indem ich ihn auf meine Felle nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil seines Verhängnisses auf mein Leben, und wahrlich, der Hells müßte sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungeberdig anstellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gebichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.“ —

In demselben Briefe fortsahrend, weiß dagegen Lenau über die gedruckte Kritik außerhalb Oesterreichs Erfreuliches zu berichten: „Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tage meines Hierseyns eine Recension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg [der Theolog und geistliche Dichter Johann Peter Lange ist gemeint], worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern — so zu sagen — auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gebicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gerichtes gefallen lassen müssen, daß es vom Gerichteten himmelberum gerichtet wird; doch der Letztere setzt damit nur das Geschäft des Ersteren fort, indem er sich selbst richtet. . .“ — Und Anfang 1839 schreibt er von Wien aus an Emilie Reinebeck (Schurz II, 1): „... Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesammten Dichtertreibens findet sich im 27. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie. . .“ — Aber auch in der außerösterreichischen Presse fehlte es nicht an Stimmen, die ihn des Abfalls vom politischen Liberalismus tadeln und ihn als Pietisten und Mystiker brandmarkten. Das that besonders ein, wie es scheint von Carl Gustow ver-

Lenau.

fakter Artikel in Nr. 39 des unter Guklow's Einfluß gestandenem Hamburger „Telegraphen für Deutschland“ vom Jahre 1838. Wolfgang Menzel, mit dem Guklow wegen seines Romans „Wally, die Zweiflerin“ (Mannheim 1835) zerfallen war, hatte in seinem „Literaturblatte“ dem Dichter des „Faust“ und „Savonarola“ reiches Lob gespendet. Da verdächtigte ihn der „Telegraph“ als verstärkenden Schildknappen Menzels. Lenau sei, so heißt es in diesem Artikel, Menzeln in die Hände gerathen und durch diesen vermocht worden, einen „Faust“ zu schreiben, der mit dem Meisterwerke Goethes — dieser verfeischten Antipathie Menzels — rivalisiren sollte u. s. w. Der junge Dichter Uffo Horn, der damals aus seiner böhmischen Heimat nach Wien übergesteltet war und Lenau persönlich kennen gelernt hatte, versuchte den Angegriffenen in einem eigenen Schrifthchen*) zu vertheiligen, wofür Horn wiederum der Ueberhebung geziehen wurde (Franzl 56). Die „An einen Dichter“ (S. 227) überschriebenen Strophen Lenaus scheinen sich speciel auf diese Menzel-Affaire zu beziehen, denn Lenau hatte sie Horn zum Abdruck in seiner Brochüre (S. 12) im Manuscript geschenkt. — Robert Prutz u. a. fanden, daß es weniger Savonarola und die epische Entwicklung seiner Zeit sei, welche dem Dichter am Herzen gelegen, als vielmehr eine didaktische Polemik gegen die neueste Wissenschaft; eine solche Tendenz aber widerspreche dem Wesen der Kunst. — Ueber diese Auslassungen der Presse spricht sich Lenau selbst in einem Briefe vom 1. November 1839 an Hermann Marggraff (Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 7, vom 9. Februar 1854; auch bei Schurz II, 16) aus: „... Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges geßäßiges Unrecht. Daß in meinem „Savonarola“ mancher mystische Passus mitunterläuft, ist dem Selben, nicht dem Verfasser des Gebichts beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophia Adhamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola“ nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen Savonarola gegen die Hegelschule nämlich: „Einst werden sagen spätre Thoren“ etc. in Savonarola's „Antwort“ auf Mariano's Prebigt nichts weiter als ein pruritus ingenii [Rizel des Geistes]. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht. . . . Durchaus unbegründet ist die unlaufende Meinung von einem innigern Verhältniß zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen verstärkender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt.“ — „Daß sich ein Dichter von dem Geiste und dem Ringen nach Selbstständigkeit wie Lenau noch gegen solche alberne Gerichte verwahren mußte!“ — bemerkt der ebenso ehrliche wie einsichtige Marggraff zu der letzten Verwahrung Lenaus.

Nachdem wir so das Für und Wider der zeitgenössischen, nun historisch gewordenen Kritik kennen gelernt und gesehen haben, wie sich die Waagschale bedeutend zu Ungunsten des Dichters senkte, fragen wir uns jetzt, da sich die Nebel der politischen und religiösen Parteinungen jener Zeit zertheilt haben: — wie wird man Lenaus „Savonarola“ heute beurtheilen müssen? — Für mich steht es unzweifelhaft fest, daß der „Savonarola“ die künstlerisch vollkommenste unter den vier größeren Dichtungen Lenaus ist, und daß dieser Dichtung noch heute der

*) Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Eindeutigkeit auf sein neuestes Werk „Savonarola“. Offenes Schreiben an Karl Guklow, von Uffo Horn. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1836.

Preis gebührt vor allen übrigen, die den Kampf um ein geläutertes Christenthum episch behandeln. Man braucht keine Sympathie zu haben, entweder für diese Idee selbst, oder für den Träger derselben, für den Helben des Gedichts, oder für Idee und Helben zusammengenommen; aber man darf das Gedicht deshalb ebenso wenig verwerfen, wie man ein anderes, dessen Idee und Helben man volle Sympathie entgegenbringt, schon deswegen preisen darf. Mit der Idee einer Dichtung oder mit der Wahl des Helben hat die ästhetische Kritik absolut nichts zu schaffen; sie sind das vom Dichter Gewollte, was man lieben oder verachten, niemals aber kritisiren kann. Ich mag die Birne dem Apfel vorziehen, aber ich darf den Apfel nicht tadeln, weil er keine Birne ist, und ich darf vom Apfel nicht verlangen, daß er die Eigenschaften einer Birne besitze. Wird mir aber ein holziger oder ein aus anberm Grunde unschmackhafter, ungenießbarer Apfel geboten, so ist er meiner Kritik verfallen, wie ein Dichtwerk, das dem Ibeal seines eigenen Dichters nicht entspricht, weil Idee und Helb nicht harmoniren, oder weil die Idee aus einem andern Grunde nicht voll und ganz zur Darstellung gelangt. Im „Savonarola“ entspricht der Idee die Darstellung in so hohem Maße, daß man fühlt: der Poet hat geleistet, was er leisten wollte, er hat sein eigenes Ibeal erreicht. Was kann man mehr verlangen? —

Die Lenau angeborne und durch Erziehung und Leben stark gewordene Liebe zur Freiheit wurde aufs größte beleidigt durch die politischen Verhältnisse Deutschlands, insbesondere seines engeren Vaterlandes Oestreich. — Der kirchlich-fromme Kinbergglaube seiner Jugend selerte nach langen Kämpfen eine sieghafte Auserziehung: — wir haben bei der Darstellung des Werdens und Wachsens seiner Dichtung gesehen, wie ihm die Idee eines von den Schladen seiner „Kirche“ geläuterten Christenthums so zur Herzensache wurde — wenn auch nur vorübergehend —, daß er mit den Waffen des dichterischen Worts für sie kämpfen mochte. Welch besseren Helben konnte der eminent-subjective Dichter für sein Werk wählen, als Girolamo Savonarola*) (1452—1498), den Prior des Dominicaner-Klosters San Marco zu Florenz, der als gewaltiger Aufprebiger und als letzter Prophet der Reformation in seinem Kampfe gegen die Herrschaft der Mediceer und gegen die Sittenlosigkeit des Papstes Alexander VI., Politisches und Religiöses verknüpfend, Staat und Kirche verschmelzen wollte zu einer theokratischen Republik, und der dafür den Märtyrertod erleiden mußte! — So bildet denn das Leben und Streben dieses Mannes den Hauptinhalt der Dichtung, die außerdem die Herrschaft der Mediceer in Florenz, die Sittenlosigkeit des Papstes und in einzelnen Epifoden charakteristische Züge aus der Geschichte der Zeit zur Anschauung bringt. Daß dem Dichter all das als Folie zum Ausdruck seiner Subjectivität dient, ist bei Lenau selbstverständlich; — daß Manches deshalb nicht recht im Geiste der Zeit gehalten, versteht sich ebenso von selbst, aber das ist kein Fehler; denn „der Dichter hat das Recht, einen historischen Inhalt zu vertiefen und auf den Horizont seines Jahrhunderts zu visiren“ (Gottschall). — Unübertroffene Meisterstücke des poetischen Ausdrucks sind die Controvers-Prebigten, denn welcher Dichter vor oder nach Lenau hat es verstanden, die Abstractionen so poetisch zu verklären wie er! Dem gottbegeisterten Redner Savonarola gegenüber steht der Redekünstler Mariano, beide mit gleicher Sorgfalt behandelt. Dasselbe gilt von den übrigen Gegensätzen der Dichtung: Savonarola auf der einen Seite, Lorenzo der Erlauchte und der Papst auf der andern Seite. „Daß die Sympathie des Dichters für einen der Kämpfenden doch durchleuchtet, kann das anders sein und wann war es je anders? Hat Homer nicht mehr Sympathie für die Griechen wie für die Trojaner?“ (Auerbach).

*) Vergl. Karl Hase a. a. O., Villari a. a. O., Georg Weber a. a. O. Lenau.

Bei all dem ist der „Savonarola“ unter den vier größeren Werken Lenaus dasjenige, was am wenigsten von dem dämonischen Einflusse Lenau'scher Schwermut angekränkt ist, ja es ist fast ganz frei von dieser Influenz. War es doch „vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters“, als er den Savonarola schrieb. „Es war seine Weihnachtszeit“ (Sophie bei Schurz II, 341). Deshalb auch vermochte er sich zu einer Geschlossenheit der Composition aufzuraffen, wie sie keinem andern seiner größeren Werke eigen ist; sogar auf die Form hatte die innere Sammlung des Poeten die wohlthätigste Einwirkung: er wahrte hier bei gleichmäßiger Strophenbildung die metrische Einheit, die wir beim „Faust“ vermissen und in den „Abingensern“ vergeblich suchen werden.

Alles in allem genommen: der „Savonarola“ ist die ausgereifteste Frucht vom tranken Lebensbaume unjeres Dichters.

Savonarola.

E i n G e b i c h t.

Die Entweichung.

„Wo sich Girolamo verspätet?
Gewitter droht die schwüle Nacht;
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Niccolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Blitz? Hörst du es rollen?
Gewiß, er kniet an seinem Baum!“

So sprach die Mutter mit Verzagen;
Der Vater ruhig, heiter spricht:
„D laß ihn knien, die Blitze schlagen
Den Baum, wo einer betet, nicht.

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Fülße wusch.*)

Die Frühlingsnacht mit Wetterschlägen
Durchzucht die Erde frisch und froh;
Und himmlischer Gedanken Segen
Strömt nieder auf Girolamo.

Wohl hört er nicht den Donner ziehen,
Und nicht der Stunde leisen Schritt;
Er mag am Baume länger knien,
Weil der nun blüht und betet mit.

Bald aber wird er, heimgekommen
Aus seinem dunkeln Waldbrevier,
Was er Geheimes dort vernommen,
Begeistert sagen dir und mir.

Er that's in mancher schönen Stunde,
Und nie mein Herz das Glück vergißt,
Zu hören aus des Kindes Munde
Die Sprache, die das Leben ist.

*) Vergl. „Während eines Gewitterregens“ S. 360.
Lenau.

Ich glaub' es nicht, o Weib, doch wehe,
Wenn je aus deinem Herzen schwand,
Wie der Gezeugte unsrer Ehe
Uns mit dem Schöpfer süß verband.

Ost aus den Waldeinsamkeiten,
Des Deufers liebstem Aufenthalt,
Kam er zurück, uns fortzuleiten
In einen andern, tiefern Wald;

In jenen Wald voll Balsamkühle
Und ewig grün: die Schrift des Herrn,
Wohin aus hanger Lebenschwüle
Gefränkte Wanderer flüchten gern.

Dann rauscht uns Trost, dann duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von seines Auges Strahl getroffen,
Erregt von seines Mundes Hauch.“

Doch kann kein Wort zur Ruhe legen
Die Angst der Mutter um ihr Kind,
Denn draußen stürzt ein wilder Regen,
Gewitter tobt, es heult der Wind.

Die Nachbarn rufen Titaneien,
Den Baum am Fenster bricht der Sturm,
Die Glocken in Ferrara schreien
Die Angst der Stadt von jedem Thurm.

Die suchende Mutter.

Die Nacht vorüber und im Osten
Hellstrahlend auf die Sonne geht,
Der Donner und der Sturm vertostet,
Die Luft voll Duft und Liedern weht.

Der Himmel mit den Feuzgewittern
Der Erde wohl zum Herzen drang,
Weil ihr von allen Zweigen zittern
So süßer Duft und Morgensang.

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton,
Sie späht und ruft in alle Weiten
Umsonst nach dem verlorenen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimsten Stämmen
Die sorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrsten sich der Strauch verschlingt.

Nicht schreckt sie nun der Räuberrotte
Weit hin verrufner Hinterhalt,
Sie schreitet durch die dunkle Grotte,
Durchforschend jeden Felsenspalt.

Rastlos bis zu der Sonne Neigen
Fragt sie umher nach seiner Flucht,
Sie ruft den Straßen und den Steigen:
„Ihr Trägen, macht euch auf und sucht!“

Oft wenn sie auf entfernten Wegen
Herschreiten einen Wandrer sieht,
Dem winkt sie, eilt sie froh entgegen,
Bis ihrem Aug' die Täuschung flieht.

Dann zürnet sie des Manns Geberden,
Und jedem Zug im Angesicht,
Daß sie je näher, fremder werden,
Daß dies sein theures Antlitz nicht.

Sie ruft hinaus in offne Felder:
„Mein lieber Sohn! wo bist du? wo?“
Und in die Wildniß dunkler Wälder:
„O komm zurück, Girolamo!“

Wie einen Stein das Meer, verschlinget
Das weite Feld den hangen Schwall,
Und nicht den Sohn der Wald ihr bringet.
Nur seines Namens Widerhall.

Der Brief.

Ermüdet von verlorren Wegen,
Die sie geirret ohne Ruh,
Und von des Herzens hangen Schlägen,
Geht Helena dem Hause zu.

Der Vater harret an der Thüre,
Er sieht sie kommen bleich und matt,
Und eilt daß er sie stützend führe,
Und reicht ihr eines Briefes Blatt:

„Siehst du, es darf der Sturm nicht rauben,
Dem Baum des Herrn sein grünstes Reis;
Die Furcht war stärker als dein Glauben.“
So spricht sein schonender Verweis.

Hinstukend in des Stuhles Lehnen,
Hält sie das Blatt im Dämmerchein
Und seufzt die Worte unter Thränen:
Nun ist er fort, und nicht mehr mein!

„Nun ist er fort, doch unverloren.
O Weib, sei deines Sohnes werth!
Du hast ihn nicht für dich geboren;
Getrost, wenn ihn der Herr begehrt!

Zeit ist's, daß du dem Sohn entsagest
Und das Geräth der Mutterpflicht
Demüthig brechest und zer schlägest;
Der Streiter Gottes braucht es nicht.

Der Brief wird deinen Kummer heilen,
Daß du frohlockst und nimmer klagst;
Ich will dir lesen seine Zeilen,
Weil du es nicht vor Weinen magst:

„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben, seid nicht trübgemuth,
Daß ich so plötzlich und verhöhlen
Entwichen eurer treuen Hut.

Ich zog von euch mit bitterm Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht,
Denn lange hat im Kindesherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

Schon seid ihr alt, es naht die Stunde,
Wo ihr zum Tode schlafet ein;
Nicht aber wird aus eurem Munde
Der letzte Hauch ein Kuß mir sein.

Ich werde nicht euch hinbegleiten
Des Weges kahlen, kühlen Rest;
In eures Alters Einsamkeiten
Vergeht, daß euch das Kind verläßt!

Mein Geist in schlummerlosen Nächten
Durch diese Welt zu Gott sich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht' ich zu Jesu heiß und bang.

So kniet' ich letzte Nacht im Haine,
 Umbraust vom wilden Donnerflug,
 Gebadet im Gewitterscheine,
 Und betete und frug und frug:

O Gott! soll ich der Welt entweichen
 Und dem was lieb mir in der Welt,
 So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
 Daß du zum Streiter mich bestellst!

Da schlug der Blitz den Baum in Splitter,
 Dran ich gelehnt, ich blieb gesund!
 Mich schlug der Strahl zu Gottes Ritter,
 Auf ewig steht der eruste Bund.

Und jeden Tropfen meines Blutes,
 Und meines Geistes letzte Kraft
 Trag' ich zum Kampf voll frohen Muthes,
 Bis mich der Tod von hinnen rafft.

Ich wandre fort im Morgenrothe;
 Wie sich der Tag im Osten schwingt,
 So glüht mein Muth im Kampfgebote
 Und all mein Herz zum Himmel bringt!" —

Schon wird es Nacht, die Sterne scheinen
 Des Flüchtlings Eltern in's Gemach,
 Die Mutter steht mit stillem Weinen
 Und sinnt dem Brief des Sohnes nach.

Und sie versinkt in düsterm Traume,
 Es hebt der Brief in ihrer Hand,
 Wie's letzte Blatt am dürren Baume,
 Dem all sein Schmuck und Reichthum schwand.

Sie spricht: „Die Kirche feiert heute
 Dem Märtyrer Georg das Fest.
 Weh mir, wenn ich sie richtig deute,
 Die Ahnung, die das Herz mir preßt!“

Der Vater lehnt am Fensterrahmen,
 Das Herz voll Freud' und Zuversicht,
 Ein feierliches „Amen! Amen!“
 Ruft er hinauf zum Sternenlicht.

Der Eintritt ins Kloster.

Der auserkorne Gottesbote
Die Straße nach Bologna zieht,
Lastlos, bis er im Abendrothe
Die Thurmeskreuze funkeln sieht.

Er möchte seinen Schritt beschwingen,
So sehnsuchtsfroh das Herz ihm schlug,
Als er Bologna's Glocken klingen
Herüber hört im Windeszug.

Schon pocht er an mit frommem Worte
Am Kloster Sanct Dominicus,
Und aufgethan wird ihm die Pforte
Mit einem gastlich milden Gruß.

Ein hoher Greis mit weißen Haaren,
Begießend sorglich jedes Beet,
Der Prior unter Blumenschaaren
Im Garten auf und nieder geht.

Der Bäume Wipfel säuselnd beben
In schon versunkner Sonne Licht,
Und ein vergangnes frommes Leben
Erhellet des Priors Angesicht.

Und stinnend ruht der Blick des Alten
Auf seinem reichen Blumenflor,
Auf all den lieblichen Gestalten,
Die still und sanft sich drängen vor.

Und leise trat zum Klostergarten
Savonarola jetzt herein,
Ehrfürchtig schweigend im Erwarten,
Bis selbst der Greis gewahre sein.

Wie weise Alte gerne pflegen,
Daß sie nicht lassen ihren Schritt
Sich stören auf Gedankenwegen,
Und lieber ziehn den Andern mit;

So hat nach freundlichem Willkommen
Auch seinen Gast der Prior gleich
Vergnügt und herzlich mitgenommen
In sein geliebtes Blumenreich:

„An Blumen freut sich mein Gemüthe,
 Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,
 Die uns so nah mit Duft und Blüthe,
 Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Wenn ich durch ihre schmucken Reihen
 In Abendkühle wandeln geh',
 Und oft in süßen Träumereien
 An einer Gruppe sinnend steh',

So ist mir schon zu Sinn geworden,
 Es lagre unterm Himmelzelt
 Der große reiche Blumenorden,
 Ein weites Kloster, durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben? —
 Sind nicht die Blumen keusch und rein?
 Der Armut' hold und treu ergeben,
 Vergnügt bei Thau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
 Wenn sie die Frühlingshora ruft,
 Und eilen in die große Mette,
 Zu bringen ihren Opferduft.“

Er sprach's, indessen dicht und leise
 Ein Heer von Blüthen niedersank,
 Auf Stirn und Hand dem frommen Greise
 Zu küssen ihren stillen Dank.

Nun kehrt mit forschendem Betrachten
 Zu seinem Gast der Prior sich:
 O Künigling, welche Wünsche brachten
 In unsre ernen Mauern dich?

Der Künigling, neigend sich bescheiden,
 Also des Herzens Wünsche nennt:
 Mein Bitten ist, mich einzukleiden
 Zu eurem heiligen Convent.

Und den Gelübden, jenen dreien,
 Die fromm den Blumen lieb dein Scherz,
 Will ich mich unerschüttert weihen
 Bis in den letzten Todeschmerz. —

Der Greis vertieft sich, frohbetroffen,
 In seines Gastes Angesicht,
 Und ahnet, daß ein großes Hoffen
 Der Welt aus diesen Zügen bricht.

Die Noitzen.

Ein Bund im Rosenzelt geflochten,
Bei Sterneuglanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüthen pochten
An's Herz, und Nachtigallensang;

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Leuzgenossen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen jung und neu;
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu. —

Ein Bund im Schlachtgefild geschlungen,
Der stumme Feuerblicke tauscht,
Von wilhem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauscht,

Ist schön! doch mit dem Kampfestosen
Ein solcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Rosen,
Das Herz in Schlachten offen steht. —

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angesicht
Zwei Herzen an einander schauern;
Der überwährt das Sternenlicht.

So haben sich zum Freundschaftsbunde
Ghirolamo, Domenico
Bereint in gottgeweihter Stunde,
Mit der die Treue nicht entfloß.

Sie saßen traulich in der Zelle,
Und als im Sonnenuntergang
Verschied die letzte Tageshelle,
Zugleich ihr letztes Wort verklang.

Sie haben ernst und lang gesprochen
Vom Prager Hieronymus;
Wie eine Welt von Dual gebrochen
Am unerschütterlichen Fuß.

Wie diese Freunde, Gotteshelden,
Die Macht des Todes übermannen,
Wie sie, das Wort des Heils zu melden,
So freudenvoll den Leib verbrannt. —

Die Jünglinge, das Antlitz neigend,
Sind jetzt verstummt mit einemmal,
Sie sitzen beide starr und schweigend,
Der Welt entrückt und ihrer Qual.

Verschlossen ist das Aug', verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloß des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Amnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Läßt euch den heil'gen Wald umraufen!
O schweiget, schweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Nehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

So saßen lange die Genossen,
Das Angesicht herabgeblickt,
Das Auge wie vom Tod geschlossen,
Betrachtend und der Welt entrückt.

Sie hören nicht, wie vor der Zelle
Der Garten rauscht, der Vogel singt,
Sie hören nicht, wie schon das helle
Glöcklein Ave Maria! klingt.

Und die Vertieften auch nicht hören
Im Kreuzgang jetzt des Priors Schritt,
Und wie er, mahnend aufzustoßen,
Herein zu den Novizen tritt.

Die Brilder störend aufzuregen
Aus stiller Andacht, kimmert ihn;
Doch Alle ruft zum Abendsegen
Die strenge Klosterdisciplin.

Erst als er ihnen seine Hände
Sanft rittelt um die Stirne schlang,
Daß er zurück die Seelen wende
Von ihrem fernen Abendgang,

Erwachen sie zusammenschauernd
Aus der Betrachtung stillen Glück;
Denn aus der Heimath schrickt bedauernd
Das Herz in diese Welt zurück.

Da fassen liebend sich die Weiden!
„Unwandelbar auf Gottes Spur!
Dein Freund, getreu in Kampf und Leiden!“
So strahlt in ihrem Aug' der Schwur.

Die Wanderer.

Schon hat die Priesterweih' empfangen
Girolamo; aus seinem Mund
Viel segensreiche Worte klangen;
Er reißt in Gott mit jeder Stund'.

Ein Wunsch durchglüht sein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Ist nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall!

Er spricht die Sehnsucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bangen Schmerzen
Gellüstet sich in seinem Wort.

Er rastet nimmer, zu verkländen
Der Kirche Noth und Hilfescrei;
Und seine Pfeile scharf empfinden
Der Papst und seine Klerisei.

Eifrig geweiht dem Pred'gerorden
Bergieng ihm seines Lebens Lenz.
Girolamo ist Prior worden
Im Marcuskloster zu Florenz.

Domenico an seiner Seite
Zieht fort mit ihm die rauhe Bahn,
Dem Helden in verwegnen Streite
Als treuer Knappe zugethan. — —

Die Sonne im Gebirge sinket,
Des Himmels letzter Purpurstrahl
Das Erdbendunkel flüchtig schminket,
Und Nebel schleichen durch das Thal.

Die Winternacht mit kalten Schauern
Und Regen kommt, kein Sterulein scheidt;
Doch haben Jäger, Werkner, Bauern
Zum Wanderzuge sich vereint.

Von allen Bergen in der Runde
Erscholl beim Sonnenuntergang,
Als Gruß und Ruf der Wanderstunde,
Ein freudenheller Chorgesang.

Nach Tagesmüß'n die Glieder dehnen
Will sonst der milde Erdengeist;
Was treibt die Wanderer für ein Sehnen
So spät mit schlummerloser Hast?

Sie eilen fort, sie ruhen nimmer,
Die ganze Nacht durch Stein und Moor;
Es gilt, beim ersten Morgenschimmer
Zu harren an des Domes Thor.

Wenn dürstend eine Karawane
Hinaus in alle Wüste lauscht,
Und jetzt meint, in frohem Wahne,
Zu hören wie die Quelle rauscht;

Wie eilen dann die Heißen, Matten,
Belebt vom süßen Windestrug!
Bis endlich in Däferschatten
Die Quelle trinkt den milden Zug:

So sputen sich auf dunkeln Wegen
Die vom Gebirge, meinend schon,
Es rausch' und kling' in Wind und Regen
Giolamo's ersehnter Ton;

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet,
Sein Wort, das tausend Blitze rafft
Und sie zur Flammenruthe bindet
Und auf die Sünder niederstrast;

Sein Wort, das in geheimste Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei seinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk im Feuer steht.

Sie hören in den Finsternissen,
Wie es gewaltig braust herab,
Daß Frevlern aufwacht das Gewissen
Und heulend springt aus seinem Grab.

Doch auch sein Wort als Friedenskunde,
Das seligend zum Herzen fließt,
Und dem aus tiefster Herzenswunde
Die Liebe und die Freude spricht. —

Und als die Nacht vorbeigedunkelt,
Als durch zerriff'nen Wolfenflor
Die Sonne freudig strahlt und funkelt,
Stehn sie gedrängt am Kirchenthor.

Da fällt die frische Morgenhelle
Auf manches bleiche Angesicht,
Und von den Wandrern an der Schwelle
Setzt mancher matt zusammenbricht.

Der Hagel schlug in diesen Zeiten
Toscana's Feld mit Hungersnoth,
Und Mancher von den Wandersleuten
Ist lange keinen Bissen Brot.

Schon eilen, wie zum Freudenfeste,
Viel Bürger von Florenz heran,
Mit guter Kost die müden Gäste,
Mit süßem Weine zu empfahn.

Die Luft erschallt von Freundesworten,
Man reicht sich brüderlich die Hand,
Die fremde Schaar aus fernem Orten
Herberg in trauter Liebe fand.

Sind auch die Lehren nicht gerathen
Am Feld, von Schauer heimgesucht;
So blieben doch die Herzenssaaten
Girolamo's nicht ohne Frucht.

Weihnacht.

Des Domes Thor ist aufgegangen;
Nicht aber Allen wird gestillt
Der Quelle durstendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt. *)

Altarestufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sacristei,
Die Standgerüste an den Wänden,
Noch immer strömt das Volk herbei.

*) Hier ist der f. g. Genitiv des Object's zur Anwendung gekommen, der diese Stelle auf den ersten Blick unklar erscheinen läßt. Der Dichter hätte mit andern Sprachmitteln etwa sagen können: Nicht allen Betern aber stillt — Ihr brünstig durstendes Verlangen — Der Quell, der von der Kanzel quillt.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht still
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er sprechen will.

Nun steht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug' am Volke segnend ruht,
Sein edles Antlitz ist durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmuth. —

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglänzt zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmählig
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt Licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein:

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht. —

O daß der Strahl, der gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
Und segne meines Liedes Klang,
Daß ich dein großes Herz verstehe,
Und nicht verleze im Gesang!

Laß wehend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte sein!

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille kühle Nacht,
Wenn über die verjagte Blüthe
Mit feinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thräuenthau.

Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmver Schlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten.
Und daß er auch dich lieben soll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Flut;

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er, so hell und rein!“

„Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt in's heimatliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!“

Und wenn du Nachts am Walbesquelle
Dein sinnend Haupt wehmüthig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald am Quell so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?

Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer längstvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit stiehe Blüthe
Den frischen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Oh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden gieng
Als Thräne, Lieb, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfieng.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Ihu geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie gesündet,
Versöhnung unsrer Schuld erwarb,
Erlöschne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze starb.

Der Hohenpriester ist gekommen,
Der lächelnd weicht sein eignes Blut;
Es ist uns der Prophet gekommen;
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh',
Kein Vogel singt in seiner Kunde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stirbe gern in seinem Gram
 Der Strauch, der jene Dornen trug;
 Doch muß in alle Welt sein Same
 Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
 Geht Ahasver noch auf und ab,
 Und bricht sich von dem Dornenstrauche
 Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
 In der Natur, das nur verfehrt;
 Und Ahasver — das ist der alte
 Unglaube, der stets irrefährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
 Des Wahnes, wollt in Sumpf und Niet
 Den Irrwisch an den Leuchter heften;
 Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgötter! eures Gottes Glieder
 Streift hier vom Baum der Wintersturm;
 Dort schießt den Gott ein Jäger nieder;
 Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
 Und Perlen, mit dem Sacrament,
 Mag euch des Tigers Rachen dienen,
 Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kiunlade eines Haien
 Für euch als Bundeslade paßt,
 Das Mordgebiß in Stachelreihen
 Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
 Die Todten auferstehen ruft,
 Ist die Späne, wenn sie Leichen
 Bei Nacht aufwölht aus ihrer Gruft! — —

Noch immer lebt der alte Jude,
 Durchflucht die Welt mit Saus und Braus.
 Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
 Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
 Die Wandrer mit der Kreuze last,
 Muß er sie höhnen und bedrängen,
 Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, schaut euch an
Die Priester auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhut, es tönt Gesang;
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerriff'ne Glocken ohne Klang.

D seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefast.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemäcker
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Ceremonie wird als Fraße
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Taze
Tiefsinnige Gebärden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos gepuzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh',
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Ist dies ein Fest, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Ist dies ein Fest, daß er verloren,
Und uns, ein schöner Traum, verließ?

Doch sollt ihr nicht dem Kummer glauben.
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt sich seine Welt nicht rauben,
Und seine Kirche wird erstehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Priestern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschöner,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verblinden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Schaaren,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Sünden ruft.

Bereinigt trogen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Bereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Sünden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
 Der Kirche traulicher Verein,
 Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
 In Christo Allen wird gemein.

Sal endlich wird die Stunde schallen,
 Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
 Und wo ein Chor von Nachtigallen
 Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
 Zerbrochen auf dem grünen Rain;
 Dem Strauch zu Füßen unter Blüten
 Wird Ahasver begraben fein."

Mariano.

Savonarola ist gefährlich
 Der Pabst- und Mediceermacht,
 Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
 Der Sünde streckt in ihre Nacht.

Die Fackel strahlt in tiefste Klauen;
 Weh euch, wenn's Volk da unten sieht,
 Aufspringend mit Abscheu und Grausen,
 Vor welchen Göttern es gekniet!

Mariano aber ist der Rechte;
 Der Augustiner gar geschickt
 Sein feines buntes Truggeflecht
 Den Blöden um die Augen strickt.

„Geh hin und schlage diesen Schwärmer
 Mit des Verstandes blankem Schwert,
 Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,
 Der mir an meinem Mantel zerrt!

Erlämpfst du sieghaft mir den Frieden,
 So bist du mir vor Allen lieb,
 Der kühnste Wunsch sei dir beschieden!“
 Also der Pabst Mariano trieb.

Der hat die Kanzel heut bestiegen
 Am Feste Himmelfahrt und rafft,
 Savonarola zu bestegen,
 Zusammen seine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erschallen
 Der Predigt das Exordium,
 Blickt er mit großem Wohlgefallen
 Erst in der Kirche rings herum.

Es schwelgt sein Auge in den Ehren,
 So Viele lauschten ihm noch nie:
 Der Fürst, die Gonfalonieren,
 Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle seiner Rede,
 Es horcht das Volk gedräng und dicht,
 Wie er bestehen mag die Fehde,
 Was heute Mariano spricht.

Mariano! seiner Redemeister!
 Sieh zu, daß du den Feind bestiegst!
 Mariano, tummle deine Geister,
 Daß du nicht schmählich unterliegst!

Laß deinen Cicero erschallen!
 Laß klingen den Virgilius!
 Laß Platons Geist vorüberwallen
 Mit seinem tiefen Zaubergruß!

Laß Aristoteles ertönen,
 Der die Gedanken spaltend mißt
 Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
 So fein, daß sie das Herz vergift!

Schon hast du sie herausbeschworen,
 Und Viele hören dich entzückt,
 Denn classisch rauscht's um ihre Ohren,
 Sie sind der Gegenwart entrückt;

Sie sind der Gegenwart entrissen,
 Und aller Sünde, Schmach und Noth,
 Und ihrem strafenden Gewissen;
 Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Berspottet werden die Propheten,
 Wie sie so übersichtig spähn
 Und plump die Rosen niedertreten,
 Die hier am Wege freudig stehn.

Mariano schont der zarten Rosen,
 Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
 Und sanft, mit väterlichem Rosen
 An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzt wird Mariano's Predigt
Rauh, ungestüm mit einemmal,
Indem sein Herz sich frei entledigt
Des Hasses und der Neidesqual:

„Sirolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finst'rer, stürmischer Asket!

Dein heißer Hauch weht unheißschwanger,
Ein Samum, durch die schöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auferkor,
Was willst du Zwietracht denn entzünden
Und ruffst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demüthig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so willthig
Aus dir auf Pabst und Kirche tobt? —

O Freundel glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Sammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald! so bald entfliehet!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten,
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens munt'rer Freuden-schlag.

Der Gott, der Sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nactigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht sichtbar Gottes Segen,
O daß es anders würde nie!
Denn unser Glück auf sichern Wegen
Lorenzo führt von Medici;

Der feste Schirm, der kluge Rath, der,
 Der allerorten hilft, verschönt;
 Der Weisheit und der Klinsten Vater,
 Der uns die weite Welt verschönt.

Hal wie sie jüngst nach Florenz rannten,
 Ein Bettlerzug voll Ungebuld,
 Von fernem Fürsten die Gesandten
 Um seinen Rath, um seine Hulbl

Der Kaiser Friedrich sandte diesen,
 Und Ludwig den von Frankreichs Thron;
 Den Johann, Herr der Portugiesen;
 Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
 Für Ungarns mächtigen Corvin;
 Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
 Ein Ruhmeskranz, umstrahlten ihn.

Kostbar Geräthe und Geschmeide
 Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
 Von Africa's entlegner Weide
 Auch feltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüsten,
 Sie wanderten herüber weit,
 Daß sie erblickten und begrüßten
 Lorenzo, das Gestirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Ebens Hainen
 Der Herr in alle Welt verwies,
 Lorenzo ruft — und sie vereinen
 Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klifte
 Der Sturm des Herrn meerüber trug,
 Lorenzo bringt euch ihre Dülste
 Auf seinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwunden
 Die Griechengräber ihren Hort,
 Und alte Steine wiederfinden
 Im Tageslicht ihr süßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
 Der Weisheit Stimme neu erwacht,
 Die lang im Völkersturm verschollen,
 Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Helleue,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seid glücklich schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, der euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seid ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht schon längst und ehebem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entsprang nicht erst in Bethlehem.

Wenn auch, zur Menschentiefe wallend,
Der Gottesstrom sich nie ergoß
Wie dort, als er in Jesu schallend,
Ein Katarakt, herunterfloß!

Wir aber sollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiser fließt in unsern Tagen
Der Strom der Menschengöttlichkeit!" —

So sprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als feste Reiher
Der heiligen Geschichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel spreizen
Und schwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

Die Antwort.

Mariano hört in seiner Zelle
Bei klarer stiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie sie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf beklommen,
Dem Lauscher wird um's Herz so bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Seht seines Ruhmes Grabgesang.

Mit einmal ist sein Muth geschwunden,
Die frohe Zuversicht dahin,
Die schon den Feind sah überwunden,
Der Glockenschall erschütterte ihn.

Und, hastig auf und niederschreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel streitend
Girolamo gewaltig steht.

Und, eifersüchtig auf die Ehren,
Sieht er versammelt alle sie:
Den Fürsten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn sie alle
Gestorben wären übernacht,
Als daß sie Zeugen seinem Falle,
Und seines Gegners Uebermacht.

Hal wie sie lauschen auf die Rede!
Hal wie das Volk gedräng und dicht
Aufhorcht, was in der ernststen Fehde
Savonarola heute spricht!

Ihn täuschten nicht die Glockenlaute
Zu Morgenlüften still und klar,
Was Mariano's Ahnung schaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er sagt sie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge,
Der Prior von San Marco spricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Sorden
Entgegentaumeln dem Gericht.

Der Klerus möchte gerne bannen
Den Strahl des Himmels von der Welt,
Er möchte um die Erde spannen
Sein schwarzgetünchtes Fliegenzelt,

Auffangen alle Segensgrüße,
Die Gott gesandt dem Menschenschmerz,
Auf daß beim Klerus betteln müsse
Um falschen Trost das arme Herz.

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geistesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Sal Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verbunden,
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glücklein Feierabend klingen,
Sagt sie zuletzt den Knecht davon.

Du bist ihr Knecht, du bist ihr Werber,
Um schnöde Lust, um eitlen Ruhm;
Mariano! süßer Volksverderber!
Kennst du das Evangelium?

Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heibengräber plündern;
Statt Leben bringst du Leichenschmuck.

Du weinst, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängst
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinuntersprengst.

Doch ist nur Willkür, nicht Betrübung
Der Thränenstrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenpiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erschütteret ihm die Seele nie.

Wenn auch die Hörer seufzen, weinen,
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falsche Thränen wie die deinen,
Ist Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig ist ein solches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich süße Selbstbedauern
Ist für schuldfranke Herzen Gift.

Machst du mit classischem Geschwätze
Zur Tugend kühn? zum Glauben stark?
Dem Teufel flüchtst du seine Netze,
Denn du bist falsch bis in das Mark.

Dein Wort ist Fälschung und Verführung,
Du lullst den heil'gen Schmerz in Ruh',
Und den Heilbrunnen selbst, die Nührung,
Den Thränenquell vergiftest du.

Wenn du das Volk auch irreleitest,
Du darfst es wagen ungestraft,
Wenn du nur lästernd mich bestreitest,
Für Rom einstehest mit deiner Kraft.

Die Gränzen möchtest du vermischen
Der Christen und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwischen
Des Glaubens fest gebiegnen Kern.

Berschleiern möchtest du die Wunde,
Die durch das Herz der Menschheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

Einst, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Mensch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnsucht stets verschlagen,
Auf weitem wildem Ocean.

Des Herrn Gesetz gebot ihm Landung,
Er strebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber ist zu seinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menschen kund,
Die sichere heilige Busssole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensstarke
Durch Wellenstoß und Sturmesweh,
So wird, gesegnet, seine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hinein die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Etesien.*)

Belohnet wird ihm sein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnsucht schauen,
Mehr finden als sein Wunsch gewagt.

Die Menschheit hat nach Gottes Lichte
Gesehnt sich längst und ehedem;
Doch ist die heilige Geschichte
Entsprungen erst in Bethlehem.

Du nennest Christum eine Quelle,
Die stets zur Menschheit niederfloß,
Und die sich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräusch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einsamer Thränen,
Bis endlich der Ersehnte kam.

*) Passatwinde. 2.

Dir sind zu eng des Glaubens Schranken,
 Dein Christus ist, greif' ich dich recht.
 Die Summe göttlicher Gedanken
 Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
 Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
 Der Gottheit ganze Liebesfülle
 Ist dein zersahrner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
 Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
 Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
 Und meint: ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
 Wie er die Welt uns ausgeheckt
 Nach seinen schönen Musterbildern,
 Ein feingeschmackter Architekt.*)

Und was von göttlichen Ideen
 Ein feinbegabter Menscheng Geist
 Auf Menschenweise mag verstehen,
 Das wäre, was man Christus heißt. —

Einst werden sagen spätre Thoren:**)
 „Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
 — Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
 Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
 Das ist der Mensch, soweit er denkt,
 Und Gott zugleich, der in die Glieder
 Des Menschen sich lebendig senkt.“

Die Menschenhülle Gott umschlingend
 Als trauten Gast aus Himmels Höh'n:
 Hier ist Idee, so wahr und dringend,
 So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
 Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
 In der Geschichte Raum zu nehmen
 Als die lebendigste Gestalt?

Die Höhe sollte sich begnügen,
 Nur hinzukümmern trüb und hohl,
 In Wahngewilden, Schattenlügen,
 Als Märchen, Mythe, und Symbol? —

*) Anspielung auf die Platonische Akademie in Florenz. L.

***) Vergl. Lenau's Auslassung über die folgende Stelle in der „Einleitung“ S. 408.

Nein! nein! Wenn je der Menschheit Klagen
 Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
 Kann den Gedanken nicht ertragen,
 Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
 Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
 Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
 Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
 Umbroh'n den Wandrer ohne Bahn,
 Aus tausend dunklen Hinterhalten
 Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
 Der Feinde manchen auch bezwang,
 Kann er den andern nicht entrinnen
 Auf seinem heimathlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
 Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
 Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
 Die Pest durchtappt die Finsterniß.

Haß, Undank, und gebrochne Treue,
 Das Liebste auf der Todtenbahr,
 Im öben Herzen Schuld und Reue,
 Der Freuden Asche graues Haar,

So zieht in untröstbarer Trauer
 Der Wandrer, bis er todesmatt;
 Der Glaube an der Seele Dauer
 Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
 Bei Kunst und Weisheit überall,
 Trink Wein, geh in den Wald und koste
 Die Rose und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
 Kein Strahl versöhnt die schwarze Klust,
 Sie haben nichts für dein Verzagen,
 Und schauernd sinkst du in die Gruft!

Das ist das Leben und Verschiden,
 Wenn Christus nicht auf Erden kam
 Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
 Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leiden
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Glauben nur.

Zu dieses Lebens Kampfgewähren
Bis an des Friedens Morgenroth
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Sieng Gott in unsre Weise ein.

Gelöst sind nun die hängen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen
Sind Schmerz und Tod der schwarze Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen:
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand.

Das Alles aber ist verloren,
Wenn's nicht in euch lebendig lebt,
Wenn nicht die Kirche neugeboren
Von ihrem Sturze sich erhebt.

Ihr ward der Glaube eine Leiche,
Die sie mit scharfem Stahl zerlegt;
Doch sagt ihr nicht die kalte, bleiche,
Was selig einst ihr Herz bewegt.

O Thoren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schächten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt.
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Flügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
 Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
 Bis Seine Wonne euch durchschauert;
 Erkenntniß Gottes ist — Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
 Zu Gott ein froher Untergang,
 Es ist mit Gottes ew'gem Liebe
 Tiefinnerster Zusammenklang;

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
 Der Erdenmacht die Seel' entreißt,
 Dann steht kein Wort und kein Gedanke
 Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnißvoll und doch so helle,
 Ist es der Seele wunderbar
 Ein süßes Schlummern an der Quelle,
 Und doch ein Wachen seliglar.

O lernet glauben, lernet beten!
 Denn bald und schnell kommt Gottes Schwert:
 Die Wolken selbst sind die Propheten
 Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
 Weil es für seine Stimme taub;
 Gott wird die Medici verjagen,
 Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
 Nicht einem Trinker ähnlich sein,
 Dem ja den schönen goldnen Becher
 Ein Schall gegossen schlechten Wein.

Was gießt den schlechten Wein der Zecher,
 Macht das Geschirr vom Aerger leer;
 Doch wirft er seinen goldnen Becher
 Dem Wein zu Haffe nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
 Den Sinder nehmen in die Hand,
 Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
 Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
 Gerettet und beseligt sein;
 Der Glaube in lebend'ger Stärke
 Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und tranet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

D legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhelassen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedanke mein!"

Der Tod Lorenzo's, des Erlauchten.

Aus Perlen mischt und Edelsteinen,
Aus theuern Säften einen Trank
Der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo ist zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernsten Tod bestechen
Mit Flitter aus dem Meeresgrund?
Und seinen starren Willen brechen
Mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umsonst! vorüber ist vorüber!
Den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzo's Augen werden trüber,
Der Puls ist wirr, der Athem schwer.

Das heiße Fieber strömt mit Glutem
Durch seine Lebensfelder hin,
Wie bergentquollne Lavafluten
Durch grüne Wiesen tödtlich ziehn.

Und was von seinen Lebenstrieben
Noch aus der Asche grünen mag,
Das muß erfrieren und zerfließen
In Fiebers Frost und Hagelschlag.

Des Zimmers Fenster sind verhangen
Zur Dämmerung, der Sonne Schein,
Die draußen lustig aufgegangen,
Darf zu der Klage nicht herein.

Verhängen sind mit dunkeln Flören
Die Griechengötter an der Wand,
Daß ihn die Lieblinge nicht fören,
Nimmt er das Crucifix zur Hand.

Auch ist der heitre Götterorden,
Der Lust ward in der alten Welt,
Zu unserm Gott, der Schmerz geworden,
Unwürdig lachend hingestellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
Die Bilder dort? könnt ihr sie auch
Verhängen in des Kranken Seele,
Wo sie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn stöhnen, toben, klagen
Im ängstlichen Delirium?
Wie quälend ihn die Bilder jagen
Zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke schaut im Fieberwahne,
Was Platon malte im Gedicht,
Die große Seelenkarawane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele hastet was sie kann
Auf nach des Berges steilen Zinnen
Mit dem gefiederten Gespann.

Der Seelen jede hat zwei Rosse,
Das eine böß, das andre rein;
Sie selbst als Führer und Genosse
Damit verwachsen überein.

Doch göttlich sind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit schöner, strahlender Geberde,
Melodisch rauscht ihr Flügelklang.

Leicht schwingt sich über jede Klippe
Ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambrosia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreise
Umschwingt der Götter hohe Bahn,
Wo sie das Gute, Schöne, Weise
Im Urblick finden aufgethan.

Der Andern Kofse find im Kampfe;
 Das edle strebt zur Höh' empor,
 Das böse wiehert mit Gestampfe
 Und zieht hinab zu Sumpfs und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
 Führt Dios herrschende Gestalt,
 Und unter seinem Flügelwagen
 Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meister,
 Folgt in elf Zügen, weitgeschaart,
 Das Heer der Götter und der Geister
 Auf des Olympos steiler Fahrt.

Den besten Seelen mag's gelingen,
 Wenn's edle Lichtroß überwand,
 Nach mancher Noth hinaufzudringen
 Nah zu des Gipfels steilem Rand.

Der Führer streckt für Augenblicke,
 Die er dem Koffelenken raubt,
 Empor zum seligen Gescheide
 Der Götter sein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzo's Seele schreien
 Im wilbverwornen Fiebertraum,
 Wie ihre Kofse sich entzweien,
 Wie sie sich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blaugestiebert,
 Schwarzäugig und von Wuchs gerad,
 Hochhalsig, schlank und leichtgegliedert,
 Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre schwarz, voll arger Tücken,
 Hartmäulig, plump, und schlecht gebaut,
 Kurzhalsig, mit gesenktem Rücken,
 Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug', blutunterlaufen, gläsern,
 Späht nur in dumpfer Niederung
 Voll trüber Gier nach faulen Gräsern,
 Und fühlt nicht Stachel, Geißelschwung.

Müh', Angstschweiß und Getümmel drängen
 Sich in der Seelen hinterm Troß,
 Denn jede sucht hindurchzusprenge
 Den Andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenzo mitten im Gefechte
 Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
 Scharf peitscht den Klappen seine Rechte,
 Das Christusbild die Linke schwingt.

Hoch schwingt er's aus dem wilden Heere,
 Das immer dichter ihn umbraust;
 Doch wieherud schlägt die schwarze Mähre
 Das Crucifix ihm aus der Faust.

Das Kreuz wird von den Hufen schallend
 Betreten, in den Grund gestampft,
 Die Gegend, wie ein Kessel wallend,
 Vom heißen Hauch der Rosse dampft.

Nun stürzen sich in's Heer der Streiter
 Auf Rossen: weiß, roth, schwarz und fahl,
 Die vier apokalyptischen Reiter
 Und das Getümmel wächst im Thal.

Der erste läßt den Bogen schwirren;
 Der zweit' ein Schwert gewaltig schwingt;
 Der dritte läßt die Wage klirren;
 Der vierte Sterbelieder singt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
 Die Seele am Gefieder packt:
 Sie sieht's in alle Welt verflogen,
 Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Ross' und Reiter schwinden
 Sammt dem Olymp — Lorenzo steht
 Einsam, verlassen, nackt, von Winden
 Auf einer Haide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
 Und endlich wird der Kranke wach,
 Vom heft'gen Froste aufgerüttelt,
 Blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
 Die schöne, bald der Tod zerreißt;
 Savonarola kniet am Bette
 Und betet für Lorenzo's Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
 Am Bett des Medicäers kniet,
 Und mit herzinnigem Bedauern,
 Wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun steht er feierlich am Kranken,
 Er faßt den ernstesten Augenblick,
 Mit dem er zweifeln sieht und schwanken
 Unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit“ — so spricht der Fromme —
 „Daß in das Herz dir Gottes Schuld
 Erleuchtend und erquickend komme,
 Verfühne deines Lebens Schuld.“

Veräume nicht die kurze Stunde,
 Solang du weilst im Erdenthal,
 Laß bringen dir zum Herzensgrunde
 Der Gnade milden Sonnenstrahl!

Ich frage dich: bist du gestanden
 Auf also hohem Berge je,
 Daß unten deinem Blicke schwanden
 Die Felder, Thürme, Wald und See?

Auf einem Berg, von dessen Scheitel
 Für deinen Blick verschwunden war,
 Was unten sterblich ist und eitel,
 Geschick der Menschen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
 Kein Ruf der Klage drang empor,
 Zu dessen Fuß mit matten Schwingen
 Der Donner murmelnd sich verlor?

Dort kann mit überraschtem Grauen,
 Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
 Das Aug' in schwarzen Lüften schauen
 Die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort scheint auf klarem, ew'gem Eise
 Die Sonne fremd und kühl, sie bricht
 Nur durch die dunstumhüllten Kreise
 Hier unten als ein warmes Licht.

Und ist dein Geist dahingegangen,
 Wo ihn die rein're Luft umweht:
 Die Strahlen Gottes zu empfangen,
 Ist's dort vielleicht für ihn zu spät.

Und bitter wird er dann beklagen,
 Daß er den Segensblick veräußt,
 In seinen flücht'gen Erdentagen,
 So lang er noch geirrt, geträumt!“ --

Mit immer mattern Herzensschlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:

„Gib, frommer Vater, mir den Segen
Und sprich ein stärkendes Gebet!“

„O Fürst! den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Gibst du zurück den großen Raub.

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ.

Für welche Gott sein Blut vergossen,
Für die er starb auf Golgatha,
Sind Gottes theure Bundsgenossen,
Sind nicht zum Spiel der Fürsten da.

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr schleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Despoten! Christenthum ist Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne bringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umschlingen,
Das Sklavengram zusammenpreßt? —

Willst du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht.
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Rönigel der fest und dicht
In einen trautenammerhaufen
Mit Bettlern euch zusammenschicht:

Es ist der Schmerz, die Eisenkette,
Die euch, ihr Fürsten, stolzverirrt,
Oft freilich erst am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter sinken
An ihrer Brüste süßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
Auf Noth und Tod — sie reisen schnell

O Fürstenhut — und Sterbenszüge!
O Zepher — und die Faust entzwei!
O Majestät, du bittere Lüge,
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo! gib die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
Dein übermüthiges Geschlecht!“

Lorenzo spricht: „Wollt' ich beglücken
Ein Volk, müßt' ich's beherrschen auch.
Mein und der Väter Werk zerstückten
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab' in schlummerlosen Nächten,
Rastlosen Tagen nur geglüht,
Für's Volk zu denken und zu sechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt treu immerdar;
Frohlockend zog mit unsern Fahnen
Von edlen Geistern eine Schaar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunst und Weisheit, freudig keunt
Die Menschheit ihre große Habe,
Die wir ersiegt im Orient.

Ich soll nicht Fürst und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll sterbend ihm vom Himmel reifen
Den Stern des Ruhms mit eigener Hand?“

„Du sollst! du sollst das Werk zerstückten
Der Willkür, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach' es frei!

Dein Volk ist krank und ist verborben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechentweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüthe seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längsüberdorrtten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur herausbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Christenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüßt vereinigt,
Ist jetzt das Weltdelirium.

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klast, der Heiland ruft,
Der heitre Bahn, die Götterhorden
Zerflieben in der Wetterluft.

Was hast du deinem Volk geboten
Für seine Freiheit? karger Tausch!
Bevor du wanderst zu den Todten,
Bedenk' es: Trug und Sinnenrausch!

Ist dir im Herzen nicht verglommen
 Und kalt des Glaubens letzte Blut,
 So gib zurück, was du genommen,
 Mach' deine Brüder frei und gut! —

Lorenzo spricht: „„Gott ist mein Glaube,
 Christus mein Trost und mein Gebet!
 Doch was du sprichst von einem Raube,
 Am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
 Drum wollt' ich es beherrschen auch;
 Mein und der Väter Werk zerstückten
 Wird treulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer
 Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms;
 Der trübten Zeit den heitern Schimmer,
 Die schöne Welt des Alterhums.

Doch gib, o Vater, mir den Segen,
 Weil du der Frömmste, Keinste bist,
 Den ich geschaut auf meinen Wegen,
 So sterb' ich als ein guter Christ.

O laß mich deine Hand noch fassen,
 Und reiche mir zum Scheidegruß,
 Wenn du mich siehst im Tod erblassen,
 Das Evangelium noch zum Fuß.““

Da wendet sich vom starren Kranken
 Girolamo, das Haupt geneigt;
 Er tritt voll trauriger Gedanken
 Zum Fenster hin und sinnt und schweigt.

Und sinnend bricht er eine Rose
 Vom Stocke, der am Simse grünt,
 Und wieder kehrt der Hoffnungslose
 Zu seinem Kranken unverstüht;

Er stellt mit unterdrücktem Weinen
 Sich an des Sterbelagers Rand,
 Das Evangelium in der einen,
 Die Rose in der andern Hand;

Jetzt neigt er sich dem Kranken nager
 Und hält zum letzten Gruße dicht
 Dem unbengsamen Medicäer
 Das Buch, die Rose vor's Gesicht.

Und spricht: „Oh dich der Tod verwüßtet,
 Hat Geist und Leib dir hoch geragt,
 Mit Kraft und Schönheit ausgerüßtet;
 Ein Sinn allein war dir versagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben,*)
 Dir wirzt' umsonst der Lenz die Lust,
 Du scheidest aus dem Erdenleben,
 Und kanntest nie der Rose Duft.

Wie du im Lenz vom Blütenstrauche
 Nichts kanntest, als den Farbenschein,
 Wie, ungespürt, die Rosenhauche
 Die Brust dir zogen aus und ein:

So hast du dieser heil'gen Blätter
 Den süßen Duft wohl nie gespürt,
 Den uns der Herr im Frühlingswetter
 Mit seiner Liebe zugeführt.**)

Erbarmen möge dir begegnen
 In jener Welt! ich scheid' in Schmerz.
 Lorenzo, stirb! — ich kann nicht segnen
 Dein unerweckbar stumpfes Herz!“

Die Schaar der Freunde steht bellommen
 Im dämmerhellen Sterbgemach
 Und starrt Girolamo, dem Frommen,
 Der sie erschüttert, schweigend nach.

Ein ängstlich Fragen, scheues Lauern,
 Verzagtes Flüstern, stumme Hast
 Erfüllt mit ungewohnten Schauern
 Den sonst so fröhlichen Pallast.

Und fallen muß zur selben Stunde
 Der Fürst dem ehernen Gebot;
 Und in Florenz von Mund zu Munde
 Geht dumpf das Wort: Lorenzo todt!

Tubal.

Die Stadt ruht schweigend hingebreitet
 In Mitternacht und Mondesglanz,
 Des Domes Thürmer einsam schreitet
 Auf seinem hohen Thurmeskranz.

*) Die Geruchlosigkeit Lorenzo's ist historisch bekannt. Roscoe Life of Lorenzo de' Medicis. 2.

***) Vergl. Lenau's betr. Briefstelle an Martensen in der „Einleitung“ S. 461.
 Lenau.

Und er bedenkt an lust'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun schweigt,
Wie brausend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod sich neigt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Rauchen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die stille Ruh.

Dort wacht ein lustiges Gelage,
— So denkt der Mann in seinem Sinn —
Sie tummeln sich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was sie dem Schlaf an Stunden stahlen,
Das treibt für ihn sein Bruder ein,
Das müssen sie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippschaft fein.

Horch! Tubal klappert durch die Gasse;
Der Jude mit der Krücke haut
In seinem wilden Christenhaffe
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er ist dem Irrenhaus entsprungen,
Ich kenne seine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir heraufgedrungen
So kreischend wild, so dumpf und hohl.

Du armer Jude! ist's ein Wunder,
Wenn deine Sinne sich verirrt,
Und wenn des Wahnsinns grauser Plunder
Dir zornig von den Lippen schwirrt?

Warst du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, geheßt?
Bis sie geraubet und geschlachtet
Selbst deine Kinder dir zuleßt?

Nun schlägst du grimmig mit der Krücke
Den Ries, nun bildest du dir ein
Im wild erträumten Nacheglücke,
Das Herz des Papstes sei der Stein! —

So denkt auf seinen hohen Mauern
Einsam der Wächter und er wagt
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch, schon erschrickt, als ob ihm dräue
Das Ketzerloos, der Thurmeswart,
Als ob sie selbst das Mondlicht scheue,
Fliehet seine Thräne in den Bart.

Indeß sein Herz nur schlichtern oben
Gewagt den schönen Bruderschmerz,
Hört unten er stets lauter toben
Der Schenke Lust und tollten Scherz.

Da sitzen sie am langen Tische,
An Zechgebärden, Tracht, Gestalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemische,
Es strömt der Wein, Gelächter schallt.

„Die allerschönste Blüthenbede!“
— Ruft einer jubelnd aus der Schaar —
„Wir sind ja lauter Rosenstöcke,
Sich selbst begießend wunderbar!“

„Das Freudenrösslein sei begossen
Mit edlen Weines süßem Schwall!
Aus Rösslein lustig aufgeschossen
Schlägt manche derbe Nachtigall!“

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sprossen sind's der Jakobsleiter,
Die leider umgestürzt —“ er weint.

Ein Maler senkt an's Glas die Stirne,
Ob er Madonnen schauen mag;
Doch spiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngst in seinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hehet:
„Schenk ein, schenk ein die ganze Nacht!
Mir ist das Blut noch nicht ersetzt,
Das ich verschüttet in der Schlacht!“

Ein Andrer singt, und Andre zanken,
Doch Alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, schweigend in Gedanken,
Trinkt seinen Krug allein, abseit.

Dem Ernstern ruft ein jeder Zunge:
„Stoß an! sei froh! schön ist die Welt!
Hast du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du bist ein Deutscher, gelt?“

Der Deutsche, trüb in allen Stücken,
Kann selbst im Rausch nicht seltsam sein,
Gleich fallen ihm die schwarzen Wlücken,
Die Todsgedanken, in den Wein.

Den Deutschen trübt und drückt sein Himmel,
Der kalte, dicke Nebelwust,
Drum setzt sich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Lust!“

Der Deutsche spricht: „Mir ist viel theurer
Mein Himmel, der gewaltig trozt,
Als überm Land Italia eurer,
Der ewig blau herunterglozt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb den blauen Eisten nicht;
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marco spricht.“

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimath dich vertrieb;
Wagst du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder oder Dieb?“

Bangt dir, daß wir die schlimme Kunde
Dir treiben aus mit Nebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Flut?“

Der Fremde stürzt auf den Jungen,
Schon holt er mit dem Degen aus:
Da ist die Thüre aufgesprungen
Und Tubal poltert in das Haus;

Und alle fahren von den Bänken,
Dem Frechsten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen senken,
Als er den alten Juden schaut.

Durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nah,
Braust dort ein Waldstrom wild, erbittert,
Und immer frisch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und schreckend blas,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein immer frischer Strom — der Haß.

Der Jude fährt in's Zechgewirre,
Und auf den Tisch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geschirre,
Und also ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittere Blendung!
O weites Feld mit Fluch besät!
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Messias den von Nazareth!

O daß ein Blitz in's Herz euch schlage
Das Flammwort: Er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüsten Gottes Schaar
Erquickt, gestärkt mit seinem Segen
Und mitgezogen unsichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich schon gefreut im Paradies,
Eh auf des Schmerzes finstre Bahnen
Der Zorn des Herrn sie fortverstieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater schon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovah's starke Rechte
Die Welt hinauswarf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinselt Klagen,
Der in den Tod sein Haupt geblickt,
Hat Davids Thron er aufgeschlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglickt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan mit Beelzebul;
Hat er Satan und seine Rotte
Geschleudert in den Hüllenpfuhl?

Nach seinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergeloct, wie Fliegenschaaren,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er so herb getäuscht die Welt,
Ward sie ein thränennasser Zunder,
Auf den umsonst sein Funken fällt!

Es wimmelt noch von Qualzerfress'nen,
Der Ausatz blüht und jede Noth;
Wer zählt die Lahmen, die Besess'nen,
Und die er wecken soll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüßig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Sie siecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er sich nicht zur Hülfe sputet,
Und zeigt sich sein Erbarmen lau,
Trifft er die Kirche schon verblutet,
Und Satan weint um seine Frau!

Die galiläischen bösen Geister,
Die jene Armen einst geplagt,
Und die als Retter euer Meister
In's Vieh und in den See gejagt,

Sie schwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberstrom,
Die borst'ge Sabarenerheerde
Sprang frisch und froh an's Land — zu Rom!

„Schon in der ersten Zeit der Feigen“
— Sprach einst Jehovah — „habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Israel, Frühseige, dich!“

Nun wird für seine Frühlingstreue
Der erste Schmuck am Feigenstamm
Vom Uebermuth der frechen Säue
Getreten tief in Noth und Schlamm!

Einst lag das erste jener Thiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und streckte sterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt;

Der sprach zum Thier im Sterbebette:
„Die Kunst ist lahm, der Tod ist schnell;
Gebent'ſt du, Herr, daß ich dich rette,
So schaff' drei Knaben mir zur Stell'!“

Der milde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern sidert schon;
Die Spezerei ist all vergebens,
Hier hilft allein die Transfusion.“

Da sprach das Thier: „„Drei frische Knaben
 Hat Tubal, stiehlt sie mir geschwind!
 Ihr Herzblut soll das meine laben,
 Macht schnell! ein Jude braucht kein Kind!“ —

„Seht ihr das Blut hinüberspritzen?
 Das Blut der Unschuld, hell und roth,
 In seine schwarzen Lasterpfützen?
 Weh mir! nun sind die Kinder todt!“

Der Jude rief es und ist brausend
 Hinausgestürzt in die Nacht;
 Die Zecher haben stumm und grausend
 Dem Wort des Hasses nachgedacht.

Der Fremde spricht mit bitterm Scherzen:
 Ihr meint, im Wahnsinn tappt der Wicht,
 Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
 Im Kopfe sein Laternenlicht.

Er ist kein Narr, er ist nur elend,
 Weil er das Ungeheure litt,
 Weil ihn das Bild des Jammers qualend
 Verfolgt an's Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude rase;
 In seinen Reden graus und wild,
 Auch im zerbrochnen Spiegelglase
 Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.

Die Entscheidung.

Girolamo war auch ein trüb'rer
 Prophet; doch wahr! seht! schreckenschwer
 Die Apenninen zieht herüber
 Dort ein Gewitter, Feindesheer.

Zerstörend, plündernd, mordend tosen
 Auf ihrer raschen Siegesbahn
 Durch's Land Italia die Franzosen,
 Und Carl, ihr König, sicht voran.

Der König auf Erobrerpfaden
 Verfolgt ein falsches Heldenthum;
 Der Citle will in Blute baden
 Das neugeborne Kindlein Ruhm.

Sie rücken, Schreck auf Schrecken thürmend,
 Toscana zu; sie nehmen schon
 Die Festung Fivizzano stürmend,
 Kein Menschenleben kommt davon;

Dort werden Männer, Kinder, Frauen
 Von König Carl und seinem Heer
 Erbarmungslos zusammengehauen!
 Sie stürmen auf Florenz einher.

Die Florentiner zitternd hängen,
 Sie flehn Pietro Medici,
 Der seines Vaters Macht empfangen,
 Daß er dem Feind entgegenzieh'.

Er soll ein Heer zu Hülfe raffen,
 Den Feind bezwingen in der Schlacht,
 Und wenn er's nicht vermag mit Waffen,
 Ihn schlagen mit des Wortes Macht.

Umsonst! Lorenzo ist gestorben;
 Sein Sohn ist nur despotisch dreist,
 Er hat des Vaters Macht erworben,
 Nicht seinen Muth, nicht seinen Geist.

Und blickt auf seines Sohnes Zittern
 Lorenzo aus der Schattenwelt,
 So sieht er seine Hoffnung splintern,
 Und wie sein stolzes Werk zerfällt.

Pietro zieht dem Feind entgegen;
 Doch fechtend nicht für's Vaterland,
 Nein! in den Staub sich hinzulegen,
 Zu betteln um die eigne Schand.

Mit staunender Verachtung höret
 Der fremde Fürst, wie Medici
 Um sein Erbarmen ihn beschwöret,
 Die Stimme hebt, es wankt das Knie.

Der stolze Mediceername
 Pietro nur noch tiefer drückt,
 Wie wenn mit einer Fürstenbrame
 Ein Bettler seine Lumpen schmückt.

Anstatt den Uebermuth zu strafen
 Mit seinem Schwert, mit seinem Wort,
 Räumt er dem Feind Livorno's Hafen,
 Toscana's Burgen ein sofort.

In Münzen und in blanken Barren
 Verheißt er ihm noch schweres Gold.
 Nun kehrt er heim. Die Bürger harren,
 Zu zahlen ihm den Botensold.

Berachtung trifft so schlechten Boten,
 Und jede Hülle niederstreift
 Der Haß, dem Hause der Despoten
 Seit sechzig Jahren angereift.

Wie ehemals zieht er mit Gepränge
 Vor den Pallast der Signorie;
 Da ruft des Volks empörte Menge:
 „Fluch dir! Fort mit den Medicis!“

Und die Signoreu treiben spottend
 Von ihrer Thür den Mann der Schmach;
 Und, sich an seine Ferse rottend,
 Schrei'n ihm die Straßenbuben nach.

Sein Freund Orsini will ihn schützen
 Und sammelt eine Kriegerschaar;
 Doch kann's Pietro nicht mehr nützen,
 Mit seiner Macht ist's aus und gar.

Pietro flieht, der Pöbel wüthet
 Und stürmt das Mediceerhaus,
 Was der Pallast an Schätzen hütet
 Und aufbewahrt — es muß heraus.

Cameen, Münzen und Juwelen,
 Agatgefäße, Goldgeschirr,
 Treibt durch einander in den Sälen
 Und schwindet fort im Raubgewirr.

Die schönen Bilder an den Wänden
 Zertritt, zerreißt der Pöbel wild,
 Viel theure Werk' in Rollen, Bänden,
 Zertrümmert wird manch Marmorbild.

Ein Zug dem Pöbel angehörnd,
 Daß seine Wuth sich gern ergeht
 In Geisteswerken blind zerstörend,
 Die er nicht hat und nicht versteht. —

Wer sind die drei, die Finstern, Stummen,
 Die nach Bologna wandern dort,
 Daß keiner will ein Liedlein summen,
 Und keiner sprechen mag ein Wort?

Die blütern Wandrer vorwärts eilen,
Nur wie auf ein verlornes Glück,
Rehrt trüb und flüchtig noch zuweilen
Dort nach Florenz ihr Blick zurück.

Sie sehn noch fern der Thürme Zinnen,
Die Cosimo gebaut, ihr Ahn;
Die Enkel aber ziehn von hinnen
Des Flüchtlings kummervolle Bahn.

Wohl mancher, der an ihrem Leide
Vorbei mit Ross und Wagen rennt,
Trotz ihrem schüchternen Verleide
Die Brüder Medici erkennt.

Doch Keiner mit dem Haupte nickend
Hat ihnen einen Gruß gebracht;
Wer Mitleid hat, beiseite blickend,
Gilt fort; wer keins, verhöhrend lacht.

Schwer denken sie, verhaßt, vertrieben,
An ihres Vaters Allgewalt;
Und daß sein thatenreiches Lieben
Das Volk den Söhnen schlecht vergalt.

Denn gern vergißt, wen Undank kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohlthat ihn gebessert auch. —

Zu Rosse mit Triumphgepränge
Zieht in Florenz der König ein,
Hell flammt voran dem Heergebränge
Sein Harnisch, blank im Sonnenschein.

Die Gonsalonieren müssen
Die Zügel halten links und rechts,
Man wirft das Wappen ihm zu Füßen
Des mediceischen Geschlechts.

Der Riese, der am Wappenbilde
Schildhalter mit der Keule stund,
Wird wie der stolze Leu am Schilde
Vom Ross getreten in den Grund.

Das Ross hat in den Grund geschlagen
Die Pilken sammt dem Feld von Gold,
Die hufzerstampften Kugeln sagen,
Wie schnell ein Glück dahingerollt. —

Florenz! wer wird den König bannen,
 Der über dich sein Schwert gezückt?
 Wer jagt das starke Heer von bannen,
 Das, siegesreich, dich quält und drückt?

Sirolamo, der fromme Krieger,
 Tritt Kühnen, gottgestärkten Blicks
 Zum stolzen königlichen Sieger
 Und hält ihm vor das Crucifix:

„Sieh! Dieser hat die Welt erschaffen;
 Dieser dein Herr und König ist;
 Wie Sturm die Spreu, dein Heer hinraffen
 Kann Der, wenn du ein Frevler bist!

Sieh! Dieser hier kann dich zermalmen;
 Du ragest stolz aus deinem Heer,
 Der höchste nur von schwanken Halmen,
 Sein Hagel schlägt — ihr seid nicht mehr!

Man hat das Stadtthor abgebrochen,
 Raum schaffend deinem Balдахin;
 Laß ab, auf den Triumph zu pochen;
 Ein König ist gar leicht dahin!

Der sah in unsre Stadt dich reiten
 Stolz unter deinem Sternendach,
 Und im Triumph die Glieder spreiten,
 Und Gottes Hoheit ahmen nach.

Dachtest du nicht mit Scham und Beben,
 Vergänglichlicher! hinauf, an Ihn,
 Der strahlend läßt um's Haupt sich schweben
 Den großen Sternenthalдахin!?

Sei mild, o Fürst! und zieh von hinnen!
 Es gütige dir, in diesem Land
 Des Volkes Herzen zu gewinnen,
 Auf daß dich segne Gottes Hand!“ —

Sirolamo hat ihn bezwungen,
 Ihm ist des Frommen Blick und Wort
 Erschlitternd in die Brust gedrungen;
 Der König zieht in Freundschaft fort. — —

Florenz! wer wird die Zweifel enden,
 Wer schlichten den empörten Streit,
 Der mit des Hasses wilden Bränden
 Dein Volk zerrüttet und entzweit:

Ob ein Monarch, nach seinem Willen,
Beherrschen soll des Volks Geschick?
Ob selbst die Bürger herrschen sollen
In einer freien Republik?

Es streiten sich mit gleichen Schaaren
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren;
Wer aber mag entscheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit seiner Macht,
Auf seiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.

Er will nach heil'gem Ziele steuern:
Theokratie sein Muth begehrt,
Es soll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.

Denn freier mag in einem Freien,
Der nur vor Christus beugt das Haupt,
Die edle Saat des Herrn gedeihen;
Also der Kämpfer Gottes glaubt. —

O Held! sie werden dich bestreiten,
Und dich belasten mit der Schuld:
Du überstürzest deine Zeiten
In schonungsloser Ungeduld.

Der Mensch muß sterben, darum eilen.
Ein heiliger Gedanke läßt
Sich nicht zertröpfeln und zertheilen
Mit einem klug verschwiegnen Rest.

Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchbringt,
Der spricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.

Die Liebe rechnet nicht mit Klaffen;
Die Feinde zählt kein tapftrer Mann;
Von Himmel strömt in Wettergüssen
Mehr als die Erde trinken kann.

Der Trost.

Rastlos, unhemmbar wandelt weiter
 Durch Feinde vorwärts seine Bahn
 Der unerschrockne Gottesstreiter,
 Bekämpfend Knechtschaft, Schuld und Wahn.

Die Römker sind auf ihn erbittert,
 Und alle Sünder, die er stört,
 Der Pabst vor Angst und Haß erzittert,
 Die Fürstenfreunde sind empört.

Wenn er vom Markuskloster schreitet,
 Zum Dome, daß er pred'ge dort,
 Wird er verfolgt und hinbegleitet
 Von manchem Fluch und Lästerwort.

Den Weg ihm hundert Feinde bahnen,
 Sie schützen seine Kanzel dicht
 Mit Schwertern, Flinten, Partisanen.
 Girolamo zum Volke spricht:

„Ich saß allein in meiner Zelle;
 Schon dämmerte die Nacht, da schlich
 Ein sanfter, freundlicher Geselle
 Zu mir herein und grüßte mich.

Des Pabstes Bote war's, er rollte
 Von süßen Worten eine Flut,
 Verhieß mir, wenn ich schweigen wollte,
 Als Cardinal den rothen Hut.

Den will ich nicht; mein Trachten, Sinnen
 Hab' ich gestellt auf andres Gut:
 Nur jenen Hut will ich gewinnen,
 Der rothgefärbt mit meinem Blut.

Der Pabst soll keinen Frieden hoffen,
 Er schmeichle sich mit keinem Sieg;
 Vor allen Christen führ' ich offen
 Mit ihm den ruhelosen Krieg.

Es ist in Roma eingebrochen,
 Es hat die Curia besetzt
 Der Teufel, — seine Faschingswochen
 Hält er mit seinen Freunden jetzt;

Er hält als frecher Kirchenschänder
 Jetzt einen tollen Nummenschanz,
 Er steckt in heilige Gewänder
 Sein Volk und spielt ihm auf zum Tanz;

Er greift die Orgel, singet Psalmen
Im schön' entweihten Heiligthum,
Beim Kerzenschein und Weihrauchsqualmen
Treibt seine Masken er herum.

Und sie erfrischend zu bedienen,
Führt er der Gäste reiche Schaar
Zu Wein und Spiel und Concubinen,
Und wechselnd wieder zum Altar.

Kleinmüthige, die hört' ich klagen:
„Bald stürzt in Trümmer Christi Burg!“
Und Gnostiker, die hört' ich sagen:
„Seht! Rom beherrscht der Demiurg!“

„Der Teufel hat Verrath und Lügen,
Blutschande, Meuchelmord gebracht!
Und sie geballt zu Menschenzügen
Und einen Pabst daraus gemacht!“

Ich aber rufe: nicht verzaget!
Ein Pabst, ein Christ ist Borgia nicht!
Je höher sich der Teufel waget,
Je bald' er seine Leiter bricht! —

Es lag auf ihrem Krankenlager
Einst eine Frau, an Gütern reich,
Von schweren Leiden matt und hager!
Und endlich scheintodt, still und bleich.

Und ihre falschen Freunde eilten,
Bevor die Frau begraben war,
Daß sie die reiche Habe theilten,
Und jubelten um ihre Bahr.

Sie wühlten hastig in den Schränken,
Dort lag mit halbverblichnem Schein
Manch treubewahrtes Angedenken
An Perlen, Gold und Edelstein.

Und sie begannen sich zu schlagen
Um ihrer Freundin Feierkleid,
— Die Zier aus ihren Jugendtagen —
Und um ihr theures Brautgeschmeid.

Gesesselt waren ihr die Glieder,
In starren Banden stoßt' ihr Herz,
Nacht deckte ihre Augenlieder;
Doch hörte sie — und fühlte Schmerz.

Wie Stilk für Stilk die Räuber nahmen,
 Sie hört' es unterm Leichentuch;
 Doch wie sie an ihr Liebstes kamen,
 Ihr altes Evangeliumbuch:

Da trieb der Schmerz ihr Herz, zu schlagen,
 Auf ihre Wangen sprang das Blut,
 Sie hob sich auf vom Todenschragen,
 Erschrocken floh die Räuberbrut.

Heilkräftig war der Frau die Kränkung,
 Denn sie genas von jener Stund;
 So nahe schon der Grabversenkung,
 Ward sie vom Scheintod erst gesund.

Und euer Glaube soll nicht wanken;
 Der Kirche Loos mögt ihr verstehn
 In der Geschichte dieser Kranken;
 Gott läßt sie nicht zu Grabe gehn.“

Das Gelage.

Der Weinberg reifet süße Trauben
 Wo San Pietro's Kirche steht,
 Durch seine üpp'gen Rankenlauben
 Der Sommernachtwind laulich weht.

Der Weinberg reifet süße Sünden
 An San Pietro's erstem Haus,
 Es weht, sie sachend zu entzünden,
 Der Nachtlust schwellendes Gesaus.

Da blinkt ein Tisch mit Früchten, Flaschen,
 Es taucht der Mond mit seinem Strahl,
 Von süßer Erdenlust zu naschen,
 In manchen schäumenden Pokal.

Banozza, einst des Papstes Schöne,
 Bewirthe't ihrer Freunde Schaar,
 Die Tochter auch, und zwei der Söhne,
 Die sie dem Pontifex gebar.

Das Pfand entflohner Bonnestunden,
 Lucrezia schön wie keine blüht,
 Daß sie den Männern Liebeswunden
 Und Neid in's Herz den Frauen glüht;

So reizend, daß für sie entbrannte
Das Bräutchenpaar in Liebesglut;
Daß sie der Pabst sein Liebchen nannte,
Und schön genöß sein eignes Blut.

Sie läßt ihr schwarzes Haar den Lüften,
Bald fließt die reiche Lockenflut
Hernieder zu den schlanken Hüften,
Bald fliegt es hoch im Uebermuth.

Der bloße Busen athmet freier;
Die Schöne meint, daß dicht genug
Der trübe Mond den Silberschleier
Um Nacken ihr und Busen schlug.

Vom Mondenlichte meinet anders,
Als Schwesterlein Lucrezia,
Der lose Sohn Pabst Alexanders,
Ihr Bruder, Fürst von Candia:

„O bliesen doch die Abendwinde
Die Kirche dort mir aus dem Licht,
Die jekt mir eine Schattenbinde
Um deinen Busen neidisch slicht!

Mein Liebchen, laß dich's nicht gereuen,
Dast du für mich in Liebe brennst,
Laß uns, der Pflicht zum Trotz, uns freuen,
Zum Hohn dem albernen Gespenst!

Weil einst wir ohne Woll'n und Wissen
Gelegen sind in Einem Leib,
Drum sollten wir auf Einem Kissen
Nicht liegen jekt, geliebtes Weib?“

Cäsar, der andre Bruderbuhle,
Ist tobtensstill, sein Blick nur wacht,
Wie über einem schwülen Pfuhe
Ein Irrwisch flackert in der Nacht.

Er sitzt stumm und heimlich wüthend,
Valencia's finst're Cardinal,
Er sieht den Fürsten, Rache brütend,
Lucrezia küssen Mal auf Mal.

In seines Herzens tiefsten Schachten
Der Priester still und schrecklich flucht,
Den Bruder heute noch zu schlachten
Blutschänderischer Eifersucht.

So oft auf Mund und Busenblöße
Der Herzog ihr die Lippen drückt,
— Der Priester zählt — so viele Stöße
Hat schon der Dolch auf ihn gezückt.

„Freut euch am schönen Erdenloosel
Wir leben eine kurze Frist;
Ein Narr, wer auch nur eine Rose
An einem Strauche wo vergißt!

Wir müssen uns von hinnen packen,
Uns wirft der Tod in einen Wust,
Ob in den ausgebrannten Schlacken
Gebet geglückt, ob Sinneulust!“

Der Herzog rief's, den Becher schwingend;
Da tummelt Cäsar seinen Wein
Und ruft, mit ihm zusammenklingend,
„Von hinnen!“ — und eilt fort, allein.

Banozza spricht: „Ich bin in Sorgen,
Mein Cäsar geht nach bösem Ziel!“ —
Lucrezia ruft: „Sein bin ich morgen!“ —
Ein Greis: „Nicht her und Würfelspiel!“

„Für viele Noth und wenig Ehre
Hab' ich gedient mein Lebenlang,
— So ruft der alte Condottiere —
„Laßt hören mich Ducatenklang!“

„Heraus, ihr Herren Cardinäle,
Rohan! und Raphael! mit Gold!
Der nacktesten Soldatenseele,
Vielleicht sind mir die Würfel hold!“

Der Herzog wirft dem alten Degen
Die Börse hin und wünscht ihm Glück,
Und werdet, auch sein Glück zu pflegen,
Zu seiner Dame sich zurück.

Die Cardinäle werfen klirrend
Goldbörsern auf das Marmorbrett!
Die Würfel fallen, treffend, irrend,
Dem Alten stets zu guter Wett.

Die Cardinäle mit Gelächter
Verspielen ihren blanken Hort,
Einscharrend lacht der alte Fechter,
Und schilt die Pfaffen fort und fort:

„Ihr könnt verlieren ohne Grollen,
Denn euer Sackel kimmert nie,
Und nie verfiengen eure Stollen,
Gut Bergwerk ist die Simonie.

Die Mitra wird zum Wünschelhute,
Der euch im Nu der Noth entrückt;
Der Hirtenstab zur Wünschelruthe,
Die stets nach gülbneu Adern zückt.

Liegt wo ein Christ im Todesjammer,
Wird euch zur Kente seine Noth,
Schatzkammer seine Herzenskammer,
Denn ihr verkauft ihm seinen Tod.

Weil das Verdienst der sel'gen Geister
Für alle quillt und überschwenkt,
Seid ihr der Gnade Brunneumeister,
Um Scudi wird sie ausgeschenkt.

Ihr laßt euch nicht das Kreuz bedrängen;
Den Bauern pflanzt ihr's in den Grund,
Die Zehentgarben drauf zu hängen;
So brüct's euch nicht den Rücken wund.

Die Päbste, Priester und Prälaten
Sind wenig nutz, und alle schier
Tief in den Sumpf hineingerathen;
Nun singen Unken das Brevier!“

Die Cardinäle lachen weiblich,
Und Raphael ermunternd spricht:
„Bis jetzt war all dein Schimpfen leidlich;
Mach schärfer fort, du alter Wicht!“

Der Alte drauf: „Wer glaubt, den schraubt man;
Ihr sucht nicht Gott, nur Gut und Geld;
Ja! Christus war ein Räuberhauptmann
Und schreitet plündernd durch die Welt!“

Nun starrt nach einer dunkeln Hede
Der Herzog, plötzlich stumm und bleich,
Ob ihn ein grauser Anblick schrecke,
Ein Zuspruch aus dem Schattenreich.

Doch hat er schnell sich rückbesonnen,
Er streicht die Stirne mit der Hand,
Als wär' ein Traum vorbeigeronnen,
Mit dem die frohe Laune schwand.

Die Frauen aber ihn nicht lassen:

„Giovanni, sage, was es war,
Was dich so plötzlich hieß erblaffen
Und dir bergan gesträubt das Haar?“

Weil er nicht gern mit Worteslängen
Unheimliches zurückschmört,
Antwortet auf der Frauen Drängen
Der Herzog blüster und verstört:

„Durch Florenz kam ich einst zu schreiten
In müßig froher Weiberschau,
Und sah an mir vorübergleiten
Bald eine wunderschöne Frau.

Ich sah sie nach San Marko schweben
Und folgte wie bezaubert nach,
Girolamo, der Prior, eben
Dem stillen Volk die Predigt sprach.

Und, nimmer weiß ich, wie's gekommen,
Ich habe seinem Wort gelauscht;
Er hat das Bild mir fortgenommen,
Das erst so glühend mich verauscht.

Und Mancher war umsonst beflissen,
Zu schreiben, was der Mönch dort sprach;
Von Schmerz, von Freude hingerissen,
Ein Jeder aus in Weinen brach.

O möchte sie doch länger dauern!
Dacht' ich, als er die Rede schloß;
Ein unbeschreiblich banges Trauern
Fühlt' ich, und meine Thräne floß.

Ich spürte viele Tag' und Nächte,
Daß mir sein Wort im Ohre stach,
Bis ich's verbraust' und 'nunterzachte
Den bitter ernsten Nachgeschmack.

Nicht hab' ich mehr seit jenem Tage
Girolamo gesehn, gehört,
Weil er mit seiner ernsten Klage
Mir allzuherb die Lust gestört.

Als mit Lucrezia's Lockenringen
Zuvor ich spielte, süß erfreut,
Ward mir's, als hört' ich Glocken klingen,
Wie fernes dumpfes Grabgeläut'.

Mir war, als ich geblickt zum Strauche,
 Ob mit Kapuz und Scapulier
 Dort aus dem dunkeln Schatten tauche
 Girolamo — und drohe mir.

War's Blendwerk nur und Spiel des Weines,
 Was meine Sinne täuschte so?
 Des launenhaften Mondenscheines?
 Was auch! heut werd' ich nicht mehr froh.

So spät zum päpstlichen Ballaste
 Ist fast unziemend einzugehn.
 Zeit ist es, daß die Freude raste,
 Gut Nacht! gut Nacht! auf Wiedersehn.“

Der Condottiere folgt, sein alter
 Getreuer Lust- und Kampfsgehoß,
 Gewärtig folgt sein Bügelhalter,
 Schon eilen sie davon zu Roß.

Die Andern hören fort sie reiten,
 Auf allen dumpf ein Schweigen lag,
 Bis in der Mondnacht stillen Weiten
 Verscholl der Hufe letzter Schlag.

Die Bestattung.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
 Das Holz, das er an's Ufer lud,
 Vor losen Dieben zu bewachen,
 Und singt sein Liebchen wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halbe,
 Umrauscht vom grünen Walde,
 Da steht mein kleines Haus;
 Ein Bächlein fließt vorüber,
 Mir lieber als die Tiber,
 Mit lustigem Gebraus.

Und auf der grünsten Halbe,
 Am allgrünsten Walde
 Steht meiner Liebsten Haus.
 Ihr Vater ist zu streng,
 Ihr Fenster nicht zu eng,
 Da steig' ich ein und aus.“

Nun sah er in den Mondenstrahlen,
 — Und ist mit seinem Liebe stumm —
 Wie sich um's Eck zwei Männer stahlen;
 Sie blickten sorglich rings herum.

Nun schwinden sie mit scheuem Satz,
 Er bleibt geduckt in seinem Schiff;
 Und jetzt ertönt am stillen Plage,
 Wie Losung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen sie geschritten,
 Zugleich zwei andre Männer noch,
 Und einer kommt dahergeritten,
 Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringt einen Kasten
 Quer über seinem Sattelnopf,
 Zwei schreiten rechts, zwei links und halten
 Der Leiche stützend Fuß' und Kopf.

Wo Mist und Urath in die Wellen
 Der Liber wirft das Volk, dahin
 Die stummen, scheuen Mordgesellen
 Mit ihrem Todten schleunig ziehn.

Banditenkundig und geschäftig
 Wird jetzt das Ross verkehrt gestellt,
 Und über seine Kruppe kräftig
 Der Leichnam in den Fluß geschneelt.

Sie schleichen fort, sie kommen wieder
 Und werfen — stets auf ihrer Hut —
 Vom Ross den zweiten Todten nieder,
 Und jetzt den dritten in die Flut.

Giorgio steht es unverwundert;
 Denn ohne Segen, letzten Gruß,
 Sah er hier Leichen wohl schon hundert
 Hinunterwandern in den Fluß.

Doch sagt ihn Wehmuth, Graus und Bangen;
 Der Bursche singt sein Lied nicht aus,
 Das er so fröhlich angefangen
 Von Halb' und Wald und Liebchens Haus.

Vater und Sohn.

„Schon ist das Abendroth verglommen,
 Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
 Nun wird er auch nicht wiederkommen,
 Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf seinen Wandel kann ich bauen,
 Der Locke hat sich nur versäumt,
 Des Aufbruchs Zeit, das Morgenrauen
 Bei einer Dirne wo verträumt."

So sprach in trauter Abendstunde
 Der Pabst an Cäsar, seinen Sohn,
 Und lächelt schalkhaft seinem Funde;
 Doch Cäsar spricht und lächelt Hohn:

"Da weiß ich eine andre Mähre
 Von deinem Herzog; gut genug,
 Daß sie dein Vaterherz beschwere,
 Das immer zärtlich für ihn schlug.

Ja, ihn hast du geliebt, mich nimmer;
 Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
 Die Rutte mir, ihm Fürstenschimmer!
 Doch jezo lausche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
 Bei einer Dirne sich versäumt,
 Und müd und matt in ihren Armen
 Heut frllh das Morgenrau verträumt.

Diesmal hat eine alte, fühle,
 Unsaubre Dirne ihn umfaßt;
 Er hält auf ihrem schlechten Pfühle
 Vom Liebestaumel tiefe Raft.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
 Daß er bei ihr noch liegen muß,
 Bis selber ihn aus ihrem Bette
 Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von seinem Liebesfieber
 Den Mann geheilt auf immerdar.
 Die Dirne aber heißt: die Tiberl
 Hier ist mein wackres Mährlein gar."

Nun schweigen Beide; der, verloren
 Im Glück der Rache, der im Schmerz;
 Und Sohn und Vater schweigend bohren
 Die Hassesblicke sich in's Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
 Hat Alexanders Muth gebeugt;
 Erschrocken steht der große Sünder,
 Daß er den größern sich gezeugt.

Der Pontifex zusammenschauernd
In Cäsars düstern Busen späht,
Und sieht entsetzt, wie dort schon lauernd
Der Vaternord im Winkel steht.

„Verruchter! Schrecklicher! erzähle!
Gabst du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?“

Dies Zürnen ist nur Windesfächeln
Für Cäsar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge, kalte Lächeln
Nicht fort sich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, still und ungeheuer,
Zielt auf des Papstes wundtes Herz;
Also umschwebt ein stiller Geier
Ein blutend Wild, voll Angst und Schmerz.

Und in den Zeichen bitterer Leiden
Auf seines Vaters Angesicht
Läßt Cäsar seine Blicke weiden,
Bis endlich er gelassen spricht:

„Ich segle frei im Meer der Lüfte;
Bis ich versinke, bleib' ich flott;
Mich schreckt sie nicht, die Fabelküste;
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Doch hab' ich dem nicht Gift gespendet;
Das Gift verfehlt des Weges leicht.
Verlangt dich's, wie dein Fürst geendet,
Sei noch ein Nährlein dir gereicht.

Ich bin ein Pfaff mit frommen Mienen,
Und bin ein braver Zeidler auch;
Ich hege einen Stock voll Bienen,
Gewärtig meinem Blick und Hauch.

Macht mich einmal ein Feind ergrimmen,
Gleich wird die Schuld an ihm gerächt,
Denn schwärmen lass' ich meine Immen,
Ein stachelrüstiges Geschlecht.

Die Bienen folgen meinem Borne,
Sie stechen frisch und wacker zu;
Mein Feind empfängt mit ihrem Dorne
Den Honig auch der Todesruh.

Du treibst ja in profanen Stunden
 Auch Bienenzucht, und manchen Mann
 Hat nur der Stachel überwunden,
 War ihm zu stumpf der scharfe Bann.““

Und schwer gedenkt der Pabst des Herben
 Und warnenden Synodenspruchs,
 Der die verbotnen Leibeserben
 Der Priester — Söhne nennt des Fluchs.

Die Pest.

I.

„Nimm du mein Klinglein, gib mir deines!
 Komm Täubchen, bau'n wir unser Nest!“ —
 Das Nest bleibt leer, denn ach! ein Kleines,
 So stirbt ihr beide an der Pest!

„Spielt auf! schenkt ein! und dann willkommen!
 Hinunter noch den süßen Nest!“ —
 Ja wohl! du wirst am Wort genommen,
 Schon hat ergriffen dich die Pest!

„O Kerker nacht, o bitteres Hürmen!
 Wie quälend mich die Kette preßt!“ —
 Wirst nicht mehr lang das Eisen wärmen,
 Noch heute stirbst du an der Pest!

„Viel Sünden noch . . . doch springt die Heerde
 Mir durcheinander; . . . haltet fest!“ —
 Am Beichtstuhl fällt er todt zur Erde,
 Und hat ihn absolvirt die Pest?

„Triumph! wie schön das Blutgerinnsel
 Dem bleichen Ecce homo läßt!“ —
 Da reißt ihm aus der Hand den Pinsel
 Und malt ihn selber bleich — die Pest.

Von Haus zu Haus, und hüben, drüben,
 Des Todes furchtbar Einerlei;
 Er geht herum, euch einzulieben
 Die Miserere-Litanei.

Verstockte Herzen! o Verbrecher!
 Wenn euch Girolamo nicht rührt,
 So merket auf den andern Sprecher,
 Der eine schärfre Sprache führt!

Es will erschüttern und erweichen
 Der Tod die harte Sünder-schaar;
 Hoch baut die Kanzel sich aus Leichen
 Der ernste, strenge Missionar.

Schon hat der Prediger verwendet
 Viel Männer, Weiber, weß und grau;
 Viel Jugend, Schönheit auch verschwendet
 Auf seinen raschen Kanzelbau.

Auch hat er schon aus eurer Mitte
 Manch holdes Kindlein weggepflicht,
 Die Kanzel sich, nach frommer Sitte,
 Mit Engelsbildern ausgeschmückt.

II.

Nun schleicht mit Zittern und mit Beben
 Die Freude als ein Jammerbild,
 Nun irrt das fecke Vilsleben
 Ein rettungslos umstelltes Wild.

Veröbet sind die Tisch' und Bänke,
 Der Spielmann fort mit seinem Lieb,
 Nun steht der Wirth in seiner Schenke,
 Als in der Klaus' ein Eremit.

In den verlass'nen Kirchenhallen
 Kniet hier und dort ein Väter kaum,
 Blickt scheu, daß im Vorüberwallen
 Ihn niemand streife mit dem Saum.

Dort wieder schreiten Processionen
 Mit Kreuz und Fahne, stehen, schrein,
 Gott wolle doch der Sünder schonen
 Und seine Schrecken saugen ein.

Unmuthig schleichen die Gewerbe,
 Der Haber vor Gerichte schweigt,
 Wo jeder denken muß: ich sterbe
 Vielleicht eh sich die Sonne neigt.

Am Spiegel ziert mit eitlen Sinne
 Sich dort ein buhlerisches Weib;
 Doch traurig hält sie plötzlich inne,
 Gedenk, wie sterblich dieser Leib.

Sie will kein falsches Roth mehr nehmen
 Auf ihre Wangen, weß und sahl;
 Sie mag sich vor den Wärmern schämen,
 Für die sie bald vielleicht das Wahl.

Wer schon den Feind will niederbohren,
Ihm nach mit scharfem Dolche zieht,
Er hat die Lust dazu verloren,
Als er die vielen Leichen sieht.

Vor diesem Lauern, dumpfen Drohen,
Vor diesem angstgedrückten Gram
Sind Wunsch und Leidenschaft geflohen,
Des Unglücks Furien wurden zahm.

Die Ross' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeschirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden,
Die Sprachen haben sich verwirrt.

Die Liebe hat ihr Wort verloren,
Denn tödtlich ward ihr Hauch, ihr Kuß,
Und mit dem Tod hat sich verschworen
Treu los ihr sanfter Blumengruß.

Wie mit den Gaben und Geschenken
Das Herz die Liebe sonst empfing,
Und sich ihr süßes Angedenken
An ihre Zeichen zaubernd hing;

So hestet jetzt sich das Verderben
An Liebeszeichen leis geheim,
Am Schmucke klebt ein bitteres Sterben,
Am schmeichelnden Sonettenreim.

Du arme Mutter! zittre, zittre,
Wenn deine Brust den Säugling stillt;
Weißt du, ob nicht der Tod, der bittere,
Aus deiner Brust dem Kinde quillt?

III.

Zwei Künstler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenschein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit seinem Freund Da Vinci dort,
Im Künstlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu sprechen ein begeistert Wort.

Gerüstet sind sie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch schwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Delli sang.

Sie wollen Freunden, die verblühen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angesicht der schönen Griechen;
Und ihrer Kunst ein Lebehoch.

Und sollt' auch sie der Tod verlangen,
So wollen sie den schlimmen Gast
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluft umfaßt.

Die Statuen auf die hangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gestört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer, ihre schwanke Kerzen,
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das süße Dufte, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbestimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild;
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mächtig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bitteres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Drakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!“
Und schmetternd wirft er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen brüht mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch, siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkrenz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimathland.

Was einst Girolamo bedauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund.“ —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Zammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jetzt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er, sie zu hauen
Zusammt aus einem Marmorstück.

IV.

In Florenz kann nur Einer halten
Sein Herz in klarer Heldenruh;
Nur Einer steht dem Todeswalten
Mit unerschrockner Seele zu.

Girolamo, noch unermattet,
Einsam in seiner Zelle wacht!
Gepflegt, getröstet und bestattet
Hat er von früh bis Mitternacht.

So mancher Bettler auf dem Wege,
Den Alles nun verließ und floh,
Ward in das Kloster mild zur Pflege
Genommen von Girolamo.

Wenn auch der Bettler mußte sterben,
War doch des Priors Wort vielleicht
Das Freundlichste, was seinem herben
Freudlosen Leben ward gereicht.

Als sich sein Geist hinweggeschwungen
Aus diesem dumpfen Sammerort,
Ist ihm versöhnend nachgellungen
Des Priors liebevolles Wort.

Girolamo in seiner Zelle
Bei später Lampe sinnt und schafft;
Denn unverstegbar ist die Quelle,
Woraus er tränket seine Kraft.

Er widmet seinen Tag den Kranken;
 Ein Arzt zu sein der Christenheit,
 Dem großen, heiligen Gedanken
 Ist seine stille Nacht geweiht.

Nun schreibt er Briefe, mächt'ge Briefe,
 Er schildert dringend, heiß und wahr
 Des Abgrunds unheilvolle Tiefe,
 Der Kirche bringende Gefahr.

Daß Gott die Kirche will erneuern,
 Sein Schreiben an den Kaiser spricht;
 Er sucht den Kaiser anzufeuern
 Zu seiner Schutz- und Schirmespflicht.

Den König Frankreichs will er wecken
 Mit einem Briefe, kühn und frei;
 Wird ihn nicht rühren und erschrecken
 Der Kirche Noth und Hilfeschrei?

Den Königen von Spanien schreibt er,
 Wozu der Herr die Throne schuf;
 Den König Ungarns, Englands treibt er
 Zu seiner Pflicht mit scharfem Ruf.

Er mahnt sie alle, zu vereinen
 Ein christliches Concilium,
 Auf dem er selber will erscheinen,
 Und streiten für das Heiligthum;

Wo er die Stimme will erheben,
 Anklagen laut der Kirche Haupt,
 Den Pabst mit seinem Lasterleben,
 Den Sünder, der an Gott nicht glaubt;

Den frechen Borgia, der als Waare
 Für schnödes Geld mit Trug und List
 Erkauft die heilige Tiare,
 Der sie nun trägt als Antichrist.

Der Bann.

Savonarola ist als Keger,
 Falscher Prophet, untreuer Hirt,
 Als ein Rebell und Volksverhörer
 Vom Pabste excommunicirt.

Der Feinde stürmisches Frohlocken
 Umbraust den Dom, wo man zur Stund'
 Beim lauten Schall der Lobtenglocken
 Dem Volke macht das Breve kund.

Der Bischof im Ornat verkländet
 Des Bannes schauerlichen Spruch;
 Vier Fackeln werden angezündet
 Und ausgelöscht mit einem Fluch:

„Dreimal hat dich nach Rom gefohert
 Der Pabst, zur Gnade dir bereit;
 Umsonst! nur wilder aufgelodert
 Bist du im frevelhaften Streit!

Jerolamol das Licht der Gnade
 Lisch aus wie dieser Kerzen Schein!
 Geh hin und wandle deine Pfade,
 Verflucht und finster und allein!

Du hast mit frechem Lügemunde
 Irrsal und Zwiespalt uns gebracht.
 Die Kirche stößt aus ihrem Bunde
 Hinaus dich in die Heidenacht!

Willst du noch eine Predigt wagen,
 So sei, wer immer sie besucht,
 Wie du vom Kirchenbann geschlagen,
 Wie du verstoßen und verflucht!

Den Sünder soll kein Segen laben,
 Das Sacrament sei ihm verwehrt,
 Und stirbt er, werde nicht begraben
 Sein Leichnam in geweihter Erd'!“ —

Vier Fackeln haben sie gezündet
 Und ausgelöscht mit einem Fluch,
 Und haben so der Welt verkündet
 Des Kirchenbau's Zusammenbruch.

Sie zeigten, ihre eignen Richter,
 Daß frevelnd in der Welt des Herrn
 Sie löschen möchten, wie die Richter,
 Die vier Evangelisten gern.

Doch unauflöschlich brennen diese,
 Vom Hauche Gottes angefaßt,
 Zu leuchten nach dem Paradiese
 Sieghaft durch tiefste Sündennacht! —

Der Priester schweigt, mit dumpfem Schauern
 Verstummt das Volk, die Glocke hallt,
 Nachsummend, durch des Domes Mauern,
 Der Rauch noch von den Fackeln wallt.

Erklungen ist am selben Orte
 Der Fluch, allwo seit manchem Jahr
 Des Banngetroffenen Segensworte
 Zu Gott gelenkt die Seelenschaar.

Wird sich dem Kirchenbanne neigen
 Girolamo, der Gottesheld?
 Wird er das Wort des Heils verschweigen,
 Vom Fluch geschlagen aus dem Feld? —

Der Bischof hat den Dom verlassen,
 Ein langer Zug der Klerisei
 Folgt nach, die den Gebannten hassen,
 Und tobend strömt das Volk herbei.

Die Feinde jubeln und verbreiten
 Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann;
 Doch Pabst und Bann verachtend streiten
 Die Freunde für den theuren Mann.

Kaum ist die Wuth der Pest gemildert,
 Und kaum vernarbt der Todesharm,
 So ist auch schon zurückberwiltbert
 Der Feinde sittenloser Schwarm.

Und auf den Straßen um die Bette
 Erschallt Gesang und Lautenton,
 Hier Spottcanzonen, dort Sonette,
 Dem Sittenprediger zum Hohn.

Das Laster scheint vom Pabst geadelt,
 Weil er den Mönch gestraft so schwer,
 Der es am bittersten getadelt,
 Und jeder schreitet es einher.

Zum Trost dem strengen Sittenmeister
 Wird nun gespielt, gezecht, gebühlt;
 Die breißen Buben werden dreister
 Und häufen prahlend Schuld auf Schuld.

Und tobend rufen die Gesellen
 Bei Nacht San Marco's Kloster wach,
 Und schmetternd fliegen in die Zellen
 Den Brüdern Steine, Fluch und Schmach.

Savonarola's Freunde werden,
 Wo einer sich erblicken läßt,
 Verhöhnt mit Worten und Geberden;
 Doch halten treu an ihm sie fest.

Die Freunde können nicht vergessen,
 Sie werden sein geweihtes Wort
 Nur tiefer in das Herz sich pressen,
 Als ihres Lebens besten Hort.

Es wird Domenico vor allen,
 Der treuste Freund Girolamo's,
 Von Spott und Lästrung überfallen;
 Doch trägt er kühn des Freundes Loos.

Er tritt den Wüthenden entgegen,
 Er ruft es auf den Straßen laut:
 „Des Bösen Fluch ist Gottes Segen,
 Schon flieht die Nacht, der Morgen graut!

Der Nebel weicht, so schwarz und dichte
 Ihn auch die röm'sche Nacht sich spannt,
 Und fliehend ruft dem Tageslichte
 Die Nacht vergebens ihren Bann.

Des Frommen dringendes Betheuern,
 Und jeder Herzschlag früh und spät:
 Daß sich die Kirche muß erneuern,
 Ist wahr, er ist uns ein Prophet.“

Domenico ruft auf der Straße,
 Und kündigt von der Kanzel auch
 Entschlossen, daß er nimmer lasse
 Vom Freunde bis zum letzten Hauch.

Er mahnt das Volk, daß es den Ränken,
 Dem Zorn der Feinde zittre nicht,
 Und keines Fluches zu gedenken,
 Wenn ihm Savonarola spricht.

Der Glaube ist der höchste Segen,
 Und besser ist's, den milden Staub
 In's ungeweihte Grab zu legen,
 Als daß der Geist des Todes Raub. —

In mancher Seele wankt das Hoffen,
 Weil nun des Bannes grauser Strahl
 Italiens reinstes Haupt getroffen,
 Die Kunde fliegt durch Berg und Thal.

Wer wird uns nun die Predigt halten?
 Wer kämpft wie er so kühn? wer siegt?
 Wer wird das Herz dem Teufel spalten,
 Wenn unser Held in Banden liegt?

So hört ihr manchen Christen klagen;
 Wie eine dunkle Wolke geht
 Durch's Land ein trauriges Verzagen,
 Vom Hauch der Kunde fortgeweht.

Und mancher, der an fernem Orte,
 Bedauert es nun doppelt schwer,
 Daß er versäumt des Frommen Worte;
 Nun hört er ihn wohl nimmermehr?

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
 Das ihn noch einmal schauen muß,
 Vielleicht für's Leben zu bewahren
 Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch ist zu früh noch solches Bangen,
 Noch ist's gekommen nicht so weit,
 Daß sie den Mann in Ketten zwangen,
 Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf seinen Gottespfaden
 Das Banngeräusch den kühnen Mann;
 Wie nicht das Zirpen der Cicaden
 Den Schritt des Helden stören kann.

Wenn Heimchen auch den Helben mahnen,
 Daß bald ihn, bald der Rasen deckt,
 Ihm ist der Tod ein süßes Ahnen,
 Und vorwärts eilt er ungeschreckt.

Girolamo die heiße Fehde
 Des Herrn noch immer treulich sicht;
 Und also seine Kanzelrebe,
 Dem Bannessfluch antwortend, spricht:

„Prälaten sind allein mit nichten
 Die Kirche, und auch nicht zumeist;
 Sie soll aus Allen sich errichten,
 Bei welchen Glaub' und heil'ger Geist.

Christus, der auf dem Kreuz verschieden,
 Ist unser Mittler, Er allein;
 Der Klerus soll zum Gottesfrieden
 Ein Führer nur, nicht Mittler sein!

Das Evangelium ist das Leben;
 Das nur kann glütigen Entscheid
 Und Richterpruch im Kampfe geben,
 Ob ihr die Kirche Christi seib.

Das ist die Wurzel, ewig bleibend,
 Unschütterlich, und ohne Raft
 Den Saft des Lebens weiter treibend
 Als Tradition von Aft zu Aft.

Der Eiche grünes Leben spriefet
 Aus ihrer Wurzel nicht allein,
 Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
 Der milde Thau und Sonnenschein;

Doch was der Wurzel nicht entsproffen,
 Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
 Wem Nebel nicht das Aug umflossen,
 Die Mistel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
 Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
 Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
 Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Böglein singen
 Die Seelen, fröhlich und daheim;
 Die Mistelbeeren aber bringen
 Dem Teufel seinen Bogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen;
 Wenn auch der Tod mich bald verschlingt,
 So wird die starke Hand doch siegen,
 Die mich als ihren Hammer schwingt.

Das jammervolle Truggerüste,
 Das sich die Kirche Christi heift,
 Der Bau, den freches Erbgelüste
 Gethürmet, nicht der heil'ge Geist;

Die Hand des Herrn wird niederschlagen,
 Und euer Werk zerbricht, zerstiebt,
 So wahr Millionen Herzen klagen,
 So wahr noch Gott die Menschen liebt!"

Der Pabst und Mariano.

Verstimmt ist heut der Pabst und düster,
Mariano wehrt ihm den Verdruß
Umsonst mit schmeichelndem Geflüster,
Ein jedes Wort Pantoffelkuß.

Wohl schwieg der röm'sche Vater lange
Und schloß in's Herz den scharfen Dorn,
Doch endlich reißt des Schweigens Spange
Von seiner Brust der starke Zorn:

„Girolamo will sich nicht fligen,
Der Kirche tiefentrathner Sohn?
Wagt immer noch Prophetenlügen,
Und predigt offne Rebellion?“

Sieh diesen Brief des Ungeheuers,
Den ihm in's Herz der Teufel blies,
Voll Rebnerkraft und wilden Feuers;
Das schrieb er an den Kaiser, lies!

Mein braver Fuchs im Hermeline,
Mein Sforza stug den Brief mir auf,
Und kam damit, daß er mir diene,
Selbst hergerannt in vollem Lauf.“

Mariano liest die kühnen Zeilen
Des Mannes, der ihn einst besiegt,
Er lächelt, murmelt unterweilen,
Indem sein Aug' das Blatt durchfliegt:

„Concilium? . . . den Pabst verklagen? . . .
Seht ist der Braten gar gebeizt;
Nun gilt's kein Zaudern mehr und Fragen,
'S ist Zeit, daß man die Küche heizt.““

„Mariano, schweig, daß ich erzähle
Dir meinen Traum von letzter Nacht;
Das Bild hat mir erquickt die Seele,
Wie mir noch nie ein Traum gelacht.

Ich sah den jüngsten der Propheten,
Der in Florenz sich hören läßt,
Wie er dem ältesten Propheten
Der Griechen hing am Halse fest.

Girolamo, den bösen Rangen,
Sah ich entzückt in meinem Traum
Erdroffelt und verschwiegen hangen
Am dodonäischen Eichenbaum.

Nun ist, wie Zeus mit seinem Strauche,
Des Traumes süßer Anblick fort;
Doch von des Wüchses gift'gem Hauche
Noch nicht des Pabstes Macht verdorrt.

Und will der Ketzer nicht gehorchen:
Ist auch die Eiche längst dahin,
Noch stehn im Walde meine Forchen,
Und lustig brennt der fette Rien!"

Des Pabstes räukevoller Diener
Mariano ihm zu Füßen sank,
Der ehrsuchtfranke Augustiner
Ist auch vor Durst nach Rache krank:

„Was ich dich jüngst so heiß beschworen
Im Cardinalscollegium:
Solang die Macht dir nicht verloren,
D mache den Propheten stumm!

Der Teufel schliß ihm tausend Zungen,
Zu kämpfen seine böse Schlacht;
Bald hat er in den Staub gerungen
Sanct Peters Kraft und Schlüsselmacht.

Du kannst nicht lösen mehr und binden,
Wenn nicht das Feuer ihn ersicht,
Du donuerst deinen Zorn den Winden,
Censuren, Bann und Interdikt.

Girolamo blieb unerschrocken,
Als man im Florentiner Dom
Verlas beim Schall der Todtenglocken
Des heil'gen Vaters Brief aus Rom.

Dein Breve hat ihn nicht gebrochen,
Und seine Seele rührt' es nicht,
Daß sie den Bann ihm dort gesprochen,
Verfluchend bliesen aus das Licht.

Das Blatt, mit deinem Zorn beladen,
Girolamo mit Füßen tritt,
Als wär's ein Blatt auf Waldespfaden,
Das well und matt vom Baume glitt.

Der Tolle predigt jetzt noch freier.
Hat er nicht jüngst zu deiner Schmach
Verspottet laut die Bannesfeier,
Als er zur Kirche also sprach:

„Euch wird die Hand des Herrn zerschlagen,
Und eure Macht zerbricht, zerfließt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!“ —

Da ruft der Pabst: „Ich aber werde,
Girolamo, du schlimmer Gast!
Hinweg dich tilgen von der Erde,
So wahr dich Alexander haßt!

Wir wollen diesem feurigen Streiter
Als zündbares Concilium
Zusammenrufen blirre Scheiter;
Er sterbe für sein Heiligthum!“

Die Verhaftung.

Warum hat sich gen ihn verschworen,
Den Frömmsten, seiner Feinde Wuth?
Weil er die Bösen und die Thoren
Auch schaffen wollte fromm und gut;

Weil er so muthig eingebrungen
Auf ihrer Sünden freches Heer,
Weil er auf sie sein Wort geschwungen
Als eine furchtbar scharfe Wehr.

Wenn auch ihr Lasterleben dauert,
Die Freude dran ist dennoch wund;
Ein heimliches Entsetzen kauert
Doch in des Herzens tiefstem Grund.

Von Magiern alte Mähren künden,
Daß ihre Kunst den Zauber barg,
Dem balsamirten Leib zu zünden
Ein ew'ges Lichtlein in den Sarg;

Daß bei dem nieverglommnen Dachte
Die Seele, wenn sie eitel war,
Den theuern Leib beschauen mochte,
Der sonst ihr wäre unsichtbar.

Girolamo hat solche Kerzen
Gepflanzt, dem Sünder zum Verbruß,
Der noch im weltbegrabnen Herzen
Der Unschuld Leiche schauen muß.

Sein Blüthen ist verdecktes Klagen,
 Daß er nicht löschen kann das Licht,
 Daß er sich nimmer kann entschlagen
 Dem innern, traurigen Gesicht. —

Die Brüder in San Marco singen
 Die Vesper, friedlich und erbaut,
 Als plötzlich an die Pforten dringen
 Des Priors Feinde stürmisch laut.

Des Priors Ruf an seine Treuen,
 Allein mit geistlicher Gewalt
 Zu stehn der Feinde wildem Dräuen,
 Im steigenden Tumult verhält.

Sie rütteln, pochen an den Thüren,
 Sie steinigen das Gotteshaus,
 Und rufen unter Racheschwüren:
 „Gebt den Propheten uns heraus!“

Sie zünden Feuer an den Schwellen,
 Die Flamme brennt die Pforten auf,
 Einbrechen jetzt die Mordgesellen,
 Wie auf den Raub ein Tigerhauf.

Des Priors Freunde doch nicht weichen;
 Sie haben sich um ihn gestellt,
 Die Kirche haltt von Waffenstreichen,
 Von Kampfesgeschrei, und Mancher fällt.

Vor allen führt die scharfen Hiebe
 Der wackre Deutsche todeschwer,
 Der einst Girolamo zu Liebe
 Aus fernem Lande zog daher.

Jetzt hat er einem Feind gerungen
 Den Büchsenhaken aus der Hand,
 Und nimmt, da ihm sein Schwert zersprungen,
 Die Kanzel sich zum Schützenstand.

Und wer am wildsten ist zu schauen,
 Wer schon Girolamo bedroht
 Und nah, zu ihm sich durchzuhauen,
 Den schießt der tapf're Deutsche todt.

Bereit, für seinen Freund zu sterben,
 Denkt er: „du Frommer schüttest mir
 Getreu die Seele vor Verderben,
 Ich schütze dir den Leib dafür!“

Noch immer wächst im wilden Kampfe
Der Streiter Zahl und ihre Wuth,
Der Athem ringt mit Rauch und Dampfe,
Die Füße baden sich in Blut.

Wo sie Girolamo bedrängen,
Ist das Getümmel also dicht,
Daß sperrend sich die Arme zwingen,
Und Mancher mit den Zähnen sicht.

Nur hier und dort flüht einer schlagend
Mit freiem Schwung das Mordgeräth,
Die andern Streiter überragend,
Weil er auf einer Leiche steht.

Da stößt ein Junge mit der Pike
Ein Fenster aus, der Qualm entweicht,
Es ruht der Kampf für Augenblicke,
Als nun die Luft erquickend streicht.

Doch hat der Windhauch halb belebend
Des Jorues Flammen frischgefacht,
Der Streit, zur Vesper sich erhebend,
Tobt fort, schon ist es Mitternacht.

Girolamo's getreue Wächter
Umschlößen ihn, ein fester Wall,
Und sterbend büßen hundert Fechter
Den immer neuen Ueberfall.

Jetzt plötzlich donnern um die Mauern
Feldstücke rings; von Schreck verwirrt,
Die Kämpfer da zusammenschauern
Und ruhn, die Kirche beb't und klirrt.

Sturmglöcken schallen, und Trommelen
Zur Thür herein gebieten Halt;
Mit Fackeln in die Kirche treten
Die Boten jezt der Staatsgewalt.

Die Boten künden, Ruh zu schaffen:
„Wer, Laie, nicht in aller Eil'
Das Kloster flieht und streckt die Waffen,
Stirbt als Rebel vom Hentkerbeil!“

Girolamo in allen Gnaden,
Und Fra Domenico wie er,
Ist vor die Signorie geladen,
Gesichert ihre Wiederkehr!“

Und dumpfe Stille folgt dem Mahnen,
Denn mächtig jedes Herz ergreift
Ein frohes oder banges Ahnen,
Daß jezo das Verhängniß reift.

Girolamo mit sanftem Leide
Gehorcht, ihm sagt des Herzens Drang,
Daß er von hier auf immer scheide,
Daß dieser Schritt sein Todesgang.

Das Kloster muß er nun verlassen,
Wo er so lang für Gott gelebt,
Die Wehmuth will ihn mächtig fassen,
In seinem Aug' die Thräne schwebt;

Doch freudig steigt die Todesweih:
Er spricht den Freunden seinen Gruß,
Umarmend gibt er in der Reihe
Den Brüdern noch den Scheidefuß.

Bevor er schreitet durch die Pforten,
Spricht er, wie es gebent die Frist,
In starken und gedrungnen Worten
Den Wunsch, der all sein Leben ist.

Er mahnt die Brüder, nicht zu zagen,
Dem Sturm zu trotzen ohne Scheu,
Die Wahrheit in die Welt zu tragen
Durch Noth und Tod, dem Herrn getreu.

Die treuen Freunde weinen bitter,
Die schlimmen Feinde lärmten froh,
Und schluchzend küßt der deutsche Ritter
Die Schulter dem Girolamo.

Freudvoll hat sich der stetsbewährte
Domenico zu ihm gestellt,
Entschlossen, als sein Kampfgefährte
Sein Loos zu theilen, wie es fällt.

Die Signorie, die gnadenreiche,
Läßt sie, daß keiner dem Geschick
Im wirren Volkstumult entweiche,
Zusammenfesseln mit dem Strick.

Als sie die Hand dem Bitttel senken,
Zu jeder Schmach und Qual bereit,
Begegnet sich ihr Blick, sie denken
Zugleich an ihre Jugendzeit.

Sie denken an die traute Zelle,
An jene gottgeweihte Stund',
Als sie bei goldner Abendhelle
Geschlossen ihren ernsten Bund;

Als sie manch ahnend Wort gesprochen
Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Fuß.

„Wohlan!“ — so thut im Herzen Weiden
Der Muth den gleichen kühnen Schlag —
„Die Zeit ist da für Kampf und Leiden,
Wo sich die Treu erproben mag!“

Sie schreiten fort, durch Fesselslechten
Und ihren treuen Muth vereint,
Umringt von rauhen Waffentnechten,
Vom Volk verflucht, verhöhnt, beweint.

Alexanders Freude.

Girolamo und den Genossen
Der tückische Pallast empfängt;
Schon werden auf geschwinden Rossen
Nach Rom Eilboten fortgesprengt.

Die Boten frisch und lustig reisen,
Für scharfen Ritt ein reicher Solb;
Die Pferde treibt des Spornes Eisen,
Die Reiter treibt des Papstes Gold.

Wie sank der Pabst, von Gott verlassen,
So tief hinab in Schuld und Noth,
Daß er den Frommen zitternd hasse,
Und lechzen muß nach seinem Tod!

Daß ihm das Wort: „Er ist gefangen!“
Klingt wie berauschte Musik,
Und Thränen fallen von den Wangen;
Dies ist sein frohsier Augenblick!

Der Pabst, vergessend im Entzücken
Die Würde ganz, frohlockend lacht;
Er muß an's Herz den Reiter drücken,
Der ihm das süße Wort gebracht.

Und er beruft die Cardinäle
 Und seine Freunde dort und da,
 Daß allen er voll Hast erzähle,
 Was Gutes in Florenz geschah.

Und wieder kehrt er zu den Boten
 Und forscht genau nach Allem, fragt,
 Ob nicht, als ihm die Waffen drohten,
 Das Herz Girolamo's verzagt?

Und als die Büttel mit den Banden
 Die Hände ihm zurückgeschnürt,
 Ob da sein Muth nicht ward zu Schanden,
 Und als sie ihn hinweggeführt?

Doch dessen gibt es nichts zu klünden;
 Die Boten meinen: „So wie der,
 So starr und fest in seinen Sünden
 Ist keiner hier auf Erden mehr!

Doch Richtern ist er heimgefallen,
 Auf deren Haß ihr trauen könnt,
 Daß keiner von den zwölfen allen
 Noch einen Athemzug ihm gönnt!“

Des Papstes Antlitz Freude funkelt;
 Und doch auf seinem Angesicht
 Zugleich ein Wölklein Kummer dunkelt;
 „Girolamo verzagte nicht!“

Die Andern preisen Gottes Finger;
 Und Mariano jubelt auf,
 Daß seinen Gegner und Bezwinger
 Bezwingen wird der Scheiterhauf.

Nun schreibt der Pabst voll süßer Reden
 Ein Breve an die Signorie,
 Er danket Allen, schmeichelt Jedem,
 Und nennt den Trost der Kirche sie.

Er mahnt sie bringend, steht inständig,
 Nach strenger Inquisition
 Gleich auszuliefern ihm lebendig
 Girolamo, den Hölle Sohn.

Aus seinem reichen Gnadenhorte
 Verheißt er ihnen jede Schuld,
 Und Feuer gießt in seine Worte
 Der Rache Trieb und Ungeduld.

Der Pabst ein zweites Breve sendet
Dem treuen Klerus in Florenz,
Ihm wird die milde Macht gespendet
Zu einer vollen Indulgenz.

Was Jeder in den letzten Wochen
Verschuldet, dessen ist er rein;
Er sei der Sünden losgesprochen,
Und sollt' es auch ein Mörder sein. —

Die Boten froh nach Hause lehren,
Gestärkt mit Segen, Speis' und Trank;
Am Rücken spüren ihre Mähren
Des Pabstes schweren goldnen Dank.

San Marco.

Den Streiter Gottes im Gefängniß
Schon eng und enger jetzt umkreist
Sein ernstes, drohendes Verhängniß.
San Marco's Kloster ist verwaist.

Rings von den Thürmen Glocken schallen
Den Freudenruf zum Osterfest;
Nur Eine von den Kirchen allen
Den hellen Ruf nicht hören läßt.

Ein Mächt'ger wird zu Grab getragen,
Posaunenton und Fackelschein,
Die Glocken aller Kirchen klagen;
San Marco's Kirche schweigt allein.

Und will bei heftigen Gewittern
Mit seinen Glocken jeder Thurm
Den Himmel rühren und erschüttern;
San Marco's Kirche schweigt im Sturm.

Den Brüdern nahm der Feinde Rache
Die Glocke fort aus ihrem Haus,
Verloren hat es seine Sprache
Bei Freud' und Leid und Wettergraus.

Die Brüder leben ihre Stunden
In abgeschlossener Trauer hin:
Sie horchen bang den Tageskunden,
Die viel bewegt die Stadt durchziehn.

Beim Psalmenfang der Matutinen
Nemmt Wehmuth ihrer Seelen Schwung;
Und wenn sie Gott zur Vesper dienen,
Ergreift sie die Erinnerung.

An ihn gemahnt sie jede Stelle,
Den sie vielleicht nicht wiedersehn,
Sie weinen, wenn sie an der Zelle
Girolamo's vorübergehn. —

Die Tortur.

Der Morgen kommt, hat noch gefunden
Blutspuren jener grausen Nacht.
Savonarola wird gebunden
In's peinliche Verhör gebracht.

Viel Frevel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern gibt es keinen,
Als Schurken, sitzend zu Gericht.

Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu seinem Schutz; da raubt
Nücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und spaltet ihm damit das Haupt.

Gesetz! wie gleichst du solchem Stahle!
Gericht, wie manchnmal bist du gleich
Dem Räuber, der im dunkeln Thale
Dem Wandrer schlägt den Todesstreich!

Die Richter sitzen in der Reihe,
Von Mördern eine ticht'ge Schaar,
Zwölf Laien sind es, und zur Weihe
Ist beigeßelt ein Priesterpaar.

Jetzt rufen die Inquisitoren:
„Girolamo! befehle dich!“
„Girolamo! du bist verloren!“ —
„Den Wiberruß! sprich, Reher, sprich!“ —

„Bekenne, daß du dich veründigt
An Gott und seiner Kirche schwer!
Daß du nur Lügen hast veründigt,
Das Volk getäuscht mit eitler Mahr!“

„Was du dem Volke sprachst vermessen
 Von Kirchenreformation:
 Das widerrufe, sonst erpressen
 Wir bald dir einen andern Ton!“

„Und willst du nicht dem Sturme weichen,
 Bist du kein lüggender Prophet,
 Wohlan! mit Wundern und mit Zeichen
 Erprobe dich, bevor's zu spät!“

Entgegentritt dem Haß und Grimme
 Mit unerschrocknem Angesicht
 Girolamo, mit fester Stimme
 Spricht er: „Ich widerrufe nicht!“

Was ich verkündigt, wird geschehen:
 Des Truges morsche Kette reißt,
 Die Kirche Christi wird erstehen
 Und siegen wird der ew'ge Geist!

Traun! wollte Gott in Wundern sprechen,
 Er würde wenden euer Herz,
 Er würde von der Brust euch brechen
 Den siebenfachen Wall von Erz.

Das wär' ein Wunder, heißt nicht andre!
 Dies eine thut euch bitter noth.
 Ich aber meines Weges wandre,
 Und meinen Pfad verschlingt der Tod.

Ein Werkzeug nur, das Gott erweckte,
 Ein Straßenlichtlein in der Nacht,
 Das warnend Gott am Abgrund steckte,
 Ein tönend Horn in seiner Schlacht.

Will Gott das Lichtlein nicht mehr brauchen,
 So lißt es aus; doch seine Hand
 Wird warnend aus dem Abgrund tauchen,
 Mit einem hellen Fackelbrand.

Will Gott dies Horn auch nicht mehr brauchen,
 Weil lauter wird der Schlachtendrang,
 So wird er in ein andres hauchen,
 Das rufen wird wie Donnerklang!“

Da schmähn und lästern mit Gepolter
 Die Richter, schreien wuthentbrannt:
 „Fort mit dem Kezer auf die Folter!“
 Schon sind die Büttel zugerannt.

Girolamo ist fest gebunden,
 Ein Strick um seinen Leib sich schlang,
 Und hoch hinauf wird er gewunden
 An einen Balken mit dem Strang.

Am Stricke stürzt er plötzlich nieder
 Bis nah zum Boden mit Gewalt,
 Daß ihm der Schmerz durch alle Glieder
 Erschütternd zuckt und zerrt und prallt.

Am Seile bleibt er hangend schweben,
 Da schreien ihm die Richter zu:
 „Willst du der Kirche dich ergeben?
 Und lässest du den Papst in Ruh?“

Ihm bebt der Leib in allen Fugen,
 Ihm ist, als ob im jähen Fall
 Gehirn und Herz zusammenschlugen,
 Selbst vom ungeheuren Prall.

Im Leidensaufruhr wankt und zittert
 Jedwebe Fiber, kocht das Blut;
 Doch bleibt die Seele unerschüttert,
 Ein großer Schmerz, ein größrer Muth.

Er spricht mit schmerzgedämpfter Sprache:
 „Bei Gott! ich widerrufe nicht!
 Und wenn mir eure blinde Rache
 Auch jeden Nerv am Leibe bricht!“

Und grimmig staunen seine Schergen,
 Daß ihn die Qual nicht niederschlägt;
 Es will ihr Zorn die Ehrfurcht bergen,
 Die sich in ihren Herzen regt.

Sie stellen ihm noch viele Fragen,
 Ob er Rebell und Ketzer sei,
 Und Alles wird zu Schrift getragen,
 Und seine Antwort, fest und frei.

Sie möchten gerne ihn verschlingen
 In ihrer Fragen schlaues Netz,
 Um vor dem Volke aufzubringen
 Ein Urtheil nach dem Strafgesetz.

Doch sie umstellen ihn vergebens,
 Denn seine Worte sprechen klar,
 So wie die Tage seines Lebens,
 Daß all sein Wandel fromm und wahr.

Girolamo wird losgebunden
 Und in's Gefängniß fortgeschafft,
 Daß er in nugestörten Stunden
 Zur Folter sammle neue Kraft.

Er kniet und betet händeringend
 Einsam in seiner Kerkerhaft,
 Er fleht zu Gotte heiß und dringend
 Um seinen Segen, seine Kraft:

„Der grause Schmerz will mich bezwingen,
 Verlaß mich nicht am End' der Bahn!
 O Gott! o Gott! laß mich's vollbringen
 Und nimm mich als Blutzengen an!“

Als neu der Morgen angebrochen,
 Da kommt mit ihm der grause Schmerz,
 Die Richter sammeln sich und pochen
 Dem Streiter wieder scharf an's Herz.

Sie winden ihn empor und werfen
 Ihn jach herunter an der Schnur;
 Und seine Büttel sinnig schärfen
 Mit neuen Qualen die Tortur.

Sie wollen sein Geständniß rauben
 Mit einem glüh'nden Kohlenbrand,
 Sie brauchen Stachel, Zangen, Schrauben,
 Und Zerrgewicht an Fuß und Hand.

Und wieder wird gefragt, geschrieben,
 Drei Stunden dauert das Gericht;
 Girolamo ist treu geblieben
 Dem Wort: „Ich widerrufe nicht!“

Am dritten Morgen halten wieder
 Um ihn die Qualen ihren Reih'n;
 Doch zwingen sie sein Wort nicht nieder,
 Wie heftig sie auch stürmen ein.

Verzweifeln muß die Folterfrage,
 Und jeder Schreck an ihm zerschellt.
 Also verstreichen sieben Tage,
 Und herrlich siegt der Gottesheld. —

Domenico verlangt entschlossen:
 „Des Freundes Loos sei mein Geschick!
 Führt ihr zum Tod mir den Genossen,
 Sei's auch mein letzter Augenblick!“

Und als der Abend niederschattet,
Da liegt einsam Girolamo,
Von Hunger, Schmerz und Kampf ermattet.
Im Kerker auf dem Häuflein Stroh.

Doch darf sein Herz den Trost genießen,
Den süßen Trost: bei Kampf und Leid
Sich traulich fest an Gott zu schließen
In unstörbarer Sicherheit.

Schlaf sinket auf den Dulder nieder,
Drückt ihm die heißen Augen zu,
Erquickt ihm die zerschlagenen Glieder,
Vorspiel der süßen Todesruh.

Er träumt. Er zieht mit seinen Eltern,
Die er so schmerzlich einst verließ,
Fort zu den himmlischen Bergeltern,
Sie kommen an das Paradies.

Hoch eine Wand von Edelsteinen
Umschließt es in krystallner Hut,
Die Farben in einander scheinen,
Wie Himmelsglut und Erdenflut.

Die Wand im ew'gen Strahlenflusse
Lebendig um den Hain sich schlingt,
Und von der Mauer hell zum Gruße
Herab ein Chor von Engeln singt.

Es klingt, daß manche längstverlorne
Sehnsucht im Herzen wieder schwillt;
Daß sich im süßen Liederborne
Der Durst der Jugendträume stillt.

Es klingt, daß jedes schöne Hoffen
Aus seinem Grabe sich erhebt,
Daß jede Freude, sturmgetroffen,
Im Herzen schöner wiederlebt.

Es rauschen nie geahute Wonnen
Im Herzen auf, der Mensch erschrickt,
Als er so tief in diesen Brunnen
Zum erstenmal hinunterblickt.

Und jecho sich die Mauern spalten,
Vom Freudenklinge aufgesprengt,
Ein Chor von himmlischen Gestalten
Gastlich die Kommenden empfängt.

Nun grüßen sie, vertraulich lächelnd,
 Girolamo, nun kühlen ihn,
 Mit ihren sanften Flügeln sächelnd,
 Die heißen Wunden Seraphim.

Die Patriarchen und Propheten,
 Die Kirchenväter grüßen ihn,
 Apostel und Anachoreten,
 Und Märtyrer vorüberziehen.

Hosianna! tönt's im weiten Kreise;
 Sein Vater singt frohlockend mit,
 Doch seine Mutter schluchzet leise
 Und folgt dem Sohn auf jeden Schritt.

Ihr sagt mit tröstender Geberde
 Ein Engel, daß von ihrem Kind
 Sie nimmer hier geschieden werde,
 Und trocknet ihr die Thräne lind.

Und jezo auch die Mutter singet:
 Hosianna! freudig mit dem Chor,
 Indem ihr Arm den Sohn umschlinget,
 Den sie so schmerzlich einst verlor.

Sie wandeln fort in Wiesenthälen,
 Wo tausend Blumenvölker blühen,
 Die Blüthen strahlen, dunkeln, strahlen,
 Es ist ein athmend Farbenglühen.

Sie wandeln fort in grünen Auen,
 Es singt und klingt auf jedem Ast,
 Die Vögel neigen voll Vertrauen
 Sich nieder nach dem lieben Gast.

Und süßbeladne Zweige beugen
 Credenzend nieder ihre Frucht;
 Und Quellen rieseln klar und säugen
 Die holden Blumen auf der Flucht.

Es lebt die Luft von Blumenhauchen,
 Es hebt die Luft von Liederklang,
 Und aus tiefklarem Weiher tauchen
 Fischlein und tanzen zum Gesang.

Und scherzend kommt der flinke Reiher,
 Der Fischlein auch zum Tanz begehrt,
 Hebt's in die Luft; doch in den Weiher
 Bringt er's nach Hause unverfehrt.

Gazellen weiß und Lämmer viele,
 Und Hermeline, Hirsch' und Reh',
 Sie treiben weidend Scherz' und Spiele,
 Und trinken aus dem klaren See.

Girolamo begehrt zu wissen,
 Was diese weiße Heerde soll?
 Und dort die Vöglein sangbestiffen?
 Und hier die Fischlein selig toll?

Der Engel spricht: „Die weiße Heerde,
 Das ist die reine Christenschaar,
 Schuldlos sich freuend an der Erde,
 Frei, fröhlich, aller Sorgen baar.

Und die du siehst in Lüften schweben
 Und singen hörst im grünen Reis,
 Die Forscher sind's, die sich erheben
 Zu Gott, ihm singend Dank und Preis.

Der Reiter spielt, Fischlein zu necken,
 Dort mit verstelltem Räuberschwung;
 Ein scherzend Bild versöhnter Schrecken,
 Des Erdenwehs Erinnerung.

Die Fischlein dort im klaren Teiche,
 Aufschnellend frisch im goldnen Glanz,
 Sind Kinder, schöne, freudenreiche,
 Hinglittend leicht im sel'gen Tanz.“ —

Jetzt — plötzlich schweigen die Gefilde —
 Dort, mit dem Kelche in der Hand,
 Johannes kommt, der Hohe, Milde,
 Und segnet lächelnd alles Land.

Es ist ein tiefes, tiefes Schweigen: —
 Johannes auf dem Hügel steht,
 Mit liebevollem Hauptesneigen,
 Und so sein Wort herniederweht:

„O trinket, Blumen! o genießet
 Auch ihr mit Freuden Christi Blut!“
 Und sprengend aus dem Kelche gießet
 Er hin des Weines heil'ge Flut.

Und wie der Kelch die theuren Tropfen
 Weithin vertheilend niederkhaut:
 Bewegt den Grund ein Freudenklopfen,
 Und alle Blumen jauchzen laut.

In alle Weiten geht ein Singen,
 Ein jeder Halm durch Wief' und Hain
 Läßt eine süße Stimme klingen,
 Und alle Engel stimmen ein;

Und alle frommen Männer, Frauen,
 Ein Jedes froh den Jubel mehrt;
 Die Drei erfast ein selig's Grauen:
 Wie Christus die Natur verklärt.

Je näher sie sich nah'n der Mitte,
 Wo Gottes Thron erhaben steht,
 Je schöner blüht's mit jedem Schritte,
 Die ganze Luft wird ein Gebet.

Nun weckt von Paradieseswegen
 Den träumenden Girolamo
 Sein Herz mit lauten Bonneschlägen,
 Nun wacht er auf am Kerkerstroh.

Ceccone.

Schon wird die Kunde laut im Volke:
 „Girolamo bekannte nichts!“
 Schon lagert drohend eine Wolke
 Sich ob den Männern des Gerichts.

Die Folterknechte selbst erzählen,
 Daß er geduldig Schmerzen trug,
 Wie sie noch Keinen durften quälen;
 Sie meinen selbst: es ist genug!

Und mancher seiner wilden Gegner
 Fühlt schon zur Milde sich geneigt;
 Und hier und dort ruft ein Berweg'ner,
 Wenn sich ein Inquisitor zeigt:

„Habt ihr unschuldig ihn gepeinigt,
 So stürmen wir die Signorie!
 Dann, Schurken, werdet ihr gesteinigt!
 Dann schlachten wir dem Pabst sein Vieh!“

Die Richter haben Noth und Aengste;
 Wer gestern noch der Schärffste war,
 Geberdet heut sich als der Bängste;
 Rathlos verblüfft die ganze Schaar. —

Gott ist am nächsten wohl den Guten,
Wenn ihre Noth zum Gipfel wächst;
Doch soll das Laster sich verbluten,
Dann ist der Teufel oft zunächst.

Die Richter sind am frühen Morgen
Versammelt wieder im Pallast,
Voll Zornes, Ugebuld und Sorgen;
Da kommt ein unverhoffter Gast.

Da schleicht in den Saal der Richter,
Oh wieder das Verhör begann,
Und mustert lächelnd die Gesichter
Ein kleiner, feiner alter Mann.

Ceccone ist's, den Alle scheuen,
Willkommen doch zu dieser Frist:
Er kann vielleicht den Sturm zerstreuen,
Im Land der schlaueste Rabulist.

Die Richter sich um ihn besleifen,
Sie drücken schmeichelnd ihm die Hand:
„Kann uns vielleicht der Noth entreißen,
O Freund, dein mächtiger Verstand?“

Und hastig flüstert drauf Ceccone:
„Von Freundschaft nichts! ich brauche Brod.
Vierhundert Scudi mir zum Lohne,
So helf' ich euch aus dieser Noth.

Ihr habt aus eurem schmalen Hirne
Das letzte Tröpflein Witiz gepreßt,
Nun sitzt die Angst euch auf der Stirne,
Weil sich der Monch nicht zwingen läßt.

Schon murr't das Volk, 's gibt harte Schlappen,
Euch treibt die blinde Angst, gewiß,
Ihr werdet nicht hinaus euch tappen
Aus dieser bangen Finsterniß.

Nun, wollt ihr zahlen die Laterne?
Bezahlt ihr nicht, so geh' ich fort!“
Die Richter flüstern: „Gerne! gerne!
Nur sprich geschwind ein rettend Wort!“

Ceccone lächelt mit Behagen,
Genießend seiner Wichtigkeit;
Er spricht: „Wohl an, hört auf zu zagen,
Zu Hilfe bin ich euch bereit.

Dort hinter jenem Pfeilerstocke
Pflanzt mir ein Tischlein, einen Stuhl,
Das Uebre führ' ich selbst im Rode:
Papier und Tint' und Gänsepul'.

In jenen Winkel laßt mich kauern;
Unsichtbar, still auf meinem Platz,
Will das Verhör ich scharf belauern,
Nachschreiben schleunig Satz für Satz.

Behalten will ich seine Worte,
Nur wird die Feder sacht und fein
Verschieben sie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.

Die Säge will ich schlan verwickeln,
Hier schneiden ab zu falschem Schluß,
Dort weiterspinnen mit Partikeln;
So daß dieß Pfäfflein sterben muß.“

Schon hat Ceccone sich gelagert.
Nun tritt Girolamo herein,
Bleich, mund, zum Leichenbild verlagert;
Der Alte blieb sein Geist allein.

Und man verhöret den Gottesstreiter,
Getreulich schreibt es der Notar;
Doch schreibt im Winkel dort ein zweiter
Und fälscht die Reden unsichtbar.

Der weiß die Worte umzustellen,
Der stugt und streckt sie so gewandt,
Daß hier zum Kezer und Rebellen
Girolamo sich klar bekannt.

Und als sie das Verhör geendigt,
Worin der Held getreu sich blieb,
Von Schmerz und Schlaueit ungebändig,
Als der Notar das letzte schrieb:

Da schleicht hervor, Unheil zu stiften,
Aus dem geheimen Hinterhalt,
Verbergend im Gewand die Schriften,
Ceccone's lauernde Gestalt.

Und einer naht ihm des Gerichtes
Und reicht die Akten ihm zur Hand:
„Sieh den Proceß hier dieses Wichtes,
Was er von Freveln eingestand.“

Eccone wünscht, den Fall beklagend,
Den Richtern und der Kirche Glück,
Die äyten Schriften unterschlagend,
Gibt er die falschen ihm zurück.

Girolamo muß eilig wandern
Zum Kerker; und begierig rafft
Ein Richter aus der Hand dem andern
Eccone's Meisterstück und gafft.

Sie sind entzündt; die theuren Zeilen
Nachdoppelt sink ein Schreiber schon,
Und scharfberittne Boten eilen
Damit nach Rom zum heil'gen Thron. —

Nun lauscht das Volk, zu jedem Schwunge
Der leichtbewegte, schwache Thor:
Eccone liest mit lauter Zunge
Und frecher Stirn sein Blendwerk vor.

„Wo ist er? daß wir ihn zerstückten!“
So brüllt des Pöbels wilder Schwarm.
Des Dulbers Freunde unterdrücken
Den Argwohn mit verschwiegnem Harm.

„Er wagt es nicht, vor euch zu treten,““
— Bescheidet sie Eccone dreist —

„Deun kundig ward es dem Propheten,
Daß ihr ihn steinigt und zerreißt!“

Doch müßt ihr euch zufrieden stellen,
Das unerbittliche Gericht
Bestraft den Ketzer und Rebellen
Bald, bald in eurem Angesicht!““

Der Schwarm hat murmeln sich zer schlagen,
Die Richter athmen frei und froh;
Und hoffnungslosen Kummer tragen
Die Freunde des Girolamo.

Sein Tod.

Als kaum der frühest Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Gesägt, gezimmert und gehämmert
Von tausend Händen, und gebaut.

Doch heute gilt es keine Buden,
Die lockend sonst an diesem Platz
Das heitre Volk zum Kaufe luden
Mit all des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingsstrahle
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie schlagen auf drei Tribunale,
Sie richten ein Schaffotgerüst.

Savonarola's Freunde müssen,
Geneckt von Scherz und scharfem Spott,
Der Feinde Nachelust versüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Bischof von Vasona schreitet
Setzt auf das erste Tribunal,
Von seinen Mönchen hinbegleitet,
Zu thun, was ihm der Pabst befaßt.

Der Bischof soll, bevor die Weiden
Empfängt das weltliche Gericht,
Der Kleruswürde sie entkleiden;
Mit feierlichem Zorn er spricht:

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes,
Und heil'gen Geistes, und in Kraft
Des römischen Apostelthrones,
Strolamo, wirst du bestrast:

Wirst du des geistlichen Gewandes,
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gunst des Priesterstandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht:

Entsetzt, beraubt und ausgezogen,
Dich stoßt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du gelästert und betrogen;
Hier gibt sie dich den Henkern preis!“ —

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was sie gab, zurück,
Von Grad zu Grad Gewand und Weiße
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.

Da ruft ein Mönch: „heu! heu! propheta!“
Reißt aus der Hand ihm das Brevier,
Reißt ihm vom Leibe die Planeta,
Dann Stola, Alba, Scapulier.

Gelassen trägt der Gottesstreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blickt sein Auge himmlisch heiter
Nach seinem Gott zum Himmel auf.

Zuletzt, was er zuerst empfangen.
Wird ihm entzogen sein Habit,
Und seine leidensblassen Wangen
Verschämte Röthe überzieht.

Der Bischof ruft: „Bist ausgeschieden;
Die Kirche Christi stoßt dich fort!
Die Kirche, streitend noch hienieden!
Die Kirche, triumphirend dort!“

Er spricht: „„Die Kirche muß ich meiden.
Die diesseits noch im Streite bebt;
Von jener kannst du mich nicht scheiden,
Die triumphirend ewig lebt!““

Und wie Girolamo getragen
Getrost der Schande bitterm Schmerz,
So trägt ihn schweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.

Auch er steht da im Unterkleide,
Entweicht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jezo werden eilig beide
Geführt an's zweite Tribunal.

Des Pabstes Commissarien künden
Den beiden Brüdern hier zusammt,
Daß wegen ihrer schwarzen Sünden
Der Pabst als Ketzer sie verdammt.

Doch mildernd wird hinzugesprochen.
Daß sie des Pabstes Heiligkeit
Nicht läßt im Fegeseuer kochen,
Daß sie der Tod von Schuld befreit:

„Der Pabst, versöhnend beide Welten,
Läßt gnädig euch den Feuerbrand
Vorweg als Fegeseuer gelten,
Gibt euch der Unschuld frühern Stand!“

Die Ceremonie nimmt ihr Endniß
Am dritten Stand; hier hören sie,
Gefällt, so heißt's, auf ihr Geständniß,
Den Todespruch der Signorie.

Domenico nimmt mit Ergebung
Nun auch dahin sein Todesloos,
Er findet Stärkung und Erhebung
Im Angesicht Girolamo's.

Dies Antlitz auf dem Sterbengange
Ist nicht des Sünders Angesicht,
Der an dem steilen Todeshange
Voll Schwindelangst zusammenbricht;

Auch ist es nicht das eh'rue Trozen
Fanatikers, voll Bluth und Kraft,
Dem noch die Todesblide strozen
Von Fllchen wilder Leidenschaft.

Sein Antlitz ist ein hoher Friede,
Sein Schweigen seliges Gebet,
Ein Lauschen nach dem Heimathliebe,
Das tröstend ihm herüberweht.

Nun ist sein Auge hell erglommen,
Und blühend sich die Wange malt:
Das ist der himmlische Willkommen,
Der auf den Dulder niederstrahlt.

Und als er zum Schaffote schreitet,
Und mancher seiner Freunde jezt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernben zulezt:

„Verbrennt man mich, seid unerschrocken,
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blüthenflocken
Vom schönen Frühling Gottes sind!“ —

Wer drängt so heftig durch die Schaaren?
Wer ist der alte, graue Mann?
Der von der hohen, wunderklaren
Gestalt den Blick nicht wenden kann?

Es ist der wilde Christenhasser,
Tubal des Ausgangs zitternd harrt.
Aus seinen Augen stürzt das Wasser,
Indem er auf den Helden starrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorüberzieht,
Als ihm sein Auge mild und heiter
In's gramverstörte Auge sieht:

Da fühlt der Jude sich bezwungen,
Ihm ist der Blick mit Zaubermacht
In's haßverstopfte Herz gedrungen,
Die Liebe ist in ihm erwacht.

Dem Judengreis, voll heißer Wunden,
Ward nun der franke Geist erquickt,
Girolamo macht ihn gesunden,
Hat Christus ihm in's Herz geblickt.

Der Alte ruft: „Laß dich umfassen!
Ich glaube dir! mit dir ist Gott!
Man geht so selig und gelassen
Nur für Messias in den Tod!“

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchbringend schreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir und Preis!

O laßt mich los! o laßt mich laufen
Und ihm zu Füßen stürzen mich!
Er soll, bevor er stirbt, mich taufen!
Jesus Messias! laßt mich!

Wollt ihr das Wasser ihm verwehren,
Wehrt ihm zu sprechen sein Geschid,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er segne mich mit seinem Blick!“

Girolamo hört sein Begehren,
Er spricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und segne mit dem Kreuze dich!“ —

Nun steigen an's Schaffot die Streiter,
Domenico entschlossen stumm,
Girolamo spricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubenssymbolum.

Und als sie an den Gipfel kamen,
Da spricht Girolamo den Schluß:
„Et in vitam aeternam. Amen!“
Und nickt dem Freund den letzten Gruß.

Nun stehn, umringt von Heulerknechten,
Die Brüder auf dem Brandgerüst,
Savonarola mit der Rechten
Das Volk noch einmal segnend grüßt.

Die Schergen sich geschäftig rühren
Und rülsten sink die Lobesqual;
Die einen hier mit Ketten schürren
Die Brüd' er je an einen Pfahl,

Ein andrer regt die Hände fleißig
Am Scheiterhaufen, streut geschwind
Schießpulver auf das blirre Meißig
Und prllst, von wannen streicht der Wind.

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durch's Gerüste streichen
Und eisern frisch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen schrieb;

Die Gelbenstirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederlebend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — ist dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt;
Die Sehnsucht, Alle zu beglücken,
Die seine Blüthe still verheert:

Das ist verloren und vergangen,
Das Alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend hastig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Jammers sich erbarmt,
Das treuste Herz habt ihr verstoßen,
Und wisset nicht wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne scheint
Und daß die Erde lustig blüht;
Der es so gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Asche hier verglüht?

Sal wenn ein Herz der Frühling hätte,
Er finge laut zu klagen an
Vor seinem heißen Todesbette,
Den er euch nicht ersetzen kann.

Nun mögen euch die Wälder rauschen,
Die Frucht ist süß, und kühl ihr Dach,
Dem Sang der Vögel mögt ihr lauschen,
Mögt laben euch am frischen Bach;

Den grünsten Wald habt ihr zerrüttet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht;
Den reinsten Quell habt ihr verschüttet;
Den hellsten Vogel fortgeschreckt! —

Allmählig löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge setzt den Nest zusammen
Und eilt damit zum Arnostrand.

Was nicht der Wind, den Feuerstellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein stilles Grab. —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von bannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Bergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
 Herein der Frühling Gottes bricht,
 Der Kirche weht, der milden, kranken,
 Genesungsluft in's Angesicht.

Die Schneelawinen alter Elogen,
 In langer, hanger Winterzeit
 Von all den trüben Wolkenzügen
 Auf unsre Alp herabgeschneit,

Sie trifft des Frühlings Macht und Leben,
 Sie trifft der Sonnenblick des Herrn,
 Daß sie nur leicht und lose schweben
 Um des Gebirges festen Kern;

Und es bedarf nur einer Stimme,
 Die, rings die Luft erschütternd, ruft,
 So stürzen sich mit lautem Grimme
 Die Frostlawinen in die Gruft. —

Der alte Tubal folgt den Leuten
 Zum Straube, traurig, ohne Wort,
 Als sie die Asche niederstreuten,
 Er zieht am Fluß hinunter fort.

Er folgt dem Strom, dem sonnenhellen,
 Gedankenvoll, und weint, und lauscht
 Dem langen Leichenzug der Wellen,
 Der mit dem Staub von hinnen rauscht.

So zieht er fort am Arnoslusse
 Vom Morgen bis zum Abendlicht,
 Bis seinem alten, lahmen Fuße
 Zur Wanderung die Kraft gebriecht.

Da steht einsam am Wiesenraine
 Ein Kreuz; er wirft die Krücke hin
 Und sinkt und läßt im Abendscheine
 Den Strom an sich vorüberziehen.

Und starrend in die rothen Fluten,
 Gedent er wieder kummervoll
 Der Kinder, steht, wie sie verbluten;
 Doch schweigt in seiner Brust der Groll.

Sein Herz empfing von ihm die Milde,
 Zu dem er sich hinübersehnt;
 Er blickt hinauf zum Christusbilde
 Und stirbt, das Haupt an's Kreuz gelehnt.

Die Albigenfer.

Freie Dichtungen.

VERSUCH

Das alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichste verwehen,
Die Klage stets auf Erden klingt;
Doch Lobtes noch lebendig wühnen,
Verwirrt das Weltgeschid und bringt
Das tiefste Leid, die herbsten Thränen.

Einleitung.

Das erste Gedicht, welches von Lenau gedruckt wurde, waren „Die Jugendträume“; es erschien in J. G. Seibls Taschenbuch „Aurora“ für 1828 (vergl. S. 22). Mit einer Sammlung seiner „Gedichte“ trat Lenau 1832 hervor. Im „vierschörötigen“ (vergl. Schurz II, 139) Jahre 1844 wurde seinem Dichten durch den Beginn seiner bis zum Tode (1850) andauernden Geistesumnachtung ein Ziel gesetzt. Der 1836 begonnene und schon 1837 vollendete und erschienene „Savonarola“ bildet also zeitlich den Mittelpunkt seines gesammten Dichtens. Aber das nicht allein: er bildet auch den geistigen Höhepunkt des Dichters und des Menschen Lenau. Um diesen Höhepunkt als solchen zu erkennen, mußten wir hinan- und hinabsteigen. In der „Einleitung“ zum „Savonarola“ habe ich deshalb zurück- und vorgegriffen; und so haben wir bereits gesehen, wie sich bei Lenau jene innere Wandlung vollzog, die dem „Savonarola“ die „Albigenser“ folgen ließ.

Vedor ich nun weiter fortfahre, vernehmen wir, wie sich über dasselbe Thema Lenau's innigste Freundin Sophie ausläßt, was, abgesehen von ihrem eigenen Zeugniß, um so interessanter und wichtiger ist, da sie Briefstellen von Lenau selbst beibringt, die nur im Zusammenhange mit ihrer Darstellung erschienen sind. Von der Savonarola-Zeit zur Albigenser-Zeit übergehend, schreibt Sophie (Schurz II, 341): „... Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört. Die schlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, standen als ein Schreckbild, das seine gespenstischen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausstreckte, vor ihm. Er schrieb: „Diese zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Ausschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott.“ — Doch die Ruhe in Gott ist keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte sich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Fluren gewandelt, an dessen Brust er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll.“ — Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger. — „Ich habe wieder eine Anwanlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trokes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eignen Weine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlorren Stunden werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß.“ — Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Sazung!“ das war die Lösung zu den Albigenserschlachten. Seinem Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Lust zu machen, in Wildern und

Worten, deren milde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Abigenjer sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen. — Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand. — Den Traum im „Nachtgesang“ hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!“ sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur“

sagt die süße Stimme, und die Abigenjer haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen. . .“

So weit Sophie, die den Artikel (Schurz II, 340—343), dem dieß entlehnt ist, mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben hat, nachzuweisen, daß Lenau „das Kreuz tragen und geliebt“ habe, und daß deshalb auf Lenau's Denkmal ein Kreuz gehöre. —

Die erste Anregung zur dichterischen Bearbeitung der Abigenjertriede empfing Lenau von dem Romanisten Ferdinand Wolf, damals Custos an der Wiener Hofbibliothek. Derselbe schrieb am 1. December 1850 darüber an Schurz (Schurz I, 353): „. . . Er [Lenau] wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieselbe Idee in einer Trilogie: „Ziska, Huß und Gutten“ bearbeiten, und ich machte ihn aufmerksam, daß sie durch die Unterlage der Geschichte der Abigenjer sich vielleicht noch wirksamer herausstellen dürfte, was er mit seinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er sich mit den Quellen dieser Geschichte bekannter machte, und sie zu seinen hochpoetischen, meisterhaften Wibern verarbeitete, die er uns (Milnch, Karajan und mir) gleich nach Entstehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenstand unseres Gesprächs an unseren winterlichen Donnerstagsversammlungsabenden, wechselweise bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beschäftigten ihn auch Stührs mythologische Untersuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Abigenjern finden. . .“

Der Entschluß, die Abigenjertriede einer neuen größeren Dichtung zu Grunde zu legen, scheint Anfang 1838 von Lenau gefaßt zu sein, denn das früheste Zeugniß für denselben ist jener Brief Lenau's an Emilie Reinbeck vom 16. Januar 1838 (Schurz I, 352), der in der Einleitung zum „Savonarola“ (S. 465) mitgetheilt wurde. Am 11. September 1838 schreibt Lenau, ebenfalls von Wien aus, an dieselbe (Schurz I, 379): — „Meine Abigenjer beschäftigen mich aufs Lebhafteste. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff spielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein. — Mein Muth ist groß, meine Kraft nicht schlecht, und mein Körper ist gesund; und aus allem dem hoff ich, daß Gott auf diese Arbeit mit holbem Auge herab sieht.“

Wie dann die Dichtung fortschritt, mögen uns einige Briefstellen vom Dichter selbst mittheilen: Lenau an Schurz, Jßhl, den 28. Juli 1839 (Schurz II, 10): „Seit vier Tagen bin ich wieder zwischen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch so gut werden? Die Lust ist herrlich; mir ist, als hätte man mir Leben in alle Aern gegossen. Es wird auch meinen Abigenjern wohl werden in diesen Wäldern, wo ich mir das schönste Holz zu Scheiterhaufen aussuchen kann. Was bis jetzt fertig worden, ist nicht übel gerathen; Du wirst Deine Freude daran haben, treuer Bruder! . . .“ — An Schurz in Wien, Jßhl, den 28. September 1839 (Schurz II, 15): „. . . Meine Abigenjer rücken vor. Ich wollte auf drei Monate Lenau.

nach Stuttgart, um sie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Pässe ähnlich sieht . . ." — An Hermann Marggraff, Wien, 1. November 1839 (Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 7, vom 9. Februar 1854, S. 125; auch bei Schurz II, 16): „ . . . Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte „Die Abigensfer“ — contra pontificem [gegen den Papst], wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zwiesel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Kirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen . . ." — An Sophie, Stuttgart, den 13. April 1841 (Schurz II, 53): „ . . . Nun will ich mit Energie an meine Abigensfer dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni. . ." — An dieselbe, Stuttgart, den 20. April 1841 (Schurz II, 56): „ . . . An den Abigensfern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit [Scharlachfieber]. Dieser Tage hab' ich einen angefangenen Gesang beendigt, den Comminges [einen Gesang über den Abigensfischen Grafen von Comminges enthalten die „Abigensfer“ nicht] . . ." — An dieselbe, Stuttgart, 28. April 1841 (Schurz II, 60): „ . . . Die Abigensfer beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesänge einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Druck reif seyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald als möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehen. . ." — An dieselbe, Stuttgart, 12. Mai 1841 (Schurz II, 68): „ . . . Die Abigensfer will ich, so lang ich noch hier bin, brauchbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich streife sie mit meiner alten Haut ab [bei der Häutung vom Scharlach] für immer! . ." — An dieselbe, Stuttgart, den 18. Mai 1841 (Schurz II, 71): „ . . . Ich bin jetzt über die Abigensfer her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge, von den ersten, und gerade die fatalsten, habe ich umgearbeitet, und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt. . ." — An dieselbe, Stuttgart, den 20. Mai 1841 (Schurz II, 73): „ . . . Ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Die Abigensfer müssen gut thun. Das himmlische Ischl soll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern. . ." — An dieselbe, Stuttgart, den 26. Mai 1841 (Schurz II, 74): „ . . . Cotta ist seit einem Tage von Dotternhausen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugestimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Abigensfer machen würde. An diesen habe ich die Tage unablässig gearbeitet, und sie bis auf weniges ganz wieder abgeschrieben, und dabei hier und dort Verbesserungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuscript hier lassen zu können. Sie haben recht; diese Abigensfer sind ein wahrer Hemmschuh. Beim Abschreiben hab' ich die Arbeit genau geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist, und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Gesängen sind' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächeren schon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's freffen!“ Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht. . ." — An Max Löwenthal in Wien, Ischl, den 14. Juni 1841 (Schurz II, 79): „ . . . Mit meinen vertrakteten Abigensfern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen [einen Stoff bearbeiten], bei welchem [?] der terminus ad quem [bei Zeitpunkt des Abschlusses] nicht vorhinein klar. . ." —

Fertig wurde Lenau erst Anfang April 1842 (Schurz II, 87), also etwa vier Jahre nach dem Beginn der Dichtung. Er bereitet sich dann vor, zur Drucklegung nach Stuttgart abzureisen, wo wir ihn Ende Mai wiederfinden. Als dann aber

Anfang Juni (Schurz II, 90) mit dem Druck begonnen ist, findet er noch viel zu feilen und zu ändern: Lenau an Sophie, Stuttgart, 12. Juni 1842 (Schurz II, 91): „. . . An ein dolce far niente ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch sonst nichts zu thun, als meine Last vor Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte; doch mich kann nichts loden und reizen mehr in der Welt; 's ist halt nichts!*) . . .“ — An Karl Mayer, Stuttgart, Juni 1842 (Mayer 182; Schurz II, 93): „. . . Ich kann meine eben unter der Presse befindlichen Albigenfer, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlassen, auch nicht auf einen Tag, so lieb es mir wäre, Umland mit Dir zu besuchen. . .“ — An Sophie in Karlsbad, Stuttgart, 28. Juni 1842 (Schurz II, 94): „. . . Mit dem Arbeiten geht es so einigermaßen. Die Albigenfer nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anspruch; doch ist außerdem noch einiges Andere entstanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu seyn. . . Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und ließ genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzuspielen. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenfer gefallen. . . Von meinen Albigenfern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man sich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchsten aber in jedem Aufzuge. . .“ — An dieselbe in Karlsbad, Stuttgart, 6. Juli 1842 (Schurz II, 95): „. . . Mit den Albigenfern geht es nun rasch vorwärts. — Ich habe noch Vieles daran zu bessern gefunden; erst wenn es Ernst wird und meine Worte in die Welt hinaus müssen, pfleg' ich sie scharf und ganz genau zu mustern, wobei mir beßmal vieles auffleß, was anders werden mußte. . .“ — An dieselbe in Karlsbad, Stuttgart, 13. Juli 1842 (Schurz II, 97): „. . . Ich . . . war die ganze Zeit her ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigenfern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf meinem Tische habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar, und erst als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Uebelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gutgeheilte Weinbrüche. . .“ — An Schurz, Stuttgart, 23. Juli 1842 (Schurz II, 98): „. . . meine Albigenfer haben meine ganze Kraft und Bestimmung für sich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren sie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. . .“

Am 10. Juli 1842 meldet Emilie Reinbeck an Emma Mendorf (Mendorf 145; Schurz II, 99): „. . . Die Albigenfer werden im Laufe dieser Woche die Presse verlassen. . .“ So erschienen sie denn, und zwar unter dem Titel: „Die Albigenfer. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen.

*) Vergl. den Schluß von Lenaus Gedicht „Der Raubschütz“ S. 106 und dazu Schurz II, 51, Lenau.

J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.“ Die von Lenau schon zur Herbstmesse 1843 erwartete zweite Auflage erfolgte erst im Jahre 1846, lange nach seiner Geistesumnachtung.

Mit fast allen vorhandenen Zeugnissen habe ich den Dichter selbst sich über sein Werk aussprechen lassen, weil diese Zeugnisse so überaus lehrreich sind. Betrachten wir dieselben in ihrer Totalität, so ergibt sich sofort zweierlei. Erstens, daß die „Abigenser“ unter großen Schmerzen gezeugt sind. In der Dichtung selber, besonders in dem einleitenden „Nachtgefange“, ist diesen Schmerzen zum Ausdruck verholten. Fällt doch auch ins Jahr 1839 die Liebesepifode mit der berühmten Sängerin Karoline Unger, woran hier nur erinnert werden kann. — Zweitens aber ergibt sich, daß die „Abigenser“ nicht nach einem festen Plane gearbeitet, sondern langsam und mit großen Pausen nach Eingebungen des Augenblicks geworden sind: „gut oder übel, gleichviel“; der Dichter mußte sie „abschlitteln“. — Daß er selbst die aus solchem Stoffe und aus dieser Behandlungsweise resultirenden Schwächen eines Werkes kennt, und sich bewußt ist, worin dieselben in dem seinigen bestehen, erfahren wir, wenn wir einzelne jener Briefstellen ins Auge fassen. Durch den ausgezeichneten (Niendorf 120; Schurz II, 101) Ausspruch von Lenau: „Die Abigenser sind das Kühnste, das Großartigste, was ich gemacht habe. Es sind Fresken“, wird diese Selbsterkenntniß nicht beeinträchtigt, sondern bestätigt, denn eine Reihe von Fresken ist eben ein Cyklus von klein und großartig aufgerissenen Wandgemälden, die einen Stoff in seinem Nacheinander zur Anschauung bringen und ihren Vereinigungspunct nicht in einem Gipfel der Handlung, nicht in einem Helden, sondern nur in einer leitenden Idee zu suchen brauchen. Daß einzelne dieser Abigenser-Bilder Kühner und großartiger sind, wie andere Einzelheiten von Lenau, mag zugegeben werden; andere dagegen sind, wie der Dichter selbst weiß „schwächer“, so daß sie nur „mitlaufen können“.

„Der Held des Gedichts ist der Zweifel“ sagt Lenau in jenem Briefe an Hermann Marggraff, der in Mitten der Arbeit geschrieben ist. Und als nach ihrer Vollendung jemand äußerte, wie es seltsam sei, daß in den „Abigensern“ eigentlich kein Held den Mittelpunct bilde, blieb er dabei (Frankl 75; vergl. auch Schurz I, 354): „Aberdings hat das Gedicht einen Helden: Den Zweifel“. — Wäre das eine materielle Wahrheit, so müßte der Zweifel eine allegorische Figur des Gedichts sein. So aber will Lenau nur die leitende Idee des Ganzen für den Helden substituiren. Warum er gerade den Zweifel als leitende Idee bezeichnet, ist aus der Dichtung selbst, die den Zweifel nur zweimal (in den Abschnitten „Ein Schlachtfeld“ und „Alfar“) apostrophirt, nicht klar ersichtlich, denn später heißt es (in „Umsonst!“):

„Gedanke heißt der Heilige, der Held,

Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

D glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühen und singen.“

Und in „Nitter und Mönch“:

„Das Leben bricht der Kirche billste Schranke;
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlösung der Gedanke.“

Und im „Schlußgesang“ heißt es wieder, wir sollen die Schrumpfgestalten der Despoten von heute vergleichen mit Innocenz, dem großen Toblen,

„Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen“.

Natürlich ist dieser „Gedanke“ im Sinne Lenaus derjenige, der sich, wie bei Julius Moser Haszver, dem Heilande, dem Christenthum, der Satzung gegenüberstellt:

„Wie ein Gedanke wider den Gedanken“.

Das Element oder Princip der freien Forschung im Gegensatz zur starren Satzung ist also die Idee, die Tendenz der „Albigenjer“, ist das Centrum, welches die einzelnen Bilder der Dichtung zusammenhält. Das Christenthum faßt Lenau nicht mehr, wie in „Savonarola“, als die geoffenbarte, immanente Religion, sondern als eine historische, dem geschichtlichen Proceß unterworfenene Erscheinung auf. Der große Umschwung in der Lebensansicht des Dichters ist also klar. Nur darf man, wie es in tendenziöser Weise geschehen ist, nicht so weit gehen, Lenau nun zu den Verächtern des Christenthums zu zählen. Wer das thut, der verwechselt Albigenstiche, von Lenau nur vorgetragene Lehren mit Lenauischen Ansichten, der übersieht die christlichen Anklänge in seinen gleichzeitigen, theilweise von mir excerptirten Briefen und in den „Albigenjern“ selbst. Am 2. August 1842, also unmittelbar nach dem Erscheinen der „Albigenjer“, berichtet Emilie Reinbeck an Emma Niendorf (Niendorf 146; Schurz II, 102): „... Kerner schrieb gestern an J. und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigenjern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las und sie deshalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigenstiche war, von Americh von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen danach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Herabdrücker des Christenthums rechnet...“

Wie beim „Savonarola“ theilte sich die Kritik auch bei den „Albigenjern“ in zwei Heerlager: von derselben Seite, von welcher der „Savonarola“ als ein mystisches Erzeugniß der Pietisterei hart getabelt oder ganz verworfen wurde, pries man die „Albigenjer“ als ein Erzeugniß des freien, aus den Banden des Christenthums entfesselten Dichtergeistes; — und umgekehrt: von derselben Seite, von welcher der „Savonarola“ als ein echt christliches und darum als ein Meisterwerk ersten Ranges mit Freude begrüßt war, bedauerte man den Abfall des Dichters vom alleinseligmachenden Christenglauben; — und beide Parteien waren voreingenommen und blind genug, nicht zu merken, daß jeder Vertreter dieser Parteistandpunkte in dem Bestreben, den Dichter als den seinigen darzustellen, über das Ziel hinaus-schoß. Daß beide Parteien einzelne Schönheiten beider Dichtungen anerkannten, brachte die Würde des Dichters mit sich. Wäre er ein Neuling gewesen, so würden sie in Hauch und Bogen anerkannt oder verworfen haben. So war unsere Kritik damals, und — leider! — so ist sie im Großen und Ganzen noch heute. Wir hatten und haben eine Kritik, die — einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet — politische und religiöse oder philosophische Maßstäbe anlegt, während der einzig richtige Maßstab für eine Dichtung, die soeben in die Erscheinung tritt, nur ein poetisch-ästhetischer sein kann, angelegt, um sie nach ihrem ethischen und poetischen Gehalte ästhetisch zu messen. — Später tritt dann als zweiter berechtigter Standpunkt der historische hinzu, von dem aus ein Kunstzeugniß in seiner Abhängigkeit von der Vergangenheit und in seiner Wirkung auf Gegenwart und Zukunft

Lenau.

gemessen wird. Wer andere Maßstäbe an ein Kunstwerk anlegt, der handelt wie in der Fabel von Friedrich Schottin der „Nachbar Kriticus“, der dort eine Parkanlage verlangte, wo ein einfacher Garten sein sollte, oder den Rhein und Nil, wo ein Bächlein floß; — oder wie jemand, der eine lateinische Grammatik nicht auf ihren philologisch-grammatischen Gehalt und auf ihre pädagogische Brauchbarkeit, sondern auf die Gediegenheit ihres deutschen Stils prüfen wollte. Sollte der deutsche Styl in einer lateinischen Grammatik mangelhaft sein, so mag das der Kritiker immerhin nebenbei bemerken, aber er kann das Buch und seinen Verfasser, der auf Dinge Gewicht legte und ihnen gerecht wurde, die im Wesen der Sache liegen, deshalb nicht verwerfen.

Ist damit auch die ganze zeitgenössische Kritik gerichtet — einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, auf die ich noch zurückkomme —, so ist es doch immerhin lehrreich, zu vernehmen, wie sich hervorragende Persönlichkeiten oder Organe der Presse von ihrem Parteistandpunkte aus vernehmen ließen.

Am 29. August 1843 schrieb Gustav Schwab, gleichsam als Sprachrohr der schwäbischen Freunde Lenaus (aber schwerlich wird man Umland mit einbegriffen denken können), an Anastasius Grün (vergl. dessen „Lebensgeschichtliche Umrisse“ Lenaus in den verschiedenen Cotta'schen Ausgaben von Lenaus „sämmlichen Werken“): „... Wegen seiner Albigenser, die sich für den Glauben an die Sterblichkeit meigeln lassen, sind wir hiesigen Freunde in stillschweigendem Widerspruch mit Freund Niensbich“. Wie Justinus Kerner besangen genug war, eine Lehre Almerichs von Vene für eine Glaubensansicht Lenaus zu halten, haben wir bereits gesehen. — Bis zu welcher Absurdität sich gar die Gegenpartei verstieg, geht aus einer Mittheilung Reinbecks an Lenau hervor, nach der protestantische Damen in Schwaben sich der „Albigenser“ „als Gebet- und Erbauungsbuch bedienen“ (Grün's „Lebensgeschichtliche Umrisse“). — Eine Brochüre von Theodor Opitz*, die Lenaus geistige Entwicklung bis zum Jahre 1842 aus seinen Werken nachzuweisen sucht, hält Lehren der Albigenser und Almerichs von Vene für religiöse Anschauungen Lenaus; am Schluß (S. 50) führt Opitz aus Lenaus Wiebergabe von Almerichs DIRECTION der Trinitätslehre** (in dem Abschnitte „Das Gelage“) die Verse über den Geist an und triumphirt dann: „Bis zu dieser noch wesentlich religiösen Anschauung der speculativen Philosophie hat sich Lenau in den „Albigensern“ erhoben; sie zeigt den Dichter auf derselben geistigen Entwicklungsstufe, auf der die Welt, in welche diese Dichtung fällt, — in den Anfang der vierziger Jahre — überhaupt noch stand und die Anstrengung, mit der er sich dieses Resultat erkämpfen mußte, war ein schöner Beweis seiner geistigen Kraft und schien seine Zukunft sicher zu stellen“. Die von Lenau selbst noch nicht erklommene Höhe, von der Opitz, ihn durch seine Brille betrachtend, auf ihn herabsteht, lernen wir dann auch noch kennen; er meint nämlich, vielleicht werde der damals noch nicht erschienene „Don Juan“ ausweisen, „ob der Dichter noch einen Schritt weiter, ob er den letzten, den entscheidenden Schritt gethan“. — Ein Artikel der „Nortdeutschen Post“, der die Einweihung von Lenaus Denkmal schilderte, verstieg sich sogar zu der Exclamation (Schurz II, 340): „Kein frömmelndes Kreuz, nur der Name Lenau prangt am

*) Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opitz. Leipzig, Clesnoble und Krennemann. 1850.

**) Fragmentarisch gibt das Pariser Concil vom Jahre 1210 dieselbe so wieder: „Pater in Abraham incarnatus, Filius in Maria, Spiritus sanctus in nobis quotidie incarnatur“ [Der Vater ist in Abraham Fleisch geworden, der Sohn in der Maria, der heilige Geist wird täglich in uns Fleisch].

Monument!“ Dagegen richtete Sophie ihren Ueberblick über Lenaus Entwicklungsgang, dem ich die Stelle über die Wandlung im Gemüthe des Dichters entlehnte.

Edele, vorurtheilsfreie Kritiken lieferten Berthold Auerbach in der „Europa“ und Johannes Scherr in seinem Buche „Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau“ (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung, 1844.). Der letztere sagt (S. 279): „... Einen zweiten Vorwurf, der Lenau Betreffs seines „Savonarola“ traf, daß er nämlich in demselben als Vertheidiger der orthodoxen Philosophie, d. h. der Nichtphilosophie gegen die pantheistischen und atheistischen Manifestationen der Jung-Hegel'schen Schule aufgetreten, lasse ich dahingestellt sein, indem es mir durchaus nicht zukommt, die wissenschaftliche Ansicht des Dichters zu bekriegen. Hier ist nur zu sagen, daß in diesen polemischen Partien seines Werkes, — wenn man die begeisterten Aeußerungen einer offenbar innigen Ueberzeugung mit dem für die Poesie etwas fatal klingenden Wort „polemisch“ bezeichnen darf — gerade die ergreifendsten lyrischen Ergießungen vorkommen. . .“ Bei dieser einsichtigen Anschauungsweise vom Recht der Kritik, die im Dichter nichts als den Dichter sucht, konnte Scherr natürlich die Schwächen der „Albigenfer“ im Vergleich zum „Savonarola“ nicht verkennen, und so gelangt er denn im Wesentlichen zu demselben Resultate, das der Leser in anderer Weise auf diesen Blättern gezogen findet. — In Auerbach's Besprechung der „Albigenfer“ ist besonders dessen Ansicht über die Schlußverse von Interesse, die er einem scharfen Tabel unterzog. Er hat denselben später noch zweimal wiederholt, am kürzesten und prägnantesten in seinem Vortrage „Der Weltschmerz mit besonderer Beziehung auf Nicolaus Lenau“, der in der „Neuen Folge“ seiner „Deutschen Abend“ (Stuttgart, Cotta, 1867) gedruckt wurde. Dort heißt es (S. 229): „... Mit diesem „und so weiter“ ist die endlose Perspective aufgeschlossen, damit aber auch die Bedingung des Kunstwerks aufgehoben, die Lösung wird nach außerhalb verlegt und eine Appellation an die jenseitige Instanz der Geschichte eingelegt. Das ist tröstliche Geschichtsphilosophie aber nicht Poesie.“ — Aber nicht Poesie? Das Epos allerdings muß einen in sich selbst geschlossenen Organismus darstellen, muß keiner Stütze von außen, keines Hinweises auf die Zukunft bedürfen; aber die „Albigenfer“ sind ja auch kein Epos! —

Die „Albigenfer“ sind kein Epos; sie entbehren jedes Aufbaues. Wie sie keinen Helben, keine Höhe, keinen Mittelpunkt haben, so haben sie auch keinen eigentlichen Anfang und kein eigentliches Ende; beide liegen außerhalb der Dichtung, und der Anfang, der Schluß, den Lenau genommen hat, ist ein rein willkürlicher. Der Zweifel, der Gedanke, der den geistigen Centralpunct, den „Helben“ des Ganzen bildet, ist nicht an das Albigenferthum geknüpft, er ist ewig. Wir haben gesehen, wie Lenau nach einer stofflichen Basis für seine dichterische Idee suchte, und daß er, durch Ferdinand Wolf geleitet, die Geschichte der Albigenfer als solche fand. Nun galt es, den Zweifel oder den Gedanken in der Gestalt erscheinen zu lassen, die er im Albigenferthum angenommen. Das hat Lenau gethan, indem er die negative Seite des Albigenferthums, das Verneinen der kirchlichen Dogmen darstellte. Dieses hebt aber zeitlich nicht erst mit der Sendung des Pierre von Castelnau an, mit der Lenau beginnt, sondern diese Sendung ist eben eine Folge des längst in die Erscheinung getretenen Zweifels. Der Dichter greift jedoch nicht etwa nur räumlich vor, um zeitlich Vergangenes nachzuholen, sondern er entfaltet nach drei Overtüren („Nachtgesang“ I. II., „Frühling“) einfach sein erstes Bild „Pierre von Castelnau“. Der Anfang ist also auch in Ansehung der Albigenfer'schen Geschichte willkürlich. Ebenso der Schluß! Denn der historische Schluß des Albigenferthums fällt durchaus nicht zusammen mit Lenaus Abschluß; er geht weit über denselben hinaus. Das ist aber Nebensache! Lenau wollte ja gar nicht Lenau.

das Abigenferthum verherrlichen, sondern dem Zweifel wollte er zu seinem Rechte verhelfen, und die Abigenfer waren ihm nur Mittel zum Zweck, natürlich so, wie dem echten Dichter jeder Stoff Mittel zum Zweck ist. Das Mittel durfte nicht vernachlässigt, nicht als unvergeistigte Materie behandelt werden, deshalb mußte auch die positive Seite des Abigenferthums zur Darstellung kommen. Diese aber ist der aus dem Zweifel an die Lehren der Kirche hervorgewachsene neue Glaube, fixirt als Lehre, als Dogma gegen Dogma. Die Grundzüge dieser Abigenferischen Dogmen hat Lenau beibehalten; er hat aber den Abigenferischen Lehrgehalt in einzelnen Punkten modernisirt, um ihn mit dem Zeitbewußtsein in Einklang zu bringen, und aus diesem Umstande haben Beurtheiler von Rechts und Links ihre falschen Schlußfolgerungen gezogen, wie wir sie im Vorstehenden kennen gelernt haben. Lenaus gleichzeitige Briefe, in denen er mit der ihm eigenen schlichten Ehrlichkeit sein Inneres nach außen lehrt, konnten sie nicht kennen. Konnten sie aber die Abigenferischen Lehren? Ich finde in ihren Äußerungen und Elaboraten keine Spur davon, daß sie sich dieselben angeeignet hätten. — Gleichviel: Lenau wollte nicht die Abigenferischen Lehren gegen die papistischen verfechten, er wollte nicht Dogma gegen Dogma verherrlichen, sondern der „Zweifel“ war sein „Helb“, der ewig ist. Folglich mußte er auch über die Geschichte der Abigenfer hinausweisen. Er thut es, indem er eine enbloße Perspective eröffnet, wodurch er, wie Anastasius Grün (a. a. D.) sagt, „nicht nur sein Lieb in die Unendlichkeit fortgesetzt und ewig neu erhalten, sondern auch für sich selbst von der Zukunft gleichsam Besitz ergriffen“ hat.

Die „Abigenfer“ sind kein Epos, sie sind eine Folge von ganz verschiednen construirten Abschnitten, die sich in geradliniger Richtung aneinander reihen. Wir haben gesehen, daß sie das nicht werden sollten, sondern wider Willen des Dichters erworben sind. Nicht um eine neue Kunsttheorie zu creiren, sondern aus der Noth eine Tugend machend, nannte er sie „Freie Dichtungen“; vielleicht hat er auch bei dem Worte „frei“ an den naheliegenden Doppelsinn gedacht. Und selbst die einzelnen Abschnitte sind auch als solche noch von sehr ungleichem Werthe: ein Nebelstaud, den Lenau, wie wir gesehen haben, zwar vollkommen erkannt, aber trotzdem doch nicht beseitigt hat. Einige sind tief, filhn, groß, der größten Poeten würdig; der Dichtergeist phosphorescirt und funkelt aus ihnen aufs herrlichste. Andere sind von geringerem Gehalte, oder sie leiden an Gewaltsamkeiten, an Unklarheiten bis zur vollständigen Schattenhaftigkeit. Und doch hat man sie in Bauisch und Bogen plastisch genannt! Lenau selbst schreibt einmal an Sophie (Schurz II, 6): „. . . Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man vergeißt es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. . .“ Das ist am 5. Juli 1839 und wohl nicht mit directem Bezug auf die damals im Werden begriffenen „Abigenfer“ gesagt; aber auf keine Dichtung Lenaus paßt es besser wie auf diese, die im Ganzen und auch im Einzelnen nur wenige plastische Elemente besitzt und dabei aller Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit ermangelt. Sogar das Sprachliche ist an einzelnen Stellen der „Abigenfer“ bis zur Unerträglichkeit vernachlässigt, und der metrischen Gärten in denselben sind nicht wenige.

Aber all das zum Nachtheil der „Abigenfer“ an sich und im Gegensatz zum „Evararola“ Gesagte wird überboten durch einen Grundfehler, der den Genuß der meisten Leser im hohen Grade beeinträchtigen muß, die nicht nur nippen und

Lenau.

naschen: — die einzelnen Abschnitte der Dichtung sind nämlich der Art sprunghaft, abgerissen, zusammenhangslos, daß niemand im Stanbe ist, den Inhalt der Thatfachen aufzustellen, die Fabel des Ganzen zu construiren, der den geschichtlichen Stoff nicht zuvor bis in seine Einzelheiten hinein kennt.

Da also zum vollen Genuß der „Albigenfer“ die Kenntniß der historischen Grundlage unumgänglich nöthig ist, so verweise ich schließlich auf die umfangreicheren Darstellungen der „Allgemeinen Weltgeschichte“, noch lieber auf die kirchenhistorischen Werke von Reander, Gieseler, Guericke, Hagenbach, Hase, Rurj u. a. Wer näher auf den Gegenstand einzugehen wünscht, wer insbesondere den Albigenfischen Lehrgehalt und den des Alinerich (Amalrich) von Bena gründlich kennen lernen und mit Renaus theilweise modernisirender Reproduction vergleichen will, dem sei die umfangreiche und quellenmäßige „Geschichte der Keger im Mittelalter“ von Christoph Ulrich Hahn (3 Bde. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1845, 47, 60.) zu diesem Zwecke angelegentlich empfohlen.

Die Albigenfer.

Freie Dichtungen.

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satire
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbenen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist;
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgengluth des heil'gen Sabbath's dämmert,
O! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen
Als scharfe Schauer deine lust'gen Brancken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen fliehen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingebrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! — *)

*) Bezieht sich wohl auf Bertha.

Send' ich ein Lied auf die Tyrannenkränzen,
 So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Taten!
 Schlag ihnen breite Wunden in's Gewissen,
 Und Höllenträume hauche auf ihr Rissen!
 Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
 Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,
 Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
 Mach vor der Thür Geräusch wie Dolchewegen!
 Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
 Vertriehen sich, entreiß ihm seine Decken
 Und wickle ihn in alle Flüche fest,
 Die er getreten Herzen ausgepreßt!
 Sein Eingeweide schlag mit Schmerzensbissen,
 Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
 Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
 Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
 Bis er sich bessert, schüttre seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
 So viele Thränenströme seh' ich fluten,
 Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
 Der Menschheit Freundschaft rings verschüttet,
 Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
 Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
 Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
 Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
 Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
 Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
 Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II. *)

Also schweiften mir die Nachtgedanken,
 Bis die Sinne mir in Schlummer saufen,
 Und dem Geist des Hasses Dolch entfiel.
 Da begann ein Traum sein erustes Spiel.

Einsam wandernd, mit dem Abendstrale,
 Fand ich mich in einem fremden Thale.
 Stumm, nach einem Laute hange schmachtend,
 War die Wildniß, stumm der Himmel, nachtend.

*) Diesen Traum hat Lenau wirklich geträumt. Vergl. die „Einleitung“ S. 576
 und Schurz II, 12 u. 342.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
 Und ich stieß auf einen Haufen Steine;
 Aus den Steinen, stumm ein Loos beklagend,
 Tragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudrel
 Schwarz und weißes Fähnlein, slattre, plaudre:
 Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
 Hier von einem Tiger ward zerrissen;
 Daß er vor den schnellen Todesstreich
 Kaum die Zeit gefunden zu erblichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
 Still und weit, wie fatten Tigers Säunen.
 O wie war die Erde mir so traurig!
 O wie war mir die Natur so schaurig!
 Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
 Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
 Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
 Tröstend rief mir eine Stimme leise:
 „Guten Abend, Freund, und gute Reise!
 Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
 Dem die Wüsthenthiere angehören!
 Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
 Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Gold und reizend kommt sie dir entgegen,
 Liebesgluthen ihre Rosen scheinen,
 Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
 Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
 Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
 Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
 Ihre Nachtigallen werden Unken,
 Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
 Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
 Und verhageln alle deine Wonnen,
 Todeshauche ihre Liebesreden,
 Denn verloren ist auch ihr das Eden.
 Nicht dem Tiger in den Klauen sucher
 Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
 Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
 Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
 Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
 Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
 Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.

Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tieferer Haft so mild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgathal — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!“

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhast! rüste dich zum Streitel
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Grau'n und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen säckeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht versangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüsten feig verflechten,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Trost in's Nebelweite!
Hasse herzhast! rüste dich zum Streitel
Eh die Kräfte dir im Tode schlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!“

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,

Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
 Bedeckte mich zurück aus meinem Traum.
 Und zu singen in der stillen Nacht
 Hob ich an die Abigenerschlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
 Ein stilles Meer von Blüthendüften wallen;
 Ist's auch ein Lenzhauch, was sich dreingesellt,
 Der Moberdust von jenen, die gefallen?

O Menschengest, wie bist du zu beweinen!
 Hättst du nicht so unselig und entschieden
 Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
 So würd' auch dein Lenz so hold erscheinen.
 Wie würd' deine Lieder wonnig rauschen,
 Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;
 Erwachen würd', wo sie sich erschließen,
 Ein tiefes Athmen und ein selig Lauschen.
 Nun aber ist dein Lenz ein tödtlich Pochen,
 Verheerend ist dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzelnen ist, was er versäumt, verloren;
 Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt;
 Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
 So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.
 O Geist, ist deinem Lenz die Lust genommen,
 Sei du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Castelnau.

Ist der krystallne Becher ausgeschwenket,
 Wer sieht's ihm an, ob er mit süßem Wein
 Ein Herz entflammt zu süßen Raserei'n,
 Und mit Vergessen einen Schmerz getränk't?
 Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
 Und tieferes Vergessen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht sagen:
 Die Blüthen hat mein milder Thau besprengt,
 Des Friedens Hütte hat mein Blitz versengt,
 Mein Hagel hat im Wald den Lenz erschlagen:
 So sieht am Rhonestrom der Wandrer nicht
 Aus Peters Klarem, heiterm Angesicht,
 Ob er den Segen in Toulouse' gesprochen,
 Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, iſt eſ auch im Antliß nicht zu ſchauen,
Der Wandrer kennt deſ Pabſteſ ſtrengen Boten,
Und alſ er ihm den Abendgruß geboten,
Silt er vorbei mit ahnungſvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, daſ Unglück weiter tragend,
Die Kezer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringſum nach Kezern fragend,
Sein Hals ein Köcher, voll von Flucheſpfeilen.
Er iſt ein Mann von den Unwandelbaren,
Raſloſ, verachtend Freuden und Beſchwerden,
Raſch, ohne Mitleid, trozig in Gefahren,
Recht wie ſie daſ Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüſtig fort am Rhoneſtrand.
Daß er mit ſeinem Fluch daſ Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouſ', den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt ſich nur Werkzeug in Gotteſ Hand.
Kein Zweifel ſeinen Fieſenglauben ſtört,
Ob Innocenz nicht ſelbſt vielleicht behöört,
Der Kirche grimmeſ Haupt und ſtrenger Rächer,
Die Welt verheert, ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Caſtelnaud!“
Ruſt ihm ein Mann, deſ Wegeſ hergeſchritten,
Ein Troubadour, deſ Liedeſ und Schwerteſ froh,
Beim Graſen von Toulouſe wohlgeſitten.
„Pierr'! ich bin ein Kezer!“ ruſt der Wandrer,
„Herauſ mit Fluch und Bann! heil donn're zu!
Doch ſind wir nur ſelbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
Nur die Natur iſt Zeuge deiner Schreden;
Den Bäumen aber und den friſchen Quellen
Wirſt du daſ alte Gaſtrecht nicht vergällen,
Daß ſie die Frucht, den Trunk vor mir verſteden.

O zaubre hier voraus mich in die Lage,
Die jenseitſ nach jahrhundertbreiter Kluff,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erſchütterern alſ die Luſt.
Verſuch'ſ, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß ſeine Früchte meiner Hand entſpringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß ſich vor mir den Quell mit Eis verſchanzen!
Verſuch' eſ, ob, gehorchend deinem Zorne,
Daſ Mooſ mein Haupt zerſticht mit ſcharfem Dorne?

Umſonſt! hier ſteht der alte gute Brauch,
Mehr alſ dein Wort gilt jeder Windeſhauch.

Pierr' von Castelnau, die Böglein lachen,
Befiehlt dein Bann, daß sie dem Ketzer großen,
Und wenn mit ihm zu Wald sie Herberg machen,
Daß sie nicht singen und nicht beten sollen!"

So spottend folgt dem Mönche nach der Säng'er;
Die Sonne tief im Westen sich verneigt,
Und, unbewegt von seinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und schweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebräus der Rhone;
Der Spötter harret, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:

„O Pfäfflein, hüte dich auf diesen Pfaden!
Zu dein Verderben jagte dich der Pabst,
Mit dessen Bann- und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabst.

Ich könnte wohl auf dich den Degen schwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt ersparen,
Vielleicht jedoch ihr größtes Unheil bringen,
Auch scheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich,kehr' um,kehr' um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
„Niekehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott ist mein ersehntes Ende.

Du aber lehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Märlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann auf's Haupt dir schwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Märlein läßt dich in die Zukunft schauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drilben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben.“

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegs.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisenbraute braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reiser für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte sieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

„Es dämmert schon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze!“

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert,
Und wirft das Holz in's Feuer, daß es lobert.

„Brich noch ein Stück, denn köstlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten.“

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

Der Rauch steigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um seine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erschrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben sind gebraten und verschlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen schwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix in's Feuer.

Die Jungen schüren mit geschäft'ger Hand,
Der Alte spricht höhnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geschlagen,
Und die Zigeuner dich in's Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unser Landsmann lindert unsre Noth,
Der älteste Zigeuner nur: der Tod,

Der heimatlos umzieht durch alle Lande
Und spielt sein traurig Lied mit seiner Bande.“

Jetzt lauscht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?“

Ja! Raben, Raben sind's, die also lärmten,
Sie brausen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauscht wie Sturm von ihren Flügelnstreichern,
Sie hacken die Zigeuner schnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden sie das Kreuz hinweggenommen.

Die Asche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündentrupp weiß ihr Gebein zu sagen.

Doch in den Klüften seht ihr Raben schweifen
Zu Tausenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das freble Menschenhand vernichtet,
Hat die Natur schwarz in der Luft errichtet.

Daß Christus hat, und auch für sie gelitten,
Hat sie sich eingedenk in's Herz geschnitten.

Hast du den Witz, mein Mährlein zu verstehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit sich nährten Sene,
Ist euch die Lehre Almerichs von Vene,*)

*) Amalrich (Almerich) von Vena, gebürtig aus Vena, einem Flecken im Bezirk Chartres, trat als Lehrer der Theologie an der Universität zu Paris auf und erwarb sich, besonders auch als Dialektiker, großen Ruf, der aber bald durch den Vorwurf der Kezerei getrübt wurde. Seine Sprache bewegte sich zum Theil in mystischen Ausdrucksformen; aber der Hintergrund seiner Lehre, die von seinen Schülern David von Dinanto, dem Goldschmied Wilhelm von Arta, dem Presbyter Stephanus u. a., weiter ausgebildet und übertrieben wurde, war pantheistisch. Vergl.: Christoph Ulrich Hahn, Geschichte der Kezerei im Mittelalter 2c. Band III. Stuttgart 1850. S. 176—206. Obgleich Amalrich mit dem Kronprinzen Ludwig in genauer, freundlicher Verbindung stand, wurde 1204 sein System von einer Synode zu Paris verdammt. Da entschloß er sich zu einer Appellation an den Papst Innocenz III; aber dieser bestätigte 1207 das Urtheil der Synode, und Amalrich blieb nichts übrig, als in Paris einen Widerruf zu leisten, was ihn so grämte, daß er 1209 starb. — Noch in demselben Jahre wurden auf Veranlassung unvorsichtiger Aeußerungen Wilhelms neue Untersuchungen angestellt, und die Folge davon war, daß im Jahre 1210 die Lehre Amalrichs aufs neue verdammt wurde, daß zehn seiner Anhänger verbrannt und vier lebenslänglich eingesperrt wurden. Und trotz des geleisteten Widerrufs ward Amalrich sogar noch im Tode beunruhigt: seine Gebeine wurden ausgegraben und sammt seinen Schriften verbrannt, und die Asche wurde in die Luft gestreut. Auf dem vierten Lateranischen Concil 1215

Was euch der Meifter heilloſ und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.*)

Ihr wollt mit frecher Luſt das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeſchrei der Frommen
Zu Tauſenden die wilden Raben kommen,

Ein brauſendes Gefindel wird ſich ſchaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Luſt zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, das hier jede Schuld ſich ſühne,
Bevölkert raſch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menſchenreich,
Dann wird dieſ Land von Blut und Thränen weich;

Dann wird dieſ Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbſte zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu bliſſen,
Wirf weinend dich dem nächſten Kreuz zu Füſſen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Chriſtus ſeinen Troſt in's Herz dir ſende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du biſt verworfen und gebannt!“ —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, iſt ſchier zu lang gerathen;
Wohl iſt was Schauerliches drin zu ſprehen,
So weit es mein zerſtreuter Sinn verſtanden;
Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verſtricken mich in euren Banden.

Die Sonn' iſt ab, es dunkelt ſchon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Biſ meinem Lieb die frohe Kunde lacht
Beim ſüßen Becher Weines von Limour,
Biſ mich noch ſüß're Frauenblicke laben,
Und ich vergeſſe dich und deine Raben;
Indeß vielleicht das Leben dir entfloß.
Fahr' wohl! Fahr' wohl! Pierr' von Caſtelnaud!“ —

ward all dieſ beſtätigt und noch einmal über Amalrichs Lehre als über eine häre-
tiſche und wahnsinnige das Verbammungsurtheil geſprochen. — Vergl. die ſpäteren
Abſchnitte „Fulco“ am Schluß, „Die Höhle“, „Ein Schlachtfeld“, „Das Gelage“,
„Der Brunnen“, „Entgeltung“, „Ritter und Mönch“.

*) Vergl. die „Einleitung“ S. 581 und die zweite Anmerkung baſe. 6fl.

Wie jetzt der Sänger sich gewendet schnell,
 ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
 Die hangend er an seiner Schulter trägt,
 Und heimlich fühlt der Mönch sein Herz bewegt.
 War's noch ein Hauch der süßen Lebenslust,
 Den dieser Klang geweckt in seiner Brust?
 War's dunkle Wehmuth? — selber weiß er's nicht,
 Der rauh sein Herz gemahnt an strenge Pflicht.
 Schon ist, erschrocken, wieder todesstill,
 Was sich im Herzen irdisch regen will.
 Er blickt seitab und spricht kein Scheidewort,
 Und finster zieht er seines Weges fort.

Er iberdenkt getreu in seiner Seele
 Des Pabstes Vollmacht, Lehren und Befehle,
 Zu lösen iberall im ganzen Lande
 In Pabstes Namen die Vasallenbande,
 Die an den Grafen von Toulouse heften,
 Und alle Lehenseide zu entkräften.
 Wer Harnisch trägt, und wer den Burgerrock,
 Burgherr'n und Grafen, Ritter und Barone,
 Herab bis auf den letzten Mann der Frohne,
 Und wer noch sonst im Lande Languedoc
 Dem Grafen von Toulouse zahlt und ficht — :
 Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Pabstes jede Miene, jedes Wort
 Hat Petrus in's Gedächtniß sich gehört.
 Als Innocenz geboten ihm zu scheiden,
 Sprach er: "Sei fest bei Raimunds Angst und Leiden,
 Sei unerfitterlich bei seinem Weh.
 Brand wird mit Blut geheilt, der Frost mit Schnee,
 So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
 Zu seinem Heil des Treubruchs bitterm Becher.
 Er hat der Kirche Treue zugeschworen,
 Und ist das Haupt der Sünder und der Thoren;
 Er soll, wie er der Kirche abgefallen,
 Verlassen sein von Freunden und Vasallen."

Und eisern stand der Mönch und sah erbleichen,
 Dem bleichsten Todten gleich, den stolzen Grafen,
 Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
 Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon steht Raimund mit kummervollem Blicke,
 Wie jagend rings ihn Freunde selbst verlassen,
 Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeschicke,
 Das ihn umzieht in schwarzen Wettermassen.

Schon steht er fliehend flattern ihre Fahnen;
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich sturmverschlagenen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann sie zurück mehr bringen

Bei Mondschein ist der päpstliche Legat
Der Herberg an der Rhonesfurt geucht.
Er pocht um Einlaß an das stille Haus,
Und öfFnend tritt der schone Wirth heraus.

Der steht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarsüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Cisterz;
Da wird dem Manu beklommen um das Herz.
Er hat den Gast, so herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zugend,
Und führt den Gast in seine beste Stube,
Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutischen,
Und wünscht ihm „gute Nacht“ in schweren Sorgen
Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
Und müsse Nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Blitze saufendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murremschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plandern rings umher,
Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.
Und jetzt der Mönch am offenen Fenster singt,
In Liedern kühlte er seiner Seele Brand,
Der Bußgesang in düstern Weisen klingt
Hinaus in's mondbeglänzte schöne Land.

Provence! hörst du deine Nachtigall? —
 Bald wird dich solch Gevögel überschwärmen,
 Bald werden sie zu Tausenden hier lärmen,
 Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
 Dann werden auch die Rosen aus nicht bleiben,
 Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein farges Mahl, ein feuriges Gebet,
 Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
 Und als der Hahn die Morgenstunde kräht,
 Erhebt der Mönch sich rasch und wandert weiter.

Der Regen strömt vom Himmel, rings umzogen,
 Und wandernd spricht der Priester seine Messe;
 Die Rhone rauscht in hochgeschwellten Wogen,
 Die Schwalbe fliegt und zwitschert durch die Rässe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
 Das hinter ihm erschallt und näher trachtet.
 Da ruft ein Mann „Toulous!“ und in die Seite
 Stößt er dem Mönch den Speer und sucht das Weite.
 Hinstürzt Pierr' und stirbt; sein heißes Blut
 Strömt fort, gewässert von der Regenflut;
 Doch wird dieß Blutmal in ein Herz sich prägen,
 Wo es verwaschen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
 Fulco sich hat gesellt dem Priesterorden,
 Der Kirche Spür- und Hexhund ist geworden,
 Nachwitternd ohne Raft der Ketterspur?
 Ein Zauber mußte schlagen seinen Mund,
 Die Nachtigall verwandeln in den Hund.“

Im tiefsten Forste jagt die Pfaffenmeute,
 Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
 Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
 Und ihre Todespfeile folgen schnell.

Mir thut es um den wackern Sängern Leid,
 Dem edle Frau'n, wenn seine Lieder rauschten,
 Wie keinem sonst in der Provence lauschten;
 Gib mir, wie er verwandelt ward, Bescheid.“

So stellt Roger von Beziers die Frage
 Dem Freund, und dieser spricht im Ton der Klage:

Auch mir iſt Leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
 Und Fulco's Lied iſt das Geringſte nicht,
 Was uns in dieſem Sturme geht verloren;
 Es iſt verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkſt du des Abends noch in Carcaſſonne?
 Als Fulco ſang in kühler Linden Kreiſe,
 Als edle Damen ſeine ſüße Weiſe
 Verliert zu ſtillem Schmerze, lauter Wonne?
 Bei ſeinem ſehnsuchtsvollen Minneliede
 Entfloß aus mancher ſchönen Bruſt der Friede,
 Der ſolchen Klang nicht kann ertragen,
 Und wich der Sehnsucht ſchlummerloſen Klagen.

Er ſang ein Lied voll tieſem Liebesgrame,
 Er pries die Roſenwangen ſeiner Dame,
 Und jeden Reiz, der ihn entzückend quälte,
 Der Augen Gluth, in welcher ſeine Seele
 Sich hang verzehrt und hoffnungslos verſiegt,
 Dem Bächlein gleich, wenn es vom Schattenthale
 Hinaus ſich wagt zum heißen Sonnenſtrahle
 Und in die Luſt als irrer Dunſt verſiegt.
 Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
 Weil ſterbend es zum Himmel wird gehoben.

So ſang er dort im Hauch der Lindenbäume,
 Und auf die Wangenroſen holber Frauen
 Sah man die Thränen leiſe niederthauen
 Vom dunkeln Himmel ihrer Liebeſträume.
 Und wer im Herzen ſühlte Liebeswunden,
 War ſüß erleichtert, wenn auch nicht geneſen;
 Denn auch ſein Leiden hatte Wort gefunden
 In Fulco's wunneverreichen Sirventeſen.
 Beglückt die Frau, der ſolche Feier gilt!
 Der Sänger, dem ſie von den Lippen quillt!
 Ein schöner Abend war's an jenen Linden,
 Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco ſagen,
 Wie's kam, daß er ſein Saitenſpiel zerſchlugen,
 Das Haupt ſich ſchor, die Rutte nahm, und wilb
 Die Hölle malt, mit gleicher Leidenschaft,
 Wie er geprieſen einſt ein Frauenbild
 Und jedes Herz in Sehnsucht hingerafft.
 Nun ſchwelgt er in geſchreckter Herzen Qualen,
 In Bannesblitzen, ſo die Welt verheeren,
 Wie einſt in schöner Augen milden Strahlen
 Und in des Beiſalls ſchmeichleriſchen Zähren.

Das eben war's, ein schöner Frauenblick,
Und seiner Liebe trauriges Geschick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit schönem Lied so mächtig rührt,
Daß er sie von der Freude grinen Augen
Zur Schwermuth, die dem Lode hold, entführt? --
Hört ihre Seele, wenn sie lauschen,
Im schönen Liebe schon auf Erden
Die himmlischen Gewande rauschen,
Die sie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liebes trunknen Neben
Ihr Herz die Hauche silb erschrocken,
Die schmeichelnd einst gespielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und sich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? --

Hat sie dein Auge nie geschaut
Die schöne Gräfin Abelheid,
Dem Grafen Barral angetraut,
So sei es deinem Auge leid.

Wohl hast du ihrem Ruhm gelauscht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Rosenbeete
Die Lüfte taumeln silb berauscht.
Doch Namen können dir's nicht sagen,
Wie sie gestrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kuhste Wort muß bleich verzagen,
Wie dir der Duft kaum schildern nicht
Der Rose holdes Bluthenlicht.

Berwirrend war es, sie zu schauen,
Die schönste, sittigste der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen selig bitter,
In's Paradies durch Eisengitter.

Auch Fulco sah sie und sie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, so schnell er flieht,
Ist g'unig, daß sich zwei Herzen nie vergessen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marseille war
Von Fulco's Liebern tief bewegt;

Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
 Gab nie ein Wort ihm offenbar;
 In ihrem Blick nur konnt' er lesen,
 Wenn ihr ertönte sein Gesang,
 Daß sie mit einer Liebe rang,
 Von der noch nie ein Herz genesen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
 Zugleich mit Wonne, schwer zu tragen;
 Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
 Der Himmel und die Hölle schlagen!
 Er hat in ihrem Blick erkannt,
 Daß ihm ihr Herz sich zugewandt,
 Doch auch, daß jede Hoffnung schwinde,
 Und nie sein Herz Erhörung finde.

Da wurden seine Lieder bringend,
 Der Dame bittern Vorwurf bringend.
 In schmerzlich grollenden Canzonen
 Bewahrt' er stets doch zartes Schonen,
 Denn nie erklang darin der Name
 Der wunderholden spröden Dame.
 Sie hieß in seinem Lied „Magnet“
 Auch „Allezeit“ in seinen Grüßen;
 Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
 Die Macht der Liebe früh und spät.

Einst sang er kühn: „Zerbrich das Joch
 Der strengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
 Daß du nach mir geheim dich kränkest
 Und mein in süßer Huld gedenkest.
 O konnt' ich mich durch Zauberei'n
 Verwandeln in mein glücklich Bild,
 Das oft vielleicht bei dir darf sein,
 Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!“
 So klang das Lied des Allzudecken,
 Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wandrer saß bei goldner Abendröthe
 Im stillen Wald und blies die Flöte.
 Da hört' er's lei' im Dickicht rauschen,
 Und inne hielt sein Hauch erschrocken,
 Denn auf der Flöte helles Locken
 Kroch eine Schlange vor, zu lauschen.
 So kam aus ihrer finstern Schlucht,
 Gelockt von Fulco's Minnesange,
 Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
 Des Grafen Barral Eifersucht.

Sie flocht in wechselvoller Windung
 Und immer neuer Qualerfindung
 Sich um den Gatten fest und stach
 Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
 Dem Grafen Barral, und nicht länger
 Am Hof geduldet blieb der Sänger,
 Und der Verwiesne trauernd schied.

Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
 Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!“
 Die schöne Gräfin blickte schweigend
 Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
 Und ihr entfallen heiße Zähren,
 Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.
 Barral gewahrt der Thränen Lauf
 Und tritt mit einem Fluche drauf;
 Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
 Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
 Barral zu fordern in's Gesecht;
 Ihn hat der Dame Scheideblick,
 Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
 Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
 Wenn süßen Duft die Blumen senden,
 Als ob sie Liebe auch empfänden,
 Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
 Den Sehnsuchtskaut in weiche Luft —
 Da steht der Troubadour gebannt
 Und blickt zum Schlosse unverwandt,
 Wo Abelheidens Lichter brennen,
 Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
 Von Bild zu Bild in heiserer Flucht;
 Sie küßt ihm des Schlosses Mauern,
 In's Innere ist sein Blick gedrungen,
 Er sieht, wie Barral sie umschlungen;
 Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
 Abscheu und grimmiges Beneiden,
 Und mit den Augen möcht' er schütteln
 Das Schloß und es zusammenrütteln,
 Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder stimmt zu sanften Klagen
 Erinnerung aus beglückten Tagen

Den Sänger; seine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmüthig an des Schlosses Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten schlichen seinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr seit jenem Tag,
Als bis sie auf der Bahre lag. —

Bermorrhnes Klaggelaute schallt,
Die Menge wandelt ernst und still
Zum Schloß, wo sie noch schauen will
Der Erde lieblichste Gestalt,
Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verschwunden ist auf immer.
Nur manche fragen trauernd sich,
Warum sie denn so früh verblieh?

Der Eine meint: „Sie war zu gut
Für diese Welt, drum hat sie Gott entlat
Und hat mit ihr sein Haus geschmückt;
Nun ist ihr wohl in seiner Hut.“

Ein Andrer meint: „Der Liebe Schmerz,
Den sie verbarg, brach ihr das Herz,
Es ist die schöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliebern eingeschlafen.“

Der dies gesprochen, ahnte nicht,
Wie scharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn seinen Schritten folgte dicht
Und uuerkannt der Troubadour;
Der trug die Brust so schwer, so voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal ist schwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen.
Solch Brunken taugt, den Tod zu ehren,
Sein hohes Ansehn noch zu mehrern,
Weil für das Aug' so höhnisch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und lassen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, stillem Grame.
Und ernste Mönche murrend beten,
Daß Gott der Todten sich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;
Fulco, der sie noch schauen will,
So bleich wie sie, nur nicht so still.

Er sieht sie todt! — da bricht entzwei
 Sein Herz mit einem wilden Schrei;
 So schmerzlich seine Stimme gellt,
 Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
 Der Rosenkranz der Hand entweicht
 Und rasselnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
 Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
 Wenn dort der Geistereremit
 Aufschreit, den nie ein Wandrer sieht,
 Doch keiner ohne Weinen hört,
 So ist's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
 Der hier die Mönche aufgestört
 Und sie zu Thränen übermannt;
 Und jeder wünscht im Herzensgrund:
 O Todte! könnt' ich dich beseelen
 Und dem Unglücklichen vermählen!
 Wie gerne wöhl' ich segnen euren Bund!

Und Fulco starrt sie an — und weint.
 Der Rosenschein auf ihren Wangen
 Ist hingelöschen und vergangen;
 Doch um die bleichen Lippen scheint
 Für ihn ein süßes Wort zu schweben,
 Ein Wort, das sie nicht sprach im Leben;
 Die Augen, die allein gesprochen
 Von seinem Himmel, sind gebrochen.

Das Leben schwand, die Schönheit nicht
 Von diesem stillen Angesicht,
 Als ob vor ihr der Tod sich scheue,
 Als müßte der, vor so viel Reiz erschrocken,
 In seiner grausen Eile stocken,
 Zu spät erfaßt von bitterer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
 Wie seine Augen auf der Leiche brennen,
 In wilder Angst die Zähnen reissen;
 Der Schrei war seiner Liebe letzter Laut.

Geschieh't's, damit der Tod noch herber quäle,
 Wenn scheidend eine schöne Seele
 So festen Schatten wirft auf Erden,
 Daß ihre Flüge und Geberden
 Noch sichtbar sind, wenn sie verschwunden?
 Damit noch heißer bluten unsre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
 Am letzten Ziele, Angesichts

Der Leiche steht, sie stumm betrachtet,
 Das schöne, starre, kalte Nichts,
 Das grause Nichts, das taub und still,
 Noch immer das Verlorne scheinen will:
 Wer kann den dunkeln Weg wohl wissen,
 Wer kann errathen wohl den Ort,
 Wohin, von ihrer Leiche fort,
 Die Liebe wird von ihrem Schmerz gerissen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
 Mit heft'gem Schritt; die Mönche bangen,
 Daß er sie küssend werd' umfassen,
 Doch nein, o nein, er küßt sie nicht.
 Was lebend sie so streng versagt,
 Fulco nicht minder jezo wagt,
 Wo duldsam sie es ihm vergönnete,
 Und nicht mehr hold erröthen konnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
 Das Crucifix, das küßt er wild,
 Und preßt an's Herz das Christusbild,
 Und athmet tief, wie traumerwacht.
 Doch scheinbar nur ist sein Besinnen,
 Ein and'rer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück ist hin, damit ist's aus;
 Doch eh des Schmerzes wilder Braus
 Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
 Hat ihn der Sturm noch angeweht,
 Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
 Er will ein Streiter Christi werden.
 Er schwingt empor das Crucifix,
 Entschlossnen Muths, entflammten Blicks.
 Und flieht vom traurigen Gemach,
 Und jeder starrt ihm stauend nach.

Von Adelheidens Todtenbahr
 Riß ihn der Wahnsinn zum Altar.
 Wenn all sein Glück ein starkes Herz verloren,
 Wenn seine Wund' am tiefsten klast,
 Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
 Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco stand am Sarg der Lieben,
 War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
 Es finden sich jenseits der Thränen,
 Die hier umsonst an's volle Herz sich sehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
 Weil Adelheid in ihr gestorben,
 Die fromme Frau, die, schon vergangen,
 Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
 Wer einen Todten liebt, soll weinen,
 Denn sterben ist im Geist verschwinden,
 Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Bahn der frommen Thoren,
 Daß uns die Todten unverloren,
 Und großt der Wahrheit kühnen Freiern,
 Die sich das Menschenloos entschleiern,
 Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
 Die hüllend überm Abgrund rauchen.
 Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
 Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innocenz, schlaf' wohl, und süße
 Ein sanfter Traum in's Herz dir Frieden.
 Doch nein, der Schmerz, der dir beschieden,
 Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
 Du bist tief krank; sollst du genesen,
 Muß erst dein Leib im Sarg verwesen;
 Nicht heilt der Brand, der dich verzehrt,
 Weil er am Ewigen sich nährt.

Furchtbar zuweilen ist des Traumes Macht;
 Er ängstigt, schmerzt, erschüttert, droht,
 Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
 Im Augenblick, im nächsten wär' er todt.
 Hat man nicht oft den Abends noch Gefunden
 Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
 Sein stilles Antlitz kann es euch nicht sagen,
 Ob ihn ein böser Traum erschlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
 Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben,
 Und eilte nicht das Herz, sich selbst zu wecken,
 Es stünde still in seinem Himmelsreden.

Solch banges oder frohes Traumgesicht
 Ergreife dich mit zaubrischer Gewalt,
 Und wenn dein Herz im höchsten Sturme wallt,
 Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Pabst in spätem Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben,
Seh' ich das Christenthum auf Erden schwanken,
Das Grundgestein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Christenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefster Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen habern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilber schwingt,
Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
Das Christenthum zu halten und zu mehren,
Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen;
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauschen.

Aus fernen Landen mir herüber tönen
Die Rekerstimmen, — wie sie lachen, höhnen!
O wie sie manches arme Herz verheeren!
Wie sie mit Wuthgeschrei die Tempel stürmen!
Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
Die Glocken stürzen schreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an,
Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
In's weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
Allnächtlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;
Da harret des Lehrers die bethörte Schule,
Und öfnet ihrem Liebling Schooß und Herz,
Wie einst am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter rissen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blizt,
Ein Wetterstrahl die schwarze Wolke rizt,

Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellet:
 Ich soll die Ketzer tilgen aus der Welt!
 Wie manches blutverströmende Gefecht
 Ward rühmlich für gekrönten Staub geschlagen,
 Und soll mein Herz vor Schwert und Flamme jagen
 Für Christi tiefgefränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
 Von Gott dem Herrn; soll ich's geduldig leiden,
 Wenn überall verbrecherische Thoren
 Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?
 Wenn jeder lehrt den Glauben, den er dichtet?
 Wenn ringsumher, Irrlehren auszuschenken,
 Gistmischer ihre Buden aufgerichtet,
 Die Welt mit süßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rausch von Land zu Land,
 Der Taumelbecher kreist von Hand zu Hand,
 Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
 Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
 Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,
 Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
 So klagt der Pabst in nächtlich dunkler Stille.
 Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
 Mit Gluth und Schwert die Ketzer auszumergen;
 Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten, tief beklimmert,
 Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
 In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
 Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
 Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
 Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
 Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
 Nur wessen Loos die Erde zu genießen,
 Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.
 Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
 Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen:

Er hört im Traum ein banges Glockensummen,
 Die Kirche läßt ihr lezt Geläut verhallen,
 Ihm blinkt die Welt von Christus abgefallen,
 Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen;

So wie die Klänge leif' und leiser heben,
 Verzittert in den Tod das fromme Leben.

Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
 Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
 Vom Nagethier, dem Zweifel, überwunden,
 Vom Zahn der Hölle ratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
 Und drüber hin sieht er den Satan jagen;
 Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
 Die Welt ein Spielzeug seiner Hölle rotte.

Auf schwarzer Wiese tummeln sich die Schwärme
 Mit Lust und Scherz und ungeschlachtetem Lärme.
 Sie spielen Ball, die Welt im Fluge braust,
 Die Teufel schlagen sie von Faust zu Faust,
 Und ihr entfährt auf ihren tollern Wegen
 Ein Staubgewölke von den harten Schlägen
 Und senkt zum schwarzen Grund sich in's Verderben,
 Das sind die Seelen derer, die da sterben.

Und weiter treibt sein Traum zu neuer Qual
 In ein verdüstert einsam Felsenthal;
 Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
 Sie füllt sein Herz mit Leide zum Zerspringen:
 „Bei euch verbleib' ich bis an's End' der Tage
 Als Trauerblick und als verlorne Klage!“

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande schießt,
 Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
 Das bleiche Angesicht vom Blut geröthet,
 Das auf's geneigte Haupt hernieder fließt.
 Vom Haupte des Erschlagenen rauscht empor
 Ein Geier und umflattert ihn und kreischt:
 „Gib mir zu trinken!“ rastlos ihm in's Ohr,
 Wie er vom Araber Blutrache heischt,
 Dem Haupte des erschlagenen Freundes entstiegen,
 Indes die Kasse mit den Mördern fliegen.

Der Geierschrei hat Innocenz geweckt,
 Er richtet sich empor und starrt erschreckt,
 Ergossen ist durch seine Schlummerzelle
 Wie Mondesdämmern eine sanfte Helle.

Da steht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
 Wie reisemild, gedankenvoll, und schweigend.
 Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
 Und ruft ihm zu: „O sei gegrüßt, willkommen!
 So bist du schon zurück von deiner Sendung?
 Und eilst, zu künden mir die frohe Wendung?“

O Freund, wie gut, daß du gekommen bist,
 Viel Arbeit harret dein zu dieser Frist.
 Die Briefe dort und manche ernste Kunde
 Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
 Gott segne dich mit seinem Gnadenlichte!
 Wie steht's in der Provence? schnell berichte!"
 Doch traurig schweigt der Mönch, als ob er weine,
 Und ist verschwunden sammt dem hellen Scheine. —

Nach schlimmer Nacht noch schlimmere Morgenstunde;
 Fulco's Gesicht im heißen Zorneslicht
 Herein wie eine Rachesonne bricht,
 Er bringt dem Pabst von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! sprich dein Nachtgebot!
 In tausend Bannern laß die Rache flattern!
 Schon schlagen sie dir die Legaten todt,
 Wie auf dem Waldweg giftgeschwollne Nattern!

Weil sie so gräulich sind zurückgefallen,
 Will Christus rettend selbst zurücke wallen,
 Er will noch einmal als Jehovah schalten,
 Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sei du sein Schwert und seine Zunge,
 Sein Donner und sein Blitz zugleich,
 Und triff vor ihrem letzten Mördersprunze
 Die Höllenkaze mit dem Todesstreich.
 Die Häresie mit immer kühneru Sägen
 Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
 Du fängst sie nimmernmehr mit Liebesnetzen,
 Soll sie zur Ruhe, mußt du sie vernichten!"
 So Fulco sprach, des Hasses Feuer schütrend,
 Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harrt des Pabstes Wort entgegen;
 Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen;
 In seinen Zügen ist es fest und stille,
 Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht
 Entschluß und unerschütterlicher Wille;
 Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
 Daß der, so kühn er ist, in's Herz erschrickt.
 Bezwingen ist er von der Macht des Bannes
 Im Zornblick eines großen Mannes.
 Es ist derselbe Blick, der schon so lang
 Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
 Der tausend Feinde in den Staub gestochen,
 Vor dem sich zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Pabst: „Hal welcher Wahnsinn lieb
Dir seine Rede, daß du so vermessen
Des Ants mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,
Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den schlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entschluß geharnischt und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Keger von der Erde fortzuschaffen.
Getödtet haben sie den Friedensboten,
Und also selbst zerhau'n den finstern Knoten.“

Die Höhle.

Im Wald ist eine Höhle tief und still,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch streicht,
Wohin das matte greise Wild sich schleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich sterben will.

Dort steht ein Mönch, den Blick zum Boden senkend,
Wo Knochen viel zerstreut, und also denkend:
Ist's Keuschheit und angeborne Zucht,
Daß sterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele, die sich trennt,
Verscharren gern die Leich', ihr Excrement?
Schämt sich das Wild des Tods? ein Ahnungsschein.
Daß Tod nicht war im Paradieseshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erden Schuld? —
Es wäre mehr vielleicht, als von den Sternen,
Vom Thier in seiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der strengste Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
Von heiliger Askese bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Keger weilen,
Bemüht zu seinem Glauben sie zu heilen,
Viel Tage lang, viel schlummerlose Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei Manchen ist dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die Meisten blieben starr und unbezungen.

Nun ziehn den Müden endlich seine Glieder
Erschöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;

Erst in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die feinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;
Und darf sein dürrer Mund vom Duell sich senken,
So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
Die lerge Kost soll die Entfagung stärken,
Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Raum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrene Töne trafen;
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er steht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,
Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren.
Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
Die Glocken sind des Teufels Feldbrommeten.“

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da stürzt der Mönch gewaltig in die Kunde,
Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finstre Schlucht,
Wenn ihr ihn ehrt, so folget seinem Licht!“
Und jeder lauscht dem Mönche wie er spricht:

„Gieug ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er fernher in die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er schlug, die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Fllüche donnerte sein Herz.

Kromm war sonst des Mannes That und Spruch,
 Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
 Sie dem Volk das Wort des Herrn verkläunden,
 Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
 Als im fernen Dicht seinen Ohren
 Gieng der letzte Glockenlaut verloren,
 Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
 Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
 Im bekannten Forst nach allen Winden
 Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
 Horch! da rauscht es doch mit einem Mal!

„Wunderbar!“ — so ruft er — „ist's ein Duell?“
 Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
 Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
 Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
 Schmachkend ist er an den Duell gesunken,
 Und er hat sich freudig satt getrunken,
 Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlich ist des Jünglings Angesicht,
 Und er winkt dem Mann, ihm nachzuschreiten,
 Von woher die Wellen niedergleiten,
 Endlich hält der Jüngling still und spricht:
 „Sieh ein Nas hier liegen in der Flut;
 Durch das Nas kam dir der Duell gegangen,
 Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
 Und er kühlte deines Herzens Glut.“

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
 Geht ihm durch die Sünden und die Thoren
 Doch die Gottesfrische nicht verloren,
 Und die Kühlung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
 Dann empör, den Jüngling zu erkunden;
 Doch schon ist der Engel ihm verschwunden,
 Sammt dem Nas und Bächlein, hell und rein!“

Betroffen läßt der Greis die Bibel sinken:
 „Weh uns! die letzte Zuflucht ist verrathen;
 Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
 Wir wollen oberhalb des Nases trinken!
 Gerab' in's Herz will unser Gott uns fließen,
 Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen.“

Da murmelt's in der Menge: „Bindet ihn!
 Er liefert uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!“
 Gewaltig ruft der Alte: „Laßt ihn ziehn,
 Befleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!“

Dominicus fanatisch niederkniet,
 Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
 Und ruft: „Gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!
 Hier einsam, nur im Angesicht der Feinde,
 Und unbehindert von des Herrn Gemeinde,
 Will ich den höchsten Kranz erwerben!“
 Er ruft's und seine Augen schießen Blitze
 Und suchen rollend eines Dolches Spitze.

Umsonst! sein heißes Blut bleibt unbergossen,
 Nur in den Winkel wird der Mönch gestoßen;
 Und wieder schließt der Kreis sich um den Alten,
 Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Greise jeho tritt der „ältere Sohn,“ sich neigend,
 Darauf der „jüngere Sohn“, gebückt, ehrfürchtig schweigend.

„Der Helfer“ naht zuletzt und führt an seiner Hand
 Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Greis auf's Haupt das Neue Testament,
 Und mahnt ihn feierlich: sprich was dein Herz bekennt!*)

Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
 „Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen.“

Glaubst du ein Auferstehn? — „Wenn's Holz geschlagen worden,
 So wie es fällt, so liegt's, nach Sünden oder Norden.“

Was ist der Seelen Loos? — „Sie sind von Gott gefallen,
 Und müssen ihren Weg durch Noth und Sehnsucht wallen,

Bis sie der Heiland läßt die Lust der Heimath trinken,
 Und, selbst vergessend sich, in Gottes Herz versinken.“

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
 Wie du die Kirche siehst und ihre Gnadenspenden?

„Der Kirche sei der Geist entgegen und zuwider,
 Sie läutet ihm zu Grab und singt ihm Sterbelieder.“

Der Kirche Abendmahl ist nur gebaden Brod,
 Die letzte Delung kann nichts ändern an dem Tod.

*) Der Name Abigenser war ein gemeinsamer, unter welchem die katholische Kirche jener Zeit die verschiedenartigsten, moralisch und dogmatisch divergirendsten Repersecten zusammenbegriff. Sie glaubten nicht Alle einen Dualism; auch sollen überhaupt durch das nachstehende Bekenntniß nur ohngefähr die äußersten Rinten ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden. L.

Das Sacrament der Eh' ist meist nur Buhlerei,
 Wenn sie auch vor der Welt hingeh't der Schande frei;
 Denn selten einmal blüht die Liebe den Genossen,
 Die Himmelsblüthe noch, wenn schon die Früchte sprossen.
 Die Taufe nezt das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
 Sie mahnt uns, der Natur das Kind au's Herz zu legen.
 Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
 Im Zeitenwetter bald zermorschen solche Schwüre;
 Verachte jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen,
 Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.
 Gott gleicht nicht einem Knecht, der, kundig nicht der Schrift,
 Statt seines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —
 Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
 Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.
 Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
 Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.
 Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
 Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.
 Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geschichte,
 Die erst lebendig wird im Geist und seinem Lichte;
 Mit dieser Leuchte soll der Mensch den wunderbaren
 Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.
 Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
 Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.
 Einst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen,
 Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.
 Mag auch das Jesusbild, der Wiederschein der Sinnen,
 Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;
 Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellen,
 Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.
 So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
 Ich lasse mich von euch, sei's auch zum Tode, weihen! —
 So sprach der Neophyt; der Greis in Freuden stand,
 Und gab die „Tröstung“ ihm mit aufgehobner Hand;
 Und siebenmal er spricht mit feierlichem Sinn
 Vom Evangelium Johannis den Beginn;
 Und siebenmal der Greis das Vaterunser spricht
 Und hauchet ihm dazu den Odem in's Gesicht.

Jubeß Dominicus im Winkel qualvoll steht
Und auf die Schaar von Gott den Blick herunterseht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer sprach der Kirche Hohn?
Es ist ein Troubadour, der Mönch von Montandon.

Die Harfe jezo nimmt, die Feier zu beschließen,
Der Sänger, läßt sein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfassenthum, das Höllding, zu schildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckensbildern.

Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
Die selbst sich leuchten wild in oben Finsternissen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amaburga heißt, auf einem Hölldenpferde.

Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
Seht ihr sie zornig dort durch's Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Ross mit seinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Rosses Mültern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menschen sterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greisen Kinder früh, noch eh sie konnten weinen;

Eh sie den Tag begrüßt mit freudigen Gesängen,
Eh sie der Sonne zu die Gangesfluten sprengen.

Die Göttin reitet fort; vom scharfen Ritt geschüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Pest mit leisem Biß zu tödten und zu schrecken.

Und eine zweite sank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geschleudert, zischt und fährt
Durch Menschenheere fort, die sie als Krieg verzehrt.

Die vierte aber fiel, die allerschlimmste Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißt Pfassentrug und sticht auf ihrer Bahn
Der freien Lust an Gott in's Herz den gift'gen Zahn.“

Dominicus enteilet, wuthzerrissen,
 Und sinkt zur Erd' in Waldesfinsternissen.
 Er klagt dem dunkeln Wald sein Leid mit Macht,
 Und klagt nicht irr, sein Leid gehört der Nacht.
 Sein Herz erfüllt ein namenloses Grollen,
 Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
 Die Tropfen sind dem Unheil nicht verloren,
 Ein schwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus seinen Zornesthränen ward ein Molch,
 Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
 Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
 Die aus dem Gurt der Amadurga sprangen.
 Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
 Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
 Sein Bild, des Unthiers Bau, Gestalt und Glieder;
 Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
 Vergessen möchte sie den Schreckenston,
 Des Molches Namen: Inquisition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
 Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
 Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
 Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
 Wohl jeder spürt die süße Lebensmacht
 Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
 Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
 Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
 Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?
 Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
 Und fest ihr schaut in's blasse Angesicht,
 Wer ist so elend und betäubt, daß nicht
 Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
 An Schmerz — darüber mag der Mensch nicht streiten:
 Doch wenn von seinem Himmel ist die Rede,
 Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.
 Wo selig schwelgt ein Herz in Himmelschätzen,
 Dort fühlt ein andres Abscheu und Entsetzen;

Noch saud ein jedes Heiligthum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
Die Andern schlagen höhnißches Gelächter,
Und möchten über solchen Wahnsinn weinen.

Toulouse ist vom Interdict getroffen;
Zum letzten Male stehn die Kirchen offen.
Der Bischof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeinde
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „So hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von seinem Angesichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöscht mit Klageberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröstung sandten,
Sind schwarzverschleiert hingelegt zur Erden;
Die Trauer theilend, jedem Blick verschlossen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten sie sich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus seinem Angesicht verstoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefste Schleier
Erschüttert schaut das Volk des Fluches Feier;
Hinausgetrieben wird's mit grausen Worten,
Und donnernd schließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer seinen Gram
Sonst am Altare auszuweinen kam,
Wer kam für einen lieben Wunsch zu flehen,
Mag lauschend an gesperrter Thüre stehen;
Er hört die Orgel nicht, nun ist sie stumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig sonst Gesänge schallten,
Einsam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
Die Priester, feiernd, lesen keine Messen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergessen.

Nur selten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenstube;
Und wenn ein Klosterbruder stirbt, so schreckt
Die Glocke, langsam mahnend an die Grube;
Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo still die unvergessnen Freunde liegen,
Wo Kinder sich zu ihren Eltern schmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

D trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Lust und Glanz!

Im Kirchhof werden Liebende getraut,
 Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
 Und senkt das Haupt, des Myrtenschmuckes baar,
 In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
 In Todesschauern ihre Seele zittert,
 Erschreckt sieht sie der Bräutigam erbleichen;
 Vom Eindruck der Verwufung wird verbittert
 Die Stund', in der sie sich die Hände reichen. —
 Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
 Das Herz bis in die Wurzel aufzuspalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
 Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
 „Unselig Vorgemach der hohen Herren,
 Du Folterbank der schlächtigen Minuten,
 Wo man sie weiß zu strecken und zu zerren,
 Zu quälen, bis sie langsam sich verbluten;
 Wem du behagst, der niedrige Geselle
 Soll einst dafür im Haus der Hölle blühen:
 Ein Kämmerling soll ihn an beiden Füßen
 Festnageln dort auf eine Fllrstenschwelle!“
 Im Vorgemach des Papstes harren Viele,
 Prälaten, Königshoten, edle Ritter;
 Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
 Sie scharren ungeduldig an der Diele.
 Zwei Mönche sind's; wo mag das Kloster stehen,
 Dem sie gehören? fremd sind ihre Raunen,
 Dies letzte Blinzen und verstohlene Raunen,
 Und wie sie lauernb scharf im Kreise spähen.

Der eine Mönch ist hager wie ein Speer,
 Und holber auch dem Leben nicht als der;
 Ein finsterner Asket, wildfremd auf Erden,
 Nur heimisch im Entsagen, in Beschwerden,
 Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
 Des Jenseits Blässe ruht auf seinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
 Der Welt entrückt in einem frommen Traume,
 Still contemplirend mit geschlossnen Blicken,
 Bald kam' ein Rab', für todt ihn anzuspicken.

Der Andre, reich an Leib, stattlich geründet,
 Verschmäh't nicht, wie sein heitres Lächeln kündet,
 Manchmal mit süßer Erdenlust zu kosen;
 Wie glänzen seiner Wangen fette Rosen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Führt plötzlich über's Angesicht die Hand,
Als wollten schnell verwischen sie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungebulb mag Manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der sie mustert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene schreiben, meint zu lesen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Lücke
Mit einem Spiel verwegener Hypothesen;
Und flüsternd hebt er an, in tollen Mähren
Die Mönche seinem Nachbar zu erklären:

„Züngst hielt der Böse Rath mit seinen Söhnen
Und also ließ er seine Stimme tönen:
Der Teufel mag sich immer mühn und plagen;
Wenn seine Saaten schon zur Ernte reifen,
Und drüber lustig seine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Sense aus der Hand geschlagen;
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienst am Ende.

Ein harter Satz, ein schwerer Satz, Gefellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verschieben:
Die Kirche soll mit frommbethörten Trieben
Als wackre Magd des Teufels Haus bestellen.
Im Dienste meiner scharfen Repressalien
Entsend' ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Bursche aus der Höllebande
Verlappten sich in braune Mönchsgewande;
Schon sind sie da in Papstes Borgemach,
Und sinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterstizzen
Beiher sich in's Gedächtniß einzurigen.

Ich will dich im Vertrauen auch bescheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Weiden.
Ihr tretet — so gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und sprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, spricht der Eine, sieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unsern Füßen;
Jerusalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit diesem Staub dich grüßen.
Gewachsen ist dies Grab, wächst fort und fort,
Bald ist die ganze Erde so zu nennen;
Wir brauchen nicht in's Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jesu Gruft an jedem Ort;

Als hundertblättrige Grabesrose
 Blüht frisch und lustig drauf die Heidenugnose.
 Berauschend zieht die Strömung ihrer Düfte
 Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
 Ein wunderlicher Frühling will sich regen;
 Ja! Christus, den die Kirche ausgeboten,
 Man fand ihn schal und legt' ihn zu den Todten;
 Und einem Neuen seufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — spricht der Andre — trage,
 Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir sage.
 Betritt ein Erdenfürst des Bauern Haus,
 So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
 Daß sie dem hohen Gast nicht lästig werden
 Mit Schreien und unziemlichen Geberden;
 Wer aber Christum will bei sich empfangen,
 Zeigt sich an Art und feiner Sitte minder,
 Weil er Gedanken, seine Geisteskinder,
 Hinaus nicht wirft, die ungeschlachten Rangen;
 Und soll's dem Herrn der Welt im Haus behagen,
 So muß er mit den Jungens sich vertragen.
 Ach, Pontifex! und darf man so gering
 Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
 Du stehst dabei, sprichst kaum ein strafend Wort,
 Sein Felbhauptmann zugleich und Kämmerling! —
 Vergib, daß ich des Worts mich unterstanden,
 Allein so zischt der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von diesen Mönchen klingen,
 Er wird als Sturm in die Provence dringen,
 Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
 Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!" —

Der Andre spricht: „Wie weit dein Wort ein wahres,
 Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entscheiden;
 Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
 Dominicus, den Kämpfer des Altars;
 Wenn der die Hand vor's Auge sich geschlagen,
 Den Blick auf's Kreuz unfähig zu ertragen,
 So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
 Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
 Das schuldbewußte Seelen weicher Art
 Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
 Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
 Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
 Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
 Hat Manchen schon in frühen Tod getrieben.

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
 Wie Morgenluft, die einst gefächelt, kühlen,
 Daß sie für wenig täuschende Sekunden
 Das himmlisch leichte Loos der Unschuld fühlen.
 Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
 Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
 So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
 Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

Ein festes Männerherz, das Frevel that,
 Will nichts von Reu und trüben Bußgeschäften;
 Mit seiner eignen Stärke schafft es Rath,
 Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
 Woran kein Makel klebt, wenn sie sich regen,
 Den Wust vergangner Tage fortzufegen,
 Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
 Ein frisch lebendiges Gewitterschnauben.

Der trübte Kranke, dessen Leid und Klage
 Den Aerzten eine unlösbare Frage,
 Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
 Sein Leben abergläubisch anvertrauen.
 Dort steht ein ungezähltes Heer in Waffen:
 Der römische Hirte läßt den Ablass glänzen,
 Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
 Von jeder Schuld Gewissen rein zu schaffen.

Viel Ritterschaaren und viel Pilgerhorden
 Vereint der abenteuerliche Glauben:
 Wenn sie durch vierzig Tage Ketzer mordeten,
 Die Saaten tilgen, jengen rings und rauben,
 Daß Gott auf sie die volle Gnadenflut
 Ausströme und den gleichen Segensbronnen,
 Als hätten sie das heil'ge Grab gewonnen.
 Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und Andre hören goldne Glocken läuten:
 Herbei herbei hier fallen gute Beuten!
 Noch Andre lassen ihre Banner wehen,
 Für ihre Macht auf Erden einzustehen.

Wagt über seinen Gott der Mensch zu denken,
 So wird er's auch an seinem Fürsten wagen,
 Er wird nicht blind sich ihm zu Füßen senken;
 Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeschmückten,
 Das trieb, daß sie so rasch die Schwerter zückten,
 Mehr als der Reue Schmerz und Ungebuld,
 Im Ablauf rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeres Spitze reiten:
 Abt Arnald, den der Pabst zum Haupt gesandt,
 Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt,
 Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
 Ein schrecklich Paar! der Eine kalt und klug,
 Der Andre rasch wie sturmgejagte Flammen,
 So reiten Arnald und Simon zusammen,
 Gefellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Ross Verderben, oft Beglücken,
 Das Schicksal einer Welt auf seinem Rücken;
 Wohin die Kasse jener beiden traten,
 Gefolgt vom ungestümen Reiterstoch,
 Vergeht nicht nur das Gras von Languedoc,
 Vergehen auch der Zukunft Freudenstaaten.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
 Sind tapfre Ritter, banngetroffene Keger,
 Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
 Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Heger.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Bestie,
 Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
 Er schwindet euch vielleicht schon heut' auf immer,
 Genießet froh die letzten Strahlenrestel
 Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
 Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer rings vom weiten Meer umflossen,
 Der Krieger in der Burg vom Feind umschlossen,
 Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
 Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letzten Mal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
 Das weithin seine bunten Zelte breitet;
 Er prüft die Schleuderbürme und durchspäht
 Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgewähr,
 Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
 Den Sturm und mahnt: seid tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
 Und scherzt: „Wenn wir das Schlüsselstein abgethan,

Will ich den Grafen Foix, den frevelnd seßen,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den Nacken treten."

Das Lager rauscht von wildverwornen Löwen:
Hier Nerze zimmernd an Maschinen bröhen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo Jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblök von Thieren die das Messer schlachtet,
Geschwäh von heimischen und fremden Zungen,
Den Kezern Flüche, pöbliches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,
Die Rosse wiehern und die Mönche singen,
Bis alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
Mit seiner tapfern Abigenserschaar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,
Und Schwert und Art auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingebrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Freund und Feind beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und küßt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der Unsern, Euren sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man sein Theil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Nacken.
Balist und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen wie sie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im mannlischen Gesecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle todt.
 Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
 Erwarten hundert Simons Machtgebot;
 Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
 Und jubelnd singen alle Priester Chor:
 „Te Deum laudamus“! — Schergen winkt hervor
 Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
 Sofort die hundert Helden blenden.
 Nur Einer wird geschont an einem Auge,
 Daß er den Uebrigen zum Führer taue.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
 Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.
 Schwarz ist die Nacht der Blindheit, die sie schreckt,
 Die Seele schwärzre Nacht des Hasses deckt.

Simon gebeut in herrischem Belieben:
 Man bringt ein Seil, des Ende reicht man dar
 Zu Hand dem Ritter Hugo von Asar,
 Dem seiner Augen eines ist geblieben.
 Die Blinden Mann an Mann die Leine fassen,
 Daß sie sich dran des Weges führen lassen,
 Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen,
 Ihr Kezer, und katholisch wandeln lernen,
 Blind folgsam und gehorsam nur dem Einen,
 Dem noch in's Aug' die Himmelslichter scheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
 Sagt ihm, daß sein Verderben mein Beschluß,
 Wenn er nicht tief zerknirscht, zermürbet ganz,
 Der heiligen Kirche schwört den Treueschwur.

Für ihn zu einem seltenen Rosenkranz
 Hab' ich gefädelt euch an diese Schnur,
 Dran mag der stolze Kezer Buße beten,
 Bis wir ihm auf den starren Nacken treten.“

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
 Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Walder;
 Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
 Nicht kühl der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
 Mahnt Hugo sie zur Raft, sie machen halt
 Und lagern sich an moosbewachsenem Ort,
 Und Balduin, ein Greis, erhebt sein Wort:
 „Ich höre über mir die Bäume fausen,
 Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
 Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
 Doch seh' ich keinen Psaffen mehr vergehen.

Hugo! wo steht die Sonn'? ein Priester fiel
 Von meiner Hand in heller Abendgluth,
 Der Sonne wie sie sank ein Widerspiel
 War jener Tolle sinkend in sein Blut.
 Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
 Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
 Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
 Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.

Was half's? die Nacht schlug mir nun in's Gesicht,
 Nun bin ich todt für's goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu schauen!
 Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
 Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
 Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
 Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
 Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
 Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
 Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüstert hier so klug in diesem Strauch?
 Bist du ein Dämon, Wind, so komm und höre
 Und stärke dich an meinem warmen Hauch
 Und richt' es aus, was ich dich heiß beschwöre:
 Komm, spinne Zauber dir aus meinem Fluch
 Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
 Das wirf behende um ein jeglich Ding,
 Wornach sich dreht des Pabstes Augenring!
 Ist es ein Priester, so vermischt' die Lüge
 Im Angesicht, gib ihm die wahren Züge,
 Entreiß' der Seele ihr verstecktes Zeichen,
 Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
 Beschaut sein Antlitz Innocenz im Spiegel,
 Erschein' ihm drauf das schwarze Mördersegel!
 Blickt er auf's Kreuz, so schau' er wie es wankt,
 Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
 Die sie Hierarchia nennen;
 Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
 Sei ihm von deinem Rachedienst entstellt!
 Hör', Dämon, hör'! die Rosen tunkt' ihm ein
 In Ketzerblut, und schmier' ihm Ketzerblut
 In's Morgenroth und in den Abendschein,
 Und spritz' ihm's in die Träume wenn er ruht!"

Ein Andern spricht: „Der Pabst hat's nicht gethan,
 Daß wir geblendet stolpern unsre Bahn;

Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein schlechterer Mann trug noch den Harnisch nie.

Er scheint so fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Länden sich bezahlen,
Und baut sein warmes Nest sich in Ruinen,
Kocht sich sein Süppchen bei den Bannesstrahlen.
Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
Pfleget er die Tugenden als fetter Pfriinden;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Gräuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Gold zu scharren."

Ein Dritter spricht: „Ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Geklüften,
Der Andre hat das Heer herbeibeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimath schön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Gesang,
Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Balduin der Alte spricht:
„Die Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß in's Herz mir noch viel tiefer schneiden,
Wenn ich nicht seh', nur höre wie sie leiden.
Wenn mir in's Ohr Verzweiflung gellt,
Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob a... unsichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Ausbruch mahnend seine Schaar:
„Dem Papst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben unser Liebstes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile sei das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, den Pfaffenknecht,
Der, selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groß' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;

Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
 Und seine Wuth ist losgebunden;
 Der Feu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
 Wuthblind den eignen Meister angefallen,
 Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
 Und meint es immer noch zu küssen.

Vom Blute seines Herrn herauscht,
 Durchtoht die Welt der grimme Feu;
 Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
 Hört er der Opfer Wehgeschrei.
 Die Klage zieht mit allen Winden
 In der Provence fern und nah;
 Es ist im Land kein Kind zu finden,
 Das nicht schon einen Todten sah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
 Im Waldgewölb', mit Schreden drang und Grausen
 Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
 Und Alle schweigen, nur die Bäume sausen.
 Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden;
 Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
 Gewahren sie nur an den freien Winden,
 Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen übersät,
 Still — Alles tobt — verstummt das letzte Aechzen;
 Verklungen auch der Priester Dankgebet,
 To Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einst Hefekiel verhieß den Geiern:
 „Der Herr wird lassen euch die Mahlzeit feiern
 Auf seinem Tisch und Ross und Reuter fressen!“
 Die Geier haben's heut' noch nicht vergessen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
 Neidlos, denn reiches Mahl ist hier geboten,
 Die Fliegenschwärme summen um die Todten,
 Und sonst kein fremder laut die Gäste stört.

Der Klageruf verlassner Mütter, Bräute,
 ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
 Das Raubthier kann bei ungestörter Nacht
 Einschlafen, wenn es mag, auf seiner Beute.

Im Osten kommt der Mond heraufgezogen,
 Und Schatten gaukeln um die Angesichter,
 Und um die Todten schleichen irre Lichter.
 O Mensch, wie bist du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperstoff erschaffen?
 Hat ihn hervorgebracht ein böser Geist?“
 Darüber stritten sie mit allen Waffen,
 Und werden von den Vögeln nun gespeist,
 Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
 Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib ächt, menschlich und gebiegen?
 Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
 Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod bestegen
 Und steigen aus dem Grabe unbergänglich?“
 Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
 Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint;
 Die sind gebiegen, ächt, das ist gewiß,
 Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
 O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
 Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
 Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,
 Der Erde ekelt schon es aufzutrinken,
 Dort in der Niedrung steht's, ein rother Teich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
 Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
 Nein! durch das Walgefilb Alfar dort schreitet,
 Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
 Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
 Da springen die Gedanken ihm hinein,
 Wie aufgeschreckte Unken in den See,
 Und singen ihm betrübte Melodei'n.
 Sie rufen über's weite Schlachtgefilb
 Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
 In dessen Ungebuld sie sich erschlagen?
 Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
 Zu neuem Schreck an Leichen sich erfrischt?
 Und, ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
 Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwischt?

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
 Der eine Welt in Fiebergluth errichtet,
 Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
 Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald sich dran ergetzt, bald es zerschellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu lassen?

Was ist's? — und Christus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dies todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.
Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
Die weckenden? und gibt's ein solches Klingen?
Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!
Hier ist dein Loos zu dulden und zu darben,
In andern Welten reisen deine Garben;
Der Sensemann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sei froh, wenn du ihn hörst sein Eisen deugeln! — — —

Hörst, Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen! —

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelneft. *)

An eine Kirche kam ich einst zu wallen,
Mit Klosterzellen, längstverlassnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte schier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der sie so fromm zum schönen Werk beseele.

Wo waren sie? — ich trat auf ihre Gräfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte sich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugebüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menschenleben.

Der Kirchhof ist vom Kreuzgang eingeschlossen,
Wo Epheuranken an den Fenstern sprossen;
Die schlanken Pfeiler sind so fest gestellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeschneelt,
Hoch, lustig ragt der fromme Bau noch spät,
Die Mönche einst in keuscher Himmelstühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenchwüle;
Der Geist der so gebaut ist längst verweht.

Au spitzgebognen Fenstern ist zu schauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein steinern Vogelneft am Aste schwebend.
Der Jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
Die Mutter sie zu äzen hold beflissen,
Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
Wie sie getreu die Kinder schlicht und nährt?

*) Emma Niendorf berichtet (S. 39): „Als Lenau mit seinen Begleitern in den vom Kreuzgange umkränzten Schummerort der Katholiken [in Wimpfen] trat, lag das Gras auf den Gräbern gemäht, gleichsam symbolisch, was der Dichter mit besonderer Deutung erfaßte. Elise [Emile Reinbeck ist gemeint] aber entdeckte an den reichen Skulpturen der schlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines steinernes Vogelneft, auf welchem der alte Vogel saß, nur leiber mit abgeschlagenem Kopfe, und blieb gefesselt vor solchem goldseligen kindlichen Spiele der alten Kunst.“ — Dies Vogelneft, das jene ihren Reisegefährten zeigte, finden wir hier wieder. Vergl. auch Schurz II, 31, 33 u. 1.

Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —
Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß den Zweifelnden erschlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen, rührenden Gestalten.
Rein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
Keusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und Alle segnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
Er kränkte Niemand und verletzte Keinen,
Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
Den er gefüllt so kraftgebrang und herbe,
So rasend in den tiefsten Eingeweiden,
So reich an Qual eh' eine Stund' entrickt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Rest
Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tausenden verbrannten und sie hörten
Im Tode noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfasst ein schauderubed Erstaunen
Bei solchen Thaten, mörderischen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Ist, was ich seh', des Frevels ganze Wölle?
O Mensch, wo steht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer sie sucht, bis in das Herz der Hölle?“

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor sich selbst muß dieser Fromme zittern;
Der Name Mensch, aus welchem kein Erlösen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Bösen,
Er lauscht in seine Brust, ob nicht verstohlen
Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erschreckt ihn die Geschichte,
Wie er ein Knabe einst den Wald durchzogen,
Und sah ein Vöglein heim in's Nest geflogen.

An hohen Zweigen hieng die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
Doch strich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe sah das Nest am Wipfel schwebend.

Da hob er einen Stein und warf empör,
Zerstört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter sich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch, und kann sich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde lehren,
Um seine stille Wehmuth dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf stiller Walstatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondeuschein,
Und blickt zu Diesem sich, zu Jenem nieder,
Seltsam hantirend um die todtten Glieder,
Und zwischenburch sich wischend eine Zähre?
Ein Schneider ist's mit Ellenstab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz ist sein Leiden,
Wie toller war ein Schneiderhirn verbreht,
Er meint: der Antichrist kann nicht verschweiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er sucht nach Stoff und schneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit eifriger Begier,
Um für den Riesenmittel Zeug zu schaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Auspringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
Doch wend't er sich, so weichen sie, geschreckt,
Vom Fegenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein sitzt nun Jacques beim Lampenlicht
 Und sticht seine Lappen, flügt und sticht;
 In bunter Eintracht binden sich zum Kleide
 Des Antichrist Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
 Was über's Meer an Pracht der Osten sandte,
 Und was im fernen Wald des Nordens rannte.
 Stoff und Gewebe vielfach und verschieden,
 Wie Herz und Glaube derer, die sie trugen,
 Und die darum sich haßten und sich schlügen,
 Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müß' und Hast ist schon sein Leib geschwunden,
 Doch kleck die Arbeit nimmer für den Kunden;
 Ein Theil nur ist vom Ärmel seiner Rechten,
 Was Meister Jacques genäht in hundert Nächten.

Er sieht manchmal die Riesenhand des Necken
 Weit über's ganze Land hinaus sich strecken,
 Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
 Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
 Und wenn die sommerlichen Donner rollen;
 Dann hört er seinen Kunden seufzen, grollen,
 Der bringend seinen Sterbemantel heischt.
 Wenn ihm an's Fensterlein die Schloßen klopfen,
 So ist's der Todesschweiß in kalten Tropfen,
 Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
 Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert,
 Daß glühend seine Nadel sich erhitzt,
 Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
 Der arme Antichrist kann nicht verschneiden;
 Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
 Des Morgens lag er todt auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund' nahm Jacques die stille Flucht,
 Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
 Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
 Und tritt in's Haus und forscht umher und sucht.

Der Ärmel, drauf der Meister lag, der bleiche,
 Wird ausgebreitet und genau durchspäht:
 Da sind viel rothe Kreuze drein genäht,
 „Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!“

Man wirft ihn auf die angesteckte Scheuer,
Nachsfliegen seine Lappen ihm in's Feuer;
Von bannen zieht das Heer, rückblickend sehen
Sie schon das Dorf in hellen Flammen stehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundene Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Walbesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Ros die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Säng'er zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang!
Wie rasch die Pforte aus dem Kiegel sprang!
Den Säng'ern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Säng'er im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet
War doch dem Leid die Freude stets verblindet;
Da tobte minder grimmig das Gesecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.
Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenossen quälte,
Der Troubadour von seiner Dame singen;
Vergessen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize seiner Dame klingen,
Daß Sehnsucht süß in Aller Brust erwachte,
Und Jeder träumerisch der Fernen dachte.

Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten ist sein Dienst geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen starres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
 Wenn er das Land erziegt, die Burgen bricht;
 Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
 Und stille senkt das bleiche Angesicht,
 So ist kein Friedensschimmer sein Erblichen,
 Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
 Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
 Noch immer ist es nicht das rechte Land,
 Die rechte Burg nicht, die er überwand,
 Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachedebren?
 Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
 Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
 Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
 Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
 Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen
 Als je mein Lieb mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
 Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
 Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
 Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
 Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
 Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

In's Lager fort des Grafen von Toulouse
 Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
 Für eine königliche Frau, die Muse;
 Sie soll mir nicht den Bettlerblindel tragen.

Komm, folge mir und sei mein Kampfgefährtel
 Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
 Eindringlich in's Gesicht und in die Glieder
 Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns antwortet der Genosse:
 „Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
 Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
 Was ich bedarf ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wilhem Hasse;
 Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
 Ein Lieb des Friedens Traum; und ich verlasse
 Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
 Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen;

Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
 Und dem Betrühten lob' ich seine Todten.
 Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
 War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
 „Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
 Wo willst du singen, Ruhm und Lieb' erwerben?
 Nur einen Schluck vom Trauf der edlen Trauben?
 Die Einen morden und die Andern sterben,
 Die Einen betteln und die Andern rauben;
 So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
 Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
 Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
 Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich suchen,
 Und Herberg wirfst du in den Wäldern suchen.
 So hungre denn im Grünen, und beneide
 Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
 Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
 Schling' künst'gen Waldgesang in's Eingeweidel

Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen
 Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
 Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
 Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
 Die alte Lust zu singen mich befällt,
 Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
 Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
 Und einen feigen Burschen Glib für Glib
 Zusammenblas' in meinem scharfen Lieb,
 Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
 Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr schallt kein Wort; doch Kirren ihre Degen,
 Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
 Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
 Für jede Wunde, die den Einen traf,
 Muß neu hervor das Blut des Andern springen,
 Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
 Beim sanften Rieseln ihrer Purpurquellen,
 Wo weiches Moos, die Sterbekissen schwellen.
 Sie liegen todt in tiefen Walbesgründen;
 So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
 Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,

Ob es verkläng' an sturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harsen beide,
Bis sie vermorschen einsam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer ist ein wahrhaft armer Mann?
Ist's der in hoffnungsloser Kerker Nacht?
Wer bei der sterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Dzean?
Ist's wer von Zweifeln ewig wird zerrissen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewissen?
Wem seine Tochter rohe Krieger schänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn sieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Reige
Und wahrhaft elend ist allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schicksal hingestellt
Und ausgesetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn sich stemme
Anstürmenden Gefahren oder nicht?
Ob er ein Mann soll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zusammenbricht.

Wie schmect die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulous' und Markgraf von Provence?
Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne!

Rings in unübersehblichen Geschwadern
Gafft Volk; thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum rothen Fürstenmantel umzuspinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stola ist dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den stolzen Fürsten jetzt,
So geht am Strick der Farre, müd' gehetzt,
Mit Lustgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Priester folgst in's Gotteshaus,
Indeß die Mönche jauchzend dich umschwärmen
Und dankend für das Fest Gebete lärmern,
Und Glocken schallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitscht dem Fürsten in die Lenden.

Das Volk erschien zum unerhörten Fest,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verblürgen
Es murrte, daß er vom Mönch sich schlagen läßt,
Daß er den Muth nicht hat, ihn zu erwürgen.

Hin ist sein Muth, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom so feurig tobte,
Seit er, um Frieden stehend für sein Land,
Vor Innocenz und seinem Borne stand.

Der Büßer wird gestellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hostie und Reliquien dar,
Drauf muß er schwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochener Seele,
Daß er gehorsam, treu, und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all sein Leben,
Nach ihrem Will' zu leben und zu sterben,
Und bald sein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürst, an Leib und Seele wund geschlagen,
Was freut auf Erden dich so unermesslich,
Daß du nicht lieber stirbst wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich so unvergeßlich?
Die Erde ist und was sie hat nicht werth,
Daß sich ein Mann, um drauf zu sein, entehrt.
Biel hundert Knecht' und lumpichte Gefellen
Stehn da und höhren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes ruthenwunde Stellen;
Sie schauen ihre niedrigen Geschicke
Mit deinem Loose prachtvoll ausgeglichen,
Da also schnöb der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
Denn jeder wünscht: o wär' er todt geblieben
Im mattesten, unrühmlichsten Gesechte!
O hätt' er Gift geschluckt in seinem Schrecken,
Das Zittern seiner Glieder zu verstecken!

Sie stauen schmerzlich, daß du sie verlassen,
Und schwörst, bis zur Vertilgung sie zu hassen. —
Wer untergehn im Strome den Genossen
Unrettbar sah und schauernd auf die Stelle
Vom Ufer hingestarrt, wo ihn die Welle
Verschlungen und sich über ihm geschlossen,
Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leibes,
Das Raimunds Freunden in die Herzen stach,
Als über ihm zusammenschlug die Schmach,
Als sie die Worte hörten seines Eides. —

Drauf schwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierre's von Castelnau geboten;
Er schwört's bei Gottes letztem Gnadenschein
Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geschworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhonestraub
Dem Mönch den Tod, dem Kofse gab die Sporen,
Und ohne Spur verschwunden aus dem Land.

Der Abbas spricht: „Des Bannes schwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie schenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geschenk,
Trag's auf der Brust und rühste Tag und Nacht,
Brich auf zu Christi Heer mit ganzer Macht,
Sei deines Eids, der Ruthe sei gedenk!“

Vorüber ist die qualenvolle Stunde;
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,
Mit wundem Leib und tiefer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung sei,
Am Grab Pierr's von Castelnau vorbei.
Er hätte gern sein Loos zum Tausch geboten
Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge besser auf der Bahre,
Als noch die hängen, ruhmenterbeten Jahre,
Die Kraut in Scherben, und den Muth in Splintern.
Umherzuschwanken in den Kampfgewittern,
Bald diesem Heer, bald jenem zugesellt,
Bis er verfliegend auf das Lager fällt,
Und, da ihn lange Niemand will bestatten,
Sein Leib zuletzt zur Speise wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirthbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg angetroffen,
Des milden Wandrers stundenlanges Hoffen,
Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umfaust der Wind,
Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
Und werfen berbe Scheiter in die Flammen,

In kalter Winternacht geborgen heiter,
Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn;
Der lauert dicht und sinnet still am Feuer,
Umstehend in Erinnerungen, alten,
Ob er schon einen Winter solcher Art
Erlebt, wie dieser jetzt auf Frankreich starrt;
Doch keinen denkt er je so grimmig kalten.

Horch! noch so spät, bei solchem Frost, Besuch?
Es pocht an unsre Thür, was mag es geben?
Berrath und Häfcher um uns aufzuheben?
Ist's Theodor der Meister, mit dem Buch?

Er ist's, er tritt herein in's warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verstört, so scheint's, von Leid;
Er setzet sich, da thaut des Reises Schimmer
Und fließt herab von seinem Winterkleid.
Das Eis von Bart und Wangen niederseuchtet,
In's Antlitz scheint das Feuer und beleuchtet
Abscheu und Zorn, entsetzenvolle Trauer;
Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er in's Feuer starrt, vom Frost gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geschüttelt.

Lang saß er schweigend so, in sich versunken;
Da plötzlich greift er in die Brust und nimmt
Das Buch und wirft es in die Gluth ergrimmt,
Daß in die Stube sprigen helle Funken,
Und ruft: „Unselig Buch! du magst verbrennen!
Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
Sammt meinem Glauben magst du hier verkohlen!
's ist aus! nie ist ein Gott gewallt auf Erden,
Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden!“

Er schweigt und starrt; der Ahn, der greise, fragt:
„Was wirfst du, Thor, die Bibel in die Gluth,
Die du so oft, so gern uns ausgelegt?
Was hat so schlimm verwandelt deinen Muth?“

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Bergib, wenn ich den letzten Traum dir störe.
Es ist so furchtbar kalt seit dreien Tagen,
Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederschlagen,
Es frieren schier die Todten in den Gräbten,

Was noch lebendig ist, das flieht und hastet
 Und keinen Augenblick im Freien rastet;
 In's Herz hinunter stockt der Brunnennuell,
 Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,
 Aufstehend kracht die eisgesprengte Kiefer;
 Hart hat der Tod die Erde angepact;
 Zu zittern schien mir Christ am Kreuz, so nacht,
 Zur Hölle triecht hinein der Teufel tiefer.
 Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
 Auf den er sich indefs verlassen kann.

Bei solchem Frost hat man — wem sei's geklagt? —
 Verbannt die Unfern und hinausgejagt.
 Der Bischof ließ sie spüren, ließ sie greifen,
 Die Häuser, drin sie übernachtet, schleifen.
 Der edle Meister Gerhard sprach in Mitte
 Der Priester laut: schuldblos ist unsre Sittel!
 Er sprach im Richter-saal, nein, Tigerstalle:
 Ich bin Apostel, Christen sind wir Alle!
 Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee!
 Und schweigend trugen sie das bitter Weh.

Hülfslose Nacht, es drückt das bange Weib
 Umsonst ihr Kindlein an den armen Leib;
 Nicht kleckt der Mutterhauch es warm zu halten,
 Verzweifelnd fühlt sie's an der Brust erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
 Und sinken endlich milde, schläfrig nieder;
 Sie schlafen ein, und stille wird ihr Schmerz,
 Erbarmend legt die Nacht sich an ihr Herz,
 Und saugt ihm leis unspürbar aus der Wunde
 Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
 Ich habe schauernd im Vorübergehen
 Sie dort beisammen liegen sehen.“

Foir.

Wo der Held die Baude des Geistes bricht,
 Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
 Der von der Fessel zwar los sich reißt,
 Doch mit der Fessel zugleich vom Geist;
 Wie der Fuchs in der Eiseufalle verzagt,
 Und weil er sie nicht kann brechen entzwei,
 Das gefesselte Glied vom Leibe sich nagt,
 Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdisch auf Erden sprießen;
Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm ist das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloses Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche sich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Wizen
Zu lieb ihr köstliches Blut verspritzen.

Das Alles nennt er ein strittiges Meinen,
Indeß man über des Weibes Kisse,
Des Weines Freudengewitterglisse
Schon seit Jahrtausenden ist im Reinen.

Mit Rossen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenschlägeren,
Mit vollem Rüstzeug der Lust umgeben,
Zu genießen rasch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloster des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Klosters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte sich schneidend,
Sieht's, taucht in's Gebüsch vor solchem Zug
Und schlägt erschrockene Kreuze g'nug.
Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreischen dazwischen,
Drein klägliches Blöten die Lämmer mischen;
Ach, in die Herde stürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich steigenden Ueberschwemmungswogen,
Sie stoßen in's Horn, Einlaß verlangend,
Der Pfortner gehorcht dem Rufe bangend,
Der Schlüssel irrt in zitternder Hast,
Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
Auf geht die Pforte zur schlimmen Stunde,
Des friedlichen Klosters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Ross und tränkt es im Weihebecken;
Der eisenbeschlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der frebelnde Reiter Rath,
Wirft Messgewänder ihm vor zur Streu.

Er schüttet seinem geliebten Traber
In's Tabernakel den Zehenthaber,

Und spricht mit spöttisch verzogner Lippe:
 „Das heilige Kindlein von Bethlehem
 Lag dort so ärmlich und unbequem,
 Hier schläft es nun wieder in einer Krippe;
 Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
 Mein Hengst ihm fallen zum Wiegenfest.“

Er scherzt, indem er den Falken wiegt:
 „Sieh, sieh! dort über dem Altar fliegt
 Der weißgefiederte Kõhlerglaube,
 Der heilige Geist im Flaumenkleide;
 Auf, auf, mein Falke, du lustiger Heide,
 Und beiße herab mir die zierliche Taube!“

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
 Steht zierlich geschmückt und strahlt in Juwelen;
 Die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
 Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
 Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
 Vom Hals das goldgestickte Bekröse,
 Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
 Und streicheln das Kinn ihr: „o sei nicht böse!“

Indessen die Köche was nöthig fodern,
 Am Herde gewaltige Scheiter lodern,
 Und im Takte provençalischer Weisen
 Am Spieße, sich bräunend, die Lämmer kreisen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
 Rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
 Zum Prior der Graf spricht, schelmisch leise:
 „Ei gebt mir Bescheid und sagt mir in Hulden,
 Braucht ihr das Alles zum Opfer der Messe?
 Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
 An seine Größe glaub' ich wohl gern,
 Verträgt er so reichliche Aderlässe.“

Der Graf ermuntert das wüste Loben;
 Ein Schalksnarr steht auf der Kanzel oben,
 Mit tollen Geberden, mit scharfem Gekreisch,
 Er predigt: „Im Anfang war das Fleisch;
 Und Gott war das Fleisch, und dieses war
 Bei ihm beständig und immerbar;
 Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht;
 Johannes schrieb verkehrten Bericht.
 Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
 Seid lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren.“

Er springt von der Kanzel und sinkt auf's Knie
 Vor einer Dirne mit Courtoisie:

„Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
 O tanze mit mir! die Stunden rennen,
 Wer weiß, wie halb wir beide verbrennen
 Und tanzen im Wind als graue Flocken.
 Ach, Aschenflocken dein blühender Leib!
 Komm, hänge dich fest, du süßes Weib,
 An mich, und liebe mich wild und zart,
 Eh' du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!“

Und Foix lacht auf und schmettert in's Horn,
 Die Mönche zittern vor Angst und Zorn.
 Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
 Die Tänzer fliegen in grimmiger Lust,
 Als fühlten sie alle doch in der Brust
 Das unbetäubte Verhängniß schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
 Belagert Carcassonne Tag und Nacht.
 Driu schützt Roger sein Volk und lenkt den Streit;
 Die Männer sind zu jedem Tod bereit.
 Der Frauen manche schnitt ihr schönes Haar,
 Und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
 Froh, daß sie kann mit ihrer Zierde nützen,
 Flucht sie die Bogensehne drauß dem Schützen;
 Die Kinder zitternd ihre Hände falten
 Und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! draußen aber stürmen
 Beschwingte Felsen von den Schleudertürmen;
 Schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
 Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.
 Ingrimig in die Mauern schlägt „die Raze“
 Mit Eisenkrallen ihre Eidentage;
 Sie schlägt die Latte zu den frommen Sängen,
 Womit die Priester helfen ihren Streitern,
 Die sie wie weiches Del in's Feuer sprengen;
 Simon gebeut den Sturm, man stellt die Leitern.

Hinan! sie klettern hastig und verwegen,
 Und Andre stürzen von den höchsten Sprossen
 Den Kimmenden entgegen schon, erschossen,
 Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
 Die Krieger mengen sich im Steigen, Fallen,
 Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
 Den Sturm: „Hinan! erschreck nicht vor den Todten;

Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen;
Im Namen Jesu Christi, drauf und drein!“
Die Schwärme stürmen durch das Mauerloch,
Das von der Rake schütterndem Gepösch
Aufkafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Thurm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimath wieder.

An seiner Seite sicht Graf Foix, der feste,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
Und die von ihren scharfen Klingen starben,
Läßt Foix mit Schütren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Ist nun auch Foix gesunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder sicht.
Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgetühl zusammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Hasses Toben,
Mit Grauen weithin auseinander stoben.

Wie Liebeslust, wenn schon ihr Drang gebüßt,
Nachschwelgend noch mit trunken Lippen küßt,
So zückt, nicht satt von ihrem Todesstreich,
Die Hasseslust den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme:
Die überwundenen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
 Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
 Also mit jedem Augenblicke fällt
 Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde;
 Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
 Daran zu messen eine Menschenstunde.
 Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
 Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesbegeh,
 Und fallen muß wer sich ihm wagt entgegen.
 Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebilhren,
 Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
 Ihn haßt und jedes Glieden seiner Glieder,
 Und Schild und Speer und alles was sie führen.

Abt Arnald ruft in's Fechten, wo es stockt:
 „Haut ein! der Ablass und die Beute lockt!“
 Den Priester reitet Simon an, zu fragen:
 „Herr, sollen wir auch Katholiken schlagen?
 Der Unfern viele sind in diesen Mauern,
 Ist hier gestattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „Dessen ist nicht Noth,
 Schlägt Keger, Katholiken, Alle todt!
 Wenn sie gemengt auch durcheinander liegen,
 Gott weiß die Seinen schon herauszukriegen.“

Wenn still und lautlos gienge dies Zerstoren,
 Man müßte aus den Wunden hier das Blut
 Gleich einem Bach im Walde rauschen hören,
 Doch wie ein Meer im Sturme schreit die Wuth;
 Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
 Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüftern,
 Den Rauch des Blutes in den heißen Nüstern,
 Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tausende zur Kathedrale,
 Nachjauchzt der Mord mit hochgeschwungnem Stahle;
 In allen Gassen, Häusern und Gemächern,
 In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
 In jedem tiefen dunklen Kellerbogen
 Wird nachgesucht und wilden Mords gepflogen.

Vom Giebel wird ein Keger dort geschleift,
 Wie sonst in's Taubenneß der Marder greift;

Hier pocht der Scherge an des Fasses Dauben,
 Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
 Ob nicht ein Kezer sich hineinverfrochen,
 Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist!“ die Priester alle singen.
 Kein Gräuel kann wie der das Herz empören;
 Der Opfer viele in die Flamme springen,
 Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
 Doch Tausende sind jener auch gefallen,
 Für welche süß der Lobfang würde schallen.
 Die Stund' ist aus, nichts gibt es mehr zu morden,
 Hoch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm;
 Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
 So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
 Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
 Verlöre jezt die Sonne ihren Schimmer,
 Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdukkelt,
 Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
 Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
 Roger erlöhe das in seiner Gruft
 Nur am Erkalten seiner Kerkerluft;
 Die Nacht in diesen festen Quaderwänden
 Kann sich zu tieferer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf diesen Fleck der Sonne Schein?
 Der moderfeuchte hat es längst vergessen;
 Hier mag Roger, wie viel an Land noch sein,
 Im steten Hin- und Wiedergange messen.

Sein Lebensglück ist ihm verweht zur Sage,
 Die er sich selbst erzählt; sie klingt so traurig!
 Ihm ist der helle Strom der Jugendtage
 Gestockt zu einem Sumpfe, schwarz und schaurig.
 O Fürstenglanz! wie bald bist du verblichen!
 O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Berrathen und gefangen muß' er werden
 Von Simon, dem Verhaftesten auf Erden.
 Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,
 Dem Kezer wird die Treue nicht erprobt. —
 Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
 Die nun verwaist um ihren Ketter weinen;
 Sie flohn aus Carcassonne still und sacht
 Durch ein geheimes Pfortlein in der Nacht.

Auf's Salmenlager wirft Roger sich hin,
 Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.
 Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
 Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
 Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
 Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
 Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
 Und wacker Hirsch' und Rehlein niederspfeilten;
 Frisch auf! Hal! Hol! die starken Keuler brechen;
 Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
 Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
 Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
 Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
 Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
 Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
 Doch bitter ist's, den Blick des Freundes meiden,
 In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
 Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
 Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
 Doch bitter ist's, des Freundes Wort entbehren,
 Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
 Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
 Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
 Als wenn zum Herzen Freundesworte bringen;
 So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
 Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.
 Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
 Den liebsten aus der kühnen Männerschaar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
 Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
 Der Seinigen, die unter Rosseshufen
 Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
 Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!“
 Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
 Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
 Die Kolben krachen und die Lanzen splintern,
 Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
 Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
 Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
 Und Held Alfar, den Feindeschwarm durchbrechend,
 Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,

Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden sendet Todestähle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Osten ist der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Westen in die Schaaren,
Und mittens wollen sie zusammentommen.
Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
Sie stürmen auf den schlachtberauschten Rossen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
Und Jeder freut sich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn seine Kunst, das Ross im Kreis zu schwenken,
Die Art, im Anlauf seinen Speer zu senken,
Von ferne schon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,
Doch hat Roger, Alar sein Schwert geschwungen,
Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
Und, hingestreckt, lebwohl der Erde stöhnen;
Die matte Haut greift irr und ungewiß
Umher schon in der Todesfinsterniß.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;
Der roth' und schwarze Busch begegnen sich,
Wie Blut und Tod, wo dies Gefieder strich. —
Schon sind sie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünsch'n sich gar fröhlich: „guten Tag“.

Roger ist aus dem schönen Traum erwacht,
Still wünscht sein Feind dafür ihm „gute Nacht“,
Denn durstend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Tavaur. *)

Nach langem Kampfe ist die Burg genommen;
Wie schwelgt das Kreuzesheer in Nachewonnen!
„Komm', heil'ger Geist!“ so singt der Priester Chor,
Und was da lebt muß sterben in Labor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die scheinodt still in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des festen Thurmes;

*) Vergl. Schurz II, 157.

Wie alles fiel, was sie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falscher Todesfriede.

Nun wacht sie auf; wie stille nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß sie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört — erschreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn sich nur hört sie; — bin ich in Lator?
Herbei! weh mir! o Gott, wo seid ihr Alle?"

Sie stürzt hinaus und sieht entsetzt, warum
Kings Alles in der Burg so grabesstumm.
Da liegen sie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört sie, Niemand wird gewahr
Und freut sich, daß entfliegen sie der Bahr'.

Sie sucht am Grund die Eltern, findet sie nicht,
Und jedem Todten schaut sie in's Gesicht.
Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffentnechts beschwert;
Ein Reiter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie sind die theuren Züge, ach! entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächsten waren
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen schaut,
Des Irrsinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie springt an's Christusbild dort am Altar
Und ruft: „Du Armer! müchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füsse,
Daß sie das Blut, das steigende, nicht küsse!
Sie sind genagelt; — rent es dich? dich rent's,
Daß du gekommen bist an's Kreuz!
Das Alles, Alles ist um dich geschehen!
Wie hang sich deine Augen brehen!

Hoch steigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
 Ich zerr' umsonst, der Nagel steckt zu fest,
 Er haftet immer noch;
 Maria! hilf! Johannes, helfst mir doch!
 Du armer Menschensohn,
 Wie sträuben sich die Dornen deiner Kron'!
 Wie wild die Angst um deine Lippen zückt!
 Ich fürchte mich vor dir, du wirst verrückt!"

Sie flieht hinaus, da schrei'n die Raben
 Sie an: willst du was uns gehört begraben?
 Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
 Klagt sie das traurige Geschick des Herrn.
 So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
 Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
 Verbrossen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Aehre,
 Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
 Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken?

Mit lässiger Hand den Samen wirft der Alte
 Und wenig hoffend in die Furchenspalte.

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
 Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenschaar,
 Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe sieht der Landmann sonder Grollen
 Mit schwanken Köpflein schreiten durch die Schollen:

„Eil Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
 Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geschreckt,
 Daß also roth die Brust dir ist gefleckt?

Doch nein! wer hat Geschosse zu verschwenden?
 Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Läublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
 Als du in's Nest heimflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache,
 Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
 Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!“*)
 Der Alte hat der Taube Loos errathen,
 Und trauernd streut er wieder seine Saaten.
 Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
 Des Bauern Wort belauschend stille stand;
 Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
 „Hörst du der Lerche helles Morgenlied?
 Vom Liebe einer Lerche ist umher
 Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!
 So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
 Zerstampft dir auch die Saaten Kosseshuf.
 Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
 Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten.“

Alfar.

Alfar der Held in seinem Leben
 Hat Priestern nie Gehör gegeben;
 Und was die Albigenser sprechen,
 Ist ihm nicht minder fremd geworden
 Seit jenem unvergeßnen Morden
 Zu Brom, seit jenem Augenstechen.
 Gern mag er die Erinn'ung fragen
 Nach seinen goldnen Jugendtagen;
 Und was ihm ohne Spur entschwunden,
 Sucht er bei Kindern zu erkunden.
 Auch dem von Schuld und Schicksal Kranken
 Gewährt oft sükchtiges Genesen
 Bei frohen Kindern der Gedanken:
 So bin ich einmal auch gewesen.
 Wer seine Jugend überlebt,
 Wen unvergeßlich Leid getroffen,
 Wem schal geworden jedes Hoffen,
 Für das er sehnlich einst gestrebt,
 Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
 Kein Ruf ihm kudet mehr am Munde:
 O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
 Ein Kind zu sein nur eine Stunde,

*) Diese Idee kam Lenau durch eine weiße Taube unter Emile Reinbeck's Tauben-Gästen, an deren Fittig ein Blutstropfen sichtbar war. Vergl. Wienborf 287 und Saurz II, 99.

Könnst' er die Welt mit frischen Blicken
Nur einmal noch und freudig sehen,
Es würd' ihn stärken und erquickten,
Bis das Geschick ihn heißt vergehen.

Der Trübe spricht: „Wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr vom Glauben unvergällt
Noch treulich spüren könnt die Welt,
Und mit euch selbst es redlich meinen!“

Der Trübe spricht: „Doch währt's nicht lange,
So seid auch ihr ein Raub der Schlange;
Denn wem in dieser Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, so ist's um die Natur gethan,
Die er hinopfert seinem Wahn;
Und siegt Vernunft, so muß der sterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen,
Sein Leben ist vergällt, zerrissen.“ —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in stiller Nacht
Bom Scheintod wach, ein Mensch sich regt,
Den sie zu früh dahin gelegt;
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt sich vor euch ein Todter schauen
Mit scheinlebendiger Geberde,
Der besser lag' im Schooß der Erde,
Weil jede Gluth in ihm verlodert,
Und längst sein bestes Leben modert?
Der Todeskenner nur erschrickt,
Wenn er ein solch Gespenst erblickt.

So haust Alfar auf seinem Schlosse,
Nichts kann ihm Leid noch Freude schaffen,
Im Stalle feiern seine Kasse,
Und Rost verdunkelt seine Waffen;
Das Wild im Forst mag ruhig schreiten,
Er jagt nicht mehr in diesen Zeiten,
Seit auf sein Kind geschah ein Jagen,
Und Priester ihm den Sohn erschlagen.

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
In seiner Brust und in der Schlacht,
Und Feinde starben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es still und ausgestorben
In seiner Brust und jedes Glück verdorben.

Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wiesenfläche
Nur Steingeröll zurücke lassen,
Ließ ihm den Tod zurück sein wildes Hassen.

Er wandelt einsam, kalt und wüßt;
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
Er dankt ihr nicht; er wünscht im Hain,
Wenn alles grünt und schallt von Liedern,
Es möchte dürr und stille sein;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter stand
An seines Schlosses Felsenrand.
Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd schaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte spricht:
„Es ist umsonst, bemüß' dich nicht,
Die Flur zu schmücken und zu nähren,
Die sie vielleicht noch heut' verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf seines Herzens tiefstem Grund
Sitzt auch dem gläubigsten Gesellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Sal Innocenz Ischarioth
Hat auch verrathen seinen Gott
An seine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Christum noch verjagen;
Er traut nicht seinem Machtbestand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon sieht er ihn hinausgeschossen,
Der Götterwandrung angeschlossen.

Was selbst er nur mit halben Kräften
Bermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herrisch frechem Schalten
Der Welt gewaltsam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie sie reden
Von Gott und ihren Glaubensfeinden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Märchen streiten;
O grauser Abscheu, tödtlich kalt,
Der mir die Brust zusammenkrallt!“

So sprach der Wilde vor sich hin,
Und sieht im Thal zwei Wandrer ziehn,

Und jezt den Pfad der Burg erklimmen,
 Laut streitend mit erhitzten Stimmen.
 Sie fegen rüftig mit den Händen,
 Um ihren Worten Kraft zu spenden,
 Und auf dem Steilpfad mit den Flüssen
 Das Gleichgewicht nicht einzublößen.
 Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
 Will jeder sein im Streite Sieger:
 Was Christus mit dem Felsgesteine,
 Warauf sein Bau gegründet, meine? —
 Alfar aus kalter Seele lacht
 Und ruft hinunter: „Habet Acht!
 Dies ist der einzige Felsen, traun!
 Worauf sich läßt auf Erden bau'n!“
 Mit leichtem Tritte stoßt der Heide,
 Zu schlichten ihren lauten Haber,
 Hinunter einen losen Quader,
 Und in den Abgrund stürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
 Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
 In warmer Freude überströmt der Mund,
 Die Hecken blühen, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutage auf Erden,
 Schwer im Verhängniß athmen diese Zeiten,
 Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
 Die frohen Becher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh, und sprechen,
 Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
 Sie lassen frei die Herzensblume blühen,
 Kein Rückhalt sei in solchen Frühlingstlüften.

Sie sprechen von den höchsten, letzten Dingen,
 Und ihre Becher hell zusammenklingen.

Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
 Und redet laut bei hochgeschwungnem Weine:

„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!

Als böten Herberg sie zu tausendmalen,

Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.

Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.

Last uns das Herz mit Muth und Freude tränken:

Zu Americhs von Bene Angedenken!

Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!“

Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk geſegnet,
 Und in den Becher ſeine Blüthen regnet!
 O ſpielten doch in den Pokal die Weſte
 Uns Flocken von des Freundes Aſchenreſte,
 Daß wir ſie an die Lippen heben dürſten,
 Und liebend mit dem Wein hinunterschlürzten!“

Verſtreut an hundert Tiſchen in dem Garten,
 Bei Wein und leckern Speiſen aller Arten,
 Studenten ſitzen aus der hohen Schule
 Paris, genannt die Leuchte dieſer Welt,
 Und, allzufreien Künſten zugeſellt,
 Bewirtheſt Mancher neben ſich die Buhle.
 Von Schweden, Deutſchen, Polen und Franzoſen,
 Von Italienern, Ungarn, Engelländern,
 Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
 Die lauten Stimmen durcheinandertönen.

Hier halten Theologen Wortgeſechte,
 Spitzfindig dialektiſch; blanke Waffen
 Muß Ariſtoteles, der Heide, ſchaffen;
 Juristen zanken dort um Römerrechte.
 Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
 Und lehren, wie ſich Elixire brauen;
 Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
 Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Aſtronomen ſchelten ſich um Zahlen;
 Dort ſingt ein Trupp vergnügter Provenzalen
 Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
 Sein Minneleid und ſeinen Helbenzorn.
 Goldſtücke rollen dort, die Birſel dröhnen;
 Gelächter ſchallt zu jugendlichen Poſſen,
 Und Jedes wird mit edlem Wein begoffen;
 So luſtig werd' es allen Muſenſöhnen!

Und wieder ſpricht ein Andern in der Laube,
 Indem er ſchwingt den rothen Saft der Traube:
 „Von Americhs von Bene theuren Lehren
 Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
 Sie wird noch ſpät auf Erden wiederhallen,
 Wenn wir ſchon längſt ſind fort und nimmer kehren.
 In dieſer ſternenhellen Frühlingſtunde
 Sei ſie uns wiederholt aus meinem Munde:

„Was wir mit dunklem Worte nennen
 Die göttliche Dreifaltigkeit,
 Daß ſind drei Stufen in der Zeit!
 Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

Jehovahs Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen;

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menscheng Geist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen." —

„Auf Americhs von Bene Angebenken!“ —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgeizänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:
„Die neue Lehre soll die Welt bestiegen!
Der Geist ist Gott!“ so ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einsam, ungestört empor,
Schon überhüllt es und umschattet
Gebein, zerstreut und unbestattet;
Raubvögel, die an's Licht es zogen,
Umfliegen hoch im stillen Bogen
Die brandgeschwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel scheint zu trauern.

Am Brunnen steht sie noch, die Linde,
 Die Zeugin einst so schöner Zeiten,
 Sie läßt, bewegt vom Herbsteswinde
 Die Blätter leis hinuntergleiten;
 Die Sträucher drängen mit Verlangen
 Zum Brunnen, Disteln selbst, die rauhen,
 Den Rand von Marmor überhangen,
 Als möchten sie hinunterschauen,
 Ein Säng' er steht am tiefen Brunnen,
 Sein letztes Lied hinabzuweinen,
 Ach, wo versenkt mit allen Wonnen
 Giralda ruht, bedeckt mit Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
 Wie hold du warst, wie schön, zu sagen;
 Die Hölle hat nicht herb're Klagen
 Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Trost kann mit dem Schmerze ringen;
 Du wirst nicht wieder auferstehen,
 Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
 Kann er dich so nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
 Wie deine Lippen traulich flüstern,
 Hinabzustürzen werd' ich klistern;
 Doch soll ich auch dein Bild zerstören?

Es taucht mir auf mit allen Flügen,
 Mit jeder Schönheit unvergessen;
 Wie deine Reize unermessen,
 Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
 Und eine Welt von Freudenschimmer,
 Was einmal todt, ist todt für immer:
 Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!“

Entgeltung.

Vorüber stud die schönen Frühlingsnächte;
 Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
 Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
 O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
 Der überwintert grüner als Cypressen,
 Und jene Nacht, er hat sie nicht vergessen;
 Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
 Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Begraben wird nach Almerichs Gebeynen,
 Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.
 Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
 Den Hingeshiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
 Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
 Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
 Den Feind entführte und auf eigne Hand
 Ihn sanft entlückte jeder Erdenmilche,
 Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
 Sie möchten schier vor Wuth sich selber äffen,
 Mit Bann den Tod, den alten Reher treffen,
 Des Riesenhands, trotz allen Widerschlägen,
 Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgesslossen;
 Indessen wird ein Feuer angezündet,
 Und jezo haben Almerichs Genossen
 Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Priestern am Schaffot
 Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
 „Nun mögt ihr euren Herzenswunsch erreichen,
 Den ihr verlauten ließt so unerschrocken,
 Nach eures theuren Meisters Aschenflocken;
 Ihr dürft mit ihnen sein als ihresgleichen.
 Nehmt jezt die Sterne, die so freundlich lachten,
 Beim Wort; sie haben Herberg' angetragen;
 Die Erde muß sie euch fortan versagen,
 So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!“

Umsonst!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
 Im Winkel ruhst, schier wie der Hecht im Dürren;
 Du Eisenfisch, sollst bald vor Freude schwirren
 Und lustig tanzen mir im rothen Fluß.“

Hi! Kößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
 Sollst glänzen bald im blanken Harnischkleide,
 Zum Sporenhieß und Klange der Drommeten
 Den schönen Kampfsritt über Leichen treten.“

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeschmückt,
 Der Fahne nach die dort zu Felde rückt.
 Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
 Der Kirche schmeichelnd mit dem Banner wedel!

Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwankeu,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermessne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Köhlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahrverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schauernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühen und singen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen.
So helle Flamm' ist angefacht:
Man kann in mondverlassner Nacht
Die Todten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und schnaubt
Durch's Land, die blutig rothe Pflüze,
Er hat den Himmel sich auf's Haupt
Gesezt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouse reitet
Mit seinen kreuzgeschmückten Schaaren,
Von seiner holden Frau begleitet,
Durch rauhe Mühsal' und Gefahren.

Er spricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche seine Fahrt belohne,
Es blinke strahlend schon entgegen
Ihm von Toulouf' die Fürstentrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten und Vasallen,
Wie Carcassonne, Conserans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch schweigend reitet sein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen schwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt in's enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdriessen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen diese Dämpfe
Aus unsres Glückes Flammenschmiede.

Bald steht, mein letztes, schönstes Hoffen,
Mir hulbigend Tolosa offen!“

Sie schweigt, nicht blos der scharfe Rauch
Hat Stimu' und Rede ihr benommen;
Ein schweres, banges Athmen auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort schweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu schwanken.

Der Tritt von zwanzig tausend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
Bricht dunkelroth der Mond hervor,
Wie Widerschein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
Und als der Morgenschein erwacht,
Umlagern sie zu Roß, zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulouf'.

Graf Montfort kniet in seinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennet
Die Sünden, die sein Herz beschweren,

Er hört die Mess' in Keuzjähren,
 Und nimmt das heil'ge Sakrament,
 Daß Christi Leib und Blut ihm stärke
 Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch' im Chore singen wieder
 Weithin erschallend fromme Lieder,
 Harmonisch durch die Lüfte ziehen
 Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
 Sein Roß besteigt, da bäumt und prallt
 Der Gaul, und von den Mauern schallt
 Tolosa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort schwingt sich auf im Zorn,
 Haut tief in's Roß den scharfen Sporn;
 Hinsprengt er an des Walles Rand,
 Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
 Ein Stein, der ihm das Haupt zerschellt,
 Und sterbend stukt er in den Sand.
 Fahr wohl! o Glück und Fürstenmacht! —
 Noch treffen Simon im Verschleiden
 Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
 Er hört noch, wie Tolosa lacht.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage,
 Die weit das Lied von hinnen stören,
 Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
 Um Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauscht, die Sieger ziehn von hinnen;
 Ein Ritter bleibt zurück bei seinem Roß,
 Das ihm durchstach ein irrer Lanzenstoß;
 Ihm galt's, er sieht des Rosses Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er sich schwer entwöhnen;
 Er schaut es an mit einem Blick voll Leid,
 Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
 Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblasen,
 Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
 Da spitzt er müd' und langsam noch das Ohr,
 Nun streckt er todt die Glieder auf den Rasen.

„Wo ist dein tapfrer Sprung, o mein Gefelle?
 Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
 So herrlich klang's, das liebste Schlachthorn mir;
 Wohin dein Muth, die Kraft, die Windeschnelle?

Sei nun ein Mahl, mein Ross, den Geierschaaren!
 Sie haben nie geschmeckt so edles Blut;
 Zu kostbar ist dein Fleisch für Würmerbrut,
 In Geiern soll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren soll dein Blut im Herzen kochen,
 Daß sie betrunken taumeln in der Luft,
 Dann singen sie dein Lob durch Berg und Kluff:
 Das beste Ross ward bei Montjohr' erstochen.“

Er lagert sich am Waldsaum hoher Eichen,
 Die Walstatt ruht im Abendlichte klar,
 Und vor dem Anblick dieser Leichenschaar
 Muß seinem Schmerz des Rosses Bild entweichen.

Die bleichen, wildentstellten Angefichter
 Ergrimmtter Feinde liegen hier vereint,
 Gleichmäßig auf die Todten alle scheint
 Der Friedensgruß der sanften Abendlichter.

O hätte so gestrahlt in die Gemüther,
 Klar und versöhnend, ein Gedankenstrahl,
 Ein himmlisch Licht in dunkler Seelen Qual,
 Sie lebten — froh der holden Erdenglüter.

Was raschelt in des Eichwalds blirrem Laube?
 Ihm naht ein Mönch und spricht: „Gott tröste dich!“
 Und blickt so frei und fest, als ob er sich
 Im Schutze dieser Todten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von rother Seide,
 Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
 An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
 Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
 Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
 Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
 Sie starren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
 Hin über's Feld, sie wirbeln und sie fliehn
 Den Todten um die stillen Häupter hin,
 Wie Schatten von verlorenen Lebensträumen.

Das sieht sich traurig an; das Abendſchein
 Floh mit dem dürren Laub den hangen Ort,
 Der Herſtwind führt allein das ernſte Wort,
 Die Beiden ſtill — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, ſich zu ermannen,
 Das rothe Kreuz, der Kirche Angebinde,
 Er reiſt es von der Bruſt und gibt's dem Wind,
 Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet ſchaut der Ritter den Genoffen
 Und fragt: „Was willſt? was ſoll dein ſeltſam Thun?“
 Doch näher rückt der Mönch dem Kezer nun,
 Hat liebvoll in die Arme ihn geſchloſſen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen;
 Im Hinblick auf das ſtumme Leichenfeld
 Hat Friede wunderbar mein Herz erhellet,
 Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmensch, Erlöſer, Chriſtus iſt die Seele
 Der Welt, der Menſchheit innerſtes Geſchick;
 Doch Dunkel hüllt es noch vor unſerm Blick,
 Kein Buch erklärt's, es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düſtre Schranke;
 Die heilige Geſchichte iſt geſchehn,
 Doch war auch ſie nur Abglanz und Bergehn;
 Vollenden wird Erlöſung der Gedanke.“

Der Ritter reicht zum Bund ihm ſeine Rechte
 Und ſpricht: „O Mönch, geehret ſei dein Mund!
 Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
 Die Nachwelt blüht, wir fallen im Geſechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
 Erhebt der Kampf ſich erſt mit neuem Muth,
 Wenn er auf unſern Gräbern ausgeruht,
 Und ſtill geſonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter ſchwaud zuſammen,
 Schon wird es ſtill; der Geiſt, der ſie gelenkt,
 Er liebt, zu ſinnen bald, in ſich verſenkt,
 Und bald in Kämpfen herrlich aufzuſammen.“

Es dämmert ſchon das Thal in Nebelſchleiern,
 Die Beiden wandeln fort, der Ritter kehrt
 Noch einmal ſcheidend ſich nach ſeinem Pferd,
 Und in den Lüſten ſchallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dant,
 Daß du, schleudernd Felsenflöße,
 Bauteft die granitne Bank,
 Drauf ich lagernd mich ergöße!

Unter mir in wilber Flucht
 Braust der Strom und stürzt von hinneu;
 Starrend in die rege Schlucht,
 Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Rasch hinab und nie zurück!
 Selbst die Sehnsucht nach dem Alten;
 Theure Leiden, schönes Glück,
 Leicht zerfliehende Gestalten!

Räm' ein Gott und schöpft mir
 Einen Becher aus dem Duelle,
 Spräche: „Trink! ich reiche dir
 Noch einmal die beste Welle!“

Sprach' ich: „Nein, ich trinke nicht;
 Was vorüber, sei verloren!
 Was die Stunde bringt und bricht,
 Werde nicht zurück beschworen!“

Von dem Sturzbach, windverstreut,
 Tropfen mir in's Antlitz bringen;
 Will mir die Vergangenheit
 Meine Thränen wiederbringen?

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!
 Deine Opfer hab' sie alle!
 Auch dein eigener Sterbeschrei
 Tönt mir zu im Wasserfalle.

Ewiger Geist! auf flücht'gen Land
 Schau' ich fest vom Felsenblocke,
 Den ich meistre im Bestand,
 Wie Granit die Aschenflocke.

Draußen dort ein Geier streicht,
 Hoch und still mit wilbem Lauern;
 O wie diesem Vogel gleich
 Um der Menschheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,
 Scharfe Augen, rasch Gefieder,
 Heißes Blut wie Geiers Herz,
 Plötzlich stoßt er auf mich nieder.

Ringsum ist die Welt verheert,
 Alles öd und still geworden,
 Däster schweigt, in sich gelehrt,
 Wer entronnen diesem Norden.

Hundert Burgen sanken hin,
 Ungezählter Leichen Gräfte,
 Mit der Menschenasche ziehn
 Ueber's wüste Feld die Rüste. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
 Dunklen Gruf, verworrne Kunde
 Brachte nur von ihrem Licht
 Die vorausgeeilte Stunde;

Wie ein Bote liebend eilt,
 Mit der Freudenpost zu kommen,
 Und vor Ungebuld nicht weilt,
 Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein schöner Klang,
 Dem die Welt so sehnend lauschte;
 Wie ein himmlischer Gesang,
 Der im Schlachtgefild verrauschte.

Manche, krank in's tiefste Mark,
 Selbst am ewigen Geist verzagen,
 Andre haben, still und stark,
 Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer schmerzt, als das Geroll
 Zeit und Tod zu meinen Füßen,
 Daß ich nicht erleben soll,
 Wie sich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geist, der bald den Riß
 Enden wird durch diese Hülle,
 Leb't in Andern einst gewiß
 Seine Freiheit, Macht und Fülle.

Das Gesicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
 Bescheint sein sterbend Angesicht;
 Durchs Fenster weht die Lust herein
 Und stört die Ruh' dem Ampelschein,
 Daß um die heilige Gestalt
 Unsteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter sich bewegen,
Scheint leise sich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene hebt,
Mit einem Lächeln sich zu schließen,
Das Auge bricht, die Thräne schwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Athemzug
Die Brust, die so viel Liebe trug.

Am Christusbild in stiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt so still gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
Indem er seiner That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt so hoch und fest am Tage,
Sein Wille starrt, ein Wall von Erz;
Nun wecken Nacht und Bild sein Herz,
Er ruft an seinen Gott die Frage:
„Herr! sieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Brust den Muth nicht weichen,
Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt so weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Todten!“

Im Thale von Gethsemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh,
Hoch schlug es auf in Kampf und Qual,
Die Wasser rauschten durch das Thal:
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brausend schießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finstre Schlucht der Sünde,
Wo du mit Feinden heiß gerungen;
Sie hätten sonst dein Reich bezwungen.
Mein Heiland! sieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?“

Er starrt dem Bild in's Angesicht,
Da löschet ein Falter ihm das Licht,
Und finster ist es um ihn her,
Und still; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald sieht er andre Lichter steigen,
Und andre Kreuze sich nicht bergen,

Die Flammen der Provence zeigen
 Die Kreuze auf der Brust der Schergen.
 Die Trümmer stürzen; Waffen rasseln,
 Und aus dem wilden Feuerprasseln
 Hört er verfluchen seinen Namen: —
 Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
 Nimmt er's Gewissen in die Faust
 Und spricht gelassen: „Amen! Amen!“

Schlussgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen
 Und singend in die Todesfeuer sprangen,
 Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
 In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
 War's Liebe für die heilige, erkannte,
 Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
 War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
 Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
 Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
 Bewunderung und Behmuth überleben.
 O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
 Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
 Warum es nicht so wilden Graus vermied,
 Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
 Den die Geschichte froh war zu bestatten?
 Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
 Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
 Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
 Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weile auf der Vornwelt unser Blick,
 Die Vornwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
 Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
 In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.
 Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
 Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
 Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
 Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
 So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
 Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

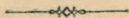
Getheiltes Loos mit längstentschwundenen Streitern
 Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
 Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
 Und Kampf und Schmerz, siegflosen Tod nicht scheuen.

So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungebuld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgenrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unbergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Abigenfern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huf und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.



I n h a l t. *)

	Seite
Nachtgesang	585
Frühling	589
Pierre von Castelnau	589
Fulco	597
Der Traum	605
Die Höhle	610
Das Interdict	616
Das Borgemach	618
Die Führer	620
Der Rosenkranz	622
Ein Schlachtfeld	627
Das Vogelneft	630
Jacques	632
Zwei Troubadours	634
Der Bäcker	637
Der Besuch	639
Foir	641
Carcaffonne	644
Beziers	646
Roger, Vicomte von Beziers	647
Das Mädchen von Lavaur	649
Des Wandrers Gruß	651
Alfar	652
Das Gelage	655
Der Brunnen	657
Entgeltung	658
Umsonst!	659
Simon Montfort	660
Ritter und Mönch	662
Ein Greis	665
Das Gesicht	666
Schlußgesang	668

*) Denau hat dem „Faust“ und dem „Savonarola“ kein Inhaltsverzeichnis beigegeben, wohl aber den „Gedichten“ und den „Albigensern“. Sollte er damit die einzelnen Abschnitte der letzteren als einzelne Gedichte darstellen? — Vergl. „Einleitung“ S. 576, 577, 589.

Dichterischer Nachlaß.

Das Dramatische aus demselben.

Don Juan.

Ein dramatisches Gedicht.

Einleitung.

Der Romanist Ferdinand Wolf, dem Lenau die erste Anregung zur bichterischen Bearbeitung der Albigenerkriege verdankte, fährt in seinem kurzen Berichte an Schurz (vergl. S. 576), denselben beschließend, also fort (Schurz I, 354): — Wir [Mönch, Karajan und Wolf selbst] legten ihm [Lenau] später auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den spanischen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm besonders die Bearbeitung von Telez (Tirso de Molina) zusagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoesie, und er hatte große Freude an den französischen, bretonischen und spanischen Volksesängen, die ich ihm mittheilte.“

Welche Bewandniß hat es nun mit jenen „spanischen Originaltraditionen und Komödien“, die unserm Dichter den Stoff zu seinem „Don Juan“ unterbreiteten? —

Die Sage von diesem Weiberverführer scheint andalusischen Ursprungs zu sein. Das Wesentliche von dem, was die Chroniken von Sevilla über ihn berichten, ist Folgendes: Don Juan Tenorio, der Sohn einer vornehmen Familie, verübte zahllose Frevelthaten und erstach endlich den greisen Comthur Gonzalo de Alcoa in Sevilla, als dieser die gewaltsame Entführung seiner Tochter hindern wollte. Der Leichnam wurde im Kloster St. Francisco, in dem die Familie eine Capelle besaß, beigesetzt und das Grabmal mit der Statue des Gemordeten geziert. Den Mörder selbst schützte seine hohe Geburt vor dem Arme der Justiz. Aber den Mönchen, die an dem wüsten Treiben Don Juans längst ein Aergerniß genommen hatten, gelang es, diesen in ihr Kloster zu locken und durch seine Ermordung den Rachegefühlen des Alcoa'schen Geschlechts Genüge zu leisten; wogegen sie nach außen die Mär verbreiteten, Don Juan habe die Statue des Comthurs in gotteslästerlicher Weise verhöhnt, da habe ihn diese erfaßt und durch die klaffenden Steinplatten in das höllische Feuer gestürzt. — Noch heute zeigt man in Sevilla den Torso einer alten Statue, die jene gewesen sein soll und im Runde des Volks „der steinerne Gast“ heißt. —

Mit dieser Don-Juan-Sage vermischte sich in späterer Zeit eine andere, deren Gegenstand Don Juan de Moraña ist. Dieser soll ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben, wird aber in Folge einer Vision, die er kurz vor dem Momente der Entführung einer Nonne hat, einer Vision, welche ihm den Act seiner eigenen Bestattung zeigt, zum reuevoll Bekehrten. Er wird Mönch und steigert nun seine Selbstpein, besonders nach einem Rückfalle, aufs höchste. Seinen Leichnam befiehlt er unter dem Fußboden der Kathedrale zu begraben, damit er mit Füßen getreten werde,

Bei Gelegenheit der Kritik des Byron'schen „Don Juan“ haben englische Forscher herausgefunden, daß ein vornehmes Hivaldogengeschlecht Namens Tenorio wirklich in Andalusien existirt habe, daß Don Juan der jüngste Sohn eines Admirals Tenorio, der sich im Kampf gegen die Mauren hervorgethan, und der Vertraute des lasterhaften Königs Peter des Grausamen von Castilien, sein Oberkellnermeister und Genosse seiner Ausschweifungen und Grausamkeiten gewesen sei. Demnach fiel sein Leben in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Durch mündliche Ueberlieferung wurde die Don-Juan-Sage erhalten und weiter ausgebaut. Auch verlautet von einer Behandlung derselben in einem geistlichen Stück, das zum warnenden Beispiel in Kirchen und Klöstern aufgeführt wurde. Aber erst im siebenzehnten Jahrhundert bemächtigte sich die Dichtkunst derselben.

Gabriel Tellez (geboren um 1570 zu Madrib, gestorben 1648), ein Geistlicher und Kanzelredner, der unter dem Pseudonym Tirso de Molina als dramatischer Dichter bekannt ist, ein Racheiferer seines Freundes Lope de Vega, bearbeitete den Sagenstoff dramatisch unter dem Titel „El burlador de Sevilla y El convidado de piedra“ („Der Verführer von Sevilla oder Der Gast von Stein“) und brachte damit eine kosmische Wirkung hervor. Das Stück wurde 1634 zuerst gedruckt (deutsch von C. A. Dohrn*) und von Ludwig Braunfels**). Diese älteste dramatische Bearbeitung der Sage war es, von der Ferdinand Wolf berichtete, daß sie Lenau besonders zugesagt habe. Sehen wir uns dieselbe darauf hin etwas näher an!

Don Juan Tenorio hat in Spanien an einem eblen Weibe gewaltfam Frevel geübt; sein Vater hat ihn deshalb zu seinem Oheim Don Pedro Tenorio, dem castilischen Gesandten am Hofe zu Neapel geschickt. Dort, im königlichen Palast, führt ihn gleich die erste Scene als geflüchteten Weiberentlehrer vor. Er hat der Herzogin Isabella unter der Maske ihres Verlobten, des Herzogs Octavio, einen nächtlichen Besuch gemacht. Zu spät erkennt Isabella den Betrug —: sie ruft die Wache; statt deren erscheint der König. Dieser läßt beide durch den ebenfalls herbeigeeilten Don Pedro in Haft nehmen. Don Juan gibt sich seinem Oheim zu erkennen, der ihn darauf entlassen läßt und den Fortgang des Stücks durch Täuschung des Königs und Octavios vollbringt; letzterer muß ebenfalls entfliehen. — Don Juan geht zur See, um wieder nach Spanien zu gelangen. Unterwegs leidet er Schiffbruch, springt in Begleitung seines Dieners Catalinon ins Meer, wird ohnmächtig geworden, von diesem schwimmend an die Küste von Tarragona gerettet und erwacht in dem Schoße eines hübschen Fischermädchens Lisbea, die noch soeben ihre Freiheit von allen Banden der Liebe begeistert gepriesen hatte. Er schlägt die Augen auf und — die hübsche Fischerin sehen und begehren ist eins; sofort be-

*) Theil 1 von: Spanische Dramen Uebersetzt von C. A. Dohrn. 4 The. Berlin. In der Nicolaischen Buchhandlung. 1841—1844. — Band 5 von: Spanisches Theater. Herausgegeben von Moriz Rapp, Hermann Kurz, Ludwig Braunfels. 7 Bde. Leipzig. Verlag des Bibliographischen Instituts. [1868—1871]. — Zum Verständniß und zur Würdigung des formalen Unterlebens in den nachfolgenden Proben aus dem Stücke des Tirso de Molina ist folgendes zu beachten nöthig: Dohrn ist „dem Werthmaße des Originals, den Reimen, Assonanzen u. s. w. in der Uebersetzung treu geblieben“ (Bd. I, S. 412); Rapp behauptet dagegen für sich und seine Mitarbeiter (Bd. III, S. 12): „Daß wir spanische und französische Versformen nicht mechanisch [!] nachahmen können, ist jetzt durch Jahrzehnte aus dem Erfolge bewiesen; ein sogenanntes Uebersetzen in dem Werthmaße der Urschrift ist hier eine reine Selbsttäuschung“. Die Sache principieell zu untersuchen, ist hier nicht der Ort, und ich wäre auch nicht ganz befugt dazu, da ich des Spanischen nicht mächtig bin (was das Französische betrifft, so vergl. Werner Schönermarck's „Französisches Lieberbuch“. Halle. 1878. Vorwort, und meine eigenen Uebersetzungen in demselben). Um dem Leser einen Begriff von der Form zu geben, biete ich Proben aus Dohrn's Uebersetzung; auch aus der von Braunfels biete ich solche, weil ich annehme, daß er auf Kosten der Form sinn- und worttreuer Uebersetzt hat.

stürmt er ihr ahnungsloses Herz mit verführerischen Schmeicheln und heißen Schwülren. Zu spät empfindet die Arme, daß sie schmäzlich betrogen ist:

Die Vorigen [die Fischer Coridon, Anfriso, die Fischerin Bellisa, Sänger] Tibbea

(kürzt wie im Wahnsinn herein).

Tibbea. Feu'r! mein Hüttchen steht in Gluten;
 Feu'r! ich bin der Flammen Deute.
 Zieht die Glocken! Sturmgelute!
 Seht, mein Auge gießt schon Fluten.
 Ach! mein Hüttchen sinkt zusammen,
 Ist ein Troja, ganz in Brand;
 Seit die Lieb' kein Troja fand,
 Seht sie Hütten gern in Flammen.
 Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
 Liebe, Liebe, ue Gnabel! meine Seele steht in Brand.
 Hütte, die geliebt ihr Dach,
 Meine Ehre hinzumorden,
 Räuberhöhle bist du worden,
 Tempel meiner tiefsten Schmach.
 Falscher, warum mich besiegen,
 Und entehrt mich eilig meiden?
 Wolke, die dem Meer entstiegen,
 Zu ertränken mich in Leiden!
 Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
 Liebe, Liebe, ue Gnabel! meine Seele steht in Brand.
 Ja, ich bin es, die bis heute
 Stolz verhohnte treues Lieben;
 Die mit Herzen Spott getrieben,
 Wird nun selbst zum Spott der Leute.
 Durch der Treue höchsten Eid
 Hat der Ritter mich betrogen,
 Mir der Ehre Kranz entzogen,
 Mein jungfräulich Bett entweiht.
 Ich selbst, da er mich entehrte,
 Habe Flügel ihm geliehn,
 Meine Stuten, die ich nährte;
 Und so konnt' er mir entfliehn.
 Gilt ihm nach auf flücht'gen Sohlen! — —
 Nein doch, laßt ihn nur entfliehen;
 Zu dem König will ich ziehen,
 Will mir dort die Rache holen.
 Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
 Liebe, Liebe, ue Gnabel! meine Seele steht in Brand. (Eut ab.)

Die Vorigen, ohne Tibbea.

Coridon. Genossen auf! verfolgt den schlechten Ritter.
Anfriso. O weh, wer leiden muß und schweigen! Doch
 Er soll mir baen für die Undankbare,
 Kommt, eilt ihr nach! Verzweifeln stoh sie fort,
 Und flieht vielleicht noch größerem Unheil zu.
Coridon. So muß der Hochmuth enden! Solches Ziel
 Hat ihre Thorheit, hat ihr Stolz erreicht!

Tisbea (hinter der Bühne). Feuer, Feuer!

Anfriso. Sie stürzt sich in die See!

Coridon.

Halt ein, Tisbea!

Tisbea (hinter der Bühne). Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!

Liebe, Liebe, übe Gnade! meine Seele steht in Brand. (Alle eilig ab.)

(Uebersetzung von Braunfels.)

Don Juan ist inzwischen wieder in seiner Vaterstadt Sevilla angelangt, wohin sich auch Octavio gewandt hat, um jenen wegen der Entehrung seiner Verlobten beim König Don Alonso (Alfonso XI.) von Castilien anzuklagen. Don Juans Vater, der Oberkammerherr Don Diego Tenorio, erhebt vor seinem König lauten Jammer über das wüste Treiben seines Sohnes, den der König in Folge dessen aus Sevilla verbannt; dem klagenden Octavio verspricht er Doña Anna, des Don Gonzalo de Ulloa Tochter, die er zuvor dem Don Juan bestimmt hatte, als Ersatz zum Weibe. Diese aber liebt einen Vetter, den Marques de la Mota, einen ganz gemeinen Wüstling. Nun treffen Don Juan und der Marques de la Mota, ein Freund desselben und einstiger Genosse seiner Ausschweifungen, auf der Straße zusammen; aus dessen Munde hört Don Juan von der Schönheit der Doña Anna, in der „die Natur sich selber übertroffen“ hat, und sofort ist er entschlossen, durch Täuschung an dem Freunde Verrath, an der Geliebten desselben eine Entweihung zu begehen. Der Zufall ist ihm günstig: die Jose der Doña Anna hat ihn vom Fenster aus mit dem Marques reden sehen, sie wirft ihm deshalb einen für diesen bestimmten Brief ihrer Gebieterin zur Besorgung hinunter; er liest:

— — — „Seines Wortes vergessend, hat
Mein Vater im Geheimen mich verlobt;
Mir half kein Widerstand. Kann ich noch leben,
Da er den Tod mir gab? Wenn nach Gehöhr
Du meine Lieb' und meinen Willen achtest,
Und deine Liebe wahr ist, zeig' es nun!
Auf daß du siehst, wie ich dich schätze, komm
In dieser Nacht ans Thor; es soll dir, Vetter,
Um elf geöffnet sein: so wirft du dann
Das Ziel erlangen deiner Lieb' und Hoffnung.
Zum Zeichen für Leonorilla und
Die Dienerinnen, Theurer, hülle dich
In einen rothen Mantel. — Meine Liebe
Baut nur auf dich, mein unglücksel'ger Freund!“ (Braunfels.)

Diesen Brief unterschlägt Don Juan und berichtet dafür mündlich an De la Mota:

— — — — — Marques, für euch
Ward eine süße Botschaft mir gegeben
Aus jenem Gitter: ich vermochte nicht
Den Geber zu erkennen; doch die Stimme
Verrieth ein Weib. Und kurz; um Mitternacht
Sollst du zur Thüre kommen insgeheim,
Wo deine Hoffnung durch der Liebe Glück
Sich bald erfüllen wird; doch trage du,
Zum Zeichen für Leonorilla und
Die Dienerinnen, einen rothen Mantel. (Braunfels.)

Es würde nun genügen, daß Don Juan mit irgend einem rothen Mantel bekleidet um elf Uhr zur Doña Anna schliche; doch die Schelmererei wird noch höher hinauf getrieben: er weiß vor elf Uhr den rothen Mantel des Marques von diesem Lenau.

selbst zu erlösen; — jener braucht ihn ja erst um Mitternacht! Mit Hilfe desselben findet er wirklich Einlaß bei Doña Anna. Aber noch zeitig genug merkt diese den Betrug, schreit um Hilfe, und ihr Vater, der Comthur Don Gonzalo de Uloa, stürzt mit gezogenem Degen ins Gemach. Sie fechten, und Don Gonzalo fällt. Don Juan gibt dem Marques den Mantel zurück und entflieht. Der Marques wird als der vermeintliche Mörder des Gonzalo de Uloa aufgegriffen und vom König zum Tode unterm Beil verurtheilt; letzterer verfügt:

Und dem Komtur, so hoch und hehr, wie sich's
Für heil'ge, fürstliche Personen schickt,
Soll die Bestattung angeordnet werden;
In Erz errichte man ein Grabmal ihm;
Sein steinern Bildniß stelle man darauf;
Und in Mosail sollen gothische Lettern
Der Rache, die er fordert, Sprache leihn.
Und Alles dies, Bestattung, Grabmal, Standbild,
Werb' aus dem königlichen Schatz bezahlt. — (Braunfels.)

Don Juan taucht indessen bei einer häuerlichen Hochzeit im Dorfe Doña Her-
manas wieder auf und läßt sich selbst zu Gaste; er macht dem Bräutigam Patricio
weid, seine Braut Aminta habe ihn, den Don Juan, längst geliebt, habe in Ver-
zweiflung nach ihm gesandt, und er habe auch ihre Ehre geraubt. Patricio ver-
zichtet in Folge dessen auf seine Braut, und Don Juan verführt nun Aminta durch
Vorspiegelungen und Schwüre, worauf er breißt wieder nach Sevilla zurückkehrt. —

Damit enden die Diebesabenteuer unseres Helden. Die verlassenen Geliebten
treten nun an der Seite ihrer betrogenen Freier als Rächerinnen auf. Auch Lisbea
ist unter ihnen; ein Fischer, einer ihrer Werber vor Don Juans Erscheinen bei
ihr, hat sie aus dem Meere gerettet. — Don Juan ist inzwischen wieder in Sevilla
angelangt und stößt nun nebst Catalinon auf das Grabmal mit der Bildsäule des
Gonzalo de Uloa.

Don Juan. Wessen Grabmal ist's?

Catalinon. Die Knochen

Don Gonzalo's ruhn allhier.

Don Juan. Dessen, den ich längst erstochen?

Groß ist dieses Denkmals Zier.

Catalinon. Königs Wille. Was steht hier?

Lesen ist nicht meine Sache.

Don Juan. „Für erlittnen Schimpf und Spott

harrt ein Edler hier auf Rache:

Den Verräther strafe Gott.“

Der Vers zwingt mich, daß ich lache.

Rache will der alte Mann

Mit dem Bart von Marmelstein?

Catalinon. Zupfe ihn nicht etwa dran:

Darin scheint er stark zu sein.

Don Juan (zur Statue). Heut beim Abendessen, war

Ihr zu mir Euch wollt bequemen,

Können wir der Rache pflegen,

Seid Ihr Willens, sie zu nehmen:

Doch da steinern Euer Degen,

Müß ich des Duells mich schämen.

Catalinon. Herr, längst hat die Nacht begonnen:

Komm, laß uns zu Bette gehn.

Don Juan (wie oben). Der Plan ist lang ausgefodnen!
 Wollt auf Rache Ihr bestehn,
 Nicht so schläfrig Euch besonnen!
 Wollt Ihr ahnden Euer Leib
 Erst, wenn ich gestorben bin,
 Nun dann wär' es wohl gescheibt,
 Ihr legt ab den Rachefinn:
 Das hat überlange Zeit! (Gehen ab.)

Zimmer des Don Juan. Zwei Diener machen die Tafel zurecht.
 Erster Diener. Gleich erscheinen wird Don Juan,
 Drum den Tisch zurecht gemacht.
 Zweiter Diener. Tisch und alles ist bedacht,
 Doch nun geht das Warten an:
 Unser Herr nach alter Weise
 Bleibt lang' aus, daß Gott erbarm'!
 Die Getränke werden warm,
 Und das Essen wird zu Eise.
 Was mag unsern Herrn wohl zwingen,
 So zu leben?

Die Vorigen, Don Juan und Catalinon.

Don Juan. Schloßest Du?
 Catalinon. Wie befohlen schloß ich zu.
 Don Juan. Holla, laßt das Essen bringen!
 Zweiter Diener. Hier ist es.
 Don Juan. Catalinon,
 Setz' Dich her.
 Catalinon. Ich lieb es mehr
 Stehend essen.
 Don Juan. Setz' Dich her,
 Denn ich will's.
 Catalinon. Ich steh schon.
 Erster Diener. Das war Vorschrift allemal,
 Wenn ich mit dem Herren aß.
 Don Juan. Setz' Dich. (Man klopft draußen.)
 Catalinon. Klopste da nicht was?
 Don Juan. Wie es scheint, klopft man im Saal.
 Sieh doch nach.
 Erster Diener. In größter Schnelle.
 Catalinon. Sind's wohl Häfcher des Gerichts?
 Don Juan. Meinethalben: fürchte nichts.
 (Der Diener kommt in der Thür zurück.)
 Warum zitterst Du, Geselle?
 Catalinon. Schlimmes künbet sein Verzagen.
 Don Juan. Unmuth steigt in mir empor!
 Sprich, gieb Antwort: was geht vor?
 Hielt der Teufel Dich beim Kragen?
 Geh Du und sieh nach der Thür,
 Eile.

Denau.

Catalinon.

Ich?

Don Juan.

Du, wie's geblüht;
 Hasch die Beine mir gerührt!
 Wird's bald?

Catalinon.

Wer mag wohl den Schlüssel
 Zu der Thüre haben?

Zweiter Diener.

Blöß
 Mit dem Riegel ist sie zu.

Don Juan.

Was giebt's? Warum zögerst Du?

Catalinon.

Das ist heut mein Gnadenstoß!
 Die Verführten sind verschworen,
 Und bestrafen heut uns Zwei.

(Catalinon geht nach der Thür, läuft zurück, fällt und steht wieder auf.)

Don Juan.

Was ist das?

Catalinon.

Goit steh' mir bei!
 Ich bin todt, ich bin verloren!

Don Juan.

Was ergreift Dich? was ergreift Dich?
 Sprich, was giebt's?

Catalinon.

O Herr, was dort
 Ich gesehen, glaub' mir aufs Wort,
 Fast bin ich vor Angst gebraten --
 Ich kam an und war fast blind;
 Als ich sah, ich schwär' es Dir,
 Sagt' und sprach er: wer seid Ihr?
 Fragt' er, und ich sprach geschwind,
 Sah . . .

Don Juan.

Wen denn?

Catalinon.

Ich weiß es nicht.

Don Juan.

Kann der Wein Dich so verdrehen?
 Wer da klopfte, will ich sehen:
 Memme, reiche mir das Licht.

Don Juan nimmt das Licht und geht nach der Thür; dort tritt ihm Don Gonzalo entgegen in der Gestalt, wie er auf dem Grabmale war; Don Juan zieht sich verirrt zurück, legt eine Hand an den Degen, und hält das Licht mit der andern; Gonzalo nähert sich ihm mit kleinen Schritten, Don Juan geht langsam vor ihm zurück, bis sie in der Mitte der Bühne sind.

Don Juan.

Wer da?

Don Gonzalo.

Ich bin's.

Don Juan.

Wer seid Ihr?

Don Gonzalo.

Hasst den Ritter Du vergessen,
 Der mit Dir zur Nacht sollt' essen?

Don Juan.

Vorrath ist in Fülle hier;
 Und wenn mehr noch mit Dir kommen,
 Soll es allen wohl behagen;
 Schon ist Speise aufgetragen,
 Setz Dich.

Catalinon.

Schützt mich, Ihr Frommen!
 San Panuncio, San Anton!
 Was? die Todten essen? Ja,
 Mit dem Kopfe nickt er: ja!

Lenau.

Don Juan.
Catalanon.

Seh' Dich her, Catalanon!
Ich will mich des Mahls begeben,
Gnäd'ger Herr.

Don Juan.

Ist das erhört,
Daß Dich Tobtenfurcht behört?
Was thätst Du, wenn er am Leben?
Davor bangt sich nur ein Thor!

Catalanon.

Ist Du nur mit Deinem Gaste,
Und gestatte, daß ich faste.

Don Juan.

Machst Du mir Verdruß?

Catalanon.

Señor,

Knoblauchbust hab' ich im Hals —

Don Juan.

Komm her, sonst erwacht mein Horn.

Catalanon.

Ach, ich bin schon tobt von vorn,

Don Juan.

Und von hinten ebenfalls. (Die Diener zittern.)

Catalanon.

Wie die feigen Kerle zittern!

Don Juan.

Niemals speist' ich noch mit Rittern

Catalanon.

Aus ganz unbekanntem Lande:

Don Juan.

Ich mit einem Gast von Stein?

Catalanon.

Laß die schänd'ge Furcht doch ruhn:

Don Juan.

Was kann Dir ein Stein denn thun?

Erster Diener.

Schlägt mir bloß den Schädel ein.

Catalanon.

Sprich zu ihm mit Courtoisie.

Don Juan.

Wie geht's? Ist das andre Leben

Catalanon.

Mehr geblüht oder eben? (Den Gonzalo nicht.)

Don Juan.

Liebt man dort die Poesie?

Erster Diener.

Sein Kopfniden deutet hin,

Don Juan.

Daß es wahr ist.

Catalanon.

Giebt's auch Schenken

Don Juan.

Dort im Himmel? Kein Bedenken;

Catalanon.

Vielleicht resibirt man drin.

Don Juan.

Holla, laßt zu trinken bringen!

Catalanon.

Sagt, ob's Euch mit Eis beliebt? (Den Gonzalo nicht.)

Don Juan.

Wenn es dort Gefrorenes giebt,

Catalanon.

Muß ich's loben.

Don Juan.

So befehlt. (Den Gonzalo nicht.)

Zweiter Diener.

Er hat genickt.

Don Juan.

Singt.

Catalanon.

Es scheint, der tobt' Gast

Erster Diener.

hat Geschmack.

Don Juan.

Für Eble paßt,

Don Juan.

Daß die Kunst ihr Herz erquidt.

(Gesang hinter der Szene:)

„Wenn für Liebestück' und Zell
Ihr mir erst nach meinem Tod,
Schönste, mit der Rache droht:
Paß, das hat noch lange Zeit.“

Catalanon. Macht die Sommerglut ihn matt
Den Herrn Lobten, oder wär' er
Just vom Essen kein Verehrer?
Bitternd nur ess' ich mich satt.
Wenig trinken sie wohl dort, (Er trinkt.)
Für uns beide trink' ich flott;
Marmor, Euer Wohl! Bei Gott,
Alle Furcht ist beinaß fort.

(Gesang:)

„Wenn im Tode Strafe ist
Für verbotnen Hochgenuß,
Nun so läßt der Ueberfluß
Meiner Lebenszeit mir Frist.
Darum, wenn für Liebesleid
Ihr mir erst nach meinem Tod,
Schönste, mit der Rache broht:
Paß, das hat noch lange Zeit.“

Catalanon. Welche nur von allen Mädchen,
Die Du angeführt, Señor,
Ist gemeint?

Don Juan. In diesem Punkt
Hab' ich keiner je geschont:
Nabela in Neapel . . .

Catalanon. Angeführt ist diese wohl
Raum zu nennen, da mit ihr
Du Dich jetzt vermählen sollst.
Doch Lisbea ward betrogen,
Die dem Meere Dich entzog,
Und für gastliche Bewirthung
Hast Du Undank ihr gezollt:
So auch Donna Ana . . .

Don Juan. Schweig,
Denn hier ist, der für sie söcht,
Und ber auf die Rache wartet.

Catalanon. Dir steht harter Stand bevor,
Du von Fleisch und er von Marmor,
Der auf seine Stärke pocht.

(Don Gonzalo deutet durch Zeichen an, die Tafel solle abgetragen werden, und Don Juan mit ihm allein bleiben.)

Don Juan. Holla, tragt die Tafel ab,
Weil durch Zeichen er gebot,
Uns allein zu lassen. Darum
Geht, ihr andern.

Catalanon. Schlimm, bei Gott!
Bleibt nicht, Herr, denn so ein Todter
Pufft mit einem eiz'gen Stoß
Riesen um.

Don Juan. Geht augenblicklich,
Ich bin ich: Catalanon,
Geß, er naßt sich schon.

Le n a u.

(Catalinon und seine Diener gehen ab, Don Juan bleibt allein mit Don Gonzalo welcher ihm durch Zeichen andeutet, die Thür zu verschließen.)

Don Juan.

Die Thüre

Ist verschlossen: Deines Wort's
Bin ich jetzt gewärtig: rede.
Was willst Du, Gespenst, Vision,
Leibest Du im Fegefeuer?
Forderst Du Satisfaction?
Was begehrt Du? Ich verpfände
Dir mein heilig Ehrenwort,
Das zu thun, was Du gebietest.
Weißt Du nicht an Gottes Thron?
Führst in Stände Du dahin?
Sprich, ich leihe Dir mein Ohr.

(Don Gonzalo mit tiefer Stimme, wie aus überirdischen Regionen.)

Don Gonzalo.

Willst Du auf Dein Ritterwort
Meinen Wunsch erfüllen?

Don Juan.

Stolz

Darf ich sein auf meine Ehre,
Und als Ritter halt' ich Wort.

Don Gonzalo.

Reich' die Hand mir, fürchte nichts.

Don Juan.

Ich mich fürchten? Und wovor?

Wärest Du die Hölle selber,
Meinen Handschlag gäb' ich doch! (gibt ihm die Hand.)

Don Gonzalo.

Bürge mir dies Handgelübniß,
Daß Du morgen Abend kommst,
Um zehn Uhr mit mir zu speisen.
Willst Du?

Don Juan.

Dacht' ich Wunder hoch,
Was Du Schlimmes würdest fordern;
Morgen komm' ich: aber wo
Treff' ich Dich?

Don Gonzalo.

In der Capelle.

Don Juan.

Ich?

Don Gonzalo.

Und Dein Catalinon;
Und so wie ich Dir's gehalten,
Halte mir Dein Ritterwort!

Don Juan.

Darauf kannst Du sicher fußen:
Ich heiße Tenorio.

Don Gonzalo.

Wohl,

Ich Uloa!

Don Juan.

Sicher komm' ich.

Don Gonzalo.

Und ich glaube Dir's, leb' wohl! (geht nach der Thür.)

Don Juan.

Warte doch, ich will dir leuchten.

Don Gonzalo.

Laß das, mich erleuchtet Gott.

(Er geht gemessen ab, indem er Don Juan und dieser ihn unterwandt anblickt: tremen er verschwunden ist, bleibt Don Juan bestürzt zurück.)

Don Juan.

Himmel, steh' mir bei! der Schweiß
Ueberläuft mich wie ein Strom,
Und doch ist mein Innerstes
Wie erstarrt von scharfem Frost!

Lenau.

Als er meine Hand ergriffen,
 War die Kraft des Drudes so,
 Daß ich an die Hölle dachte,
 Denn die Blut war übergroß.
 Und dagegen, als er sprach,
 Haucht' er von sich solchen Frost,
 Wie wenn aus dem tiefsten Abgrund
 Eine Eisekälte zog.
 Doch, das ist nur Spul, den meine
 Einbildung mir unterschob;
 Furcht, und noch dazu vor Leichen,
 Die verzeiht man Bauern wohl,
 Doch da man lebend'ge Ritter
 Nicht im mindesten scheuen soll,
 Wenn sie Geist und Sinne haben, —
 Was liegt an der Todten Drohn?
 Morgen geh' ich zur Capelle,
 Wohin mich der Geist entbot:
 Daß Sevilla mich bewundre,
 Staunend über meinen Troß! (geht ab.)

(Dohrn.)

Don Juan soll nun auf Befehl des Königs mit Isabella vermählt werden, die Hochzeitsfeier hat der Monarch auf den Abend festgesetzt. Den Einwendungen seines Dieners zum Troste will aber Don Juan zuvor das der Statue gegebene Wort einlösen. Das Gastmahl in der Kirche beginnt: Scorpionen und Schlangen werden als Speise aufgetragen, essigsaure Galle dient als Wein. Auch Gesang soll Don Juan erlaben. Aber nun muß er, der bei allen auf seinen Tod und Gottes Strafgericht hinweisenden Mahnungen des Vaters, des Dieners und der Verführten stets mit dem Troste zur Hand gewesen ist: „Nah, das hat noch lange Zeit“ — den Gesang vernehmen:

Denket alle, die ihr fürchtet
 Gottes unermessne Strafen,
 Wie so bald die Zeit verronnen,
 Wie man jede Schuld muß zahlen.

Wer sich auch des Lebens freut,
 Soll doch niemals trohig sagen:
 Ach, das hat noch lange Zeit!
 Zeit zur Buße könnte mangeln.

(Dohrn.)

In grellem Contraste damit steht der Galgenhumor der Gäste, des Herrn und des Dieners. — „Ich bin satt, weg mit der Tafel!“ schreit Don Juan.

Don Gonzalo. Jetzt reiche mir die Hand.

Gieb sie mir: Du scheinst zu zagen?

Don Juan. Sprichst Du so mit mir? Ich zagen? (Er giebt ihm die Hand.)

Weh! ich brenne — Blut und Flammen
 Martern mich . . .

Don Gonzalo. Noch kein Vergleich

Gegen Deine künftigen Qualen:
 Unerforschlich, o Don Juan,
 Sind des Himmels Wunderpfade,
 Und Dich soll nach ew'gem Rathschluß
 Eine Todtenhand bestrafen.
 Daß auf diese Art Du büßest,

Das ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten.
Don Juan. Ich vergehe — laß mich los —
Dieser Dolch verschafft mir Rache:
Doch umsonst sind meine Stöße,
Die nichts Körperliches fassen.
Deine Tochter trag ich nicht,
Da sie zeitig mich erkannte.

Don Gonzalo. Wenn auch, Dein verruchter Plan
War ins Werk gesetzt.

Don Juan. So lasse
Einen Reichtiger mir holen.

Don Gonzalo. Allzuspät ist dies Verlangen.

Don Juan. Ich vergehe mich, ich glühe —
Ich bin todt. (Er fällt todt nieder.)

Catalinon. Wär' ich von bannen!

Sicher muß ich mit Dir sterben,
Als Begleiter Deiner Fahrten.

Don Gonzalo. Das ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten.

(Das Grabsmal, Don Gonzalo und Don Juan versinken; Catalinon kriecht auf allen Vieren nach vorn.)

Catalinon. Gott, Allmächt'ger! was ist das?
Die Capelle steht in Flammen,
Und ich bleibe bei dem Leichnam
Wohl zurück als Tobtenwache!
Auf der Erde kriechend will ich
Kunde bringen seinem Vater.
Sanct Georg, Sanct Agnus Dei,
Helft mir gnädig auf die Straße! (geht ab.)

(Dohrn.)

Nach dieser erschütternden Katastrophe endet das Stück noch wie ein Lustspiel, denn: — „der Augenblick ist da, wo die Wahrheit kommt zu Tage“. Alle Schliche und Kniffe des Don Juan werden dem König durch die racheheißenden Beteiligten enthüllt, und die durch Don Juans Eingriffe in Frage gestellten Liebesverhältnisse schließen sich aufs neue: wir stehen am Vorabend von vier Hochzeitzeiten.

Dieser Don Juan ist ein reiner Naturbursche; alles Philosophiren liegt ihm fern. Er pocht nur auf die Kraft seiner Jugend und hält sich an den Genuß des Augenblicks. Dabei bleibt er stets ein echter „Cavalier“. Sein Diener Catalinon ist ein Gemisch von Glauben, Aberglauben und Todesfurcht; eins von diesen dreien läßt ihn seinen Herrn im entscheidenden Momente stets warnen; es ist stets vergeblich, aber immer bleibt er ihm treu aus angeborener Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit. Spätere Vergleichen werden Streiflichter auf andere Charaktere dieses spanischen Stücks werfen.

Dasselbe ging zunächst ins Italienische über durch Dnostris Gilberti unter dem Titel „Il convitato di pietra“; auch wird noch einer italienischen Bearbeitung von Cicognini gedacht. Durch die Hereinziehung der in Italien typischen Figuren des Arlequino und des Pantalon wurde dem komischen Elemente zum weitern Ausdruck verholfen, so daß auf diese italienischen Bearbeitungen die Hauptzüge der Reporello-Figur zurückzuführen sind, besonders auch das berühmte „Registler“. Arlequino-Reporello warf die viele Meter lange Rolle, nachdem er sie theilweise abgelesen hatte, mit dem einen Ende ins Parterre und rief dem Publicum zu: „Bitte,

meine Herren, sehen Sie, ob nicht vielleicht der Name Ihrer Frau, Schwester oder Braut sich darauf verzeichnet findet". — Nach Gilberti bearbeitete zunächst Dorimon 1658 das Stück französisch unter dem Titel „Le Festin de Pierre ou le fils criminel“*); ihm folgte schon 1659 De Villiers, der sein Stück in Paris auf die Bühne brachte. Hier erregte der Stoff so großes Interesse, daß Molière nach demselben seine Komödie „Don Juan ou Le festin de Pierre“**) bearbeitete, die 1665 zuerst aufgeführt wurde.

Dieser Molière'sche „Don Juan“, den Thomas Corneille 1677 in Verse brachte, ist ein Abbild jener frivolen Wüßlinge der damaligen französischen Aristokratie. Er hat Elvire aus dem Kloster entführt und erscheint nun als ihr Ehemann, dem das eheliche Leben nicht behagt. Elvire, zwischen Haß und Liebe getheilt, sucht ihn fortwährend sich und der Tugend wiederzugewinnen. Sein niedrig-komischer Diener Sganarelle bezeichnet ihn als „Allerweltsheirater“. Außerdem ist er ein Epicurder und Atheist, der diese seine Lebensphilosophie durch die Dialektik der Rede verflücht.

Auch in England wurde der Stoff durch Thomas Shadwell's Tragödie „The Libertine“ (Der Wüßling) 1676 eingeführt; in derselben ist der Held jedoch der Art schamlos, daß er alle Schranken des Anstandes überschreitet. — In Spanien wurde das Stück des Tirso de Molina durch eine neue Dramatisirung des Stoffes von Antonio de Zamora verdrängt. — In einer späteren italienischen Bearbeitung von Carlo Goldoni (1707—1793) ist statt des steinernen Gastes einem Bligstral***) das Raheamt an Don Juan übertragen. — Zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir den Don=Juan=Stoff zuerst in Deutschland, anfangs als Volksschauspiel, dann als Marionettenstück.

Darauf bemächtigte sich seiner die Musik. Um 1765 schuf Gluck sein Ballet „Juan“. Dann componirte der Italiener Vincenzo Righini (1756—1812) seine Oper „Don Giovanni ossia il Convitato di Pietra“ nach dem Libretto des Hofsopeten Filistri. Im Jahre 1787 endlich wurde die Geschichte unseres Helden von dem Abte Lorenzo da Ponte als Operntext für das unsterbliche Meisterwerk Mozart's bearbeitet. Es liegt in der Natur der Sache, daß da Ponte sich darauf beschränken mußte, aus dem Volagehalt der Sage Einzelheiten hervorzuholen und manches nur zu skizziren. Der Held ist dem rücksichtslosesten Genuß frei und heiter ergeben, keine Fessel hemmt ihn, jeder Widerstand erhöht seine Kraft. Dieser Don Juan, der zugleich ein echter Cavalier ist, sieht seinem spanischen Urbilde sehr ähnlich. Sein Diener Leporello hat dagegen die burlesken Züge aus den italienischen Bearbeitungen des Stoffes übernommen. Die Donna Elvira stammt aus Molières Stück. Der Charakter der Donna Anna mußte vertieft und erweitert werden, weil das Stück mit der Ermordung des Comthurs beginnt. Octavio, hier der Bräutigam der Donna Anna,

*) Dorimond verwechselte convitato (le convié) mit convito (convivium), damals auch französisch noch *convivo*, und erweckte so den Glauben, daß sein Stück den Titel „Das Gastmahl des Pedro“ (Le Festin de Pierre) tragen sollte, weil der Name des Comthurs bei ihm nach Gilberti Don Pedro d'Ulloa war. Sein Stück erschien 1668 unter dem Titel „Le Festin de Pierre ou l'Athée fondroyé“ im Druck, nachdem schon 1659 De Villiers ebenfalls ein „Festin de Pierre“ geliefert hatte.

**) Als Molière seinem Stücke ebenfalls diesen Titel als Nebentitel gab, bemächtigte er sich nur eines landläufigen Ausdrucks, um sein Publicum sofort zu orientiren, um welchen Stoff es sich handle, wenn nun auch in seiner Komödie ein Don Pedro gar nicht austritt und der Nebentitel daher ein Unfinn erscheint.

***) Es ist nicht undenkbar, daß auch dieser Umstand lediglich die Folge eines sprachlichen Mißverständnisses ist: vielleicht hat Goldoni Dorimonds Nebentitel „L'Athée fondroyé“ (Der niedergeschmettete Atheist) mit „Der vom Blitz getroffene Atheist“ überseht; das Stück selbst braucht er gar nicht gekannt zu haben, denn der Stoff war bereits landläufig.

ist im Gegensatz zu dem thatkräftigen Don Juan auch hier, wie bei Tirso de Molina, ein mehr passiver und dabei empfindsamer Charakter. Masetto und Zerlina haben ihr blauerliches Vorbild in Patricio und Aminta, aber beide haben an Liebenswürdigkeit und Anmut gewonnen, besonders Zerlina gegenüber der verführten Aminta, die „so blind im Carne ist, daß sie sich Gräfin Aminta nennt“. Das Gericht des übermüthigen Don Juan vollzieht sich auch bei da Ponte-Mozart durch die von ihm eingeladene Statue des Comthur; aber die Hülfeinladung in die Kirche und die Reue des Sünders sind fortgelassen. Ohne Verlangen nach einem Beichtiger, verharret Don Juan in energischem Troße wider des Himmels Gnade, bis er den Mächten der Unterwelt verfallen ist. Ganz im Gegensatz zum lustspielartigen Schluß des spanischen Stüdes steht dann aber der erhabene, echt opernartige Abschluß bei Mozart, der bei der Aufführung leider gewöhnlich gestrichen wird: Octavio und Genossen preisen die himmlische Gerechtigkeit, welche statt ihrer das Vergeltungswerk an Don Juan vollzogen hat.

Byron schrieb 1819 in Venedig die vier ersten Gesänge seiner Dichtung „Don Juan“, die nur an den Namen des Helben anknüpft und die Pfade der Sage vollständig verläßt. Zehn Jahre später vereinigte Grabbe die romanische Don-Juan-Sage des Sensualismus mit der germanischen Faust-Sage des Spiritualismus in seiner Tragödie „Don Juan und Faust“. Wir besitzen von Grabbe eine Art Selbstrecension dieses Stüdes (G's. sämmtl. Werke, Ausg. v. Blumenthal, Detmold 1874. Bd. IV. S. 432), in der die Fabel desselben mit folgenden Worten erzählt wird: „In der Weltstadt Rom (die Erinnerung an sie klingt wie ein Resonanzhoben durch das ganze Stüd) treffen sich beide Charaktere, und beide gerathen durch die Liebe zu der Donna Anna, der Tochter des spanischen Gesandten in Rom (Gouverneur Don Gudman) in Zwist auf Leben und Tob. Donna Anna interessirt sich mehr für den Don Juan, Doctor Faust entführt sie ihm in sein Wunderschloß auf den Montblanc, — Don Juan hat mittlerweile durch sein Schwert den Bräutigam und den Vater der Anna aus dem Wege geräumt, und verzagt auch nicht, sie auf dem Montblanc zu erringen. Anna kann ihn, als sie dies erfährt, nur lieben und hassen, und den Faust, der ihr Weib, Kind, Welt,

„ja selbst seine Thränen“

opfert, nur fürchten und verwerfen. Faust aber, zwar heiß verliebt, jedoch voll des höchsten Stolzes als ein Titane, der es zum Uebermenschlichen gebracht, sich das Geisterreich unterworfen hat, verwirft sie wieder, tödtet sie, und büßt, da menschliche Wehmuth und Pein sein Herz erfassen, dadurch, daß er dem Teufel, mit welchem er im Bündniß steht, sich freiwillig ergibt, freilich mit der ächt Faustischen kühnen Versicherung und Hoffnung:

Wenn ich ein ew'ges Wesen bin, so ring'

Ich auch mit dir von Ewigkeit

Zu Ewigkeit, und möglich, daß ich siege,

Dich nochmals tretend, wie ich schon gethan!

Don Juan, der, wie oben angedeutet, die Anna bis in Fausts Wunderschloß verfolgt hat, ist mit seinem Diener Leporello vom Montblanc bis in die Grabstätte des Gouverneurs durch Faust (in einer herrlichen Scene, voll Phantasie und Humor) zurückgeworfen worden; hier, wo die Grausen des Geisterreichs auf ihn einstürmen, entfaltet sich nun auf die sprudelndste Weise aller Troß, alle Kraft seiner Persönlichkeit, und diese bauert bis in die letzte Scene des Stüdes, wo Faust ihm den Tob der Geliebten meldet, wo der Satan als rother Funken im Hintergrunde des Zimmers schimmert, wo das Steinbild des Gouverneurs mit Schritten herannahet, die nach Leporellos Ausdruck kommenden Erdbeben gleichen. Statt vor Donner und Blitz zu jagen, ruft Don Juan:

Lenau.

Acten von Sigismund Wiese. Leipzig 1840. — Don Juan. Drama in fünf Abtheilungen. Von R. J. Braun von Braunthal. Leipzig 1842. 2. Aufl. Dresden 1844. — Don Juan de Maranna. Historisches Schauspiel von Adolf Widmann. Im 2. Bande von dessen: Dramatischen Werken. 2 Bände. Leipzig 1858. — Endlich hat im Heimatlande der Don-Juan-Sage, in Spanien, auch ein neuerer Dichter, José Zorrilla y Moral (geb. 1817 zu Valladolid), den alten Stoff behandelt: Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von Don José Zorrilla. Aus dem Spanischen übertragen von G. H. de Wille. Leipzig 1850.

Als dieser Stoff Lenau von den Freunden zur Bearbeitung vorgeschlagen wurde, mag derselbe sich dem Dichter wohl aus verschiedenen Gesichtspuncten von selbst empfohlen haben. Was wir über das persönliche Verhältniß des Dichters zu diesem seinem Stoffe mit Sicherheit wissen oder aus intellectuellen Gründen vermuthen dürfen, ist Folgendes.

„Entsprechend seinem dreifachen Grundwesen sind es vornehmlich drei Stoffe, die der Welt Schmerz, sobald er zu objectiven Stoffen greift, sich auswählt und sie nur halb mit anderm Namen und Colorit variirt: Faust die metaphysische, Ahasver die weltgeschichtliche und Don Juan die sociale Dissonanz.“ — In diesen Worten Berthold Auerbach's *) kommt der allgemeinste Gesichtspunct prägnant zum Ausdruck, der den unter dem Einflusse des Welt Schmerzes stehenden Dichter unbewußt zu diesem Stoffe hingziehen mochte. Zwei Repräsentanten des Welt Schmerzes hatte Lenau bereits dichterisch behandelt: zuerst in America, also 1832 oder 1833, den Ahasver (vergl. S. 52), dann von Ende 1833 bis 1836 den Faust (vergl. S. 363—456) und um dieselbe Zeit zum zweiten Male den Ahasver (vergl. S. 199); nachdem er sich also bereits mit diesen beiden kosmischen Gestalten dichterisch auseinandergesetzt hatte, seine Subjectivität in denselben verkörpernd, mochte er sich instinctiv zum Don-Juan-Stoffe hingezogen fühlen, der ihm Gelegenheit bot, die dritte jener Dissonanzen, die sociale, dichterisch wiederzuspiegeln.

Ferner: die germanische Faust-Sage stellt den Menschen in seinem Verhältniß zum Ueber sinnlichen dar und zeigt, daß ein Ueber springen der dem Geiste gesetzten göttlichen Schranken zum Verderben führt. Die romanische Don-Juan-Sage stellt den Menschen in seinem Verhältniß zum Irdischen dar und zeigt, daß ein Ueber springen der den Sinnen gesetzten göttlichen und socialen Schranken zum Verderben führt. Insofern die Faust-Sage die Verirrung des Denkens, die Don-Juan-Sage die Verirrung des Fühlens zur Anschauung bringt, ergänzen sich diese beiden Sagen. Insofern die Faust-Sage ihrem Gehalte nach nur auf germanischem Boden, die Don-Juan-Sage ihrem Gehalte nach nur auf romanischem Boden erwachsen konnte, gleichen sie zwei verschiedenen Zweigen ein und derselben Pflanze, die, unter verschiedenen Himmelsstrichen eingesenkt und empor schießend, verschieden gedeihen; und insofern jene Pflanze ein Bild des Menschen in seiner Totalität ist, entsprechen sich die beiden Sagen. — Goethe hatte den geistigen Gehalt beider Sagen in der einen Person des Faust zur Darstellung gebracht: er hatte den Menschen zur Menschheit erweitert. Grabbe behandelte beide Sagen in einer Dichtung, aber er trennte die beiden Repräsentanten zweier Seiten des menschlichen Wesens wieder in „Don Juan und Faust“. Da mochte es denn Lenau, der die Faust-Sage bereits in einer aparten Dichtung behandelt hatte, als eine interessante Aufgabe erscheinen, diese durch eine zweite zu ergänzen,

*) „Der Welt Schmerz mit besonderer Beziehung auf Nicolaus Lenau“, Vortrag in: Deutsche Abende von Berthold Auerbach. Neue Folge. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1847. Dasselbst S. 227.

die den Don Juan zum Gegenstand hätte. Anastasius Grün sagt geradezu: *) „Im „Don Juan“ sollte die vor Jahren im „Faust“ eingeschlagene Bahn Ergänzung und dichterischen Abschluß erhalten, die dort in dem Hauptcharakter verkörperte spiritualistische Richtung sollte hier ihre sensualistischen Gegensätze finden, die beiden getrennten Hälften des Doppelwesens Faust-Don Juan sollten eben durch ihre Gegenüberstellung, wie die entgegengesetzten Hemisphären desselben Planetenballes, gegenseitig Zusammenhang, Rundung und Ganzheit gewinnen. Die wechselseitigen Beziehungen beider Werke sind unverkennbar und finden sowohl in deren stofflichem Inhalte wie in der eigenthümlichen weitumfassenden Lebensanschauung des Dichters ihre motivirende Erklärung.“

In der kurzen Besprechung von Lenau's „Faust“ sagt Anastasius Grün (in seinen „Lebensgeschichtlichen Umrissen“ Lenau's): „Beachtenswerth bleibt es, daß Lenau's Faust kein Gretchen hat. Sollte diese, wohl nicht ganz zufällige Lücke nicht eben später aufgegriffenen Anhaltspunct bilden, der folgerichtig seiner Zeit zur Don-Juan-Dichtung führte? Jenes Versdämmniß und diese Nachholung laufen parallel mit entsprechenden Stimmungen im Leben des Dichters, mit dem verzweifelnden Entzagen in der früheren, und mit dem wiedererwachten Drange des Anschlusses an ein weibliches Herz in der späteren Lebensperiode.“ — Darauf ist zu sagen: Daß dem Lenau'schen Faust fehlende Gretchen kann und darf nicht vermisst werden, weil Lenau im Faust nur jene eine Seite des menschlichen Wesens zur Darstellung bringen wollte. Daß er das aber wollte und ausführte, und daß er später in der Don-Juan-Dichtung die Ergänzung zu liefern unternahm, das beweist sicher in den von Grün ange deuteten biographischen Momenten, die dieser Biograph Lenau's, gestützt auf genaue persönliche Kenntniß seines Object's, später (beim „Don Juan“ in den „Lebensgeschichtlichen Umrissen“) ausführt, indem er sagt: „Hiebei mag es als eine naturwidrige Inversion in der Ordnung der Dinge erscheinen, daß der jugendliche Lenau einen „Faust“, der ältere reifere Mann jedoch einen „Don Juan“ dichtet; das Umgekehrte wäre jedenfalls das Naturgemähere gewesen. Lenau aber hatte unleugbar einige Aehnlichkeiten [dieser Plural „Aehnlichkeiten“ ist eine Feinheit der Grün'schen Darstellung] mit einem asketischen Mönche: die erste Innigkeit und Stärke des heiligen Berufes überwiegt bei jungen Novizen alles Andere; erst älteren reiferen Mönchen wird die naturwidrige Entfugung fühlbarer und geben die sinnlichen Anfechtungen zu schaffen.“ — Die Subjectivität des subjectiven Dichters ist es also drittens, die ihm auch den Don-Juan-Stoff empfohlen hat.

Ueber die Wahl dieses Stoffes dachten andere Freunde Lenau's anders, als diejenigen, die ihm denselben vorgeschlagen hatten. Lubw. Aug. Frankl (S. 99) berichtet darüber, wie folgt: „Während die lyrischen Dichtungen Lenau's volle Anerkennung fanden und berühmt wurden, mußten die epischen, in denen auf jedem Blatte der Ernst eines tiefen Denkers und der Hauch der Poesie weht, doch wegen Mangel künstlicher Composition und plastischer Gestalten sich mit getheiltem Beifalle begnügen. Der Dichter wurde nun praktisch belehrt, wie dieser Umstand und die in den neueren Werken [„Savonarola“, „Die Abigenser“] waltenbe Weltanschauung den Erfolg seines „Faust“ nicht zulasse. Die Wahl des Don Juan di Tenorio als Helden eines Gedichtes in der Form des „Faust“ war somit**) eine psychologisch begründete Rückkehr zu früherer Anschauung und Formgebung. Er wollte zeigen, wie er noch der Alte sei, wenn er es eben sein wollte. Er theilte

*) S. VII im Vorwort zu: Nicolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851.

**) Das wäre also ein drittes Moment für die Stoffwahl. Dieses Moment erscheint mit aber zu äußerlich für einen Charakter wie Lenau. Nur des Zusammenhangs wegen ziehe ich den ganzen Passus.

den Plan mit, und als er aufmerksam gemacht wurde, daß er sich nur erhöhteren Erfolg sichern würde, wenn er seine Kraft an einem neuen, noch von keinem Dichter vor ihm bearbeiteten Stoffe verwenden würde, antwortete er: „Mir hat beim Fuust die große Dichtung Goethe's nicht geschadet, es wird mir die Byron's beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigenthümliches Ich. Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heißblütiger Mensch sein. Es ist die Sehnsucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das inkarnirte Weibthum ist und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuen besitzen kann, in der Einen genießen macht. Weil er dieses taumelnd von der Einen zur Andern nicht findet, so ergreift ihn enblich der Ekel, und der ist der Teufel der ihn holt. Uebrigens betrachte ich diese Arbeit bloß als Privatpaß, als eine hohe Herrenmarotte, und denke sie gar nie drucken zu lassen.“ — So weit Frank!

Die Abfassung des „Don Juan“ fällt nach den vorhandenen brieflichen Zeugnissen in das Jahr 1844, in dessen letztem Viertel dem Dichter die Feder für immer entsank. Deshalb sind auch jener Zeugnisse weniger vorhanden als deren über „Faust“, „Savonarola“ und „Die Abigensler“.

Ende März 1844 war Lenau von Wien aus wieder nach Stuttgart gereist, um dort die Druckcorrectur einer neuen Auflage seiner „Gebichte“ zu besorgen; im Mai kam noch die der zweiten Auflage des „Savonarola“ hinzu. Von dort schrieb er am 5. Mai 1844 an Sophie in Wien (Schurz II, 150): „. . . Sie schreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Wüßte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentarischen Scenen. — . . .“ — An dieselbe, Stuttgart, 10. Mai 1844 (Schurz II, 152): „. . . Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Helbengebichte gefunden, der mich antregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden sollen!“ — An Schurz, Stuttgart, den 4. Juni 1844 (Schurz II, 157): „. . . Von der neuen Taschenausgabe meiner Gebichte ist der erste Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gebichte zu haben, schlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohne dieß weniger geeignet, soll seiner Zeit für sich allein erscheinen. . .“ — An Sophie, Stuttgart, den 20. Juni 1844 (Schurz II, 160): „. . . Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Hals schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helben zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solibeste von allen Helben, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gebicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar der Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.“ — Aber die Kräfte schwanden, Geistesumnachtung trat ein, und „der solibeste von allen Helben“ blieb unbefungen. — Am 26. Juni kam Lenau in Baden-Baden an und traf dort mit Auerbach zusammen, den er Mitte April in Stuttgart persönlich kennen gelernt hatte. Dieser*) schreibt (S. 9): Noch späte Stunden wanderten wir im Thal und auf den Anhöhen umher.

*) Nicolaus Lenau. Erinnerung und Betrachtung Vortrag gehalten in Wien am 21. November 1876 zum Besten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ von Berthold Auerbach Wien Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn 1876.

Die Nacht war still und sternlos. Lenau erzählte mir, daß er nach Baden gekommen sei, um hier, in Anschauung des genussüggerischen frivolen Wohllebens, seinen Don Juan zu vollenden. — Durfte man dem entgegen halten, daß die Seele des Dichters einer camera obscura gleicht, daß die unmittelbaren Einbrüche zuerst vom Lichte des Gegenwärtigen im Dunkel isolirt sein müssen, um dann als Erinnerungsbilder zu freier Umgestaltung empor zu tauchen? — „Ich weiß die Worte nicht mehr“ — so schreibt Auerbach an einer anderen Stelle (vergl. Schurz II, 166) — „aber ich erinnere mich, daß er diese Dichtung [„Don Juan“] als ein letztes Zusammennehmen seiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.“ Doch wohl, weil er jenen „festesten von allen Helben“ im Sinne hatte!

Im August und September 1844 dichtete Lenau, in Wien und in Stuttgart, am „Don Juan“ fort und „schloß ihn ab“ (Schurz II, 182). Das Gedicht „Titel nichts!“ (vergl. S. 341), von Lenau im Frennhaus zu Winnenthal dictirt, war eigentlich als Einlage in den „Don Juan“ bestimmt; da es aber seinen Platz von Lenau nicht genau angewiesen erhielt, so wurde es später unter den „Gedichten“ des von Grün herausgegebenen „Dichterischen Nachlasses“ eingereiht (vergl. Schurz II, 267).

Der letztere erschien (vergl. Anmerk. auf S. 689) 1851 und brachte an erster Stelle (S. 1—102) zum ersten Male den „Don Juan“, der in demselben als „Ein dramatisches Gedicht“ bezeichnet ist.

Aus Anastasius Grüns „Vorwort“ zu Lenaus „Dichterischem Nachlaß“ erfahren wir (S. IV), daß Grün „durch den ausdrücklichen lektwilligen Wunsch des unsterblichen Dichters mit der Herausgabe seines jüngsten Dichterwerkes „Don Juan“ betraut“ war; (S. XIII), „mehrseitig lautgewordenen Wünschen entsprechend“ sind dann an die größere Dichtung „auch die im Nachlasse des Dichters vorgefundnen kleineren Gedichte, meist lyrisch-epischer Gattung, angereiht worden“. — Ueber das Redactionelle sagt Grün (S. XVII): „Es mag vielleicht unnötig erscheinen, die ausdrückliche Versicherung beizufügen, daß die in diesem Bande veröffentlichten Dichtungen, wie es schon die tiefe Verehrung für den Dichter mit sich brachte, genau in der Form und Fassung wiedergegeben sind, in welcher sie von ihm zurückgelassen wurden. Willkürliche Weglassungen und eigenmächtige Zusätze sind mit gleich strenger Gewissenhaftigkeit vermieden worden. Bei Varianten, deren übrigen nur zwei in der Handschrift vorkamen, sowie bei den wenigen im Texte vorfindigen Lücken, die sich auf einzelne fehlende Worte beschränken, wurde die Entscheidung und beziehungsweise die Ergänzung möglichst im Sinne und Geiste des Dichters vorgenommen. Nur einmal in der Scenenfolge des „Don Juan“ erlaubte sich der Herausgeber, durch innere unabweisliche Gründe veranlaßt, eine tiefer greifende Aenderung; es galt nämlich einer Scene, welche mit Rücksicht auf die jetzige Gestalt der Dichtung offenbar am ungehörigen Orte eingereiht schien, — vielleicht nur durch einen Zufall, der die einzelnen nicht gehefteten, je eine ganze Scene enthaltenden Blätter verwechselt haben mochte, — jene geeignetere Stelle aufzufinden, die ihr in der Gliederung des Ganzen organisch angewiesen war. Der Herausgeber wird diese Aenderung für vollkommen gerechtfertigt halten dürfen, wenn deren Auffindung, wie er hofft, auch dem Scharfblicke der Kritik nicht gelingen sollte.“ — Der vorliegende Abdruck mußte sich an die Grün'sche Redaction halten.

Man hat Lenaus „Don Juan“ kurzweg „ein Fragment“ genannt; das ist aber durchaus unrichtig, insofern man mit dem Worte Fragment (lat. fragmentum) ein Bruchstück, ein einzelnes Stück eines Ganzen bezeichnet; denn die Dichtung besteht durchaus nicht aus einem solchen Bruchstücke. Dem Sprachgebrauch nach würde man sie auch dann „ein Fragment“ nennen können, wenn sie aus mehreren solcher Bruchstücke bestände; aber auch das ist nicht der Fall. Anastasius Grün, der sie, wie schon gesagt, als „Ein dramatisches Gedicht“ bezeichnet, sagt in dieser

Beziehung Folgendes (S. VII): „Was diesem [Lenau] bei seinem „Faust“ gegönnt war, die Durcharbeitung und Ausführung seines Gegenstandes innerhalb der selbstgestellten Grenzen, scheint ihm bei „Don Juan“ leider versagt geblieben; denn ob schon diese Dichtung in ihrer äußeren Handlung zu einem allenfalls genügenden Abschlusse gediehen ist, so trägt sie doch, ganz abgesehen von den in der Handschrift selbst vorkommenden Kennzeichen, innere unverkennbare Merkmale an sich, daß sie in der uns zurückgelassenen Form von dem Dichter selbst noch nicht als fertig und künstlerisch vollendet angesehen werden konnte. Wir finden die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches in der unserem Dichter eigenen und gewöhnlichen Art, seine poetischen Stoffe zu behandeln, die er, nachdem vorläufig der Reichthum des Gegenstandes bewältigt und in großartigen Umrissen und Gruppierungen zum einheitlichen Bilde geordnet worden war, zuerst nur in ihren hervorstechenden Glanzstellen und den seiner Begeisterung näher stehenden Lieblingspartien oft bis in die kleinsten Einzelheiten auszuführen liebte, während er erst später daran ging, die nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnden Uebergänge und somit die künstlerische Harmonie des Ganzen herzustellen. Bevor Lenau bei seinem „Don Juan“ an diese letzte Stufe seiner Arbeit gelangen konnte, war die Feder seiner Hand entsunken. Die dadurch zurückgebliebenen Lücken werden der kritischen Sonde des Lesers nicht entgehen; sie werden aber auch während des dankbaren Genusses so großer Schönheiten sein tiefes Bedauern erwecken, daß es dem Dichter selbst nicht mehr vergönnt war jene auszufüllen, diese zu ergänzen. — Was vorstehend über die partielle Unvollständigkeit des Gedichtes nur als Vermuthung ausgesprochen werden konnte, ist durch seither bekannt gewordene Aeußerungen des Dichters selbst gegen näherstehende Freunde, namentlich in Bezug auf den Abschluß seiner Dichtung, zur feststehenden Gewißheit gediehen. Es sey hier zunächst der tiefemgehenden sinnvollen Andeutungen Berthold Auerbachs*) dankbar und anerkennend erwähnt. Wenn der verehrte Berichterstatter über Lenau's letzten Sommer die unverthilgbaren eisigen Schauer, denen der Heli der Dichtung erliegt, als einen „wesentlich pathologischen Schluß“ bezeichnet, muß man ihm wohl vollkommen beipflichten, ohne jedoch den bescheidenen Zweifel unterbrücken zu können, ob nach der ganzen Anlage des Gedichtes, wie dieses uns vorliegt, ein Schluß wesentlich anderer Art im Sinne des Dichters wohl denkbar sey? Wenn Auerbach dem Dichter entgegenhielt, „Don Juan“ müßte vielmehr ethisch an der Erkenntniß und Erfahrung untergehen, daß er, der Alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genossen habe, da diese in höchster Beglückung nur dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz sein nenne und wisse,“ so scheint es uns doch andererseits höchst bedeutsam, daß der Dichter selbst ungeachtet des momentanen Wohlgefallens, das er anfänglich dieser Idee abzugewinnen schien, sehr bald wieder davon abkam und mannigfache Einwendungen dagegen vorzubringen hatte. Die in Vorschlag gebrachte Wendung war übrigens kaum auf anderem Wege als durch die grünliche Anfschmelzung des ganzen Werkes erreichbar. Ob Lenau sich je dazu aus eigener Ueberzeugung entschlossen hätte? ob gerade den Dichter der Skepsis jener Ausgang endgültig befriedigen konnte? ob der freie selbstständige Geist, der trotz des ihm sonst so wohlthuenenden Einflusses seiner würdigen Frauenumgebung, deren entschiedener Abneigung gegen diese Dichtung, so unbeugsam widerstanden hatte, als sie weitgreifende Dichterpläne auf das Maß des Conventionellen zurückzuführen wollte? ob dieser unabhängige Geist auf seinen Eroberungszügen vor der Beglückungschranke eines für ihn vielleicht auch

*) „Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung von Berth. Auerbach. Im „Deutschen Museum“, herausgegeben von H. Prutz und B. Woltfohn. 1851, 1. Hft.“

nur ethisch Conventionalen — man erlaube den Ausbruch — befriedigt stille gestanden wäre? ob er endlich vielleicht unter den Einwirkungen jenes, durch eine lieblich bewältigende Persönlichkeit verstärkten Freundkreises zu dem erwähnten Umgusse seiner Schöpfung oder gar zu dem gänzlichen Fallenlassen des perhorrescirten Stoffes veranlaßt worden wäre? — diese Fragen sind durch die finstern Schicksalose unseres Freundes zu unlöslichen geworden, wenn gleich deren Anregung keine ganz müßige seyn dürfte. Jedenfalls aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Lenau in den letzten Augenblicken seines lichten Daseyns über Beibehaltung oder Abänderung des Schlusses seiner Dichtung mit sich selbst noch nicht völlig ins Reine gekommen war. Mag immerhin in dieser Beziehung der vorfindige Gedichtschluß als ein, vielleicht nur „provisorisches Nothdach“ gelten, so wird doch das cyclopische Mauerwerk seines mächtigen Unterbaues, als Zeuge einer gewaltigen Kraft und ungewöhnlichen Kühnheit, noch die spätesten Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen müssen.“

So weit Grün! Wer daraus den Schluß ziehen wollte, Lenau würde bei andauernder Gesundheit im Stande gewesen sein, die Don-Juan-Scenen zu einer festgelegten dramatischen Composition umzugestalten, der würde sehr irren! Einzelne Bilder in geradliniger Richtung aneinanderzureihen, wie es hier und im „Faust“ und überall geschehen, das eben war Lenaus Art und Weise. Für mich ist es deshalb eine ausgemachte Sache, daß der „Don Juan“ von Lenau wohl gezeilt, an einzelnen Stellen vertieft, kurz überarbeitet, niemals aber gänzlich umgearbeitet wäre, wenn der Dichter schaffend fortgelebt hätte, zumal dieser sich danach sehnte, „mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen“. Demnach verhält sich der „Don Juan“ in seiner vorliegenden zu seiner idealen Gestalt etwa wie eine zweite zu einer dritten und lektwilligen Uebersetzung eines umfangreicheren Dichtwerks.

Die bis zum Jahre 1844 erschienenen Don-Juan-Dichtungen kann Lenau gekannt haben. Daß ihm außer denen von Tirso de Molina und Byron, die er, wie wir wissen, gekannt hat, auch die von Molière, da Ponte, Mozart und Grabbe nicht unbekannt geblieben seien, das dürfen wir bei Lenau voraussetzen.

Wie verhält sich nun Lenaus „Don Juan“ zu jenen Dichtungen? — Diese Frage erschöpfend zu beantworten, würde uns hier zu weit führen; Andeutungen, vorzugsweise solche, die sich auf die Erweiterung des Stoffes und den Charakter des Helden beziehen, müssen genügen.

Der Lenau'sche Don Juan ist wieder Lenau selbst. Wie der jugendlichere Lenau, so ist sein Faust ein Spiritualist mit sensualistischen Wallungen; wie der ältere Lenau, so ist sein Don Juan ein feinerer Sensualist mit stark spiritualistischen Anwandlungen. Beide, Faust und Don Juan, zusammen sind der eine Lenau, in dessen Brust auch jene Goethe'schen „zwei Seelen“ wohnten. — Als aber Lenau den „Don Juan“ schrieb, waren die Geister des Savonarola und der Abigenjer durch seine Seele gezogen und hatten die reine Skepsis seines Faust verschleucht: Lenau war in ein unsicheres, schwankendes Philosophiren hineingerathen, wie es sich in der Person seines Don Juan wieder spiegelt, der schon deshalb ein ganz anderer Charakter wie der naive-frivole Don Juan des Tirso de Molina und der Mozart'schen Oper ist. Er philosophirt wie der Molière'sche Don Juan, aber er philosophirt nicht so consequent; er stellt Betrachtungen an und ergeht sich in Sentenzen, die nicht in einem Systeme Raum haben. Am Schluß der ersten der siebenzehn locker aneinander gereihten Scenen antwortet er seinem Bruder Diego auf dessen Mahnung an die Vergeltung im Jenseits:

„Die Gläser und die Herzen, alle Bechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;

Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.“

Und in der vorletzten, der Kirchhofs-Szene sagt er im Angesicht des Epitaphs:

„Eil wie geschwägig ist das Epitaph!
Es wünscht dem Todten einen süßen Schlaf,
Wiß auferstehe seine Erdenhülle,
Auch preist es seine seltne Tugendfülle;
Zum Schlusse prophezeit die letzte Zeile,
Daß Gottes Jorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe so gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferstehung — lügt die Schrift. —“

Aber in der Schluß-Szene ist dem nun lebensmüden, völlig blasirten Helden der eigene Unglaube an die Unsterblichkeit wieder zweifelhaft geworden; er sagt:

„Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Scheintobt ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höl'n, die ich verachtet,
Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Drennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.“

Und derselbe Don Juan, den nun „das ganze Leben langweilt“, hat einst („die Balze“) begeistert ausgerufen:

„Wie tief der Walb den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefaßt.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windebeben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all' die Fülle dieser Frühlingssäfte.“

Solch schwankende Lenau-Faust-Don Juan-Charaktere pflegen starken Selbsttäuschungen preisgegeben zu sein. So auch der Lenau'sche Don Juan, der da sagt:

„Mir aber schien die Liebe nur kein Thor;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Red in die Welt ein berbes Loch zu schlagen.“

Der philosophirende Zug des Lenau'schen Don Juan erinnert an den Grabbe'schen, und beide haben auch das gemeinsam, daß sie eigentlich keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern incarnirte metaphysische Begriffe sind. Der Lenau'sche Drang zum Philosophiren ergreift sogar die Weiber seiner Dichtung, die, abgesehen von der dem Elro de Molina entlehnten Isabella, etwas schattenhafte Geschöpfe von Lenau's eigener Erfindung sind. Die aus dem Faust herübergenommene Maria, zu der hier wohl wie dort Gräfin Maria, die schöne Schwester des Dichter-Grafen Alexander von Württemberg, Modell gefessen hat, beruft sich, als sie ihrem Vater Prospero gegenüber Weisheiten ausspricht, die nicht recht zu ihrem jugendlichen Alter passen wollen, auf ihre Aya (spanisch. Hofmeisterin), die ihr dieselben beigebracht (S. 6).

Lenau.

Ebenso schattenhaft wie die Weiber sind die Genossen des Don Juan: Marcello, Gracioso und Don Juans Diener Catalinon. In dem Charakter des letzteren ist der von Tirso de Molina her ihm anhaftende Zug von Mitleid bis zur Fürsorge für das materielle Wohl der verführten Damen gesteigert: er hat eine Liste derselben angelegt, und Don Juan hat im Einverständniß mit ihm auf Grund derselben ein Testament gemacht, in dem er seine Sprossen mit einem Legat bedachte „von so reichlichem Betrag, daß Weib und Kind vollauf es nähren mag“.

Don Juans Bruder Diego erinnert an Don Juans Vater Diego bei Tirso de Molina: dort ermahnt der Vater, hier der Bruder im Auftrage des Vaters; aber dort ist der Vater schwach, klagend, jammernnd, hier ist der Bruder bestimmt und in sich gefest: — beide vermögen nichts; im Rahmen ihrer Dichtung haben sie ganz verschiedene Positionen mit ganz verschiedenen künstlerischen Zwecken.

Ein besonderes Interesse gewähren die Klosterscene und „Die Balze“. In der ersteren erscheint Don Juan als geistlicher Verführer von Männern und als sybaritischer Zuschauer, in der zweiten als Beschüßer des wollüstigen Naturtriebes. Hier ist Lenau ein geistvoller Erfinder, der dem alten Stoffe neue Seiten abzugewinnen weiß. Uebrigens sind diese Scenen die in sich geschlossensten, lebensvollsten, — sie sind die schönsten der ganzen Dichtung.

Den wesentlichen Punkt, in dem sich der Lenau'sche Don Juan von seinen Vorgängern unterscheiden sollte, hat der Dichter selbst bezeichnet in der von mir aus Francks Buch angeführten Stelle: „Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heißblütiger Mensch sein. Es ist die Sehnsucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das inkarnirte Weibthum ist und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuen besitzen kann, in der Einen gefassen macht*). Weil er dieses taumelnd von der Einen zur Andern nicht findet, so ergreift ihn endlich der Ekel, und der ist der Teufel der ihn holt.“ — Hat der Dichter diese seine Idee zum Austrage gebracht? — Er hat allerlei Ansätze dazu gemacht, aber voll ausgeführt hat er sie nicht. Programmäßig kommt sie gleich in der ersten Scene zur Erscheinung:

„Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzeln sich verkerkert und verlassen; —
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzündt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen
Berweißt den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, ße Trauer.“

Dann aber verliert sie sich wieder unter den „neuen Wonnen“ der Loder aneinander gereihten Liebesabenteuer. Bei Clara findet Don Juan das Anerwartete, daß ihm die Liebe gekündigt wird, weil die Geliebte nicht auf seinen Ueberdruß, auf sein Erkalten warten will. In Anna, die lebend nicht eingeführt ist, hat er dann sein Ideal gefunden, er verläßt Maria; aber dann verführt er doch wieder Isabella und tafelt mit „mehreren gepukten Frauenzimmern“. Doch von diesen gefällt ihm selbst die schönste nicht mehr:

„Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
In's Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblühen,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.“

*) Vergl. *Byron's „Don Juan“*, Gesang 2 Stanze 211.

Das Feuer meines Blutes ist verlobert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemobert.“

Statt des gelabenen steinernen Gastes erscheint dessen Sohn Don Pedro als Rächer. Sie sehten. Don Juan zeigt dem Don Pedro, wie leicht er ihn niederstrecken könne:

„Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sorgenfrei,
Ist ein Asyl ist Eure Fehderei!“

Dann aber wirft er den Degen weg und läßt sich von Don Pedro erstechen:

„Mein Todfeind ist in meine Faust gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.“

Ein eigenthümlicher Zug des Lenau'schen Don Juan ist noch dessen Neuegefühl. Wenn es wahr ist, was er in der ersten Scene sagt, echte Leidenschaft wisse nichts von Neue, so ist die seine nicht echt, nicht die, die er „immer nur die neue“ nennt. Er verführt die Mönche; als aber in Folge dessen der Prior das Kloster in Brand gesteckt hat, sagt er:

„Das ging zu weit, so hab' ich's nicht gemeint.
Wer Böses thut, thut mehr stets als er will,
Weil eine Schaar von böshaft dunkeln Mächten
Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.

Unheimlich schier ist mir des Walbes Schweigen;
Sein Rauschen auch, es ruft schier aus den Zweigen:
„Ein böser Streich!“ Ich eilte gern von hinnen,
Doch fesselt mich's, der Unthat nachzusinnen.“

Am stärksten kommt dieses Neuegefühl in der neunten Scene zum Ausdruck:

„O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunst der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waschen mich von alten Tagen,
Den Ocean durch meine Seele jagen,
Ich würde gern die Seele in den Schlund
Besuchs, zu läutern sie im Feuergrund.“

Das ist ein ganz subjectiver Ausschrei aus Lenau's eigener Brust, der jedoch in grellem Contraste steht zu einer andern Stelle, die nicht weniger subjectiv ist:

„Und selbst gefehliches Entzücken
Der Eh' ist doch ein Ehebruch.“

Derselbe Lenau, der da zu sagen pflegte (Frankl 110): „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut“, sagte auch wieder, wenn von Eheglück die Rede war: „Das habe ich verpaßt“, und er verlobte sich, da er Sophie doch nicht besitzen konnte, mit Marie Behrend. —

Der lockere Zusammenhang der einzelnen Scenen kommt auf Rechnung der Dichtweise Lenau's, der nicht „componirte“, sondern sich den Eingebungen des Augenblicks überließ. Auerbach meint (in s. Wiener Vortrag S. 13): „... Schon das, daß Faust und Don Juan auf der Reise sind, mit ständigem Scenenwechsel, bedingt das Lockere, das Unstete“. — Doch die Don Juan's anderer Dichter, insbesondere der des Tirso de Molina, befinden sich auch auf der Reise, aber sie haben eine Heimat, in der die auseinander strebenden Fäden einer festgegliederten Fabel wieder zusammenlaufen. — Der Styl der einzelnen Scenen ist bei Lenau knapper, präciser, lebensvoller, als in seinen früheren Dichtungen; der Ausdruck ist oft von einer Schärfe und Redheit, wie sie dem Don-Juan-Typus besonders gut ansteht.

Don Juan.

Ein dramatisches Gedicht.

Don Juan und Don Diego, sein Bruder.

Don Juan.

Willkommen, Bruder, in der Königsstadt!
So willst du auch, der Studien endlich satt,
Freilassend dein verhaltneß Jugendfeuer,
Hier suchen heitre Liebesabenteuer?

Diego.

Der Vater sandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebest deine Jugendtage,
Die sflüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du sie nitzeß dir zu Ruhm und Ehren?

Don Juan (lachenb).

Spion und Prediger?! Ich will mich flüßen;
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,
Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Erobrungsflügen.

Diego.

Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sei kein Thor!
Sprich ein erfreulich Wort, was hast du vor?

Don Juan.

Den Zauberkreis, den unermesslich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der Letzten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor Jede,
Und, wär's auch nur für Augenblicke, fliegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb' ich in Fehde.
Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
So muß ich grollen dem Gesichte,

Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
 Ich bin ein Greis, bis ihre Blüth' erschlossen.
 Und schau' ich eine stattliche Matrone,
 Von der noch jetzt entzückte Alte sagen:
 „Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!“
 So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
 Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
 Die Leidenschaft ist wild und überschwänglich;
 Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
 Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
 Zuweilen auch ist seltsam mir zu Muth,
 Als wäre, was mir durch die Abern zieht,
 Entfremdet einem höhern Gebiet,
 Ein Geist, verirrt, verschlagen in mein Blut;
 Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
 Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
 Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
 Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
 Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
 Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wuth;
 Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
 Im Einzlen sich verkerkert und verlassen; —
 Er ist es, der mich ewig dürsten heist,
 Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
 Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
 Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen
 Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
 Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer.

Diego.

Wohin verirrt der Flug sich deiner Sünden!
 Kannst du auch nur Ein edles Weib ergründen?
 Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
 Gebent: willst du dein Erdenloos bestehen,
 Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend
 An manchem Paradies vorübergehen.

Don Juan.

Ein anderes Gesetz mein' ich zu spüren,
 Es heißt mich meiner Manneskraft vertrauen,
 Und sprengen kühn des Ebens feste Thüren,
 Den Cherub an der Pforte niederhauen.

Diego.

O Thor! dir droht die bitterste Verarmung;
 Ein Bettler wirst du in den Abgrund schwanken;
 Der Gott der Freuden ist ein Gott der Schranken,
 Dies lehrt dich ja die Fessel der Umarmung.

Don Juan.

Das war ad hominem, doch schief geboten;
 Es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht;
 Auch Keulichkeit ist eines Weisen Pflicht,
 Du aber, Freund, philosophirst in Zoten.

Diego.

Das eben ist das Falsche und das Scheele,
 Daß sich in einer lächerlichen Seele
 Ihr höchstes Gut entabelt und entweicht,
 Denn all ihr Thun ist schnöder Widerstreit.

Don Juan.

Schont' ich in dir den Bruder nicht, den treuen,
 Die herbe Rede sollte dich gereuen.

Diego.

Wärst du vom Vater mir nicht anbefohlen,
 Sprach' ich vielleicht: mag ihn der Teufel holen!

Don Juan.

Du mußt an meine Weise dich gewöhnen.
 Ich fliehe Ueberdruß und Lustermattung,
 Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
 Die Einzle kränkend, schwärm' ich für die Gattung.
 Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
 Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
 Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre
 Im weiten Kreis der schönen Frauen,
 Ist meine Lieb' an jeder eine andre;
 Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
 Ja, Leidenschaft ist immer nur die neue;
 Sie läßt sich nicht von der zu jener bringen,
 Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
 Und kennt sie sich, so weiß sie nichts von Neue.
 Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
 So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
 Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
 So lang der Jugend Feuerpulse fliegen!

Diego.

So lang sie fliegen! — wenn sie schleichen werden?
 Hast du denn eine Jugend nur auf Erden?
 Wenn du es noch ein Weilchen so getrieben,
 Glaubst du, die Zecher ward nicht aufgeschrieben?
 Wie wird am Zahlungstag zu Muth dir sein?
 Meinst du, man zahlt nach lustigen Gelagen
 Die Gläser nur, die man dem Wirth zerschlagen,
 Und die gebrochenen Herzen gehen drein?

Don Juan.

Die Gläser und die Herzen, alle Bechen
 Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
 Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
 Denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.

Don Juan und Marcello reiten durch einen Wald, hinter ihnen zwölf Mädchen
 als Pagen verkleidet.

Marcello.

Wie reitet sich's durch einen Wald so traut,
 Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
 Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
 Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
 Das Auge kann kein Thier des Walds erkunden,
 Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
 Es kam behend und still und ist verschwunden,
 Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
 Und doch, hier lebt des Lebens welche Fülle!
 Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathet,
 Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
 Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
 Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schächten
 Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
 Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
 In allen Adern; doch wo ist das Herz?

Don Juan.

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
 Der Born, worein sie sterbend alle münden,
 Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
 Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
 Nie wird in langer Brautnacht: Weltgeschichte,
 Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte;
 Des Lebens Jubeln — ist sein Wonnestöhnen,
 Wenn seine Klüsse brennen auf der Schönen
 Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern:
 Des Lobes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern. —
 Wenn ich des Weibes Blume mir gebrochen,
 War ich sein Hauch und seines Herzens Pochen. —
 Sieh hier das Kloster, rings vom Wald umschlossen,
 Dieß Glöcklein ruft zur Hora die Genossen.
 Schon ist der Psalmen düst'rer Klang zu hören;
 Hörst du den wilden Hirsch im Walde röhren?
 Wie mag den armen Mönchen sein zu Muth,

Wenn der Naturschrei weckt verhaltne Blut?
 O finst'rer Wahnsinn! blutendes Entsagen,
 Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!

(Zu den Mädchen.)

Ihr Dirnen, seid des Schwankes nun gewärtig.
 Ihr folgt in's Kloster mir als mein Geleite,
 In Pagenkleidern, knapp geschnürt und härtig,
 Das Haar im Wulst, den Degen an der Seite.
 Laßt eurem Aufzug gleichen Blick' und Worte,
 Und reitet männlich sittig durch die Pforte.
 Erst wenn wir mit den Mädchen Tafel halten,
 Und ich zum Zeichen in die Laute greife,
 Dann hat der Schwank zum Ausbruch seine Reife,
 Ihr mögt allmählig, was ihr seid, entfalten.
 Wie will ich mich gaudiren an den Pfaffen,
 Wenn sie erliegen euren süßen Waffen,
 Wenn scherzend ihr Selbstbe treibt zu paaren,
 Daß helle Flammen aus den Ruten fahren,
 Und in des Klosters Taumeln zum Ergetzen
 Streng tobt des Abts ohnmächtiges Entsetzen.

Zm Refectorium des Klosters sitzen an der Tafel Don Juan, Marcello und die Mönche, je neben einer Dirne; der Prior ist noch abwesend.

Ein Mönch.

Miserere Domine!
 Mich verwirrt des Mägdeleins Näh'.

Zweiter Mönch.

Satan in Gestalt des Weibes,
 Apagel und heb' von hinnen
 Mir den Irrwisch deines Leibes!
 Wehe, wehe, meinen Sinnen!

(Er betet.)

Don Juan.

Mönch, du betest, willst du scheinen,
 Doch die Blicke, zuchtvergessen,
 Irren seitwärts unterdessen
 Nach dem Busen dieser Kleinen.

Dritter Mönch.

Ich entspringe dem Verliese,
 Fahret wohl, ihr dürren Schemen,
 Nebelhafte Paradiesel
 Will das holde Weib mir nehmen.

(Er küßt sie.)

Eine Dirne.

Traun! mit nichten zu verachten
Dünkt mir so ein Klosterjunge!
Luftberedt ist seine Zunge,
Innig feurig ist sein Schmachten.

Don Juan.

Ja! geübt sind diese Helden
In Entzückung und Ekstasen,
Weil sie oft andächtig rasen
Vor den heiligen Gemälden.
Doppelt feurig brennt die Glut,
Wenn sie wird in frohen Tagen
Auf ein Bildniß übertragen,
Das da lebt in Fleisch und Blut.

Vierter Mönch.

O was war der Papst Gregor
Für ein grausamlicher Thor!

Fünfter Mönch.

O was war Gregor der siebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!

(Küßt die Dirne.)

Sechster Mönch.

Ehlibat, das Ungeheuer,
Liegt bei uns in düst'rer Zelle;
Weib, ich freie dich zur Stelle,
Auf geht mein Gelüb'd' in Feuer.

(Küßt sie.)

Der Prior (in der Thür stehend).

Sündenpest, Gestank der Hölle!
O daß Gottes Zorn in Wettern
Stromweis auf euch niederquälle,
Euch Berruchte zu zerschmettern!
Hündisch geile Sinnenknechte!
Gott, bewaffne meine Rechte!
Laß vom Baum mich deiner Ehren
Diese Brut herunterlehren,
Böse Würmer, elle Raupen;
Gib mir deine Flammenstapfen!

Don Juan (lachend).

Herr, dein Aufruf wird zu Schanden;
Dein Flagellum nimm zu Handen!
Sieh, schon leer ist manche Stelle,
Der und Jener ist entwichen,
Hat sich still davongeschlichen
Mit der Dirne in die Zelle.

Der Prior (hinausstürzend).

Waffen hol' ich meinem Zorne;
Seliger Stier, mit deinem Horn!

Don Juan (zu Marcello).

Gerathen ist der Schwank, er möge reisen,
Die Nacht ist hell, komm, laß uns weiter streifen.

(Sie treten ab.)

Der Prior (zurückkehrend).

Leer das Refectorium,
Alle Zellen fest verschlossen,
Ueber Gottes Heiligthum
Ist die Schande ausgegossen.
Weh! gebrandmarkt ewiglich
Ist mein Kloster, bin auch ich.
Während ich hier klagend steh',
Duhlt es rings in meiner Näh,
Greift der Gräuel immer weiter. —
Horch, die Angeln hör' ich krachen,
Durch die Pforte jagen Reiter, —
Hu! die Dirnen hör' ich lachen!
Küttle, Wuth, an meinen Sinnen,
Daß ich todt hinstürzen muß,
Oder gib mir den Entschluß,
Gleich mein Strafamt zu beginnen!
Nun wohlau! wohlau, Gefellen!
Habt verriegelt ihr die Zellen
Drinnen nur, will ich dafür
Draußen sperren euch die Thür.
Hal verriegelt nur die Zelle!
Bald sollt ihr noch anders brennen!
Feuer leg ich in die Tennen
Und an jede Zunderstelle.
Fortgetilgt von Gottes Erden
Sollen seine Schänder werden.
Ich, zum Prior auserkoren,
Will mit ihnen sein verloren.
Ich vollbring's zu deiner Ehre,
Jesu Christe, miserere!

(Er zünbet das Kloster an.)

Der Wald, wo das Kloster gestanden.

Don Juan (zu Marcello).

Das Horagblöcklein hat nun ausgegreint —
Das Kloster liegt in Asche, Alles still; —

Genau.

Das ging zu weit, so hab' ich's nicht gemeint.
 Wer Böses thut, thut mehr stets als er will,
 Weil eine Schaar von boshaft dunkeln Mächten
 Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.
 Wie mag der Brand im Kloster sein entstanden?
 Ob rettungslos den Tod sie alle fanden?

Marcello.

Die Mönche mit den Dirnen sind entsprungen,
 Den Abt zu finden ist noch nicht gelungen.

Don Juan.

Unheimlich schier ist mir des Waldes Schweigen;
 Sein Rauschen auch, es ruft schier aus den Zweigen:
 „Ein böser Streich!“ Ich eilte gern von hinnen,
 Doch fesselt mich's, der Unthat nachzusehen.

Marcello.

Wie traurig liegt der schwarze Trümmerhaufen!
 Hier sahn wir jüngst ein muntres Bächlein laufen,
 Nun aber schleicht das sonst so helle, rasche,
 Sich trüb und traurig sickernd durch die Asche.

Don Juan.

Das Glücklein schweigt; doch mächtig tönt das Röhren
 Des Hirsches, nun fast schauerlich zu hören.

(Sie reiten fort.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Gräfin Maria.

Don Juan.

Mich wundert's, wunderschönste aller Frauen,
 In einem schönen Garten Euch zu schauen.

Maria (scherzend).

Mich wundert's, Herr, lehrt Euch nicht meine Stelle,
 Wie gerne Gleiches Gleichem sich gefelle.

Don Juan.

Die Rosen müßten schauern und erbleichen,
 Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,
 Sobald Ihr, schönste Dame, naht heran,
 Verstünde die Natur, was sie gethan.
 Nachdem ihr dieses Götterbild entstand,
 Wie mag sie noch mit Niedrem sich befassen,
 Wie mag sie nicht die schöpferische Hand
 Von Blum' und Blatt verdroffen finten lassen?

Maria (ungläubig lächelnd).

Bin ich die schönste wirklich aller Damen,
Sei der Natur gedankt für schönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit mich soll krönen.

Don Juan.

Natur ist blöb und stumpf, sonst könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angesicht
So unbezaubert schnell vorüberstreifen;
Euch würden diese Zweige sonst ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.

Maria (zurücktretend).

Ihr fandet mich in dieser Blumen Mitte
Einsam; so mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.

Don Juan.

Ihr habt an diese Blumen mich verwiesen,
So wähl' ich meinen Anwalt unter diesen:
Ei! Rose, sprich: beherrschest du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu sprengen? --
O Dame, neigt zur Ros' Euch, athmet ein
In Eurer Brust der Blume süßes „Nein“!
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingssonne,
Die jedes Leben zwingt zu Lust und Wonne,
Wenn sie zugleich den trunkenen Frühlingsreigen
Geböte streng, zu starren und zu schweigen?

Maria.

Don Juan, mein Vater naht mit schnellem Schritt
Vom Schlosse her; nehmt dies zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die so schmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemuthet.

(Don Juan entfernt sich.)

Prospero und Maria.

Prospero.

Die anberaumten Tage sind verfloßen,
Du hattest Zeit, das Glück zu überlegen,
Und Muße zu beherzigen den Segen,
Den dir der Himmel heut; bist du entschlossen?

Maria.

Ach, Vater, Alles hab' ich ernst bedacht
 Zu jeder Stund' des Tages und der Nacht,
 Doch unbeflegbar ist des Herzens Bangen
 Vor diesem Bildniß, reich an Glanz und Ehren;
 Was frommt es, wenn die ungestillten Zähren
 In goldnen Schalen werden aufgefangen?

Prospero.

Es ist der Mann, für den ich dich bestimmt,
 Zu gut, als daß er Thränen dir entpresse;
 Und trocken wird die Zeit die eitle Kasse
 Des Auges, das in Schwärmereien schwimmt.

Maria.

Er wandelt schon im Niedergang des Lebens
 Und schaut der Abendsonne kühle Reige,
 Ich wandle noch die hellen Morgensteige,
 Den gleichen Schritt versuchten wir vergebens.
 Wie Morgenröthe mit dem Abendrothe
 Am Himmel nicht zusammen will erscheinen,
 So soll auf Erden nach Naturgebote
 Die Jugend nicht dem Alter sich vereinen.
 So sprach die Aya mir, sie ruh' in Frieden,
 Die Freundin, die zu früh von mir geschieden.
 Der Herzog strahlt im Ruhme großer Thaten,
 Die auf dem Weg ihm Lust und Lieb' zertraten;
 Er hat ein reiches Leben durchgerungen,
 Und ist verdüstert von Erinnerungen.
 Worauf ich sehrend hoff', er kann es missen,
 Er hat es längst von seiner Brust gerissen.
 Noch klingt ein Sprüchlein mahnend mir in's Ohr,
 Das mir die Aya gerne sagte vor:
 „Wenn Hoffnung und Gedächtniß sich umfängen,
 So wellen bald der Hoffnung rothe Wangen.“
 Zu wenig ist für meinen Jugendtraum,
 Zu wenig ist für meiner Seele Blut,
 Was er vertrauen will in meine Gut,
 Es ist nur feines Lebens goldner Saum.

Prospero.

O thöricht Kind! dein Irrsinn muß sich wenden;
 Ja, Träume sind's — du hast es selbst gesprochen, —
 Wie Schaumesperlen leicht und halb zerbrochen,
 An welche du die Zukunft willst verpfänden.
 Der Herzog ist wohl ernst, doch milder Sitten,
 Hat Ruhm und Glanz im Leben sich erstritten,
 Für reiche Habe sorgten seine Ahnen,

Denn Sieg und Segen stand zu ihren Fahnen.
 Mein Kind! die Erdengüter achten lerne,
 Nicht glaube, daß dem Geist sie fremd und fern;
 Die höchste Sehnsucht sollen sie nicht stillen,
 Doch dienen unsrer Seele als Organ,
 Ein andrer Leib, womit sie angethan,
 Belebt, beseelt, beherrscht von ihrem Willen.
 Wie Göttliches dem Menschen sich gefällt,
 So soll durch uns Mensch werden diese Welt.
 Die edelste, die reinste auch der Seelen
 Wird freudiger und freier sich entfalten,
 Wenn Raum ihr ward zu wirken und zu walten;
 Mein Kind, du wirst dem Herzog dich vernählen!

Maskenball.

Don Juan.

Komm, theure Maske, niemand stört uns hier,
 Enthülle deinen Anblick mir;
 Die Larve fort! sie hat genug gesündigt,
 Verhüllend mir dein schönes Angesicht,
 Das jedes deiner Glieder süß verspricht,
 Und jegliche Bewegung hold verkündigt.
 Ich sah entzückt hingleiten deinen Gang,
 Der Arme Spiel, ich sah dein leichtes Nicken,
 Geberden, dich zu allen Augenblicken
 Umschwebend, wie ein stiller Lobgesang.
 So kann nur volle Schönheit sich bewegen,
 Enthüll' dem Auge seinen ganzen Segen.

Die Dame (sich enthüllend).

Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
 Dann sah ich dein's zum Unheil mir begegnen.

Don Juan.

O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame.

Du bist Don Juan, der Zauber wird zerrieben.

Don Juan.

Du kennst mich? nun, bist du so groß wie schön,
 So folg' mir auf des Glückes Gipfelhöhn.

Dame.

Die Kunde nennt so manche schöne Dame,
 Von dir geliebt, und daß sie starb vor Gramme.

Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Nacht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan.

O nenne deinen Namen mir geschwind,
So lang wir noch hier ohne Störer sind.

Dame.

Des Grafen — — Wittwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde vor Sevilla.

Don Juan.

Dem Meer der Liebe ohne Schwur und Brief
Vertrau' dich kühn, frag' nicht, wie groß? wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichselbstbeweinen,
Noch süßer werden Lippen sich vereinen,
Die noch berechtigt sind: Leb' wohl! zu sagen.

Dame.

Von welchen Zaubermächten ausgerufen
Bist du, o wunderbar gewalt'ger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigst, daß mich's hinab gelüftet?

(Entfernt sich.)

Zweite Maske.

Ei, schöner Ritter, gut, daß ich dich fand;
Schon lange wollt' ich dir dies Kösslein bringen,
Zu spät nun ist's, es welkt' in meiner Hand;
Du aber bist kein Freund von welken Dingen.

Don Juan.

O gib! sie welkte nicht, ihr frischer Duft
Erquickt die Brust in dieser schwülen Luft;
O sprich! und gib der stummen Blume auch
Den süßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.

Maske.

Das Kösslein wuchs an einem stillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.

Don Juan.

Du solltest Rosenduft in Worte bringen,
Und lässest scherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich;
Nun mach' es wieder gut, enthülle dich!
Du kannst mit deinem Angesicht, dem schönen,
Wohl größeres Leid, als solchen Scherz verjähnen.

Maske.

Kein Scherz, dein Liebchen starb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu sagen.

Bergeben hat sie dir den Bruch der Treue,
 Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen,
 Ihr letztes Wort hat noch den Wunsch gesprochen,
 Mit ihr begraben werde deine Reue.
 Ich sah sie betend noch die Hände falten,
 Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erbrüht,
 Daß sie nicht war so schön und reich geschmückt,
 Um dich in ihren Armen festzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan.

So lieb' ich dich und deinen Zauberluß,
 Daß sich mein Herz nach Treue sehnen muß;
 Es schrickt mein Herz zusammen und erzittert,
 Wenn es von ferne seinen Treubruch wittert.
 Wahnsinnig sein und träumend immer meinen,
 Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
 Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich sein
 Die Luft, die deine Brust still athmet ein!
 Ach! gleichen meine Pulse doch den Wellen,
 Die habend um den Götterleib dir quellen,
 Die kosend um die schönen Glieder kreisen,
 Und süßbetäubt durch sie hinunterreisen!
 Wär' ich der Lichtstrahl, der aus Abendglut,
 Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht,
 Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belehrt,
 Wie schön du bist, und sich an dir verlehrt!
 Wie Abendglut und Mondeshuldigungen
 Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen;
 Doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
 Nach Andern werden meine Pulse wallen,
 Die Richter werden nicht mehr um dich scheinen,
 Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.

Clara.

Don Juan, fahr' wohl! dies war mein letzter Kuß,
 Ich warte nicht auf deinen Ueberdruß.
 Ich will nicht schauernd dein Erkalten spüren
 Und bettelnd aus der Asche Funken spüren.
 Don Juan, fahr' wohl! doch werd' ich nimmer weinen;
 Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
 Ich kannte dich, als mir zum erstenmal
 In's Herz gedrungen deiner Augen Strahl;
 Nicht in der Liebe höchsten Augenblicken

Gab ich dem süßen Wahne mich gefangen,
 Daß meine Arme dauernd dich umfriaßen,
 Durch jede Wonne schlich ein leises Bangen.
 Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen,
 Und in den schalen, herben Erdentagen
 Rasch eine Stunde Himmel zu genießen;
 Die Stunde floh und still will ich's ertragen.
 Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
 Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
 Die bange Ahnung des Verlustes hegte;
 Doch, Juan,fahr' wohl! doch weinen werd' ich nimmer.
 Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
 Bis über ihm sich starr die Hände falten.
 O! keinen frohern Himmel kann es geben,
 Als dessen ich genoß im Erdenleben,
 Denn jeder Himmel weiß, nicht blöb berückt,
 Daß unter ihm in Leid die Hölle zückt.

Don Juan.

So lebe wohl! es sei auch dies empfunden,
 Zu scheiden, eh die Reize noch geschwunden;
 Unaufgenüchtert soll mein Herz noch rauchen,
 Um in den neuen tiefern Rausch zu tauchen.

Don Juan und Gracioso.

Don Juan.

Ich habe manches Weib mit starken Krallen
 Auf's Lager des Verlangens hingerissen,
 Und fühlte nie was von Gewissensbissen,
 Wenn sie aus meinem Bett in's Grab gefallen;
 Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
 Was ich zerschlug, wie Hagel das Getreide,
 An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
 Sie ging nicht stumpf und unerquickt zu Grunde.
 Ich hatte sie entricht dem schönsten Gleise,
 Worin sonst Fran'n verkommen sacht und leise;
 Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten,
 Und haben, wellend mit den Werkeltjahren,
 Die hohe See der Wonne nie befahren,
 Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.
 O Tropenland der heißen Liebeskrast!
 O Zauberwildniß tiefer Leidenschaft!
 Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
 Wo, wie der Leu sich auf die Beute schwingt,

Der Liebestrieb hervor urplötzlich springt,
Um das entzündte Opfer anzufallen! —
Nie fühlt' ich Neue, wenn ich die verlassen,
Die mich auf ewig meinte zu umfassen;
Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

Gracioso.

Nun gut! was aber spricht Ihr da von Neue?
Ich kenn' Euch wohl: Ihr sündigt stets auf's neue.

Don Juan.

Und doch, seit ich geschaut die fremde Dame,
Vermischt sich meine Lust mit dunklem Gram,
Ein nie gekanntes Sinnen, Selbstverklagen
Beginnt an meinem frohen Muth zu nagen.
Schön ist sie, schön! ihr Reiz so unermessen,
Daß auch die Schönsten, die ich je besessen,
Erinnerungen sonst beglückter Zeiten
Beschämte Schatten mir vorübergleiten.
Doch ist sie auch so hoch und himmlisch rein,
Daß ich — lach' nicht! — unschuldig möchte sein.

Gracioso.

Sie wird an Eurem Kufe sich entsetzen.

Don Juan.

O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunst der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waschend mich von alten Tagen,
Den Ocean durch meine Seele jagen,
Ich würfe gern die Seele in den Schlund
Befubs, zu läutern sie im Feuergrund.

Gracioso.

Der Sünde süße Wildfrucht ward verzehrt,
Sie schmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach andrer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Monolog.

Don Juan.

Zum erstenmal bei diesem Weibe
Ist in der Liebe mir zu Muth,
Als sollte meine heiße Blut
Auslöschchen nie in ihrem Götterleibe.
Wie sonst an jeder schönen Brust
Der wilde Brand so bald verraucht',
Und schnell verlosch, wenn ich getaucht
Sinunter in das Meer der Lust!
Wenn Anna sinnend mich betrachtet,
Daß rings um sie die Welt mir nachtet,
Wird mir in ihres Auges Grund
Noch eine tiefre Wonne kund,
Als sie erreichen kann ein Kuß,
Und innigster Zusammenschluß,
Geahnte Lust, doch nie umfassen,
Ein ewig Jenseits dem Verlangen.
Und selig scheiternd hängt an Klippen
Der letzte Wunsch an ihren Lippen.
Wenn ich den holden Leib umranke,
Des Himmels Inbegriff und Schranke,
Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
Mit ihr in Eins zusammensterben.

Maria und Don Juan.

Maria.

Erkaltet ist dein wandelbar Gemüth,
Wo ist das Herz, das einst für mich geglüht?
Bin ich dieselbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?

Don Juan.

Du bist so schön und schöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den ersten Kuß,
Du warst mir immer hold, darum beschleicht
Mich Wehmuth, daß ich dich verlassen muß.
Doch hin ist hin, der Zauber ist verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer sie mir hat genommen,
Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben!

Denau.

Drum besser fort, als hier den Schmerz verschleiern,
 Und täglich lächelnd Todtensfeste feiern.
 So schön und reich, so herrlich war dies Lieben,
 Daß ich entschwindnes Glück verrieth' und kränkte,
 Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
 Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

Maria.

Das kannst du mir so kalt in's Antlitz sprechen,
 Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
 Maßlos wie einst das Glück an deinem Herzen,
 Doch dauernder, vergiltst du mir's mit Schmerzen.
 So sterblich also waren deine Wonnen?
 Du hast vergiftet mir das Sonnenlicht,
 Die dunkle Nacht, das Menschenangesicht,
 Die Lust und jeden Tropfen in den Brunnen,
 Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
 Die Zeit, die doch zu spät mich wird zerstören.

Don Juan.

Man mißt die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
 Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,
 Und sein Gedächtniß mögen wir bewahren,
 Doch wechseln muß im Leben die Gestalt.
 Leb' wohl und denke meiner ohne Groll,
 Weil doch auf Erden nichts bestehen soll.

Maria.

Du armer Mann, trag' deine Blöße fort!
 Als einen Bettler sieht mein Herz dich schiden,
 Das reicher ist in allen seinen Leiden,
 Als du mit deinem schlechten, falschen Wort.
 Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
 Und kann verkümmern doch so schüdd, so bald?
 O Lüge nicht, in deiner Liebe war
 Nichts Ewiges, nichts Menschliches sogar!
 Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
 Daß ich dich Thierischen einst konnt' umfangen!

Don Juan.

Geh' ich, daß du beginnst mich herb zu hassen,
 So kann ich ohne Bangen dich verlassen.
 Den Haß des Weibes trag' ich ohne Noth,
 Den schlimmsten auch, wenn er auf Rache lauert,
 Schon übler ist's, wenn die Verlassne trauert;
 Man grämt vielleicht, man haßt sich nicht zu Tod.
 Leb' wohl, du wirst von mir noch milder denken,
 Wenn sich in deiner Brust die Wünsche senken.

Maria.

Fahr' hin! und ein zerriffnes Menschenleben
 Soll dich mit Vorwurf quälend stets umschweben,
 Und soll dir um die Seel' im Todeszagen
 Noch weinend seine blut'gen Fezen schlagen.

Nacht.

Herzogin Isabella sitzt lesend bei einer Lampe; Don Juan tritt leise ein und wirft
 sein Barrett in die Lampe, daß sie erlischt.

Isabella.

Ich habe lang Euch nicht gesehen,
 Es konnt' in vielen trüben Tagen
 Mein leidend Herz sich selbst nur klagen,
 Wie Lieb' und Sehnsucht Euch vergehen.
 Und nun Ihr endlich seid gekommen,
 Habt Ihr den Anblick mir genommen,
 Den lang ersehnten, all mein Glück;
 Antonio, tretet Ihr zurück?

Don Juan (flüsternd).

Wenn brausend stürzt in's Meer der Fluß,
 Und wenn der heiße Flammenguß
 Dem Herzen des Vulkans entquollen,
 Frag' sie, ob sie zurücke wollen,
 Nicht mich, der ich von dir nur weiche,
 Hinweggetragen, eine Leiche.

Isabella.

Was flüsterst du? o sprich doch laut
 Zu deiner angelobten Braut:
 Erst löschtest du der Lampe Licht
 Und raubtest mir dein Angesicht,
 Und nun auch deiner Stimme Klang,
 Was beides ich entbehrt so lang.

Don Juan.

O laß, da sie so nah dem Ziel,
 Der Lieb' ihr süßes Launenspiel;
 Ich will in dieser Nacht einmal
 Mit dir mich freuen ganz allein,
 Kein Drittes dränge sich herein,
 Und wär's auch nur des Lichts ein Strahl.
 Nur flüsternd soll das Wort begleiten
 Der Liebe süße Heimlichkeiten,
 Dieß scheue Wild aus Edens Wald,
 Soust schrickt es auf und flieht es bald.

Isabella.

Ich will die Lampe wieder zünden,
 Dein Antlitz soll die Schrecken bannen,
 Die heimlich mir das Herz umspannen,
 Als wollten sie mir Unheil künden.

Don Juan.

O wein! es bleibe Nacht umher;
 Laß deinen Hauch und Kuß mich trinken,
 Nur süßend will ich ganz versinken
 Im stillen dunkeln Wonnemeer.

(Sie fällt in seine Arme.)

(Später.)

Isabella.

Antonio, morgen schlägt die theure Stunde,
 Die uns vereinen soll zum ew'gen Bunde;
 Und wenn die Kirche unsre Zukunft weiht,
 So heiligt sie wohl auch Vergangenheit.

Don Juan (laut).

Sie heiligt was dir noch begegnet,
 Doch wendet ihres Segens Macht
 Sie kaum zurück nach dieser Nacht;
 Die wonnereiche hat sich selbst gesegnet.

Isabella.

Hal welche Stimme! Gott, erbarme
 Dich meiner! hilf und wirf mich Arme
 Mit meiner Schmach in's tiefste Grab,
 Daß ich dem Fremden hin mich gab!

Don Juan.

Ich bin Don Juan, der lang geschmachtet
 Nach deiner Gunst, verschmäht, verachtet.
 Sei ruhig, Weib, und ohne Reue,
 Auf Erden gibt es keine Treue.
 Was dir geschah, was dich betrübt,
 Das wird an jedem Weib verübt,
 Die einem Mann sich ganz vereint;
 Sie liebt ein Bild der Traumwelt,
 Und wen sie auch im Arme hält,
 Ein andrer ist's als den sie meint.
 Dieß ist der Sinnenlüge Fluch:
 Berwecheln, täuschen und berücken,
 Und selbst gesetzliches Entzücken
 Der Eh' ist doch ein Ehebruch.

Die Balze.

Walb.

Don Juan und Gracioso reitend.

Don Juan.

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angesacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windesheben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen müßt' ich meine Brust
Für all' die Fülle dieser Frühlingsklüfte.

Gracioso.

Ein solch Begehren find' ich überladen;
Verdopplung aber könnte doch nicht schaden,
Durchbohrt man Euch die eine Brust im Streite,
So hättet Ihr zum Athmen doch die zweite.
Ihr wißt es, Herr, daß nah vorbei wir reisen
Dem Schloß Antonios und seinem Eisen!

Don Juan.

Ich wußt' es wohl, drum reiten wir bei Nacht,
Fern sind wir, bis Antonio erwacht.

Gracioso.

Er wohnt mit Isabella, dem Gemahl,
In diesem unliebsamen, wilden Thal.

Don Juan.

Geloben mußt' er seiner Frau mit Schwüren,
Nicht weiter durch die Welt mir nachzuspüren.

Gracioso.

Doch will ein Zufall euch zusammentragen,
So müßt' Ihr sterben oder ihn erschlagen.
Ich weiß nicht, ob es allzuviel Verstand,
Daß Ihr Euch setzt dem Zufall auf die Hand.

Don Juan.

Wenn du dich fürchtest, gib dem Noß die Sporen,
Den Zaum der Zunge, feigster aller Thoren!

Gracioso.

Es dämmert schon der Morgen und wir haben
Ein gutes Stück des Waldes noch zu traben;
Daß er so viele Bäume haben muß!
Herr Jesu Christ! habt Ihr gehört den Schuß?

Don Juan.

Noch nicht; dort schleicht ein Jäger durch die Föhren,
Wirst bald, doch nicht auf dich, ihn schießen hören.
Ein Jäger — es ist März — wohl Hahnenbalzen;
Ich möchte gern dem Wicht die Jagd versalzen.

Gracioso.

Hat nicht Antonio ein kurz Gesicht?

Don Juan.

Mein tapfrer Mann, das eben weiß ich nicht.

Gracioso.

Mich dünkt, ein kurzes; liebt er sonst die Jagd?

Don Juan.

Mein Held, darum hab' ich noch nie gefragt.

Gracioso.

Warum, o Herr, wollt Ihr die Jagd versalzen?
Auch weiß ich nicht: was ist das für ein Balzen?

Don Juan.

Um dir die Angst, mein Junge, zu zerstreuen,
Lass' ich die kleine Müß' mich nicht gereuen.
Auf einer Eiche sitzt der Auerhahn
Und balzt, das heißt, er lockt sein Weib heran.
Er lauscht, ob sie noch nicht erscheinen will,
Da steht der schlau geduckte Jäger still.
Er lockt und ist geblendet und betäubt
Vom Sturm der Lust, der sein Gefieder sträubt.
So lang der wilde Vogel scharf und driugend
Sein Lieb beschwört, so sieht und hört er nichts
Vom Feind, gespannten Rohres und Gesichts
In Sätzen hurtig an die Eiche springend.
Ein Schuß, da stürzt und rauscht entseelt vom Ast
Des Waldes lenz- und liebestrunkenr Gast.
Ein solcher Schuß dünkt Frevel mir, verübt
Am holden Lenz; mich dünkt, es muß ihn schmerzen.
Wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen
Sein flüchtiges Beglücken wird getrübt.
Ich will dem Jäger seine Jagd verderben,
Der Auerhahn soll heute noch nicht sterben.

Gracioso.

Wie Euch so eines Vogels Sterbetag
Weit mehr als Euer eigner Klümmern mag!

Don Juan.

Du hältst mein Ross, ich springe an den Ort,
Und scheuche rettend den Verliebten fort.

Andere Gegend des Waldes.

Antonio. Don Juan.

(Antonio winkt dem Herannahenden vergebens, stehen zu bleiben.)

Don Juan (laut rufend).

Es lebe die Wollust! laß den Hahn am Leben.

Antonio.

Er lebe! lebe hoch! dem ich's verdanke,
Daß ich den Tod nun dir, Don Juan, kann geben!

(Er schießt auf Don Juan und schießt.)

Don Juan.

Wer treffen will, seh' zu, daß er nicht schwanke.
Der Tod hat diesmal wenig angegriffen;
Als er an meinem Ohr vorüberstrich,
So nah und hörbar tausend, hat er dich,
Dich schlechten Schützen vor mir ausgepfliffen.

Antonio.

Wohlan, verruchter Sünder, zieh' die Waffe,
Daß ich nicht wehrlos dich hinunter schaffe;
Don Juan, ich lasse dich zur Hölle wandern,
Wo du nicht gelten kannst für einen Andern,
Wie dies in meinem Himmel dir gelungen,
In den du frech und frevelnd eingedrungen.

Don Juan.

Weil einer, scheint es, sterben muß von beiden,
So mag es denn, du Narr, das Schwert entscheiden.

Antonio (fällt).

Ich sterbe gern — ich sucht' es zu vergessen,
Doch immer hat der Wurm genagt, gefressen,
Den du, mein Feind, mit unerhörter Tücke
In's Herz gesetzt hast meinem Erdenblicke.

(Er stirbt.)

Kirchhof. Mondnacht.

Don Juan und Catalinon wandeln zwischen den Gräbern.

Catalinon.

Langweilig schauerlich ist dieser Ort;
 Kommt heim! dort ist es lust'ger auf mein Wort!
 Dort duften Blumen auf gedecktem Tische,
 Verheißungsvoll die Braten und die Fische.
 In den verschlossenen Bouteillen wohnen
 Die muntern Genien aus fremden Zonen,
 Wie schöne Nonnen in krystallinen Zellen,
 Voll Sehnsucht nach den durstigen Gesellen.
 Der Spielmann stimmt bereits die helle Geige,
 Und gehen Schmaus, Musik und Trunk zur Reige,
 Dann winken Euch zur süßesten der Freuden
 Mit rothgeglühten Reizen schöne Damen.
 Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden;
 Was habt Ihr mit den Todten hier zu kramen?

Don Juan.

Wenn ich an Lust mich heiß und müd genossen,
 Und mich zu schwül das Leben hält umschlossen,
 Dann mach' ich gerne Kirchhofpromenade;
 Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
 Ich lese kühle Märchen auf den Steinen,
 Vom Marmor rieseln noch die Thränenquellen
 Melodisch in der Reime Wasserfällen,
 Die längst vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
 Ich höre längst verhallte Seufzer wehen,
 Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
 Und mit den Rosen um die Urne winden
 Die Träume sich von einem Wiederfinden.
 So kühlen mit ironischem Geplauder
 Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne;
 Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
 Nehm' ich hier einen Trunk vom Todeschauder.
 Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
 Die Freude kann nicht mehr wie einst hinbrausen;
 Sind lahm schon oder mausern ihre Schwingen?
 Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein stilles Grausen. —
 Wie dieser Grabschrift goldne Zeilen sagen,
 So liegt allhier ein Mann, den ich erschlagen.
 Ei! wie geschwätzig ist das Epitaph!
 Es wünscht dem Todten einen süßen Schlaf,
 Bis auferstehe seine Erdenhülle,
 Auch preist es seine feltne Jugendfülle;
 Zum Schlusse prophezeit die letzte Zeile,

Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
 Nun, wenn die Strafe so gewiß mich trifft,
 Als ihn die Auferstehung — lügt die Schrift. —
 Hier ist des Mannes Standbild auch zu schauen ---
 Bald hätt' ich's übersehn — in Stein gehauen.

(Die Statue betrachtend.)

Wie seltsam steht das ernste Mondenlicht
 Auf dieses Mannes albernem Gesicht!
 Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
 Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
 Viel dummes Zeug, anstatt sich zu verstecken,
 So bald's verlegt, auf ewig dem Beschauer,
 Stiehlt noch vom Stein schmarozend sich die Dauer.
 Die Nase in die Nachwelt frech zu strecken.
 Du Steingebild! mir imponirst du nicht!
 Du Todter, warst einst Gouverneur und Wicht,
 Jetzt bist du nichts, und bist was du gewesen.
 Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
 Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
 Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
 Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
 Heut' Mitternacht in meinem Haus und heize
 Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
 Um Glas vom langentbehrten Erbenweine!
 Nun, kommst du? — ha! mir war im Augenblicke,
 Als ob die steinerne Gestalt mir nickte.
 Sahst du's?

Catalanon.

Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
 Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juans.

Don Juan, Marcello und mehrere gepuße Frauenzimmer sitzen um eine Tafel,
 auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. Musikanten spielen.

Don Juan.

Laßt ab, ihr Geiger, mich verlest das Lärmen.
 Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ist's mit dem Schwärmen.

(Zu Marcello.)

Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren;
 Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe.
 So ist er da, ich spüre seine Nähe
 In einem tiefen wunderlichen Frieren.

Lenau.

Marcello.

Mein Freund, dich traf zu Mibl die Abendluft,
Es weht ja nie gesund um eine Gruft.

Don Juan (zu Catalinon).

Gib Jeder zehn Dublonen zum Entgelt,
Daß heute mir die schönste nicht gefällt.
Gold ist noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerschöpflicher mein Reichthum wäre,
Als meine Lust, als meiner Sinne Macht,
Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
Zu's Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblüht,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktes hat die Erde nie getreten,
Als Stoiker und darbende Asketen.
Das Beste wäre kein Bedürfniß fühlen?
Das Beste ist Verlangens Blut zu fühlen.
O dürsten wie das Windspiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile,
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den frischen Bach, das junge Reh!
Hal wie der Hirsch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlags vergift, nicht hat der Weide Acht,
Nur umschweift nach verliebten Abenteuern,
Des Walbs glücksel'ger Lump bei Tag und Nacht!
Ich tauschte lieber mit dem Hirsch die Stelle,
Als mit dem Klosterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beste Wissenschaft?
Verrathen hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes ist verlobert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemodert.

Marcello.

Was liegt daran? ward eine Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer statt.

Don Juan.

Ja! andre Freuden gibt es, fahle, fahle,
Verfrohenes, neckend zwerghches Gelichter,
Im Schacht der Brust beim Schein der Grubenlichter
Den Schatz ausbeutend statt im Sonnenstrahle.
Mir aber schien die Liebe nur kein Thor;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Rech in die Welt ein verbes Loch zu schlagen.
Ja! andre Götter sind der Welt gewogen,
Als denen ich des heitern Cults gepflogen;

Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
 Doch fanden sie bei mir kein recht's Leben;
 Bald sind die Kühlgesinnten siech, kellommen,
 In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello.

Im Dienst der Liebe bleibt nur ungepreßt,
 Wer noch in ihrem Rausch zur Grube fällt.

Don Juan.

Dies Wort hast du aus meiner Brust gesprochen:
 In einem rasch entschiednen Zweigefecht
 Zu fallen wäre mir nun eben recht.
 O kam' ein Todfeind jetzt hereingebrochen!

Marcello.

Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
 Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
 Der mir die Bürde erst vom Halse rückt;
 Wer sterben will, was braucht der noch zu streiten?

Don Juan.

Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
 Krankheit, Gewalt — nur sei's ein Gegenüber;
 Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber,
 Geschweige daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
 Wie ächte Wollust nur selbänder lodert,
 So werden Zwei zum rechten Tod erjodert.
 Die Lust war meine Gottheit und ich werde
 An ihr nicht freveln, scheidend von der Erde;
 Nicht eigne Hand soll meine Tage kürzen,
 Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich stürzen.
 Und jauchzt der Zorn ob seinem Todesstreiche,
 Dann fällt der Lust zum Opfer meine Leiche.

Marcello.

Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flasche
 Burgunderweins, daß er den Gräberstaub
 Aus deiner Kehle dir hinunterwasche.
 Tratsst du im Frühling nie auf dürres Laub?
 Und sahst du nicht frisch angeblüht die Aeste,
 Indes den Fuß umrauschten Winterveste?
 Der Wald war mild geworden und entschlafen,
 Bis wekend ihn des Frühlings Mächte trafen.
 Auch du bist mild, nur brauchst du kürzere Nacht.
 Und morgen schon bist lustig du erwacht.

Don Juan.

Schenk' ein; doch plag' dich nicht in schlechten Bildern
 Den Wandel meines Lebens abzuschildern.

Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
 Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
 Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
 Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
 Sie sollen leben, lieben und genießen!
 Mir aber wird kein frisches Grün mehr spritzen.

Marcello.

Schwermüth'ge Grillen sind's; — in wenig Stunden,
 Ich bin's gewiß, wird deine Kraft gesunden.

Don Juan.

Von Schwermuth weiß ich nichts, mein Freund, ich hasse
 Am Mann das Klagenweiche, Thränennasse.
 Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
 Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
 Scheintodt ist alles Wünschen, alles Hoffen;
 Vielleicht ein Blitz aus Höl'n, die ich verachtet,
 Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,
 Und plötzlich ward die Welt mir wüßt, unmachtet;
 Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
 Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
 Einst über einer Heid' in dunkler Nacht
 Sah ich den Himmel glühen in rother Pracht,
 Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,
 Und als ich näher kam, war's brennend Rohr;
 Und als die Vinsenglut in Asche fiel,
 War schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel.
 So ist vielleicht der Liebe Zauberei
 Nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand,
 Und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand,
 Ist auch das Rosenspiel der Nacht vorbei.

Marcello.

Einst hört' ich anders dich die Liebe schildern;
 Denkst du des Mittes noch zur Abendstunde,
 Wo plötzlich im einsamen Waldesgrunde
 Dein Herz ergriff ein seliges Verwildern?
 Wie du in schöner Schwärmerei entbranntest,
 Die Lieb' den Gluthauch eines Gottes nanntest?

Don Juan.

Auch das war nur Aufknistern heller Funken,
 Ein hoher Schein des Brands, der nun versunken.

(Es wird an das Thor des Hauses gepöcht; von außen Lärmen von Frauen und Kindern.)

Eine weibliche Stimme (ruft).

Nacht auf! um Einlaß pocht Gerechtigkeit!
 Nacht auf! geschwind! verwaiste Unschuld schreit;

Verführte Weiber wollen ein zu Haus!
Laßt ein! sonst brechen wir die Thüre auf!

Don Juan (ruft durchs Fenster hinaus).

Hal welche ungeschlachte Lumpenhorde!
Sucht ihr in meinem Hause Raub und Morde?
Herein! ich brauch' die Knechte nur zu wecken,
Daß sie euch allesammt gleich todt hinstrecken.

(Er winkt Catalinon zu öffnen.)

Don Pedro (eintretend mit einer Schaar von Weibern und Kindern, spricht zu diesen).
Nicht lärmet, sonst verlaß ich eure Sache,
Und selbst entbiet' ich gegen euch die Wache!

(Zu Don Juan.)

Don Juan, ich bin Don Pedro de Ulloa,
Der Sohn bin ich Gonzalo's de Ulloa,
Des Großcomthurs des Calatravaordens,
Und steh' vor Euch in Sachen Eures Mordens,
Zu Sachen des Verführens und Verlassens;
Ich fühne, hilft mir Gott, in dieser Stunde
Des Vaters Tod und manches Herzens Wunde;
Ihr seid ein Mann des ewigen Erlassens.
Noch Kind, als Ihr den Vater mir erschlagen,
Mußt' ich die Rache schmerzlich lang vertagen,
Doch macht' ich mir in ihrem Dienst zu schaffen,
Bis meine Glieder wuchsen in die Waffen.
Ich säunte nicht, so weit Gerülchte führen,
Den Thaten Eurer Sünde nachzuspüren,
Und manches arme Weib hab' ich gefunden,
Das Gram und Noth und Schmach durch Euch empfunden.

(Auf die Kinder weisend.)

Die Kinder folgten mir aus fernem Gauen,
Um ihren Vater einmal doch zu schauen;
Sie tragen Eurer edlen Züge Spuren,
Nicht Eurer Liebe, die sie nie erfuhren.
Die einen konnten mit der Mutter wandern,
Und zu den Müttern der verwaisten andern,
Don Juan, wird Euch hinstenden dieses Schwert,
Das lange schon nach Eurem Blut begehrt.
Erst mögen diese Frauen mit Euch rechten,
Dann seid gefordert Ihr mit mir zu sechten.

Don Juan.

Catalinon, wir werden bald getreunt;
Verdiene dir nun meinen letzten Dank,
Nimm diesen Schlüssel, öffne meinen Schrank
Und hole mir daraus mein Testament.
Auch bringe mir die Liste der Verführten,
Die dich zu mitleidvoller Vorsicht rührten,

Genau.

Daß du genau verzeichnet ihre Namen,
Auch wann und wo sie mir zu Falle kamen.

Constanze.

Don Juan, Ihr seid noch jetzt der schönste Mann;
O daß ich Euch noch einmal schauen kann,
Und daß ich kann mein Kind mit Euch vergleichen!
Es trägt der schönsten Stunde schönstes Zeichen.

Blanka.

Sal er ist schön; wohl mir, daß ich ihn sehe!
Es mildert mir der Reue bitteres Wehe,
Es kleinert mir die Größe meiner Sünden,
Daß hassend ich ihn noch so schön muß finden.

Theodore.

Wie ruhig blickt der Räuber meiner Tugend,
Wie heiter blickt der Mörder meiner Jugend!

Ines.

O eile, von Don Pedros Hand zu sterben,
Wenn dich nicht soll dein eignes Kind verderben!
Der Bube da wächst auf und er gedeiht
Von meinen tausend Füllchen über dich,
Womit ich säugend meine Brust bestrich,
Womit ich jeden Bissen ihm bestreut.

Catalinon (mit den Papieren kommend, zu Don Juan).

Hier, die Papiere, Herr, die Ihr geheißt!

(Zu Ines.)

Hat diese Hexe immer so gekreisch't?
Dämpfst du nicht deine Stimme zum Geflüster,
So streich' ich deinen Namen vom Register.

Don Juan (die Kinder betrachtend).

Eil tilcht'ge Ranken sind es, wackre Sprossen,
Die hinter mir so zahlreich aufgeschossen!
Ihr seid ein heitrer Scheideblick der Welt,
Der mir fast wärmend in die Seele fällt.
Seid lustig, Kinder, wenn ich bin begraben,
Sollt ihr von mir nicht nur die Züge haben.

Marcello.

Sie sind ein heller Ruf zurück in's Leben;
Laß dir das Himmelszeichen nicht entschweben!

Don Juan (zu Don Pedro).

Ich leg' in Eure ritterlichen Hände
Mein Testament, vollzieht's nach meinem Ende.
So sehr ich auch das Sparen stets vergaß,
Blieb doch von Gütern mir ein Uebermaß.

Für jeden Namen, den die Liste nennt,
 Steht ein Legat in diesem Testament,
 Und jedes von so reichlichem Betrag,
 Daß Weib und Kind vollauf es nähren mag.
 Damit kein Zweifel dies Verzeichniß trifft,
 Gab ich ihm auch Sigill und Unterschrift.
 Catalinon versäumt' ich nicht, den Alten,
 Er kann fortan sich selbst den Diener halten.
 (Betrachtet das Verzeichniß.)

Catalinon (mit unterbrücktem Weinen).

Was treibt mein Herr nur wiederum für Pöffen!
 Er thut, als sollt' er bleiben im Duell,
 Und doch erliegt sein Feind auf alle Fälle,
 Sch' seine stolzen Neuglein schon geschlossen.
 Wer schlagen will Don Juan, den großen Fechter,
 Das muß ein Andrer sein als so ein schlechter
 Und ungereimter Gegner de Ulloa,
 Schhulein des Don Gonzalo de Ulloa,
 Als so ein Unbart mit weißsammtuem Kinne,
 Mit Pfaffenwitz und Weinen einer Spinne,
 Mit einer Stimm', als ob Cicaden fängen,
 So stangendürr gestreckt und galgenschlank,
 Daß Unjereins, wär's eben leberkrank
 Und desperat, sich könnt' an ihm erhängen.

Don Juan (das Verzeichniß lesend, für sich).

Erinnerungen, einst geliebte Damen!
 Bis auf die letzte Blüthe abgedorrt,
 Einst Himmelsklang, was nun ein schales Wort;
 Wie schnell die Dinge welken und die Namen!
 Erinnerung läßt mich noch einmal wandern
 Von einer dieser Holden hin zur andern. —
 Sinnvoller Brauch, den Göttern alle Jahre
 Die Erstlinge zu opfern am Altare;
 Wie lieblich ist das erste Grün der Blätter,
 Der erste Duft und Sang im Frühlingswetter!
 Wie wonnevoll zur See am fernen Rand
 Der erste Blick auf das ersehnte Land!
 Am hellsten Blühn des Ruhmes erste Kränze,
 Am süßesten herauscht der erste Ruß;
 Wenn jenseits noch ein Himmel ist, so muß
 Auch er am schönsten sein an seiner Grenze.
 Drum war der Liebe Süßestes zu nennen
 Der erste Anhauch neuer Leidenschaft;
 Die Wehmuth, daß sich alte Zauber trennen,
 Erhöht des neuen Glückes Reiz und Kraft.
 O daß versiegen muß der reichste Brunnen!

O könnten sterben wir in jeder Lust,
Und neu geboren, mit verjüngter Brust.
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!

(Zu Don Pedro.)

Wollt Ihr die Schrift vertreten und erfüllen?

Don Pedro.

Auf Ritterwort! um der Verlassnen willen.

Don Juan (ihm die Schrift überreichend).

Wohlan! nun zeigt, ob Euch die Fechtkunst eigen;
Daß Ihr ein Stümper seid, will ich Euch zeigen.

(Sie fechten.)

Don Juan.

Fürwahr, Ihr seid, wofür ich Euch gehalten;
Schon dreimal konnt' ich leicht das Herz Euch spalten,
Das rachevolle, doch so schlecht geschützte,
Wenn ich den Degen ernstlicher benützte.
Hier habt Ihr eins — nun wieder eins — hier wieder!
Ihr blutet schön auf meine Diele nieder;
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen,
Doch bohr' ich spielend Euch nur leichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt' ich sicherer mich,
Als gegenüber Eurem Degenstich;
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sorgenfrei,
Sal ein Asyl ist Eure Fechtereil!

Don Pedro.

Gib mir den Tod, nicht dieses Blutgetränkel,
Nicht schmähe mich, du grundverfluchter Mann!
Im Kampf bestegen kann dich nur der Teufel,
Stoß zu, daß ich dich nicht mehr schauen kann!

Don Juan.

Mein Todfeind ist in meine Faust gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.
(Er wirft den Degen weg; Don Pedro ersticht ihn.)

Selena.

Dramatisches Bruchstück.

Einleitung.

Das dramatische Bruchstück „Selena“ stammt aus der frühesten Dichterperiode Lenau's und blieb unveröffentlicht bis kurz vor dessen Tode, wo es Schurz zuerst im „Album österreichischer Dichter“ (Wien, 1850. Verlag von Pfautsch und Bos.) Seite 53—57 abdrucken ließ. Er lieferte dazu folgende einleitende Bemerkung:

„Der Stoff, den Lenau dramatisch bearbeiten wollte, ist der, auch von Muscäus in seinen Mährchen behandelten, bekannten Sage entnommen, wonach ein deutscher Ritter sich in die Tochter eines deutschen Kaisers verliebte, und dieselbe von diesem zum Gespönte beehrte. Schönbe abgewiesen, erbaute er sich im einsamsten Dunkel des Böhmerwaldes eine Burg, welche er reichlich mit Lebensmitteln versah. Wie dieselbe fertig war, soll er, um das Geheimniß des Bestandes der Burg ja recht zu sichern, die schlafenden Werkleute alle in ihrer hölzernen Bohnhülte verbrannt haben. Dahin entführte er nun seine Geliebte und verlebte mit ihr viele Jahre glücklich im tiefsten Verborgenheit. Einmal aber kam ihr Vater, der Kaiser, in die Nähe, und ergötzte sich weiblich mit der Jagd in dem vom Wilde wimmelnden undurchbringlichen Böhmerwald. Er verirrete sich hiebei ganz allein auf das Tiefste. Endlich traf er zu seinem unenblichen Erstaunen an die schöne Burg, beehrte Einlaß und ward aufgenommen. Seine Tochter erkannte ihn sogleich, er jedoch weder sie, noch ihren Gemahl. Nachdem die Tochter im Gespräche erforscht hatte, daß der Kaiser, ihr Vater, ihren Verlust noch immer bitter beklage, und die Zeit seinen Horn gegen ihren Entführer gedämpft hätte, warf sie sich mit diesem zu seinen Füßen, sie gaben sich zu erkennen, und erhielten seine Verzeihung. — Die Burg soll noch stehen und Frauenberg genannt sein. — Diese erste Scene, welche leider auch die einzige, und darum bis jetzt liegen blieb, wurde mir von Lenau bereits im Winter von 1830 auf 1831 mitgetheilt.“

So Schurz! Von Lenau selbst ist bis jetzt keine Aeußerung über dieses Bruchstück veröffentlicht.

Der Stoff ist nicht dramatischer Natur; er eignet sich höchstens für ein gewöhnliches Mährstück, wie es ein Dichter von der Beschaffenheit Lenau's gar nicht zu fabriciren vermag. Aber — abgesehen davon — erscheint mir diese kräftige Expositionsscene als ein gesunder dramatischer Sproßling.

Anderer Stoffe dramatisch zu bearbeiten, hat Lenau öfter beabsichtigt; er ist aber — abgesehen vom „Don Juan“ — niemals damit zustande gekommen (vergl. Menckorf 59—61, 193; Schurz I, 50—51, 141, 155, 157, 178, 180, 230, 240, II, 91—92). Noch 1812 beschäftigten ihn „Trauerspielstoffe“ (vergl. Menckorf 59—61 und dazu Schurz II, 91—92); um so verwunderlicher sind einige frühere
Lenau.

und gleichzeitige Aussprüche von ihm über dramatische Poesie und Theater (vergl. Frankl 73, Schurz I, 240—242). So äußerte er einst — es scheint 1833 gewesen zu sein — bei Karoline Fichler in Gegenwart von Baurerfeld und Frankl (Frankl 95): „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das ist nur für jugendliche noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasierte, wie es die Franzosen und Italiener sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt viel zu viel, als daß er am Haubeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich sein werden, so sind das glänzende Ausnahmen und es wäre besser gewesen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, episch niedergeschrieben und nicht Schillern überlassen, der die Bauern wie ästhetischgebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungarisches als ein deutsches Drama denken. Da sind noch in Geschichte wie in der Gegenwart selbstbeinige Gestalten, Arterle, wild, gut und doch das Blut nicht zu vergießen scheu, wenn es im Herzen eines Feindes fließt. Ja, wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen ungestürzten Salon-Theekessel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der selbige Herr von Kogebue geschrieben hat. Die deutsche Nation hat vorerst eine andere Aufgabe, diese aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchstens, und sehr leise nur in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchste nicht darstellen und sagen darf, ist eine Komöbiantenhude, da sehe ich viel lieber dem redlichen Wurstel im Prater zu, wie er den armen Juden todtschlägt, der hat doch eine große Intention, eine wenn auch niederträchtige Leidenschaft zum Morden.“

Und am 12. Juni 1842 schrieb er von Stuttgart aus an Sophie in Wien (Schurz II, 91) . . . Sie fragen nach den Trauerspielstoffen? So wie sie vorliegen, sind es keine solchen, die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden. . . . Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles Andere ist ein Gerebe von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfänden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit? Schwebt sie nicht, wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Hals's neuestes Stück [„Der Sohn der Wilbniß.“ 1842] hat nur so viel Wirkames, als es Lyrisches hat . . .“

Das Bruchstück „Helena“ ging dann aus dem „Album österreichischer Dichter“ in den von Anastasius Grün 1851 herausgegebenen „Dichterischen Nachlaß“ Renaus über.

Selena.

Dramatisches Bruchstück.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Außereuteter Platz vor einer fast vollendeten Burg, tieft im Böhmerwalde; nebenan ein Blochhaus. — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Edelknecht. Gulezt Bertner.

Albrecht.

Laß uns verschwätzen diese lange Stunde;
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;
Ein störrisch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten.
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,
Darin ich all mein Glück verschanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungebuld.
Der Mond scheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der sich nach dem Morgen sehnt.
Gibt's auf der Welt ein Weib wie Selena?

Kurt.

Ich kenne keins; der König ist zu schlecht,
Daß er sie Tochter nennt, und Leidenschaft
Ein ganzes Heldenherz voll ist sie werth.

Albrecht.

O, mehr als Leidenschaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau ist von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr wüth'ger Freier wäre nur der Wahnsinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuschau'n.
O Selena! wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen ist die Burg vollendigt:
Die Zwingeln sind gebaut, die innern Mauern,
Die Lehen und die Thürme all gerüstet,
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,
Und eingerichtet sind die Kemenaten.

Mundvorrath ist gesammelt auch für Jahre,
 Und gestern Abends füllten sie die Eiche.
 Ein tüchtig Brautbett euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
 Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
 Daß ich den Vater und den König kränke,
 Das gilt mir nichts, der König fraß den Vater;
 Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
 Und mich verwerfen; ich gewann ihr Herz.
 Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
 Die er gesprochen mir zu Eresburg,
 Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,
 Und durch die Wetterschwärme der Rumaneu
 Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
 Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter;
 Er sprach: ich lohne reich mit Land und Leuten,
 Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
 Du hast für mich dein treues Blut versprizet;
 Doch fordre nicht dafür mein Kind, mein Blut;
 Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,
 Wenn man nicht selbst von fürstlichem Geschlecht.

Kurt.

Ein stolzer König, doch ein guter Vater;
 Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.

Albrecht.

Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
 Mich blinckt, dich schläfert, dein Gedächtniß auch,
 Das helle Mondlicht bleicht dir die Erin'nung.
 So hast du denn vergessen, wie sie weinend
 Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
 Wie er sie von sich stieß und wüthend rief:
 Kein Wort davon! psuil psuil du riechst vom Knecht!
 Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig.
 Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!
 Doch weinend flehte Helena: verzeih!
 Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen. —
 Und wenn er auch der beste Vater wäre,
 Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;
 Die Liebe ist das älteste Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte sie auf alle Fälle.
 Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Bettern
 Die Brautnacht uns zuschauzen, hat es was
 Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.

Die Brautnacht mögen Andre sich erbeuten
Im Parke als ein müdgehext Kaninchen,
Wir jagen sie als Gemse im Gebirg.

Albrecht

(an das Blochhaus der Werkleute hörend).

Sie schlafen noch — ihr Röhre! schlafet schneller!

(An die Thür pochend.)

Holla! wacht auf! der Morgen dämmert schon!

(Stimme von innen.)

Gebt Ruh! noch ist es Nacht, es scheint der Mond;
Gebt Ruh! im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd und schläfrig; gute Nacht!

Albrecht.

Auf! Auf! zur Arbeit! jegliche Minute,
Die bis zur Dämm'ung noch verstreichen mag,
Bezahl' ich Jeglichem mit einem Goldstück.

(Die Thür öffnet sich, die Wertner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt Ihr uns so hastig ungestüm?
Baut sich ein Schloß so schnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad wie jener Erbe jüngst,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den versoffnen Todtengräber schalt,
Daß er das Grab vergessen zu bereiten,
Der unter Flächen ihn zur Arbeit trieb,
Weil schon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! ein Goldstück hast du schon verplandert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Bimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf,
Ich denke das Versäumte nachzuholen,
Wenn Euer Geld ich lege unter's Kissen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seid rasch! auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Eine Recension.

Am 17. October 1833 schrieb Lenau an Karl Mayer (Mayer 111, Schurz I, 233): „ . . . Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fahrt und stößest aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten, und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen sein wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte . . .“ Ein solcher Artikel erschien jedoch nicht; wie Lenau sein Lob über Karl Mayers Gedichte später beschränkte, kann bei Mayer Seite 134—142 ausführlich nachgelesen werden; an Schurz schrieb er am 28. Juni 1834 (Schurz I, 266): „ . . . Die kleinen Gedichte sind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu schnell wieder entziffen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich doch mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Rederei darin, ein kindisches Verstedenspielen. Ferner table ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendetwas einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppletiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee. — Ich weiß recht gut, daß ich selbst gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Müdlich mehr darüber . . .“

Dieser Auslassung vorher geht ein Brief an Schurz vom 7. Mai 1834, in dem es heißt: (Schurz I, 259) „ . . . In einer Recension für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Bestimmung versucht: was eigentlich Naturpoesie seyn
Lenau.

mtilffe. Wenn die Recension abgedruckt ist, will ich sie Dir senden . . ." — Schurz (I, 260) bemerkt dazu: „Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gebichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Der Naturpoete ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Galler „Literaturzeitung“ gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter „Schöne Literatur“ eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleischer aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Reil.“ Obwohl dieser Aufsatz gar nicht unterzeichnet ist, so sah ich doch gleich, daß er von keinem Andern seyn konnte, nachdem die abgedruckte Beurtheilung und die von dessen eigener Hand geschriebene in meinem Besitze — stellenweise vollkommen gleichlautend — offenbar eines und desselben Vaters Zwillingskinder sind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als versucht angegebene Bestimmung darin klar ausgesprochen ist.“

Nachstehend folgt diese Recension Lenaus in einem buchstäblich getreuen Abdruck — jedoch mit deutschen statt mit lateinischen Lettern — aus der [Hallischen] „Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1834. Zweiter Band. Mai bis August“. Num. 113. Junius 1834. S. 294—296.

Der Verfasser der recensirten Gedichte, Johann Georg Reil, war bekannt als gebiegener Linguist, insbesondere auch als Herausgeber und Uebersetzer spanischer und italienischer Dichter, und veröffentlichte an Originalproductionen außer jenen „Liederproben“ noch zwei Bände Märchen; er wurde am 20. März 1781 in Gotha geboren und starb am 4. (1.?) Juli 1857 in Leipzig.

Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil*. 1834. XII u. 272 S. 8.
(2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Gedichtesammlung gehört, wenigstens seinem poetischen Charakter nach, offenbar einer ältern Aera unserer Literatur. Dies beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dies beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Characteristicum unserer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unserer Dichter vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung, noch durch Situation in einen lebendigen Verband gebracht sind; oder sie ziehen Parallele zwischen irgend einer Erscheinung des Menschenlebens und einer correspondirenden Erscheinung aus der Natur. Allein weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unseres Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflict bringen, und aus diesem Conflict ein drittes Organisch-lebendiges resultiren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höhern geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit vorbehalten und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens, und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur dränge, um in einem innigeren Verkehr mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: „Frühlingslied“ S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen je vier und vier in jeder Strophe aufgezählt, und nach jedem Doppelpaar wird gesagt, daß dies Alles recht schön sey. Durch eine solche Aufzählung wird die Natur für den Leser getödtet, und das vermeintliche Poem ist nichts, als ein wohlgereintes Inventar über die Verlassenschaft der Verbliebenen. — Das Gedicht: „Die Thränen“ S. 53 ist ein Beispiel jener Naturpoesie, die sich in bloßen Verstandes-Parallelen bewegte. Die vom Sonnenbrande durchglühete Erde findet Linderung und Erquickung

Lenau.

im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menschenherz findet die feine in den wohlthätigen Thränen.

Glücklicher ist der Vf. wo er das Menschenleben zum Vorwurfe seiner Gedichte nimmt, und er hat in dieser Sphäre manches wahrhaft schöne Lied gesungen. Vorzüglich haben uns angesprochen: „Traum der Liebe“ S. 10, bei welchem Liebe wir nur zu bedauern finden, daß es nicht mit der vierten Strophe schließt, indem uns die folgenden als lähmende Erläuterung erschienen sind; ferner: „Abschied“ S. 19; — „Wünsche“ S. 32, ein liebenswürdig naives Lied. Eines der schönsten Lieder dieser Sammlung nennen wir: „der geliebte Name“ voll wahren Gefühls und überaus glücklichen Wohlklanges im Vers. — „Der gefangene Schmetterling“ S. 43 ist ein vortreffliches Lied, in welchem der ominöse Schluß mit der lieblich lebhaften Schilderung der Ungeduld des gefangenen Schmetterlings zu einem sehr angenehmen parabolischen Effekte verschmilzt. — „Spinnerliedchen“ S. 75. — „Des Jägers Lust und Leid“ S. 91 u. flg. nennen wir ebenfalls mit Auszeichnung. — Je individueller und konkreter die Situation ist, welche der Vf. aus dem Leben wählt, je gelungener wird auch sein Gedicht. Wo die Beziehung eine bloß allgemeine ist, vermiffen wir die lebendige Lokalfarbe. Dies ist z. B. der Fall, wenn der Vf. eine Lehre ausspricht, in dem Gedichte: „Glück“ S. 18, oder eine psychologische Thatsache in: „Stürmische Nacht“ S. 41; oder allgemeine altbekannte Reflexionen über die „Liebe“ S. 82.

Die Romanzen und Balladen dieser Sammlung sind weniger bedeutend, als die Lieder. Die Sprache, die alles bildlichen Schmuckes entbehrt, eignet sich wohl zur unmittelbaren Darstellung, wie sie im Liebe gefordert wird, nicht aber zur epischen. — Hierauf folgen Epigramme und Sonnetten, dann Sprüche, in welchen viel Sinnreiches oft sehr präcis gesagt ist. Den Schluß dieser Sammlung bilden „Vermischte Gedichte“ von welchen die Anacreontischen Lieder S. 254 u. flg. schön zu nennen sind.

Resumiren wir die Eindrücke, die uns bei Durchlesung dieses Buches geworden, so müssen wir dem Vf. ein achtungswerthes Talent für das Lyrische, namentlich für das Lied zuerkennen. Wahre Empfindung, die höchst selten an das Weichliche streift, glücklicher Sinn für poetisch brauchbare Situationen, und bedeutende Formgewandtheit sind die Vorzüge dieses Talentcs. — Die Ausstattung des Werkes in Druck und Papier, mit geschmackvoller Bignette, ist zu empfehlen.

Alphabetisches Verzeichniß der Anfänge sämmtlicher Gedichte.

	Seite		Seite
Abend ist, die Wipfel	250	Daß ich dies und das beginne . . .	123
Ach, Freundin, ich habe dich . . .	209	Dein gedenkend irr' ich	7
Ach, warst du mein	167	Dem holden Lenzgeschmeibe	174
Ach, wer möchte einsam trinken .	220	Den glatten See	179
Alles schläft, und über's Gefild . .	348	Den grünen Zeitern	214
Alpen! Alpen! unvergeßlich	223	Der alte Müller Jakob sitzt	106
Als der Cherub aus dem	334	Der Buchenwald ist herböftlich . .	90
Als du warst, ein holdes Kind . . .	72	Der dunkle Wald umrauscht	104
Als ein strenger Richter	240	Der dunklen Wolken lehte	330
Als ein unergründlich	131	Der Eichenwald im Winde	136
Als sie vom Paradiese	185	Der Finkler ist ein Schläuer	200
Als treulos ich das theure	76	Der Frühling ist zu Berg	28
Am Boden auf dem Rohrgeslecht . .	100	Der Himmel habet voll	360
Am Himmelsantlig wandelt	45	Der Hufar, trara	213
Am Kirchhof dort bin ich	244	Der Jüngling stoßt	125
Am Strand des Lebens	17	Der Jüngling weilt	22
An der buftverlorenen	11	Der leidige Frieden	214
An ihren bunten Liebern	27	Der Mensch auf halbem Weg	133
Anna steht in sich versunken	283	Der Morgen frisch	94
Armer Jude, der du wandeln	231	Der Nachwind hat in den Bäumen	248
Armes Wild im Waldegrunde	185	Der Pfaffe weiß mit Dampf	359
Auf dem krit'schen	356	Der scharfe Geist hat euch	226
Auf dem Reich, dem regungslosen . .	14	Der Seerab' hat ein gutes	230
Auf geheimem Waldepfade	13	Der Traum war so wild	182
Auf schwingt der Nar sich	62	Der Wandrer, irrend	334
Auf solchem Gang	361	Der Wind ist fremd, du kannst . . .	180
Beschritten schon von seinem	113	Der Winter stand, ein eiserner . . .	206
Betäubendes Ergeraßel	138	Des Berges Gipfel	67
Bevor mein Bild den Zauber	117	Des Himmels frohes Antlig	66
Bin mit dir im Wald	168	Des Lebens holder Zauber	25
Bist du noch nie beim	175	Des Menschengeschlechts	148
Bist fremd bu eingedrungen	245	Dichterherzen können segnen	208
Blas und auf immer stumm	63	Die Bäche rauschen	169
Blumen, Vögel, bustenb	31	Die Bäume blühen	134
Brach ein Leben bei den	212	Die Bäume rauschen hier	360
Dahin sind Blüten jetzt	86	Die dunklen Wolken hingen	167
Da kommt der Lenz	26	Die Felsen rings bewahren	332
Da liegt der Feinde	215	Die Felsen, schroff und wild	89
Das Aug' der Liebe weiß	241	Die frische Quelle rinnt	212
Das edle Bild der Freiheit	125	Die Hoffnung, eine arge	18
Das Haar schneeweiß	183	Die Jugend folgt, ein	176
Das Käuzlein traurig	188	Die Keuschen, Sittigstrengen	323
Das Schwert zu führen	835	Die Lüfte rasten auf der weiten . . .	178
Das milde, schäumende Roß	85	Die Menschheit ist dahinter	229

	Seite		Seite
Die Muse muß zur Reize	126	Fährtenkundig, kennt	155
Die Nacht ist finster	8	Fahr' wohl, fahr' hin	335
Die schöne Mutterliebe	240	Fein kößlein, ich	196
Diese Blumen ohne Duft	129	Fort möcht' ich reisen	171
Diese Rose pflück' ich hier	173	Freund, du sitzt hier	225
Die Sonne sinkt	6	Freundlich grünen diese Hügel	69
Dies war einmal ein Ebelhaus	322	Freundlich wehn die Abendwinde	91
Die Tannenberge rings	211	Friedlicher Abend senkt sich	62
Die Vögel fliehn geschwind	244	Frohlocke, schöne junge	3
Die Wahrheit hat die Kunde	183	Froh summt nach der süßen	66
Die warme Luft, der Sonnenstrahl	222	Frühlingstinder im bunten	32
Die Wolken waren fortgezogen	69	Gewaltig tobt der Wind	332
Die Zeit ist hin, wo vor	324	Gleichwie Nachtlilste wehn	361
Dir gab ein Gott	357	Gottes Milde mocht' es	189
Dort am steilen Klippenhange	22	Grau blühte Felsen	273
Dort auf dem Kirchhofkreuze	360	Guitarre, wie du hängst	24
Dort heult im tiefen	15	Hält der Mensch die Mide	184
Dort nach Süden zieht der Regen	5	Hast du noch immer nicht	334
Drei Reiter nach verlornen	238	Hast du schon je dich	180
Drei Seelen hab' ich	349	Herbstwind, o sei willkommen	87
Drei Zigeuner saub ich	160	Hesperus, der blasse	19
Drüben geht die Sonne	13	Himmel seit vierzehn Tagen	215
Du Alpenkind, wie milb	72	Hoffnung! laß allein mich	350
Du Baum, so morsch	82	Hohe Klippen, ringgeschlossen	30
Du fuhrst im goldnen	116	Holber Lenz, du bist dahin	35
Du geleitest mich durch's Leben	112	Hölty! dein Freund	64
Du heimathliches Thal	88	Horch, wie still es wirb	130
Du klagst, daß bange Wehmuth	195	Ich bin kein Freund	132
Dunkle Wolken niederdrohten	240	Ich ging an deiner Seite	130
Durch Blüthen winket	122	Ich hab kein Weib	197
Durch den Hain mit bangem	245	Ich höre nicht den Sarg	186
Durch den Wald, den dunkeln	32	Ich irr' allein in einem öden	139
Durch einen schmalen	333	Ich las in seinem Buche	327
Durch's enge Thal Nachts	347	Ich liebe den Aristokraten	321
Durch's Fenster kommt	217	Ich sah den Lenz einmal	175
Du, schöne Stunde	7	Ich sah in bleicher	4
Du stehst so still und ernst	146	Ich seh' ein Kreuz dort	184
Du, tochter Geier, stehst	147	Ich stand, der höchste, grünste	73
Du trübter Nebel	24	Ich trag' im Herzen	177
Du warst mir ein gar traurer	66	Ich trat in einen heilig	66
Ein Greis trat lächelnd	68	Ich trinke hier allein	220
Ein hoher Berg, vom Morgen	371	Ich trink' ihn schon	355
Ein offner Wald	327	Ich wandre fort in's ferne	172
Einsamkeit! mein stilles	112	Ich zog durch's weite Ungarland	49
Ein schlafend Kind! o still	179	Ihr kriegt mich nicht nieber	327
Ein schwüler Sommerabend	156	Ihr stoßt an, die Gläser	230
Einst gingen wir auf einer	218	Im Abendschein am Fenster	101
Ein Stück des Lebens	234	Im Grund begraben	135
Ein Wäldchen rauscht	52	Im Klostergarten steht	143
Ein Wanderer läßt	176	Im quellenarmen Wäldensand	59
Eitles Trachten, eitles Ringen	124	Im tiefen Walde ging	224
Erinnerungsvoller Baum	359	Im Walde schleicht ein alter	127
Er ist von uns gemichen	237	In dem Lande der Magyaren	293
Er streckt dir sein Dilemma	136	In den trüben, in den kalten	219
Es irrt durch schwanke	145	In der Niedrung schmilt	352
Es ist ein Land voll träumerischem	80	In diesen Herzen mogt	327
Es weht der Wind so kühl	90	In einem Buche blätternb	239
Es wittert schon im Thale	195	In Schlummer ist der dunkle	178

	Seite		Seite
In Schwaben steht ein grauer . . .	154	D schöner Ort, den Lobten . . .	176
In sippig lauter Residenz . . .	108	D sei mein Freund . . .	125
Ist die Form auch festgeschlossen . . .	226	D spottet nicht der traurigen . . .	177
Ist Gras gewachsen . . .	181	D stürzt, ihr Wolfenbrüche . . .	170
Ist's nicht eitel . . .	12	D wag es nicht, mit mir . . .	174
Ja, du bist es, blüthenreicher . . .	33	Reblich, Schatten, kannst du . . .	222
Ja, ja, ihr lauten Raben . . .	194	Rings ein Verstummen . . .	250
Ja, mich rührt dein Angesicht . . .	196	Rings im Kreise lauscht . . .	97
Kennt ihr sie nicht, des Nordens . . .	193	Rings trauern die Entlaubten . . .	191
Klar und wie die Jugend . . .	83	Ringsum sind die Berge . . .	219
Könnt' ich tausendfach mich . . .	128	Rosen fliehen nicht allein . . .	173
Kühl herbstlicher Abend . . .	229	Ruhig ist der Wald . . .	304
Käselnd lehnt er . . .	332	Rüftig wandelst du fort . . .	112
Laß das Ringen nach der Ehre . . .	118	Sahst du ein Glück . . .	342
Laß dich von dem bunten . . .	128	Schabe, daß des Kreuzes . . .	326
Laß, Freund, uns übernachten . . .	156	Schatten, du mein Sohn . . .	221
Laßt ab! laßt ab . . .	126	Scheitert unsre Brust . . .	119
Laß uns verschwären . . .	730	Schlaflöse Nacht, der Regen . . .	134
Lebe nicht so schnell und stürmisch . . .	127	Schlaflöse Nacht, du bist . . .	191
Lebewohl ach, jene Abendstunde . . .	131	Schläfrig hangen . . .	249
Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten . . .	345	Schnell ist die That dem Aug' . . .	336
Leibel brich die Fesseln . . .	63	Schöner Jüngling, bist als Held . . .	131
Leis' umrauscht . . .	17	Schöne Sennin, noch einmal . . .	89
Lebende, die weinend . . .	332	Schon hat der Leuz verblüht . . .	18
Lieber Frühling, sage mir . . .	199	Schon ist der Berge Purpurgluth . . .	41
Liebliche Blume . . .	64	Schon seh' ich Hir' und Heerde . . .	67
Lieblich war die Maiennacht . . .	74	Schon sieben Jahre . . .	151
Ließe doch ein hold . . .	15	Schon verrauscht der Tag . . .	349
Lustig, wie ein leichter Rahn . . .	36	Schon meht es kühler . . .	218
Mächtig zürnt der Himmel . . .	79	Schon zerfließt das ferne . . .	340
Mädchen, steh', am Wiesenhange . . .	37	Schon zog vom Wald ich . . .	67
Männer, welche eine Höh' . . .	353	Seht ihr den Mann mit staubender . . .	126
Meiner Schwester Liebe Sprossen . . .	185	Sei mir zum letztenmal begrüßt . . .	115
Mein liebes Mütterlein war . . .	205	Sein Bündel Holz am Rücken . . .	123
Mein Pfeischn traut . . .	197	Seitdem du mit den höchsten . . .	228
Mich ließ die Gunst . . .	340	Selig wandelt dort . . .	239
Mir hat noch deine . . .	6	Sieh dort den Berg . . .	33
Nächte wieder in die Gegend . . .	21	Sieh hier den Bach . . .	83
Nähe schleichen hier die Wähe . . .	137	Siehest unser Hüttlein du . . .	46
Nüßgeritten auf langer . . .	84	Sieh, wie des Niagara . . .	83
Nürrisch braust der Eichenwald . . .	35	Sie ließ sich überraschen . . .	199
Nach einem heftigen Gewitter . . .	192	Singt ihr in eurem . . .	202
Nach langem Frost . . .	186	's ist eitel nichts . . .	341
Nach langem Wege . . .	117	Sonnenuntergang . . .	14
Nacht umschweigt mein . . .	111	So oft sie kam, erschien mir . . .	174
Nicht der Quell allein . . .	361	Spät hab' ich dich gefunden . . .	137
Nicht ein jeder wagt . . .	326	Sprize Funken . . .	233
Noch eine Nachtigall, so spät . . .	234	Sproßt ihr wie des Frühlings . . .	351
Noch immer, Frühling, bist du . . .	210	Stille! — jedes Lüftchen . . .	93
Noch immer lag ein tiefes . . .	68	Stille wirde im Walde . . .	62
Run ist es Herbst . . .	38	Still ist schon das ganze . . .	9
Nur wer sich mit eignen . . .	227	Stolz kommt ein König . . .	347
Ob du, ein Sokrates . . .	116	Stoppelfeld, die Wälder . . .	216
Ob jeder Freude seh' ich . . .	132	Strichvogel Reflexion . . .	227
O Einsamkeit . . .	361	Stumm und regungslos . . .	86
O gläub'ger Hohn! o bitterste . . .	585	Sturm mit seinen Donnerschlägen . . .	86
O Menschenherz, was ist . . .	118	Thorenangst und Narrenzittern . . .	190
O säums nicht, mit Wein . . .	121	Thörichte Freunde des tobtan . . .	241

	Seite		Seite
Thänen, euch, ihr trauten	110	Welche Freude fühlt	253
Thut man Kindern	121	Wenn gegen falschen Schmerz	352
Traurig lehr' ich eines	235	Wenn ich verachte heimliches	321
Trübe wirb's, die Wolken	13	Wenn seine Sonne	341
Trübe Wolken, Herbstesluft	38	Wenn's mir einst im Herzen	193
Tyrann! des Blutes	358	Wenn Worte dir vom	241
Um meine wunde Brust	118	Wie das Ding die Flügel	353
Um Mitternacht entstand	335	Wie das Schlachtroß proprio	328
Umsonst! du bist auf immer	11	Wie die Ros' in deinem Haare	210
Unglück hat sein Herz	184	Wie doch dünkte mir die Fahrt	15
Unnahbar sind die Mächte	129	Wie fern, wie fern, o Vaterland	94
Unsre Gläser klingen hell	56	Wiege sie sanft, o Schlaf	63
Urwald, in deinem Brausen	169	Wie Merlin	247
Vergib, vergib, Geliebter	19	Wie sehr ich dein, soll ich dir	175
Vier Männer dort	103	Wild verwachsne dunkle	168
Vom Berge schaut hinaus	113	Willkommen, Bruder	697
Vom Grabe deines treuen	114	Willst du richten	355
Vom Himmel strahlt	164	Wir hatten im Sacke	230
Vom Saatenfeld die Lerche	126	Wir reißten zusammen	165
Von allen, die den Sänger	181	Wirres Durcheinanderwallen	57
Von der Welt, der klaren	297	Wir streifen durch's Leben	120
Vor Kälte ist die Luft	14	Woher dieß plötzliche	16
Warum, o Lüfte, flüster	34	Wo kein Strahl des Lichtes	219
Was ihr Bild nennt	227	Wollt Ihr nicht einen Küraß	329
Was klingelt zum Gebirg	333	Wo sich Girolamo	471
Was rauscht durch diese Pappeln	357	Zieh nicht so schnell vorüber	48
Was trauerst du, mein schöner	114	Zu bestegen deine schwere	354
Weg, wehe dem Rekruten	328	Zu ob und traurig selbst	161
Wehklage hallt am Susquehanna	77	Zwei Freunde traten schweigend	39
Weil' auf mir, du dunkles	11	Zwiefaches Heimweh hält	179
Weil ein Wort der Diätetik	354		

Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

Jedes Werk ist einzeln käuflich.

Die neuesten kompletten Kataloge sind jederzeit durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Bis Oktober 1903 erschienen folgende 4470 Bände:

- Abaelard u. Heloise, Briefwechsel. 3288–3290.
About, Der Fürst der Berge. 4252/53. — Der Mann mit dem abgebrochenen Ohre. 2037/38. — Die Spielhölle in Baden-Baden. 4465/66. [1949/50.
Abraham a Santa Clara, Merks Wien! d'Abrest, Pariser Belagerung. 959.
Achleitner, Geschichten aus den Bergen. 2625. 2696. 2769. 2963. 3329.
Achondzade, Bezirk von Lenkoran. 3064.
Adler, Das Buch Job. — Nur drei Worte. 2869.
Aeschines' Rede gegen Ktesiphon. 3174.
Agrell, Einsam. 2728. — Gerettet. 1810.
Aho, Novellen. 3758.
Aischylos, Agamemnon. 1059. — Die Cumeniden. 1097. — Die Perser. 1008. — Der gefesselte Prometheus. 988. — Die Schutzfehenden. 1038. — Die Sieben gegen Theben. 1025. — Das Totenopfer. 1063.
Alarcon, Der Dreispiz. 2144. — Kapitän Veneno. 4008.
Albertus, Die Stubengenossen. 1399.
Albini, Endlich hat er es doch gut gemacht. 294. — Kunst und Natur. 262. — Die gefährliche Tante. 241.
Albrecht, Abriss der römischen Literaturgeschichte. 3951–54.
Albrich, Prudence Palfrey und andere Erzählungen. 1987/88. — Tragödie von Stillwater. 1837/38.
Alexis, Die Hosen des Herrn v. Bredow. 4261–63. — Der Roland von Berlin. 4351–56. — Der Werwolf. 4301–4. — Der falsche Wolfbemar. 4448–53.
Alfieri, Philipp II. 874.
Almeida-Garrett, Der König von Santarem. 972–74.
Alpharts Tod. Von Schröder. 546.
Altwasser, Graf Leicester. 364.
Anakreon. Deutsch von Junghans. 416.
Anselot, Freund Grandet. 1639.
Andersen, Silberbuch ohne Silber. 381. — Nur ein Weiger. 633–36. — Gluckspeter. 3359. — Improvisator. 814–17. — Sämtliche Märchen. 691–700. — D. B. 1098–1100. — Sein oder Nichtsein. 1738–40.
Andrea, Aus dem Frankenleben. 4327.
Andrejanoff, Lettische Märchen. 3518. — Vater Johannes u. a. Novellen. 3840.
Angarin, Waldwildnis. 2939.
Angelz, Der Dachbeder. 203. — Fest der Handwerker.*) 110. — Die Hasen in der Hasenhaube.*) 1717. — Die beiden Hofmeister. 1636. — Ein kleiner Irrtum. 989. — List u. Phlegma.*) 365. — Sieben Mädchen in Uniform. 226. — Paris in Pommern.*) 295. — Reise auf gemeinschaftliche Kosten. 30. — Schlafrod und Uniform. 725. — Von Sieben die Häßlichste. 175. — Nach Sonnenuntergang. 1207.
Ancet-Bourgeois, Die Gebieterin von St. Tropez. 2240.
Annalied. 1416.
Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. 4108–10.
Anstey, Der Mann von Blankley und andere Humoresken. 3810. — Tourmalins Zeit-Check. 3300.
Anthologie, Griechische. 1921–24.
Anton, Schaum. 3009.
Apel, Junge Männer u. alte Weiber. 467.
Apel u. Laun, Gespensterbuch. 1791–95.
Apulejus, Amor und Psyche. 486.
Archenholz, 7jährige Krieg. 134–37.
Arensen, Oberst Belares u. a. Erz. 3917.
Aristosof rasender Roland. 2393–2400.
Aristophanes, Die Acharner. 1119. — Die Frösche. 1154. — Die Vögel. 1380.
Aristoteles, Die Poetik. 2337. — Verfassung von Athen. 3010.
Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2393–95. — Gebächte. 3081/82. — Wanderungen mit Stein. 3472/73.
Arnim, Drei Novellen. 197. — Die Kronenwächter. 1504–6. — Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters. 128. —, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 2691–95.
Arnim-Brandano, Des Knaben Wunderhorn. 1251–56.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Arnold, Pfingstmontag. 2154/55.
 —, G., Leuchte Asiens. 2941/42.
 —, J., Das Aquarium. 3955.
 — Der Kanarienvogel. 3159.
 — Unsere Stubenvögel. 3399. 3449.
 Arnould u. Gourrier, Der Mann mit
 der eisernen Maske. 1887.
 Aucassin u. Nicolette. 2848.
 Angler, Die Abenteuerin. 856. — Demi-
 monde-Heirat. 1126. — Haus Four-
 chambault. 1072. — Gabrielle. 1155.
 — Goldprobe. 1434. — Laïs. 2414. —
 Die arme Löwin. 1104. — Der Pel-
 kan. 622. — Reichthum. 2947. — Schier-
 lingsaft. 1927. — Der Schwiegersohn
 des Herrn Poiret. 1499. — Die Un-
 verschämten. 1729.
 Augustinus, Bekenntnisse. 2791-94.
 Aurbacher, Die Valenbürger. 3780.
 — Ein Volksbüchlein. I. XI. 1161/62.
 II. XI. 1291/92.
 Baba, Otto von Wittelsbach. 117. —
 Der Puls 217.
 Bahlsen, Schulfestspiele. 3127.
 Balazs, Heitere Lebensbilder. 2899.
 Ballesiren, Blonde Zba u. a. Humoresken.
 4440. — Ein Meteor. 1374. — Galakt. —
 Der Fall Stachelberg. 4329. — Wind-
 beutel u. a. heitere Geschichten. 4071.
 Balzat, Die Bluttrache. — Das Haus
 zur ballspielenden Kaze. — Die Mund-
 totekklärung. 1895/96. — Chagrin-
 leber. 2441-43. — Die Chouanés. 1426-
 1429. — Frau von 30 Jahren. 1963/64.
 — Honorine. — Oberst Chabert. 2107/8.
 — Mercadet. 631. — Vater Gortot.
 2268-70.
 Bantlow, Ernst Spillboom. 4415. — Röstler
 Semp. 4029. — Naturdoktor Stremel.
 3920. — Stratenfegels. 3580. 3648.
 3705. 4098. 4276.
 Banville, Gringoire. 1319.
 Barrière, Feuer in der Mädchenschule.
 898. — Am Klavier. (Mit Klavierauszug.)
 1488. — Marmorherzen. 1096.
 — u. Gondnet, Zerstreut. 3067.
 Baudissin, Daheim und Draußen. 4132.
 Baudry, Schneespuren. 4275.
 Bauernfeld, Aus der Gesellschaft. 3646.
 Bekenntnisse. 3827. — Bürgerlich u.
 romantisch. 3655. — Krisen. 3667. —
 Landfrieden. 3887. — Liebes-Proto-
 koll. 3869. — Moderne Jugend. 3730.
 Tagebuch. 3678. [Herb.*] 2422.
 Baumann, Das Versprechen hinterm
 Bayard, Die Gefangenen der Zarin. 1764.
 — Der Pariser Taugenichts. 1779.
 — Richelieu's erster Waffengang. 1180.
 Bayard, Vicomte von Léotardès. 649.
 Beaulieu, Großstadt-Originale. 4405.
 Beaumarchais, Barbier v. Sevilla. 600.
 — Figaros Hochzeit. 661. (Bühnenaus-
 gabe. 3704.)
 — Die Schuld der Mutter. 1935.
 Beaumont-Flecher, Geist ohne Geld.
 1226. — Phylaxer. 1169. [1377.
 Bek, Geschichte eines deutsch. Steinmeyer.
 Beckmann, Edensteher Nante. 3707.
 Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte.
 961-65.
 Beeler, Großstädtischer Besuch. 3978.
 Beer, Der Paria. 27. — Struensee. 299.
 Beetschen, Flegeljahre der Liebe. 3619.
 Behrend, Geschichte aus dem Artisten-
 Leben. 3499.
 Bell, Jane Eyre. 2376-80.
 Bellamy, Dr. Heidenhoffs Wunderkur.
 2757. — Miß Lubingtons Schwester.
 2807/8. — Ein Rückbild. 2661/62.
 Belot, Artikel 47. 1379.
 — Der Fall Calon. 3086/87.
 Benzon, Surrogat 1797.
 Beovulf, Deutsch von Wolzogen. 430.
 Beranger's Lieber. 452/53.
 Bergzil, Ehestandsgeschichten. 3240.
 — Bunte Geschichten a. Ungarn. 4093.
 Berg, Die alte Schachtel. 4435.
 Bergen, Mord in der Kohlmessergasse.
 3299. — Ungeschliffener Diamant. 3312.
 — Vorlesung bei d. Hausmeisterin. 3489.
 Berger, Ehe man Chemann wird und
 andere Humoresken. 3684.
 Berges, Amerikaner. 2508. 2698. 2829.
 3175. 3713. — Bunte Silber aus dem
 New Yorker Leben. 2965.
 Bergmann, Ernst Staats. 4266/67.
 Bergsöe, Della u. and. Novellen. 2687.
 — Gespenstergeschichten. 996.
 — Italienische Novellen. 786/87.
 Bern, Auf schwankem Grunde. 605. —
 Deklamatorium. 2291-95. — Gestrüpp.
 785. — Deutsche Lyrik. 951-55. —
 Meine geschiedene Frau. 1011.
 Bernhard, Die Löwenhaut. 2074.
 Bernhard, Die Glücklichen. 4050.
 Bernstein, Blau. 3254. — Coeur-Dame.
 2424. — Mein neuer Hut. 1552. —
 Ein Auß. — Ritter Laubart. 2234.
 Bersejio, Galatea. — Verkanntes Genté.
 — Der Hund des Blinden. 2896/97.
 — Etne Seifenblase. 3486.
 Berti, Teremtette. 4228.
 Bertou, Nur nicht fluchen! 1783.
 Bertram, Das Auge der Mutter. 3977.
 Bhavabhuti, Malati u. Madhava. 1844.
 Bier-Comment, Aug. deutscher. 4070.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Biernacky, Die Hallig.** 1454/55.
Bikelaß, Lufis Laras. 1968/69.
Birch-Pfeiffer, Alles für Andere. 4068.
 Dorf und Stadt. 3930. — Glöckner von Notre-Dame. 3950. — Goldbauer. 3931. — Grille. 3929. — Leiermann u. sein Pflegekind. 3949. — Nacht u. Morgen. 3932. — Steffen Langer aus Glogau. 3933. — Die Waife aus Lowood. 3928.
Blümarck's Neden. I. 3938-40. II. 3961-3963. III. 3411-13. IV. 3451-53. V. 3561-63. VI. 3611-13. VII. 3696-98. VIII. 3751-53. IX. 3791-93. X. 3841-3843. XI. 3871-73. XII. 3908-10. XIII. 3961-63.
Blittoug u. Busch, Plaubertasche. 1747.
Björnsön, Arne. 1748. — Der Brautmarfch. 950. — Ein frühlicher Burfch. 1891. — Kleine Erzählungen. 1867. — Ein Falliment. 778. — Das Fifcher-mädch. 858/59. — Ein Handfchuh. 2437. — Leonarba. 1233. — Die Neuvermählten. 592. — Spinnöve Solbaffen. 656. — Das neue Syftem. 1358. — Über die Kraft. 2170. — Zwifchen den Schlachten. 750.
Blad, Prinzeffin von Thule. 2416-20.
Blanche, Erzählungen des Küfters zu Danbergh. 791/92.
Bliebtreu, Karma. 4166.
Blly, Sorgenbrecher. 4123.
Blum, Der Ball zu Ellerbrunn. 601. — Erziehungs-Refultate. 612. — Ein Herr und eine Dame. 776. — Ich bleibe ledig. 637. — Die Mäntel. 835. — Sekretär und der Koch. 1325.
Blumauer, Aeneis. 173/74.
Blumenhagen, Hannovers Spartaner. 1002. — Luthers Ring. 568.
Blumenthal, Die Teufelsfelsen. 1468.
Blüthgen, Die fchwarze Kafcha. 1597. — Gedankengänge eines Junggesellen. 3700. — Aus gärender Zeit. 4232-35.
Böcker, Fuldigung der Künfte. 1390.
Boekius, Tröstungen der Philofophie. 3154/55.
Bögh, Humoriftifche Vorlefungen. 1062. 1240. — Der Theaterkobold. 2467.
Bohrmann-Riegen, Verlorne Ehre. 857.
Bojarod, Verliebte Roland. 2161-68.
Boner, Der Edelstein. 3349/50.
Borgfeldt, Genies der Bühne. 3957. — Opernpremiere. — Verkanntes Genie. — In ärztlicher Behandlung. 3627.
Börne, Ausgewählte Skizzen. 11. 109. 182. — Aus meinem Tagebuche. 279.
Bornier, Die Tochter Roland. 1282.
Boruftin, Der Theaterarzt und andere Humoreften. 3437.
Böttcher, Alfanzerien. 3991. — Mlotria. 3160. — Neue Mlotria. 3461. — Bunte Reihe. 3516. — Allerlei Schmid-Schnad. 4300. — Schnurrige Kerle. 3040. — Welteres Feiteres. 3811.
Bonilly, Der Abbé de l'Épée. 1020.
Bowitzsch, Mariensagen. 272. — Sindibad. 342. [4211-14.
Boy-Ed, Aus Tantalus's Geflecht. Boyesen, Gunnar. — Unter dem Gletscher. 2342/43. — Ein Kommentar zu Goethes Faust. 1521/22.
Brandt, Im Froschteiche. — Aus den höchsten Kreifen. 990.
Brant, Narrenschiff. 899. 900.
Bremer, Die Nachbarn. 1003-6. —, Friedrich, Handlexikon der Musik. 1681-86.
Brendide, Leibübungen. 3776/77.
Brentano, Gefchichte vom braven Kasperl und dem fchönen Annerl. 411. — Godel, Hinkel und Gadeleia. 450. —, Fröh, Feitere Gefchichten. 2330. 2564. 3068. 3246. 3826.
Bret-Harte, Kalifornifche Erzählungen. 571. 607. 629. 671. 712. 1069. 1127. 1164. 1204. 1230. — Gabriele Conroy. 771-75. — Gefchichte einer Mine. 1039/40. — Männer von Sanby-Bar. 916. — Thantful-Bloffom. 870.
Brechner, Das Häufchen. 686.
Brilat-Savarin, Physiologie des Gefchmacks. 1971-74.
Brindman, Kasper-Ohm un id. 4189/90.
Brink, Jeanette und Quanto. 1508.
Brodex, Irdisches Vergnügen in Gott. 2015. [3577.
Brödh, Schneewittchen. — Tisbi Bénob. Bruggh-Pafcha, Aus dem Morgenlande. 3151/52.
Brühnen, Verfehltes Leben. — Der tolle Geiger. 3038.
Briimmer, Lexikon d. deutschen Dichter bis Ende des 18. Jahrh. 1941-45. — Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrh. 1981-90. 3531-40.
Buchanan, Der Deferteur. 4345-48.
Buddhas Leben und Wirken. [Xh. Schulze.] 3418-20. [3942.
Buddhismus, Der. [David's-Pfungt.] 3941.
Buis, Der neue Pastor. — Bürgermeister Söbel. 3695.
Bülau, Geheime Gefchichten. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330. 3706. 3868. 4007. 4255. 4277.
Bulla, Ein neuer Hausarzt. 1846. — Der Liebe-Berein. 2446.
Büller u. Boged, Engelmann's Nahe. 2554. [2601/2.
Bülow, Arme Mann im Todenburg.

- Bulthaupt, Die Arbeiter.** 8085.
 — Kopisten. — Lebende Bilder. 1846.
 — Korrisches Trauerspiel. 369.
 — Viktoria. — Aus der Ferne. 3757.
Bulwer, Eugen Aram 1401-5. — Das Mädchen von Lyon. 949 — Nacht und Morgen. 3906-10. — Pelham 1041-45. — Pompeji 741-45. — Rienzl. 881-85.
Bunge, Der Herzog von Kurland. 818.
 — Die Jägerin. 1086.
Burg, Der Gedichtsteller. 2663.
 — In der Manege. 4147.
Bürger, Gedichte. 227-29.
 — Münchhausens Abenteuer. 121.
Burghardt, Epische Gedichte. 160.
Burnett, Lord Saunteroy. 2729/30.
Burns Lieder und Balladen. 184.
Busch, Bernhard, In einer Stunde. — Ein Portemonnaie. 1585.
 —, Gerhardt, Gedichte. 382.
Bur, Lady Kloster. 391.
Byron, Cain. 779. — Gefangene von Chillon. — Mazeppa. 557. — Gaur. 669. — Korjar. 406. — Lara. 681. — Manfred. 586. — Ritter Harold. 516/17.
Caballero, Arme Dolores. 1709.
 — Servil und liberal. 1239.
Calderon, Andacht zum Kreuze. 999.
 — Der Arzt seiner Ehre. 590.
 — Das Leben ein Traum. 65.
 — Der wunderthätige Magus. 4112.
 — Der standhafte Prinz. 1182.
 — Der Richter von Zalamea. 1425.
Calmbert, Theodor Körner. 673.
 — Der Sekretär. 993.
Camoës, Die Lustaben. 1301-3.
Caragiale, Sünde u. a. Novellen. 3718.
Carlfen, Aus den Lehrjahren eines Strebers. 1486/87. — Die Töchter von Nebenau. 1189.
Carlini, Über Helben, Helbenverehrung u. das Helbentümliche in der Geschichte. 4191-98.
Casanovas Gefangenenschaft. 687.
Cäsar, Der Bürgerkrieg. 1091/92.
 — Der Gallische Krieg. 1013-15.
Caspar, Als deutscher Spion in Frankreich gefangen. 2901.
Castelli, Die Schwärbin. 3229.
Castelnovo, Novellen. 2011.
Casmann u. Tegeler, Wat ut en Scheyer warben kann. 2439.
Cavalotti, Das hohe Lieb. 3056.
 — Nephthas Tochter. 3652.
Cech, Unter Büchern u. Menschen. 1648.
 — Novellen. 1854.
Cervantes, Cornelia. 151. — Don Quijote. 821-30. — Preciosa. 555.
Chamisso, Gedichte. 314-17.
 — Peter Schlemihl. 93.
Chateaubriand, Uta. — Renf. — Der letzte Abendessen. 976/77.
Cherbuliez, Der Graf Kostia 2296-98.
 — Reich geworden. 3965-67.
 — Jean Peterolds Idee. 1383-85.
Chlavaceh, Wiener Bilder. 4101/2.
Chinesische Gedichte. 738.
Christiansen, Peter Plus. 2958.
Cicero, Cato der Ältere. 803.
 — 3 Bücher über die Pflichten. 1889/90.
 — Lilius. 868. [4013-17.
 — Reben. 1148. 1170. 1237. 1268. 2239.
 — Scipios Traum. 1827.
Claudian' ausgewählte Werke. 1691-95.
Claren, Der Bräutigam aus Mexiko. 2127. — Wittil. 2055. — Der Wollmarkt. 2086.
Collin, Regulus. 329.
Collins, Ohne Namen. 3046-50.
Colombi, Italienische Kleinstädter und andere Erzählungen. 2254/55.
 — Sturm und Meerestille. — Ein himmelblauer Traum. 3709/10.
Combe, Electric-Electrac. 2565.
 — Der arme Marcel. 2428/29.
Comedien v. d. Geburt Christi. 2071.
Conscience, Der arme Edelmann. 929.
 — Der Gelbhals. 1298. — Die hölzerne Klara. 1789. — Der Rekrut. 1208.
Contessa, Das Näffel. 572.
Conway, Erinnern. 3236/37.
Cooper, Der letzte Mohikan. 875-77.
 — Der Spion. 1016-18.
Coppée, Der Schatz. 1456.
 — Der Streik der Schmiede. 2497.
Cordelia, Erste Kämpfe. — Mutter und Sohn. — Villa Eugenia. 2464/65.
Cornelle, Der Eib. 487. — Sinna. 1397. — Horatius. 705. — Der Bürger. 1217. — Polyneuct der Märtyrer. 577. — Robogune. 528.
Cornelius, König und Dichter. 69.
 — Platen in Venedig. 109.
 — Verhängnisvolle Perücke. 126.
Coemar, Drei Frauen auf einmal. 1228.
 — Die Liebe im Eckhause. 420.
Cossa, Nero. 591.
Cottin, Elisabeth. 1958.
Cramm, Schlichtenrecht. 2252.
Cremer, Holländ. Novellen. 1051-55.
Crome-Schwiening, Burlesken in Hans Sachsens Manier. I. 3789. — II. 3790.
 — Humoristische Kleinigkeiten. 2827.
Crone, Ruf und unter der Erde. 3365.
Cronheim, Fährnrichsgeschichten. 1736.
Cathy, Alte Sünden. 2636/37.
Cädrata, Wasantafena. 3111/12.
Cumberlaud, Der Jubel. 142.
Cuno, Räuber auf Maria Kulm. 2507.
Dahl, Ernstes und Heiteres. 4187.

- Danilewski, Familienchronik. 602, 9. —
Nach Judent. 1549/50. — Mirowicz.
1951-55. — Nonnenklöster in Ruß-
land. 751-55. — Pioniere des Ostens.
542-45. — Potemkin. 1167/68.
- Dante, Göttliche Komödie. 796-800.
— Das Neue Leben. 1159.
- Danz, Die beiden Zinnscheine. 1570.
- Darwin, Die Abstammung des Men-
schen. I. 3216-20. II. 3221-25.
— Entstehung der Arten durch natür-
liche Zuchtwahl. 3071-76.
- Daudet, Briefe aus meiner Mühle. 3227.
3228. — Fromont jun. & Risler sen.
1628-30. — Das Hinbernis 2902. —
Jad. 3341-46. — Künstler-Ehen. 1577.
— Tartarin aus Tarascon. 1707.
- Daudet-Ritter, Neue Liebe. 967.
- Davis, Das Heiratsnest. 4436. [847.
- Deconcelle, Sch Speise bei meiner Mutter.
- Defoe, Robinson Crusoe. 2194/95.
- Degen, In der Kaserne. 2589.
— Aus dem Militärleben. 2668. 2835.
3043. 3398.
- Deinhardtstein, Hans Sachs. 3215.
- Delacour und Hennequin, Die Rosa-
Dominos. 2658.
- Delavigne, Lubwig XI. 567.
— Die Schule der Alten. 1236.
- Delmar, Die Ahrenshooper. 3163.
— Das deutsche Jahrhundert. 4030.
— See 3388.
- Demokritos, I. (Das Lachen.) 3368.
II. (Was ist lächerlich?) 3405. III.
(Das Weib.) 3442. IV. (Der Humor.)
3567. V. (Der Witz.) 3668. VI. (Das
Temperament.) 3989.
- Demosthenes' Rede über die Chersones-
frage und Rede gegen Leptines. 4438.
— Rede für die Krone. 914. — Olyn-
thische Reden. 1080. — Philippische
Reden. 957. [2141/42.
- Denison, So'n Mann wie mein Mann.
- Déscarles, Betrachtungen über d. Grund-
lagen der Philosophie. 2887.
— Methode des richtigen Vernunft-
gebrauchs. 3767.
- Deffauer, Götzenbienst. 4024-26.
- Detmold, Randzeichnungen. — Anlei-
tung zur Kunstkennerenschaft. 2230.
- Deutscher Minnesang. 2618/19.
- Dichter-Biographien:
Bartels, Christ. Friedr. Hebbel. 3938.
Gottschall, Ch. D. Grabbe. 4247. —
Friedrich v. Schiller. 3879/80. —
Nikolaus Lenau. 4330.
Haarhaus, J. W. v. Goethe. 3938-40.
Kiesgen, Heinrich von Kleist. 4218.
- Dichter-Biographien:
Reudheim, Joh. Lubw. Uhlau. 4128.
Zipper, Franz Grillparzer. 4443. —
Theodor Körner. 4091.
- Dikens, Copperfield. 1561-68. — Dom-
bey & Sohn. 3476-85. — Harte Zeiten.
1808-10. — Hetmchen am Herde. 865.
— Der Kampf des Lebens. 960. —
Klein Dorrit. 4076-80. 4081-85. —
Londoner Skizzen. 1157-60. — Mar-
tin Chuzzlewit. 1771-78. — Nikolaus
Nidelby. 1271-78. — Oliver Twist.
593-96. — Die Pickwickier. 981-86. —
Zwei Söhne. 891-94. — Die Sylvester-
Glocken. 806. — Der Verwünschte. 1469.
— Der Weihnachtsabend. 788.
- Diderot, Der Hausvater. 2336.
— Nameus & Neffe. 1229.
- Dilling, Alldenbauers Witwe und an-
dere Erzählungen. 4437.
- Dittrich, Tages-Chronik des deutsch-
französl. Krieges 1870-71. 3711/12.
- Doebber, Dolcetta.*) 3092.
- Donnelly, Cäsars Denksäule. 3028-30.
- Dorofschko, Wer ist es? 3935.
- Dörr, Suchet, so werdet ihr finden. 2413.
- Dostojewskij, Erzählungen. 2126.
— Memoiren aus einem Totenhau. 2647-49. [2481-85.
— Schuld und Sühne. (Raskolnikow.)
- Drachmann, Es war einmal. 3934.
— See- u. Strandgeschichten. 2478/79.
- Dramatische Zwilegsprüche. 3088. 3190.
3407. 3628. 4106.
- Dräger-Mantred, Marianne. 264.
- Dreyer, Der Bergjex.*) 2944.
— 's Venet. 3354. [3381.
- Drehfuß, Sprechstunde von 1-3 Uhr.
Droste-Hilshoff, Gebichte. 1901-4.
— Judenbuche. 1858.
- Dresberg, Verschwunden. 3156.
- Dufresne, Buch der Schwächsterpartien.
I. 2726, 27. II. 4164/65. [Dresch.]
— Damespiel. 1965/66.
— Schachaufgaben. 1. Teil: 1509/10.
2. Teil: 1734/35. 8. Teil: 2346/47.
4. Teil: 3893/94. [5. Gottschall.]
— Schachspiel. 1411-15.
- Dumanoir u. d'Ennery, Don César von
Bajan. 2075.
- Dumas, Aufforderung zum Tanze. 1663.
— Fräulein von Belle-Jale. 1152 —
Fräulein von St. Cyr. 1238. — Kean.
794. (Bühnenauszg. v. Barnay. 3566.) —
Der Mann der Witwe. 1220. — Die
drei Muskettere. 2021-26. — Die
schwarze Tulpe. 2236/37. — Zwanzig
Jahre später. 4176-80. 4181-85.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Dumas (Sohn), Cameliendame. 245. —
 Demi-Monde. 530. — Denise. 2685.
 Francillon 2568. — Die Fremde 3078.
 Ein Freund der Frauen. 2878. — Der
 natürliche Sohn. 1285. — Vater und
 Sohn. 2635. [2671.
 — u. d'Artois, Der Fall Clémenceau.
 Dupaty, Frauen unter sich. 947.
 Du Prel, Rätsel des Menschen. 2978.
 — Der Spiritismus. 3116
 Dygasinsky, Auf dem Edelhofe. 2018.
 Eberhard, Hanchen und die Kücklein. 713.
 Edegarah, Galeotto. 4306. — Bahn-
 sinn oder Heiligkeit. 2509.
 Ederdt, Sokrates. 888. [2010.
 Edermann, Gespräche mit Goethe. 2005-
 Edelstein, Der Besuch im Carcer. 2340.
 — Humoresken. 621. 1640.
 — Maria la Brucca. 1721.
 — Pariser Leben. 740. 759. 780. 840.
 Edda, Deutsch von Wolzogen. 781-84.
 Eder, Notre Dame des Flots. — Eine
 Glockenfahrt. 2128.
 Eggleston, Weltuntergang. 2405/6.
 v. Eichendorff, Gedichte. 2351-53. —
 Aus d. Leben eines Tagelöhners. 2354.
 Marmorbild. — Schloß Dürande. 2365.
 Einhard, Leben Karls d. Großen. 1996.
 Ekkehard v. St. Gallen, Das Walthari-
 lied. 4174.
 Eliot, Adam Bebe. 2431-36.
 — Die Mühle am Floß. 2711-16.
 — Elias Marner. 2215/16.
 Elsaß, Ein Rechtsfall. 3623.
 Elz, Er ist nicht eifersüchtig. 4398.
 Emerson, Essays. 3702/3.
 — Repräsentanten des Menschenges-
 chlechts. 3464/65.
 Engel, Herr Lorenz Starf. 216.
 — Der Philosoph. 362/63.
 — G., Sturmgloden. 4030.
 d'Enery u. Marc-Journier, Bajazzo
 und Familie. 2089.
 Ertvoss, Der Dorfnotar. 931-35.
 — Die Müllerstöchter. 2374.
 Espinet, Handbüchlein der Moral. 2001.
 Erasmus, Lob der Thorheit. 1907.
 Erdmann-Chatrion, Der berühmte Dol-
 tor Mathäus. 3624/25. — Freund Fritz.
 2945/46. — Geschichte eines anno 1813
 Konstruirten. 1459/60. — Madame
 Theresie. 1553/54. — Die Rangau.
 2548. — Waterloo. 1997/98.
 Erdmann u. Hartwig, Privatsekretär
 Sr. Durchlaucht. 3433. [3782/83.
 Erler, Schwarzbuch e. Polizeibeamten.
 Etlar, Arme Leute. 1588/89.
 — Vendetta. 3971/72.
 Eulenspiegel, Ein halber Held. 4429.
 — Leidenschaft. 4202.
 Eulenspiegel. 1687/88.
 Euler, Algebra. 1802-5.
 Euripides, Alkestis. 1937. — Bacchan-
 tinnen. 940. — Hekabe. 1166. — Ion.
 3579. — Iphigenie in Tauris. 797. —
 Medea. 849.
 Ewald, Blanca. 1727/28.
 Faber, Goldene Lüge. 3126.
 — Der freie Wille. 2987.
 Farina, Blinde Liebe. — Laurinas Gatte.
 1797/98. — Herr Jch. 3063. — Die
 Liebe hat hundert Augen. 1928-30. —
 Der Schatz Donninas. 2047-49.
 Fath, Eine amerkanische Heirat. 4159.
 Feld, Roderich, Claf. 1655. — Der
 Schelm von Bergen. 1546. [1330.
 Fénelon, Erlebnisse des Telemach. 1327-
 Ferrari, Die beiden Damen. 1192.
 Ferry, Waldläufer. 3639/40. 3653/54.
 3679/80. 3689/90. [4254.
 Festspiele. 2669. 2964. 3277. 3376. 3896.
 Feth, Gedichte. 4463.
 Feuchtersleben, Diätetik der Seele. 1281.
 Feuerwehrlieberbuch. 2995.
 Feuille, Dalila. 618. — Ein armer Edel-
 mann. 1859. — Eine vornehme Ehe.
 554. — Montjose. 944. — Ein Schwur.
 4058. — Scylla und Charybdis. 2697.
 Die Untrübslichen. 305.
 Fichte, Die Bestimmung des Menschen.
 1201/2. — Über den Gelehrten. 526/27.
 Geschlossene Handelsstaat. 1324. —
 Neben an die deutsche Nation. 392/93.
 Fiedler, Frauenhergen. 360.
 Fiedling, Tom Jones. 1191-98.
 Fischart, Die Flohhaß. 1656.
 — Glückhafte Schiff von Zürich. 1951.
 — Das Jesutterhütlein. 1165. [3766.
 Fischer = Ohmann, Der Privatdetektive.
 Flaubert, Salambo. 1651-54.
 Fleming, Dichtungen. 2454/55.
 Fleiß, Außer Reih und Glied. 3558.
 Florian, Wilhelm Tell. 2129.
 Flygare-Carlén, Die Rose von Estfeld.
 Fofanow, Gedichte. 4121. [1491-95.
 Foscolo, Ortis' Briefe. 246/47.
 Fouqué, Undine. 491.
 Franklins Leben. 2247/48.
 Franzos, Die Hexe. 1280.
 Fredro, Der Rentor. 1569.
 — Doktor Müller. — Prüfe, wer sich
 ewig bindet. 1596.
 — Seine einzige Tochter. 1557.
 Freidank's Beschreibenheit. 1049/50.
 Frenzel, Das Abenteuer. 1601.
 — Der Hausfreund. 1820.
 — Die Uhr. 1435.
 Fretling, Eintagsfliegen. 4257.
 — Kuriert. — Ein Geheimnis. — An-
 genehme Überraschung. 1835.

- Fresenius, Die Lebensretter.** 433.
 — **Azu scharf macht schartig.** 516.
 — **Ein schlimmer Handel.** 3247.
Freund, Rätselschaz. 2091-95.
Fried, Lexikon deutscher Citate. 2461-63.
 — **Lexikon fremdsprachl. Citate.** 2538-40.
Friedmann, Gallier u. Hellenin. — **Inez de Castro.** — **Der Alte v. Nervi.** 3814.
Kirchenraub. — **Falsche Freundschaft.** 2260. — **Lebensmärchen.** 1250. — **Der letzte Schuß.** — **Erzählung des Fenkers von Bologna.** — **Ein Kind seiner Zeit.** 2871/72. — **Russische Rache.** — **Der neue Aktän.** 3272. — **Lobebrügel.** — **Venusdurchgang.** 2430. — **Bertauscht.** 1037.
Friedrich der Große, Über die deutsche Litteratur. 2211.
 — **Ausgewählte Briefe.** 3772-75.
Freij (Singer), Briefe eines Jungesellen. 3200. — **Ein Jahr.** 4389. — **Thoren u. Thörinnen.** 3314. — **Voran die Liebe.**
Fritz, Indische Sprüche. 1408. [3860.
Fuchs-Nordhoff, Eine anonyme Korrespondenz. 2003.
Fulda, Die Aufrichtigen. 2770. — **Die wilde Jagd.** 3044. — **Das Recht der Frau.** 2358. — **Unter vier Augen.** 2300.
Fürth, Gaston. 2986.
Gadermann, C. Krüger. 1078.
Gallardet, Margarete v. Burgund. 1786.
Gallet, Kapitän Satan (Cyrano de Bergerac.) 4431-34.
Garborg, Paulus. 3867.
Gasfell, Cranford. 4411/42.
Gasmann, Er reist für Volklinger. 4314. — **Blauderstunden.** 4445.
Gastineau, Die Ballschuße. 2029.
Gaudy, Alice v., Seelen. 3663.
 — **Franz v., Ludwig.** 376.
 — **Schülerliebe und andere Erzählungen.** 2319.
 — **Tagebuch eines wandernden Schneibergelesenen.** 289.
 — **Venetianische Novellen.** 941-43.
Geijer, Gebichte. 352.
Geijerstam, Mutter Lenas Junge. 3008.
Gellert, Fabeln u. Erzählungen. 161/62.
 — **Geistliche Oden und Lieder.** 512.
Genfischen, Jungbrunnen. 4195.
 — **Die Märchentante.** 3992.
 — **Michael Reg.** 2563.
George, Fortschritt u. Armut. 2931-35.
Gerhardt's geistliche Lieder. 1741-43
Gerstäcker, Das sonderbare Duell u. and. hum. Erzählungen. 4395. — **Die Kluspiraten d. Mississippi.** 4406-10. — **Herrn Mahlhübers Reiseabenteuer.** 4468. — **Die Regulatoren in Arkansas.** 4371-75. **Der Wilderer.** 4414.
Gerstenberg, Ugalino. 141. [1908.
Gerstmann, Die Leute v. Hohen-Selchow.
Geher, Bethlehem. Kindermord. 1979.
Giacosa, Auf Gnab' und Ungnade. 3337.
 — **Der rote Graf.** 1624.
Gilm, Gebichte. 3391-94.
Girardin, Furcht vor der Freude. 975.
Lady Tartüffe. 679. — **Die drei Lebemänner.** 2109. — **Schul einer Frau.** 2036. — **Des Uhrmachers Hut.** 509.
Girndt, Am andern Tage. 2246.
 — **Dreizehn.** 2951.
Girscher, Musikal. Aphorismen. 2401.
Gisela, Bürgermeister von Berlin. 480.
 — **Die beiden Cagliostro.** 408.
Glaser, Schloß Rattenheim. 1650.
Glein, Ausgewählte Werke. 2138/39.
Glämer, Dönninghausen. 4331-34.
 — **Frau Domina.** 4285/86.
Gobineau, Asiatische Novellen. 3103/4.
 — **Die Renaissance.** 3511-15.
Godin, Eine Katastrophe. 1842/43.
 — **Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen.** 2087.
Goethe, Clavigo. 96. — **Egmont.** 75. — **Faust.** 1. u. 2. Zeit. 1/2. — **Die Geschwister.** — **Die Laune des Verliebten.** 108. — **Göt von Verlichingen.** 71. (Bühnenaufgake. 879.) — **Hermann und Dorothea.** 55. — **Iphtigenie auf Tauris.** 83. — **Mahomet.** 122. — **Die Mißgeschickigen.** 100. — **Reineke Fuchs.** 61. — **Stella.** 104. — **Tancred.** 139.
Die natürliche Tochter. 114. — **Torquato Tasso.** 88. — **Werthers Leiden.** 67.
Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein. 3801-3806.
Goethe-Schillers Xenien. 402/3.
Goethes Mutter, Briefe. 2786-88.
Gogol, Phantasien u. Geschichten. 1716. 1744. 1767. 1836. — **Der Revisor.** 837. — **Die toten Seelen.** 1. Zeit. 413/14 2. Zeit. 1466/67. — **Taras Bulba.** 997/98.
Goldbockzeit Scherz und Ernst. 3557.
Goldoni, Diener zweier Herren. 463. **Der Fächer.** 674. — **Die neugierigen Frauen.** 620. — **Impresario von Smirna.** 1497. — **Mirandolina.** 3367. **Pamela.** 3148.
Goldsmith, Landprediger. 286/87. — **Nacht der Täuschungen.** 2106.
Goltz's Schriften. 1. Teil. 4227.
Goucourt, Renée Maupertin. 2136/37.
Gondinet, Der Klub. 1975.
Gontscharow, Der Absturz. 2243-45.
Gorkij, Malwa. — **Die Geschichte eines Verbrechens.** 4366. — **Rein Reijesfahrte.** 4221. — **Der Bagabund und andere Erzählungen.** 4271.

- Görlitz, Ein weiblicher Gutsherr. 1419.
 — Kriminalverbrecher. 1450. [1745.
 — Eine Nacht im Hyacinthen-Tunnel.
 — Die Romanheldin. 1527.
 — Bergpflicht. 1819.
 Gotthelf, Ausgewählte Erzählungen u.
 Bilder. 2423. — Uli der Knecht.
 2333-35. — Uli der Pächter. 2672-75.
 Gottschall, S., Schachaufgaben. 3893/94.
 —, M., Die Alerhege. 2608. — Der
 Göke von Venedig. 4171. — Lese-
 fruchte. 2670. — Maria de Pabilla.
 2550. — Naahab. 3901. — Rose vom
 Kaukasus. 280. — Schulröschen. 2210.
 Der Spion von Rheinsberg. 2187. —
 Die zehnte Sprache. — Der Zeugleuten-
 nant. 2474. — Der Verräter. 2570.
 Gottschied, Sterbender Cato. 2097.
 Göy von Verlichingens Lebensbeschrei-
 bung. 1556.
 Govann, Die Waldenser. 63.
 Gozlan, Gott sei Dank, der Fisch ist
 gedeckt. 1891.
 Gozzi, Das laute Geheimnis. 757.
 Grabbe, Theodor von, Gothland. 201/2.
 — Don Juan und Faust. 290.
 — Napoleon oder die 100 Tage. 259.
 — Scherz, Satire, Ironie zc. 397.
 Gracian's Handratel 2771/72.
 Green, Käufelhafte Entführung. 4107.
 Greinz, Die Steingrubersichen. — Der
 Kooperator. 3186.
 Gresset, Vert=Vert. — Das lebendige
 Chorpult. 2506.
 Gréville, Dofia. 2002. — Gefahr. 3258-60
 Grillparzer, Die Ahnfrau. 4377. — Ein
 Bruderzwist in Habsburg. 4393. —
 Ein treuer Diener seines Herrn. 4383.
 Ertler. — Hannibal und Agypto. 4392.
 Der Gastfreund. — Die Argonauten.
 4379. — Gedichte. 4401/2. — Die Fil-
 din von Toledo. 4394. — Libussa. 4391.
 Nebeca. 4380. — Des Meeres und der
 Liebe Wellen. 4384. — König Ottokar's
 Glück u. Ende. 4382. — Sappho. 4378.
 Der arme Spielmann. — Das Kloster
 bei Senbomir. 4430. — Der Traum, ein
 Leben. 4385. — Weh'dem, der lügt! 4381.
 Grimin, Brüder, Fünfszig Märchen.
 (Zustriert.) 3179/80. [3450.
 — Sämtliche Märchen. 3191-96. 3446-
 —, M., Aus der Kinderstube. 3691.
 Grimmshausen, Der abenteuerliche
 Simplicissimus. 761-65.
 Großer, Aus meinem Briefkasten der Re-
 daktion. 4053. — Ganz zufällig u. and.
 hum. Novellen. 3900. — Der olle ehr-
 liche Lehmann u. and. Geschichten. 4370.

- Groner, Zwei Kriminalnovellen. 3157.
 — Neue Kriminalnovellen. 3598.
 Grosse, Novellen des Architekten. 3500.
 Grossi, Marco Visconti. 1631-34.
 Groß, Drei Geschichten. 2307.
 — Ketselateln. 4018.
 Groß von Trodan, Ich heirate meine
 Tochter. 1995.
 Grube, Dr. Ritter aus Chicago. 4344.
 Grube-Templin, Leonorens Jopf. 3503.
 Grünstein, Die Milchschmester. 1260.
 Gryphius, Herr Peter Squenz. 917.
 Gudrun. Deutsch von Jungfau's. 465/66.
 Gumpenberg, Minnekönigin. 3198.
 Gunlaug Schlangenzunge. 2756.
 Günther, Gedichte. 1295/96.
 Güthner, Die Wahl. 1122.
 Gyalui, Nach den Flitterwochen. 3088.
 Gyllenbourg, Alltagsgeschichte. 4163.
 Gylui, Der letzte Herr eines alten Edel-
 hofs. 579. — Ein alter Schauspieler. 250.
 Habberton, Helene's Kinderchen. 1993/94.
 — Allerhand Leute. 1517/18.
 — Andre Leute Kinder. 2103-5.
 — Frau Marburg's Willing. 2750.
 Haber, An der Mosel.*) 2536.
 Haffenthal, Eine Ehe von heut. 1265.
 Hadlander, Der geheime Agent. 2290.
 — Magnetische Nuten. 2341.
 Haef, Phantasie- u. Lebensbilder. 2860.
 Haßner, Der verkaufte Schlaf. 255.
 — Theresje Krones. 4295. [1921-23.
 Hagedorn, Sämtliche poetische Werke.
 Halm, Begum Somru. 3895. — Camoens.
 4349. — Der Fiedler von Ravenna.
 3760. — Ortfeldis. 3650. — König und
 Bauer. 3787. — Sohn der Wilbnis.
 3665. — Wilbfener. 3701. [2990.
 Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung.
 Hamann, Magi und Sokratische Denk-
 würdigkeiten. 926.
 Hamm, Wilhelm, Gedichte. 441.
 — In der Steppe. 1336. [3024.
 Hamner, Schau um dich und schau in dich.
 Hans Clauert, Der Märkische Eulen-
 spiegel. 4073. [1787.
 Hartmann von der Aue, Gregorius.
 — Der arme Heinrich. 456.
 Hartung, Kleptomante. 4118.
 Hartenbusch, Liebende von Teruel. 459.
 Hauff, Bettlerin vom Pont des Arts. 7.
 Das Bild des Kaisers. 191. — Jub
 Säß. 22. — Lichtenstein. 85-87. —
 Mann im Monde. 147/48. — Märchen.
 301-3. — Memoiren des Satan. 242-44.
 Othello. 200. — Phantasien i. Bremer
 Ratskeller. 44. — Ritter von Marien-
 burg. 159. — Die Sängerin. 179.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Gang, Singsgedichte. 1136.
 Haupt, Klein-Eise. 3748.
 Hänker, Der Bergschreck. 2349.
 Hawthorne, Archibald Malinaison. 3164.
 — Fürst Caronis Frau. — Das Perlmuschelhaßband. 3333.
 Hebbel, Agnes Bernauer. 4268. — Deme-
 trius. 3438. — Gedichte. 3231-34 —
 Gyges und sein Ring. 3199. — Herodes
 und Mariamne. 3188. — Jublh. 3161.
 Maria Magdalene. 3173. — Die Abes-
 lungen. 3171/72.
 Hebel, Aemmannsche Gedichte. 24.
 — Schatzkästlein. 143/44.
 Heberg, Die Hochzeit zu Ulfosa. 628.
 Hedensjerna, Schwedische Bilder. 3670.
 Hegner, Die Mollenkur. 296/97.
 Heiber, G., König Ribas. 2654.
 —, H., Die Andere. — Einmal im
 Himmel. 3381/82. — Der Landvogt
 von Pelmword. 4273.
 Heidenstam, Eudymion. 2952/53.
 Heigel, Freunde. 1120. — Das ewige
 Licht. 915. — Marfa. 804. — Mosaik.
 2200. — Der Theaterteufel. 980. —
 Die Veranda am Garbasse. 1131.
 Heijermans, Ghetto. 4469.
 Heimfelsen, Die Generalshose. 3723.
 Heine, Almanfor. 4044. — Atta Troll. —
 Deutschland. 2261. — Buch der Lieder.
 2231/32. — Neue Gedichte. 2241. —
 Die Harzreise. 2221. — Memoiren.
 2301. — Der Rabbi von Sacharach.
 — Aus d. Memoiren d. Herrn v. Schna-
 belewopski. 2350. — Ratskiff. 3460. —
 Romanzero. 2251.
 Heinemann, Gesammelte dram. Werke.
 I. Bb. (Schriftstellertag. — Herr
 und Frau Doktor. — Auf glatter
 Bahn. — Die Zeitige.) 3717-20.
 Helbig, Gregor der Siebente. 1036.
 — Komödie auf der Hochschule. 956.
 Held, Die Näherin. 4219.
 Heliand, Von P. Herrmann. 3324/25.
 Hell, Der Hofmeister in tausend Angsten.
 2498. — Drei Tage aus dem Leben
 eines Splelers. 2606.
 Helmer, Prinz Rosa-Stramin. 2664.
 Hensel, Anna Sophie Reventlow. 4312.
 Henke, Entehrt. 2767. [4313.
 — Der Erbkönig. 2825.
 — Aus Goethes lustigen Tagen. 2998.
 — Durch die Intendanz. 2834.
 Hengen, Die heilige Elisabeth. 3620.
 — Martin Luther. 1920.
 — Schiller und Lotte. 2766.
 — Der Tod des Tiberius. 3520.
 Herbart, Allgemeine Pädagogik. 4339/40.
 — Umriss pädagogischer Vorlesungen.
 2753/54.

- Herbst-Wittmann, Die Dilettanten-
 bühne. 2778.
 Herzog, Baron Rebus und andere No-
 velletten. 3657. — Die erste Schwalbe
 und andere Erzählungen. 3875. —
 Sumpflume. 3502.
 Herder, Der Eid. 105. — Legenden. 1125.
 Schulreden. 4459/60. — Stimmen der
 Völker in Liedern. 1371-73.
 Hermann, Das Verlobungsbad. 2312.
 Hermannsthal, Ghaselen. 371.
 Herodotus, Geschichten. 2201-6.
 Herreros, Ein weiblich. Don Juan. 4056.
 Herrig, Aufzüge über Schopenhauer.
 Herisch, Die Anna-Lise. 4141. [9187.
 Hertwig, Goldhärchen. 2196.
 — Mariatind. 2486.
 Herz, Einquartierung. 1046.
 — König Renés Tochter. 190.
 — Die Sparkasse. 1145.
 Herzka, Reise nach Freiland. 3061/62.
 Herzen, Wer ist schuld? 1807-9.
 Herzl, Der Flüchtling. 2387.
 Herzog, Der ehrliche Name. 3493.
 — Das Recht der Jugend. 3809.
 Heyden, Das Wort der Frau. 1660.
 Heyse, Paul, Zwel Gefangene. 1000.
 Hildebrand, Die Familie Regge. 648.
 Hildeb, Sie hat Talent. 2427.
 Hilfsbuch, englisch-französl. = deutsch.
 Hill, Diana. 2736. [3241-45.
 Hillern, Die Augen der Liebe. 1061.
 Glob, Das Buch. [z. Hermann.] 4046-48.
 Hippel, Über die Ehe. 1959/60.
 Kitopadesa, Die freundliche Belehrung.
 [J. Perel.] 3385-87.
 Hochzeit Scherz und Ernst. 2879. 3583.
 Hüder, Leichtsinneses Volk. 3212.
 Hoel-lan-ki. (Der Kreidekreis.) 768.
 Hoffmann, Doge und Dogaresse. — Des
 Betters Edenster. 464. — Elzire des
 Teufels. 192-94. — Das Fräulein
 von Scubert. 25. — Rater Murr.
 153-56. — Klein Faches. 306. — Das
 Majorat. 32. — Meister Martin. 52.
 Ruffnader und Mauselnig. 1400. —
 Der Sandmann. 230. — Der goldne
 Topf. 101.
 Holberg, Politische Kannegieberei. 198.
 Hölberlin, Gedichte. 510.
 — Hyperion. 559/60.
 Holtei, Der letzte Komödiant. I. 4009/10.
 II. 4011/12. III. 4021/22.
 Hölty, Gedichte. 439.
 Homer, Frostmäusekrieg. 873. — Iliad.
 251-53. — Odyssee. 281-83.
 Hopfen, Der Böttwirt. 4400.
 Hopp, Doktor Fausts Hausstüppchen. 4289.
 Höppler, Komiker u. Soubrette. (Mit
 Klavierauszug.) 2526.

- Horaz'** Werke. 431/82.
Horst, Ragenjammer. 3778.
Hostrup, Eva. 1430.
Honwald, Das Bild. 789. — Die Heim-
 lehr. 758. — Der Leuchtturm. 717.
Hufeland, Makrobiotik. 481-84.
Hugo, Victor, Angelo. 1147. — Hernani.
 1093. — Der König amüsiert sich. 729.
 Lucrezia Borgia. 2404. — Maria
 Luthor. 2566. — Marion Delorme.
 1448. — Notre = Dame in Paris.
 1911-16. — Ruy Blas. 1205.
Humboldt, Alexander von, Ansichten
 der Natur. 2948-50.
 —, W. v., Aeschylus' Agamemnon. 508.
 — Briefe an eine Freundin. 1861-65.
 — Die Grenzen der Wirksamkeit des
 Staats. 1991/92.
Hunt, Leigh, Liebesmär von Rimini.
 Deutsch von Meerheimb. 1012.
Hut, Das war ich. 424.
Huten, Gesprächsbüchlein. 2381/82.
Jacobowitsch, Arbeit. 4030.
Jacobsen, Niels Lyhne. 2551/52.
 — Sechs Novellen. 2880.
 —, Deuno, Zum Einsiedler. 3936.
 —, E., Ein gemachter Mann. 2265.
 — Der Mann im Monde. 2977.
 — und Girndt, Weißer Rabe. 2959.
Jaenide, Glück. 3114.
Jahn, E., Der hundertste Schimmel.
 2859. [2639/40.
 —, Fr. Ludwig, Deutsches Volkstum.
 —, R., Die beiden Engländer. 3897.
 — Humoristische Erzählungen. 3276.
 — In der Kaltwasserheilanstalt. 4296.
James, Eugen Bickering. 1058.
Jantsch, Die Hefelhaut. 3197. — Ein
 Eglommuntziertex. 566. — Kaiser
 Joseph II. und die Schusterstöchter.
 524. — Prinzessin Hirschfuß. 3498.
 Schafharl. 3332.
 — u. Calliano, Ferb. Raimund. 2989.
Japanische Verfassungsurkunde. 3796.
Járosh, Ja, so sind sie! 3257.
 — Seine Ottilie. 1894.
 — Im Schneegestöber. 1479.
Jarz, Die letzten Kämpfe um die Mexi-
 kanische Kaiserkrone. 2600.
Jbsen, Baumelster Solueß. 3026. —
 Brand. 1531/32. — Der Bund der
 Jugend. 1514. — Das Fest auf Sol-
 hang. 2375. — Die Frau vom Meer.
 2560. — Frau Inger auf Östrot.
 2856. — Gedächte. 2130. — Gespenster.
 1828. — Hedda Gabler. 2773. —
 Kaiser und Galänder. 2968/69. — Die
 Komödie der Liebe. 2700. — Die Kron-
 prärentenden. 2724. — Nora. 1257. —
 Nordische Heerfahrt. 2639. — Peer
 Gynt. 2909/10. — Rosmersholm. 2280.
 Stützen der Gesellschaft. 958. — Ein
 Volksfeind. 1702. — Die Wildente. 2317.
Jean Paul, Fabeljahre. 77-80. —
 Hesperus. 321-26. — Immergrün
 und andere kleinere Dichtungen. 1840.
 Der Jubelsenior. 457/58. — Kampaner
 Thal. 86. — Dr. Ragenberger. 18/19.
 Der Komet. 221-24. — Levana. 372-
 374. — Quintus Firlein. 164/65. —
 Schmelzes Reise. 293. — Schulmei-
 sterlein Wuß. 119. — Stebenkäß. 274-
 277. — Titan. 1671-78.
Jensen, Die Erbin v. Helmstedt. 4421-23.
 — Sonnenblut. 3000.
Jerome, Die müßigen Gedanken eines
 Müßigen. 3891/92.
Jerrold, Frau Kaubels Garbinenprebige-
 ten. 388/89.
Jesaja, s. Prophet Jesaja.
Jffland, Dienstpflcht. 1558. — Die
 Hagestolgen. 171. — Die Jäger. 20.
 Der Spielter. 106.
Jlle, Kaiser Joseph II. 1999.
Jmmermann, Alexis. 494/95. — An-
 dreas Hofer. 260. — Epigonen. 343-
 347. — Die schelmische Gräfin. 441.
 Karneval u. d. Sonnambule. 395. —
 Merkin. 599. — Münchhausen 265-70.
 Der neue Pygmalion. 337. — Tristan
 u. Isolde. 911-13. — Zulifantchen. 300.
Jmmervay, Das braune Jadedt. 4069.
Jngoldsbüh, Legenden. 3636.
Joels Kochbuch. 1073-76. [2737-39.
Jöfai, Die Dame mit den Meerangenen.
 — Auf der Flucht. 425.
 — Ein Goldmensch. 561-65.
 — Märtyrer des Herzens u. a. G. 4126.
 — Ein ungarischer Rabob. 3016-20.
 — Traurige Tage. 581-83. [521-23.
 — Die goldene Zeit in Stebenbürgen.
 — Die Tablabiros. 3832-35.
 — Zoltán Karpáthi. 3121-25.
Joly, Broni.*) 3210.
Jöfsta, Abak. 1134/35.
Jost, Christlich oder Pöpstlich? 1179.
Jriarte, Litterarische Fabeln. 2344.
Jrving, Alhambra. 1571-73.
 — Skizzenbuch. 1031-34.
Jsokrates' Panegyrikus. 1666.
Jugenderinnerungen eines alten Man-
 nes. [Kügelgen.] 3881-85.
Jugendlieberbuch. 3406.
Julius, Wie zwei Tropfen Wasser. 455.
Jünger, Die Entführung. 864.
 — Er mengt sich in alles. 195.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Jungfrau**, Unter der Ehrenpforte. 4412.
Jung-Stilling, Lebensgeschichte. 663-67
Justinus, Die Ehestifterin. 2242.
 — Griechisches Feuer. 2238.
 — In der Kinderstube. 2594. [2345.
 — Die Liebesprobe. (Mit Klavierauszug.)
Justus, Strandgeschichten. 3230.
Jurspiele. 3618. 3759. 4039.
Kalidasa, Malavika u. Agnimitra. 1598.
 — Sakuntala. 2751. (Bühnenauszg. 1209.)
 — Urnafi. 1465.
Kallisch, Doktor Pesche. *) 2838. — Ge-
 bildeter Hausknecht. (Mit Klavierauszug.)
 3007. — Einer von unsere Leut'. 4427.
 100 000 Taler. 4439.
Kant, Zum ewigen Frieden. Heraus-
 gegeben von R. Kehrbach 1501.
 — Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben
 von R. Kehrbach. 1027-30.
 — Kritik der praktischen Vernunft.
 Herausgegeben v. R. Kehrbach. 1111/12.
 — Kritik der reinen Vernunft. Heraus-
 gegeben von R. Kehrbach. 851-55.
 — Von der Macht des Gemüths. 1130.
 — Naturgeschichte d. Himmels. 1954/55.
 — Prolegomena. 2469/70.
 — Die Religion. 1231/32.
 — Der Streit der Fakultäten. 1438.
 — Träume eines Geistessehers. 1820.
Karamzin, Marfa. — Arme Lisa. 3546.
Kármán, Fanny's Nachlaß. 1378.
Kartenspiele, Ausgewählte. I. (Etat. Schach-
 kopf. Sechshundschzig.) 4216. — II. (Whist.
 Boston. 2'hombre.) 4447.
Kästner, Singsgebichte zc. 1035.
Katsher, Aus China. 2256. 4131.
 — Aus England. 2020. 2189.
Keigel, Der einzige Lieutenant. — Der
 Damenschneider. 3384.
Kellen, Bienenbuch. (Zustriert.) 3335.
Keller, G., Drei Novellen. 1247/48.
 — J., Ein Rater. 2222.
 — Müdel sei schlau! 4188.
 — u. Herrmann, König Krause. 3779.
Kellner, Heliotrop. — Ein Ruchendra-
 goner. 1113.
 — G., Nala und Damayanti. 2116.
 — Savitri. 3504.
Kemnan, Russische Gefängnisse. 2924.
 — Sibirien. 2741/42. 2775/76. 2883.
 — Zeltleben in Sibirien. 2795-97.
Kerner, Gedichte 3857/58.
 — Die Seherin von Prevorst. 3316-20.
Klelland, Garman & Worfe. 1528-30.
 — Novelletten. 1888.
 — Neue Novelletten. 2134. [3459.
Kipling, Schlichte Gesch. aus Indien.
Kistner, Ein Schach fürs Haus 1617.

Kleinode, Bergbauern und Stadtleut'.
 4196.

Kleist, E. Chr. v., Sämtliche Werke. 211.

— G. v., Familie Schrockenstein. 1768
 Die Hermannsschlacht. 348. — Räth-
 chen von Heilbronn. 40. (Bühnenauszg. 4129.)
 — Der zerbrochene Krug. 91. (Bühnenauszg. 2304.)
 — Marquise von D. . . und andere Erzählungen. 1957.
 Michael Kohlhaas. 8. — Penthesilea. 1305.
 — Prinz von Homburg. 178. — Verlobung in St. Domingo — Der Findling. 358. [3521/22.

Klepp, Lehrbuch der Photographie.
Klingemann, Faust. 2609.

Klinger, Betrachtungen. 3524/25.
 — Raphael de Aquilaz. 383/84.
 — Sturm und Drang. 248.
 — Die Zwillinge. 438.

Klingner, Ludwig II. 2250.

Klopstock, Der Messias. 721-24.
 — Oden und Epigramme. 1391-93.

Knauff, Redaktionsgeheimnisse. 2285.
Kneissel, Chemie fürs Heiraten. 3305. —
 Sie weiß etwas! 3250. — Der Steh-
 auf. 3285. — Wo ist die Frau? 3348.

Knigge, Reise nach Braunschweig. 14.
 — Umgang mit Menschen. 1138-40.

Knorz, Gedichte. 578.

Kodt, Paul de, Herr Krautkopf sucht
 seine Frau. 3414/15.
 — Der bucklige Taquinet. 1889/84.

Köhler, Br., Dieß und Daß. 2988.
 — Daß Schöpskind. 3737.
 — Allgemeine Trachtenkunde. 4059/60.
 4074/75. 4104/5. 4145/46. 4172/73.
 4203/4. 4223/24.

Köhler, Englisches Taschen-Wörterbuch.
 1341-45. — Französisches Taschen-
 Wörterbuch. 1171-75. — Fremdwör-
 terbuch. 1668-70. — Italienisches
 Taschen-Wörterbuch. 1541-45.

Kohn, Prager Ghettobücher. 1825/26.
Kolow, Gebichte. 1961.

Kommersbuch. 2610.

Konrad, Nollandslied. 2745-48.

Konrad von Würzburg, Die Herzmäre.
 Otto mit dem Barte. — Der Welt
 Lohn. 2855.

Kopisch, Gebichte. 2281-83.
 — Karnevalsfest auf Ischia. — Ent-
 bedung der blauen Grotte auf der
 Insel Capri. 2907.

Koran, Der. [Henning.] 4206-10.

Körner, Der grüne Domino. — Die
 Gouvernante. 220. — Erzählungen.
 204. — Hedwig. 68. — Leier und
 Schwert. 4. — Der Nachtwächter. —

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Deutsche Treue. 185. — Hofamunde. 191. — Der Bletter aus Bremen. — Der vierjährige Posten. 172. — Zont. — Die Sühne. 157. — Prinz. 166.
- Korolento, Das Meer. — In schlechter Gesellschaft. 3098. — Der blinde Musiker. 2929. — Sibirische Novellen. 2867/68
- Kortum, Die Jobstade. 398–400.
- Korzeniowski, Schlacht. 1123/24.
- Kosgarten, Fucunde. 359.
- Koschue, Der Abbé de l'Espée. 1020. — Der arme Poet. — Ausbruch der Verzweiflung. 189. — Bayard. 127. — Blind geladen. — Rosen des Herrn von Malesherbes. 668. — Die beiden Klingenberg. 310. — Deutsche Kleinstädter. 90. — Ebulationsrat. — Die Witwe und das Reitpferd. 1659. — Kreimaurer. — Verschwiegene wider Willen. 341. — Gefangene. — Feuerprobe. 1190. — Die respectable Gesellschaft. — Die eifersüchtige Frau. 261. — Das neue Jahrhundert. 3099. Menschenhaß u. Reue. 102. — Pächter Felblümmel. 212. — Pagenstreiche. 375. — Posthaus in Treuenbrieken. 890. — Rehbock. 23. — Schneider Fitz. 182. — Die Stricknabeln. 115. U. A. v. g. 199. — Die Unglücklichen. 2012. — Vielwiffer. 585. — Der grade Weg der beste. 146. — Birrwarr. 163. — Die Zerstreuten. Landhaus an der Heerstraße. 292. — Der häusliche Zwist. 479.
- Kradowizer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Stubenten. 2699.
- Kraemer, Fröhliche Bürger. 4320. — Väter der Stadt. 4321.
- Krasinski, Sydon. 1519/20.
- Krahnigg, Militärerinnerungen. 2889. — Zerleben in der Artillerie-Kaserne. 3948.
- Krajewski, Alte und neue Zeit. 1581. Der Dämon. 1395/96. — Hetmansünden. 1711–14. — Jermola der Löpfer. 845/46. — Morituri. 1086–90. — Resurrecturi. 1212–15.
- Kraus, Die Megertade. 2980. — u. Nicht, Papas Nase. 3146.
- Kreidemann, Reisebekanntschaft. 2670.
- Kreier, Der Passgeiger. — Das verhegte Buch. 3207. — Der Millionenbauer. 2828.
- Krideberg, Ohne Liebe. — Der tolle Graf. 4455/56. — Überflüssig. — Der Häßliche. 8945
- Krüger, Die Lady in Trauer. 2599.
- Krummacher, Parabeln. 841–43.
- Krusje, Die Herzlosen. 2617.
- Kschemischbara, Kaukasus Jörn. 1726.
- Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. 4361–65.
- Kügelgen f. Jugenderinnerungen.
- Kühne-Harfort, Lebende Bilder. (Dornroschen. — Schneewittchen. — Stumme Liebe. — Urdina.) 2239.
- Kürnberger, Der Amerikamilbe. 2611–15. — Eis. — Aus Liebe sterben. 3771. — Die beiden Tubus. 3947.
- Labische, 30 habe keine Zeit. 1446. — Der Kernpunkt. 2175. — Ritterdienste. 2743.
- Lafontaine, Fabeln. 1718–20.
- Lagerlöf, Gösta Berling. 3983–86. — Eine Guts Geschichte. 4229/30.
- Lamartine, Ausgewählte Dichtungen. 1420. — Graziella. 1151. — Naphael. 1524/25.
- Lamennais' Worte des Glaubens. 1462.
- Landberger, Zwei Uhr. 46. 2367.
- Landsteiner, Erwin. 766.
- Lang, Frauenlist. 2957.
- Lang, A-ing-fo-hi. 1458. — Künstlerleben. 1386. — Rezept gegen Schmiegermittel. 1649.
- Langl, Emelina. — Wie's geht. 3585.
- Laube, Der letzte Brief. 606. — Der Damenkrieg. 537. — Demimondeheirat. 1126. — Eine vornehme Ehe. 554. — Eine weint, die Andre lacht. 580. — Fräulein von Seigler. 660. Die guten Freunde. 708. — Hauptmann von der Schirmache. 1026. — Lady Tartilffe. 679. — Marmorherzen. 1096. — Mitten in der Nacht. 525. — Der Pelikan. 622.
- Lauff, Vorwärts! 4030.
- Lauf, Ein toller Einfall. 2799.
- Laut, Mann auf Freiers Füßen. 1667.
- Lauria, Sebetta. 2493.
- Laurin, Zwergkönig. 1235.
- Lautner, Dithelos Erfolg. 2929. — u. Wittmann, Die Geräuschlosen. 2456.
- Lavater, Worte des Herzens. 350.
- Lazarevic, Serbische Erzählungen. 4470.
- Lebrün, Nummer 777. 604. — Humoristische Studien. 646.
- Lee, Hans Wurfl. 3808.
- Leßler, Drei Erzählungen. 4290. — Sonja Kovalevsky. 3297/98.
- Lehmann, Harry Flubyer in Cambridge. 3079/80. —, J., Oberarzt II. Klasse. 4404. — Die Schrippe. 4359.
- Leibniz, Kleinere philosoph. Schriften. 1898–1900. — Die Theobicee. 1931–88
- Leisewitz, Julius von Tarent. 111.
- Lembert, Ehrgeiz in der Rinde. 547. — Sie ist wahnsinnig. 748.

- Renan, Abtgenfer. 1600. — Don Juan. 1853. — Faust. 1502. — Gedichte. 145-53. — Savonarola. 1580.
 Rent, Geschichte Transvaals bis 1888. 4322. 4358. — Wanderungen der Buren von 1852—1854. 4251.
 Reunig, Etwas zum Lachen. 3255.
 Reuz, Ph., Militärische Humoresken. 710. 728. 795. 850. 897.
 —, R., Der Hofmeister. 1376.
 Léon, Gebildete Menschen. 3907.
 Vermontoff, Gebichte. 3051.
 — Ein Held unsrer Zeit. 968/69.
 Resage, Gil Blas. 531-36.
 — Der hinkende Teufel. 353/54.
 Reffing, Emilia Galotti. 45. — Gebichte. 28. — Der junge Gelehrte. 37. — Raafoon. 271. — Minna von Barnhelm. 10. — Miß Sara Sampson. 16. Nathan der Weise. 3.
 —, Karl, G. G. Reffings Leben. 2408-2409. [1286-89.
 Richtenberg, Ausgewählte Schriften. Lichtstrahlen aus dem Talund. 1733.
 Rie, Der Dreimaster "Zukunft". 2704/5. — Die Familie auf Olje. 3554/55. — Der Hellscher. 1540. — Lebenslänglich verurteilt. 1909/10. — Ein Mählstrom. 2402/3.
 Liebmann, Christliche Symbolik. 3065/66.
 Lindau, Fräulein von Belle-Isle. 1152. — Die arme Löwin. 1104.
 Lindenber, Berlin: I. Bilder u. Skizzen. 1841. II. National-Galerie. 1870. III. Umgebung Berlins. 1919. IV. Stimmungsbilder. 2004. V. Neu-Berlin. 2131. VI. Die weitere Umgebung Berlins. 2553. [2779/80. — Aus dem Berlin Kaiser Wilhelms I. — Aus dem dunklen Paris. 3604/5. — Aus dem Paris der dritten Republik. 2943. 3055. [tum. 2996/97. — Berliner Polizei und Verbrecher.
 Lindner, Geschichten u. Gestalten. 861-63.
 Lingg, Byzantinische Novellen. 3600.
 Linguet, Die Bastille. 2121-25.
 Litrow, Elende Sträbenten. 1406.
 List, Eisenbahn-System. 3669.
 Livius, Römische Geschichte. I. Bb. 2031-2035. II. Bb. 2076-80. III. Bb. 2111-15. IV. Bb. 2146-50.
 Locke, Über den menschlichen Verstand. 2 Bde. 3816-25.
 Logau, Singsgedichte. 706.
 Lohengrin. 1199. 1200.
 Lohmeyer, Der Stammhalter. 2257.
 Lokroy und Bado, Ein Duell unter Achilleu. 1906.
 Lombroso, Genie und Irfsinn. 2313-16. — Graphologie. (Brenbel.) 3591-95.
 Longfellow, Evangeline. 387. — Gebichte. 328. — Hiawatha. 339/40. — Miles Standish. 540. — Der spanische Student. 415.
 Pope de Vega, Die Sklavin ihres Geliebten. 727. — Dieses Wasser trink ich nicht. 2708.
 Lorum, Die Alten und die Jungen. 617. — Gabriel Solmar. 732-35.
 Loti, Die Islanbfischer. 4244/45.
 Lubliner, Der Jourfix. 2914.
 Lubomirski, Tajana. 1261-64. [1133.
 Lucian, Ausgewählte Schriften. 1047.
 Lucrez, Von d. Natur d. Dinge. 4258-60.
 Ludwig, Erbsörster. 3471. [3528-30. — Die Heiterheit und ihr Widerspiel. — Die Makkabäer. 5490. — Zwischen Himmel u. Erde. 3494/95.
 Ludwig I. v. Bayern, Gebichte. 3981/82.
 Lugowoi, Pollice verso. 3218/49.
 Luther, An den Christlichen Adel. 1578. — Von der Freiheit eines Christenmenschen. 1731. — Sendbrief v. Dolmetschen. 2373. — Tischreden. 1222-25. — Wider Hans Wurst. 2088.
 Luthurgs Rede gegen Leokrates. 1586.
 Macaulay, Altrom. Helbenlieder. 3974.
 Friedrich der Große. 1398. — Lord Bacon. 2574/75. — Lord Elme. 1591.
 Machiavelli. — Burleigh und seine Zeit. 1183. — Madame d'Arklap. 3656.
 Milton. 1095. — Warren Hastings. 1917.
 Machiavelli, Buch vom Fürsten. 1218/19.
 Madach, Tragödie d. Menschen. 2889/90.
 Maeterlinck, Der Eindringling. — Die Blinden. 4411.
 Maffei, Merope. 351.
 Mahlmann, Gebichte. 573. — Herodes. 304.
 Mailow, Gebichte. 4246.
 De Maistre, Die Gefangenen im Kan-Iasus. — Der Ausfähtige von Nosta. 880. — Reise um mein Zimmer. 640. — Die junge Sibirlerin. 3286.
 Makowski, Mad. Luttre. 3849. — Zu Befehl, Herr Rittmeister! 4158.
 Malczewski, Maria. 584.
 Wallachow, Gute Zeugnisse. 2060. — Papas Liebschaft. 2266.
 Malot, Im Banne der Versuchung. 2158-60. — Cara. 1946/47.
 Maltitz, Hans Kohnhaas. 1338. — Der alte Student. 632.
 Mannstädt und Welser, Die wilde Rage. 4136. — Die schöne Ungarin. 2318.
 Manzoni, Die Verlobten. 471-76.
 Marbach, G., Timoleon. 860. —, D., Papst u. König. 608. [1242.
 Marc Aurels Selbstbetrachtungen. 1241.

- Marc-Michel u. Labiche, Ein reizbarer Herr. 2267.
- Marc Monnier, Neapolitanische Novellen. 3993/94.
- Mark-Twain, Ausgewählte Skizzen. 1019. 1079. 1149. 2072. 2954. 3749.
- Marlowe, Doktor Faustus. 1128.
- Marryat, Japhet. 1831-34. — Die drei Rutter. 848. — Peter Sempel. 2501-5.
- Marfano, Die Helden. 4328.
- Martials Gedichte. 1611.
- Martine, Roger Dumenoir. 1582.
- Marr, Jacoba von Bayern. 158. — Olympias. 231.
- Märzroth, Lachende Geschichten. 1266. 1904. 1418. 1599.
- Mastropasqua, Martin Luther. 970.
- Mathestus, Dr. Martin Luthers Leben.
- Matthison, Gedichte. 140. [2511-14.
- Mattis, Jakob Sten. 2289.
- Maupassant, Rufotte. 3839. — Ausgewählte Novellen. 4297. 4315. 4424.
- Maurit, Ein Journalistenstreich und andere Humoresken. 3597.
- Meerheimb, Psychodramen. 2410. 2604.
- Mehring, Deutsche Verzhlehre. 2851-53. — Ungebundenes in gebundener Form.
- Meißner, Der Attaché. 440. [4161. — Deforirt. 3784. — Der Mann der Debutantin. 1216.
- Meinhold, Die Bernsteinhere. 1765/66.
- Meißner, Aus b. Papieren eines Polizeikommissärs. 2926. 2962. 3013. 3147. 3304.
- Meister, Osterreichische Kriegserinnerungen im Jahre 1866. 1662.
- Mejo, Im dritten Stod. 2339.
- Mélesville, Michel Perrin. 1313.
- Melé, Heines „Junge Leiben“. 662.
- Mendelssohn, Phädon. 335.
- Mendès, Novellen. 3934.
- Mendoza, Lazarillo von Tormes. 1389.
- Mengé, Schönheit und Geschmack in der Malerei. 627.
- Menhard, Die Patientin. 2627.
- Mérimée, Carmen. 1602. — Colomba. 1244/45.
- Merrid, Der Theaterdirektor. 4318.
- Merth, Volksschullehrers Freund u. Leid. 3996. [2832/33.
- Meschtscherski, Einer von unsern Moltes.
- Meyer, Auf der Sternwarte. 2305. — B. N., Trogköpfschen. 2466.
- Meyer-Fürster, Käthe. 3523.
- Meyern, Das Ehrenwort. 421. — Die Kavaliere. 492. — Die Malteser. 749.
- Meyr, Ende gut, alles gut. 4390. — Die Lehrersbraut. 4341/42. — Ludwig und Annemarte. 4299.
- Michaelis, Blick in die Zukunft. 2800
- Michaelow, Alte Nester. 2326-28.
- Michelet, Die Frau. 2678-80. — Die Liebe. 2523-25.
- Mickiewicz, Balladen. 549. — Die Sonette. 76.
- Miesch, Schachmeisterpartien. 4164/65.
- Mignet, Geschichte der französischen Revolution v. 1789-1814. 3426-30.
- Mikszáth, Gesammelte Erzählungen. 3463. 3664. — Der wunderthätige Regenschirm. 4002/3. — Szelistye, das Dorf ohne Männer. 4413. — Der Zauberkaftan. 2790.
- Mikulitsch, Mimis Babereife. 3089.
- Mill, Über Freiheit. 3491/92.
- Milton, Verlorneß Paradies. 2191/92.
- Misch, Die Junggesellen. 2299.
- Möbisch, Das Nervenystem des Menschen. 1410.
- Molbech, Ambrosius. 1071. — Der Ring des Pharao. 1243.
- Mollere, Der Geizige. 338. — Gelehrte Frauen. 113. — Georg Danbin. 550. Die Gelehrten. 460. — Der eingebildete Kranke. 1177. — Liebeszwist. 205. Der Misanthrop. 394. — Plagegeister. 288. — Schule der Ehemänner. 238. Schule der Frauen. 588. — Tartüffe.
- Mollina, Don Juan. 3569. [74.
- Müller, Graf von Walthron. 1423. — M., Ein kritischer Tag. 3315.
- Molnár, Die Genfer Konvention. 2303.
- Moltte, Die beiden Freunde. 4160.
- Montesquieuß Betrachtungen. 1722/23. — Persische Briefe. 2051-54.
- Moore, Frische Melobien. 503. — Lalla Rukh. 1314/15
- Moreto, Donna Diana. 29.
- Morts, Götterlehre. 1081-84.
- Morus, Utopia. 513/14. [1871-77.
- Moscherosch, Philander von Sittewald.
- Moser, Die Leibrente. 4198. — Der Nimrod. 4243. — u. Girndt, Mosk. 3979. [1866. — und Heiden, Köpfniederstraße 120. — u. Trotha, Auf Strafurlaub. 3899. — Die schöne Silberin. 4127.
- Möser, Patriot Phantasiën. 683/84.
- Mügge, Alexander, Barbarina. 1356. — Theodor, Bogt von Splt. 3093-95.
- Müller, G., Hexenaberglaube u. Hexenprozesse in Deutschland. 3166/67. — J., Das Hendenköpfschen. 4040. — Joh. G., Stiegtrieb von Lindenberg. 206-9. — Wilhelm, Gedichte. 3261-64.
- Müller and Guttenbrunn, Im Banne der Pflicht. 1417.
- Müller (Mater), Die Schaffschur. — Das Außkernen. 1339.

- Müller-Saalfeld, Cotillontour. 2320.
 Mülner, Die Albaneserin. 365. — Der
 29. Februar. — Die Zukunft aus
 Surinam. 407. — Der Kaltber. 34.
 Die großen Kinder. 167. — König
 Ungurb. 284. — Die Unkelet. — Der
 Blitz. 331. — Die Schuld. 6. — Die
 Vertrauten. 97. — Die Zweiflerin. —
 Der angolische Kater. 429.
 Multatuli, Fürstenschule. 4274. — Kleine
 Erzählungen und Stizzen. 4335.
 Murad Esendi, Selim 111. 657.
 Murger, Aus der komischen Oper. 426.
 — Rigeunerleben 1535—38. [2043.
 Murner, Die Narrenbeschwörung. 2041—
 Musäos, Hero und Leandro. 2370.
 Musäus, Legenden von Klibezahl. 254.
 — Rolands Knappen. 176.
 — Stumme Liebe. 589.
 Musiker-Biographien:
 Balza, J. S. Bach. 3070.
 — Schumann. 2882.
 Gällcrich, Alzt. 2. Zeit. 2392.
 Kohut, Auber 3389. — Meyerbeer.
 2734. — Rossini. 2927.
 Niggli, Schubert. 2521.
 Nohl, Beethoven. 1181. — Haydn.
 1270. — Liszt. 1. Zeit. 1661. — Ros-
 jart. 1121. — Spohr. 1780. —
 Wagner. 1700. — Weber. 1746.
 Procházka, Robert Franz. 3273/74.
 Schrader, Händel. 3497.
 — Mendelssohn. 3794.
 Voß, Vincenzo Bellini 4238.
 — Georges Bizet. 3925.
 Westli, Gluck. 2421.
 Wittmann, Cherubini. 3434.
 — Borzino. 2634.
 — Marschner. 3677.
 Muffet, Eine Caprice. 626.
 — Die Launen einer Frau. 767.
 — Wovon die jungen Mädchen träu-
 men. 682.
 — Zwischen Thür und Angel. 417.
 Mylius, Frau Oekonomierat. 257/58.
 — Das Glasmännchen. 418.
 — Gravened. 366/67.
 — Opfer des Raimon 1619/20.
 — Türken vor Wien. 213/14.
 Nadler, Fröhlich *Wals*, Gott erhält's!
 Nadson, Gedichte. 3861. [3369/70.
 Najac u. Miland, § 330. 2979.
 Namenbuch. 3107/8.
 Nani, Seelenstürme. 3906.
 Nathusius, Elisabeth 2531—35. [2360.
 — Tagebuch eines armen Fräuleins.
 Neera, Die Strafe. 3439.
 — Theresa. 3797/98.
 Nekrasow, Gedichte. 4305. — Wer lebt
 glücklich in Rußland? 2447—49.
 Nemcova, Großmutter. 2057—59.
 Nemirowitsch-Dantschenko, Unter der
 Erde. — Das Glück des Zwan
 Habsbergessen. 3990.
 Nepos' Biographien. 994/95.
 Neruda, Genrebilder. 1769. 1893.
 — Kleinseitner Geschichten. 1976—78.
 Neschmüller, Freigeiprochen. 1806.
 Nestroy, Zu ebener Erde und erster
 Stod. 3109. — Eulenspiegel oder:
 Schabernack über Schabernack. 3042.
 Hindüber — Herüber. 3329. — Jubith
 und Holofernes. 3947. — Einen Fux
 will er sich machen. 3041. — Lumpaci-
 vagabundus.*) 3025. — Der Faltis-
 man. 3374. — Der Ferriffene. 3626.
 Nettelbeck's Lebensbeschreibung. 3851—55.
 Nen, Au Heil! 2777. (Mit Klavierauszug.)
 Neuert, Der Tiroler Franzl. 4186.
 Neumann, Nur Jehan. 1156.
 Newsky, Die Danischeffs. 2207.
 Nibelungenlied. 642—45.
 Niemann, Wie die Alten jungen. 3331.
 Niktin, Gedichte. 3527.
 Niffel, Die Florentiner. 1057.
 Nodier, Das letzte Bankett der Giron-
 disten. 707.
 — Jugenderinnerungen. 675/76.
 Noll, Kleines Volk. 2768.
 Nohl, L., Musikgeschichte. 1511—13.
 Nordau, Seifenblasen. 1187.
 Nordmann, Gefallene Engel. 4399.
 Nöfel, Der Herr Hoffschaußpieler. 1690.
 Sternschnuppe. 1267. — Vom Theater.
 1206. 1461. 1533. 1664. 1763.
 Novalis, Gedichte. 3831.
 Nmitter-Verley, Tasse Thee. 1516.
 Oehlenschläger, Axel und Walburg. 1897.
 — Correggio. 1555.
 Oesterr. Bürgerl. Gesetzbuch. 3291—95.
 — Civilprozeßordnung und Börsen-
 schiedsgerichtordnung. 3421—25.
 — Erelutionsordnung. 3541—45.
 — Gerichtsorganisationsgesetz und Ge-
 werbegerichtordnung. 3629/30.
 — Personalsteuergesetz. 3608—10.
 — Vollzugsvorschrift zum Personal-
 steuergesetz. 1. Hauptstück 3673—76.
 2. u. 3. Hauptstück. 3754—56. 4.—6.
 Hauptstück. 3724—26.
 Ohnei, Gräfin Sarah. 2789.
 — Der Hüttenbesitzer. 2471.
 — Sergius Panin. 3403—10.
 Ohorn, Komm' den Frauen gart ent-
 gegen. 1407.
 Olden, Grete, Das Dirüglein. 3699.

*) Der vollständige Klavier-Anszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Elben, Hans**, Der Glückstifter. 2886. —
 Ilse. 3004. — Die offizielle Frau.
 3634. — Theilemanns. 3444.
 —, **Julian**, Erträumt. 2063.
 — Wenn Frauen lachen. 2117.
Empeda, Wörth. 4030.
Opernbücher von C. F. Wittmann:
 Amelia oder Ein Maskenball. 4236. —
 Barbier von Sevilla.*) 2937. — Der
 Bly. 2866. — Ejaar und Zimmer-
 mann. 2549. — Dinorah oder die Ball-
 fahrt nach Plobrmel. 4215. — Doktor
 und Apotheker. 4090. — Der schwarze
 Domino. 3358. — Don Juan.*) 2646.
 Don Pasquale. 3848. — Entführung
 aus dem Serail.*) 2667. — Ernani.
 4388. — Euryanthe. 2677. — Fibelto.
 2555. — Figaros Hochzeit *) 2655. —
 Fra Diavolo. 2889. — Freischütz.*)
 2590. — Gustav oder Der Maskenball.
 3956. — Hans Heiling. 3462. — Die
 Hugenotten. 3651. — Johann von
 Paris.*) 3153. — Joseph und seine
 Brüder.*) 3117. — Die Jüdin. 2826.
 Der Liebestrank. 4144. — Lucia von
 Lammermoor. 3795. — Maurer und
 Schlosser.*) 3037. — Nachtlager von
 Granada. 3768. — Die Nachtwand-
 lertin.*) 3999. — Norma.*) 4019. —
 Oberon. 2774. — Die Opernprobe.
 4272. — Postillon von Lonjumeau.
 2749. — Der Prophet. 3715. — Rat-
 cliff. 3460. — Regimentstochter. 3738.
 Rigoletto. 4256. — Robert der Teufel.
 3596. — Rosmunda. 3270. — Santa
 Chiara. 2917. — Die beiden Schützen.
 2798. — Die Stumme von Portici.*)
 3874. — Tell. 3015. — Tempel und
 die Jüdin. 3563. — Teufels Anteil.
 3313. — La Traviata. 4357. — Der
 Troubadour. 4323. — Undine. 2626.
 Wamyr. 3517. — Der Waffenschmied.
 2569. — Wasserträger.*) 3226. —
 Weiße Dame.*) 2892. — Wülschütz.
 2760. — Zampa.*) 3185. — Zauber-
 stübe.*) 2620.
Epyh, Gedichte. 361.
Ortmann, Der Teufelswalzer und sieben
 andere Novellen. 4428.
Ortnit, Deutsch von Pannier. 971.
Ostian, Fingal. 168. — Temora. 1496.
Ossig, Spanisch-Deutsches und Deutsch-
 Spanisches Taschen = Wörterbuch.
 3201-5. [2839/46.
Oswald von Bollenstein, Dichtungen.
Otto, Ein Penfionsreich. 4307.
Ouida, Farnmor. 2857/58.
 — Fürstin Zouroff. 4309/10.
- Ouida**, Herzogin von Ura. 2458-60.
 — Wanda. 2171-74.
Ovid, Heroden. 1359/60.
 — Verwandlungen. 356/57.
Pagat, Der Tischgast. 4248.
Päivärinta, Finnländische Novellen.
 2659. 2938.
Palkeron, Die Welt, in der man sich
 langweilt. 3265.
Pajeken, Aus dem wilden Westen Nord-
 amerikas. 2752. 3284.
Pälsson, Drei Novellen vom Polarkreis.
 3607. — Grausame Geschichte. 4360.
Paludan-Müller, Liebe am Hofe. 927.
Pardo-Pagan, Nam u. Eva. 4115-17.
Parreidt, Zähne und ihre Pflege. 1760.
Pascal, Gedanken. 1621-23. [3039.
Pasque u. Blumenthal, Frau Venus.
Pauk, J., Schimpf und Ernst. 945/46.
 —, **R.**, Dreizehn u. eine Geschichte. 3799.
 — Theater-Humoresken. 3506.
Paulsen, Falkenström & Eöhne. 2066.
Pausanias, Führer durch Attika. 3360.
 — Gesch. d. messentischen Kriege. 4168.
Pellico, Francesca von Rimini. 380.
 — Meine Gefängnisse. 409/10.
v. Perfall, Die Uhr. 4130. [2355.
Perron, Ich und meine Schwiegermutter.
Peschau, Am Abgrund. 2219.
 — Die Prinzessin. 1801.
 — Moderne Probleme. 3440.
Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder
 lehrt. 991/92.
 — Lenhardt und Gertrud. 434-37.
Petersen, Die Freilichter. 2641.
 — Prinzessin Ilse. 2632.
Petöfi, Gedichte. 1761/62.
 — Prosa'sche Schriften. 3455/56.
 — Der Strid des Geners. 777.
Petrarca, Sonette. 886/87.
Petrone's Gastmahl d. Trimalchio. 2616.
Pegold, Fremdlinge. 4099.
Pfarrer vom Kalenberg. 2809.
Pfeffel, Poetische Werte. 807-10.
Phädrus, Fabeln. 1144.
Philippi, Der Advokat. 2145. — Ura.
 3862. — Daniela. 2384. — Am Fen-
 ster. 2928. — Wohlthäter der Mensch-
 heit. 3383. — Die Wunderquelle. 3815.
Pikert, Vater Morgana. 4467.
Platen, Die Abassiden. 478.
 — Gedichte. 291/92.
 — Schatz des Rhampfinit. 183.
 — Die verhängnisvolle Gabel. 118.
Platon, Apologie und Kriton. 895. —
 Gastmahl. 927. — Gorgias. 2046. —
 Laches. 1785. — Phädon. 979. —
 Protagoras. 1708.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2.- zu haben.

- Plautus**, Der Dramarbas. 2520.
 — Der Dretgroßentag. 1307.
 — Das Hausgepenst. 3083.
- Pöth**, Dumm und gelehrt. 2480.
 — Der verwunschene Prinz. 2228.
- Plouvieu u. Abonid**, Zu schön! 2056.
- Plutarchs** vergleichende Lebensbeschreibungen. I. 2263/64. II. 2287/88. III. 2323/24. IV. 2356/57. V. 2385. 2386. VI. 2425/26. VII. 2452/53. VIII. 2475/76. IX. 2495/96. X. 2527. 2528. XI. 2558/59. XII. 2591/92.
 — Moralische Abhandlungen. I. 2976. II. 3190.
- Poe**, Novellen. 1646. 1703. 2176.
- Pohl**, C., Bruder Lieberlich. 1592. — Auf eigenen Füßen. 1696. — Der Gold=Ostel. 1576. — Der Jongleur. 1548. — Klein Gelb. 1715. — Lucinde vom Theater. 1523. — Eine leichte Person. 1647. — Die sieben Raben. 1665. — Die Sterne wollen es. 1507. Unruhige Zeiten. 1627.
 — R., Pappis Solbat u. A. 3129.
- Pöhl**, Mauz und Mizi. 1184.
- Pol de Mont**, Zeiten und Zonen. 3997.
- Pollaczek**, Vor dem Gefindebalk. 4464.
- Pollack**, Geschichte d. Staatslehre. 3128.
- Polsonskij**, Ein ehrlicher Kauz. 4220.
- Polleraabend** Scherz und Ernst. 2391. 2451. 2590. 2686.
- Ponjard**, Charlotte Corbay. 1485.
 — Geld und Ehre. 1299.
 — Lucretia. 558.
- Pope**, Der Lodenraub. — Epistel an eine Dame. 529.
- Porisky**, Keinen Kadosch wird man sagen... 3568.
- Potapenko**, Alt und Jung. 3964.
 — Erzählungen und Skizzen. 3570.
 — Kein Held. 4095-97.
- Potjéchin**, Söhlinge des Schicksals. 2235.
- Potter**, Erlbly. 3647.
- Pöhl**, Der Herr von Nigerl. 3005/6.
 — Hoch vom Rahlenberg. 3844. 3888. 3905. [2258].
 — Kriminal=Humoresken. 1905. 1980.
 — Die Leute von Wien. 2629/30.
 — Rund um den Stephansturm. 2411. 2412.
 — Wien: I. Skizzen. 2065. II. Alt=Wiener Studien. 2101. III. Neues humortistisches Skizzenbuch. 2169.
- Prevoist**, Manon Lescaut. 937/38.
- Proelß**, Modelle. 4169/70.
- Pröll**, Vergessene deutsche Brüder. 2308.
- Prologe** Scherz und Ernst. 4045.
- Praperz**, Elegien. 1730.
- Propheet Jesaja**. [Herrmann.] 3468-70.
- Prähborowski**, Die Fährnißtochter. 2223/24.
- Psalter**, Der. (Neue Übersetzung.) 3100.
- Pufenborn**, Die Verfassung des Deutschen Reiches. 966.
- Puschkin**, Vork Sogunow. 2212. — Dubrowsky. 3813. — Gedichte. 3731/32. — Der Gefangene im Kaukasus. 386. — Die Hauptmannstochter. 1559/60. — Novellen. 1612/13. — Dnegin. 427/28. Phat, Lumpensammler von Paris. 2017. Quintilianus, Beredsamkeit. 2956. Raabe, Zum wilden Mann. 2000. Rabenschlacht, Die. 2665. Racine, Andromache. 1137. — Athalia. 385. — Bajazet. 839. — Britannicus. 1293. — Esther. 789. — Sphigenie in Aulis. 1618. — Phäbra. 54. Raeder, Mabin. 3916.
 — Der artesische Brunnen. 3937.
 — Robert und Bertram. 3915.
 — Weltumsegler wider Willen. 3958.
- Ratmann**, Der Alpenkönig. 180.
 — Der Barometermacher. 805.
 — Der Bauer als Millionär. 120.
 — Diamant des Geisterkönigs. 330.
 — Die unheilbringende Krone. 4367.
 — Moissafurs Zauberspruch. 4054.
 — Die gefesselte Phantasia. 3136.
 — Der Verschwenker. *) 49.
- Rastert**, Buch von der Raze. 3828.
- Rätsel**, Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 3115.
 — Wie man sich einen Gatten leihet u. and. heitere Geschichten. 4114.
- Rameau**, Die Hefe. 4324-26.
- Randolf**, Buch III, Kapitel I. 939.
 — Ein Bengalischer Tiger. 298.
 — Dir wie mir! 1579.
 — Man sucht einen Erzieher. 655.
 — Feuer in der Mädchenschule. 893.
 — Wenn Frauen wetnen! 249.
 — Er muß aufs Land. 349.
 — Ich werde den Major einladen. 1279.
 — Memotren des Teufels. 950.
 — Eine Partie Pifett. 319.
 — Dr. Robin. 278.
 — Sand in die Augen! 987.
- Rangabé**, A., Leila. 1699.
 — C., Herzogin von Athen. 3211.
 — Harald, Fürst der Waräger. 3602/3.
 — R., Kriegserinnerungen v. 1870/71. 2572.
- Rant**, Das Birken=Grüftein. — Muckerl der Laubennarr. 1077.
- Ränder**, Litterarische Salzförner. 2578-2580.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Hauptach**, Versiegelte Bürgermeister. 1830. — Der Degen. — Plärgen. 1839. — Vor 100 Jahren. 1724. — Zübor und Olga. 1857. — Der Müller und sein Kind. 1698. — Der Nasenfräßer. 1918. — Die Royalisten. 1880. Die Schleichhändler. 1705. — Die Schule des Lebens. 1800.
- Hauscher**, In der Hängematte. 470.
- Rechert**, Das Leben ohne Schicksal. 4064.
- Reclam**, Prof. Dr. Carl, Gesundheits= Schlüssel. 1001.
- Neben Kaiser Wilhelms II.** 3658–60.
- Rees**, Jüdische Skizzen. 2725.
- Rehnes**, Scipio Cicala. 2581–88.
- Reich**, An der Grenze. 2690.
- Reichel**, Die Bildhauer. 3614.
- Reichenbach**, Oberschles. Dorfgeschichten. 4240. — Der Roman eines Bauern= jungen. 4368/69.
- Reichsgesetze, Deutsche:** [3635.
- Binnenschiffahrts= u. Flößereigesetz. Bürgerliches Gesetzbuch. 3571–75.
- Civilprozessordnung. 3143–45.
- Freiwillige Gerichtsbarkeit. 4033.
- Gerichtskostenwesen. 3328.
- Gerichtsverfassungsgesetz. 4006.
- Gewerbegerichtsgesetz. 2744.
- Gewerbeordnung. 1781/82.
- Gewerbe = Unfallversicherungsgesetz. 2623/24.
- Grundbuchordnung. 3838.
- Handelsgesetzbuch. 2874/75.
- Invalidenversicherungsgesetz. 2571.
- Konkursordnung. 2218.
- Krankenversicherungsgesetz. 3564/65.
- Patentgesetz. 3110.
- Pressegesetz und Urheberrecht. 1704.
- Rechtsanwaltsordnung. 3176/77.
- Strafgesetzbuch. 1590.
- Strafprozessordnung. 1615/16.
- Unlauterer Wettbewerb. 3666.
- Verfassung des Deutschen Reichs nebst Wahlgesetz. 2732.
- Verlags= und Urheberrecht. 4237.
- Wechselordnung, Allg. Deutsche. 1635.
- Zwangsvorstellung und Zwangs= verwaltung. 3714.
- Reinfels**, Eifersucht. 3256.
- Epbouquet. — Alte Briefe. 2515.
- Kapitulierte. 2445. [1796.
- Im Reglitz. — In eigener Schlinge.
- Reitler**, Duell. 1436.
- Remin**, Der gute Kampf. 2830.
- Der Narr der Herzogin. 3139.
- Renan**, Die Apostel. 3181–83.
- Das Leben Jesu. 2921–23.
- Reuard**, Ist der Mensch frei? 3208/9.
- Reza**, Mein erster Freier und andere Humoresken. 3708.
- Reuter**, Schelmischs Reisebeschreibung. 4343.
- Rief-Gerolding**, Gelehrter Becher gold= nes Alphabet. 3781.
- Richard**, Fürs Kind. 4086.
- Riehl**, Burg Reibed. 811.
- Die 14 Nothelfer. 500.
- Roberts**, Satisfaktion. 2900.
- Um den Namen. 4249/50.
- De la Rochefoucauld**, Maximen. 678.
- Rodziewicz**, Das Märchen v. Glück. 4446.
- Roe**, Wie sich jemand in seine Frau verliebt. 2593.
- Roehl**, Blauerts Bild. 3729.
- Freilichtbilder. 3390.
- Rollet**, Erzählende Dichtungen. 412.
- Roquette**, Dämmerungsverein. 2703.
- Hansmurst. 2702.
- Schelm von Bergen. 2701.
- Rosée**, Ein Mustergatte. 3836.
- Sein Skatabend. 3765.
- Rosenger**, Geschichten u. Gestalten aus den Alpen. 4000.
- Rosengarten**, Der. Deutsch von Junghans. 760. [2491/92.
- Roswitha von Gandersheim**. Dramen.
- Rousseau**, Bekenntnisse. 1603–10. — Emil. 901–8. — Gesellschaftsvertrag. 1769/70. — Die neue Heloise. 1361–68.
- Rovetta**, Dorina. 3138.
- Die Unehrliehen. 3158.
- Unter dem Wasser. 2098/99.
- Rüben**, Jacob Molay. 133.
- Muhamed. 48.
- Rüder**, Gebichte. 3671/72.
- Gebichte für die Jugend. 3763/64.
- Liebesfrühling. 3631/32.
- Weisheit des Brahmanen. 3641–45.
- Rudolf**, Vater auf Rindung. 501.
- Rumohr**, Geist der Kochkunst. 2067–70.
- Der letzte Cavello. 598.
- Runeberg**, Könige auf Salamis. 688.
- Ruppind**, Der Peblar. 1141–43.
- Vermächtnis des Peblars. 1316–18.
- Ruth**, Das Buch. [Hermann.] 4265.
- Rüttenauer**, Sommerfarben. 2499.
- Rydberg**, Singoalla. 2016.
- Rzewuski**, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. 701–704.
- Sachs**, Hans, Ausgewählte dramatische Werke. I. 1981/82. II. 3959/60.
- Ausgew. poetische Werke. I. 1283/84. II. 4004/5.
- Sachsen-Spiegel**. 3355/56.
- Sailers** Ausgewählte Poesen. 4231.
- Saint-Coremond**, Gelehrten-Republik.
- Santina**, Picciola. 1749/50. [256.
- St. Pierre**, Die Jüdische Hütte. 1547.
- Paul und Virginia. 309. [2013.
- St. Reals** Geschichte des Don Carlos.

- Sallia, Gedichte. 368.
 Sallet, Gedichte. 551-53.
 — Kontraste und Paradoxen. 574-76.
 — Laien-Evangelium. 497-99.
 Sallust, Der Jugurthinische Krieg. 948.
 — Verschönerung Catilina's. 889.
 Salkysow = Schischedin, Die Herren
 Golowjew. 2118-20.
 Salzmann, Amteisenbüchlein. 2450.
 — Der Himmel auf Erden. 3621/22.
 — Krebsbüchlein. 3251/52.
 Sand, George, Claudia. 1249. — Die
 Grille. 2517/18. — Des Hauses Dä-
 mon. 2157. — Jutiana. 1022-24. —
 Lavinia. — Pauline. — Flora. 1348.
 1349. — Marquis von Billemer. 2488.
 — Victorines Hochzeit. 1101.
 Sandeau, Fräulein von Selgliere. 660.
 Sandor-Gjafski, Erzählungen. 4055.
 Saphir, Deklamationsgedichte. 2651-53.
 — Meine Memoiren u. anderes. 2510.
 — Humoristische Vorlesungen. 2516.
 2529. 2603.
 — Humoristisch = satirische Novellen
 und Bluetten. 2546/47. [3118-20.
 Sarcey, Die Belagerung von Paris.
 Sardon, Der letzte Brief. 606. — Cy-
 prienne. (Divorçons!) 2331. — Dora.
 2366. — Familie Benoiton. 689. —
 Febora. 2806. — Fernando. 1306. —
 Ferréal. 2209. — Georgette. 3014. —
 Die guten Freunde. 708. — Die alten
 Junggesellen. 936. — Unsere guten
 Dandeleute. 1007. — Marguerite. 2193.
 Obette. 2519. — Theodora. 3578. —
 Vaterland. 1857. — Dankfestreiche.
 Schacht, In Todesangst. 2898. [1493.
 Schall, Frau, schau, wem! 177.
 Schallendorph, Ein Witwenstand. 1886.
 Schaufert, Schach dem König. 401.
 Scherer, Laienbrevier. 3031-33.
 Schenk, Belisar. 405.
 Schenkendorf, Gedichte. 377-79.
 Scherr, Das rote Quartal. 1551.
 Schidlenberg, Die stenographierte Liebes-
 erklärung. 4023.
 Schiller, Braut von Mexiko. 60. — Don
 Carlos. 38. — Vom Erhabenen. 2731.
 Fiesco. 51. — Der Geisterseher. 70.
 Die Jungfrau von Orleans. 47. —
 Kabale und Liebe. 33. — Macbeth. 149.
 Maria Stuart. 64. — Der Knecht als
 Onkel. 84. — Der Parasit. 99. —
 Phädra. 54. — Die Räuber. 15. (Büch-
 nenausgabe. 878.) — Turandot. 92. —
 Wallenstein. 1. u. 2. Teil. 41/42. — Wil-
 helm Tell. 12.
 Schillers Balladen. 1710.
 Schiller u. Goethe, Bräutigam. 4148-
 4150. 1151-53. 4154-56.
 Schindler, Dorfleute. 3615.
 Schlag, Die deutsche Komödie. 4425.
 Schlegel, Lucinde. 320.
 Schleiermacher, Monologen. 502.
 — Die Weihnachtsfeier. 587.
 Schlicht, Militaria. 3458.
 Schmal, Bärger u. Studentent. 2709/10.
 Schmasow, In der Kantine. (Mit Klarer-
 aus.) 2983. — Kasernenschwänke. 2688.
 Schmidt, Christ, von, Das Blumenkörb-
 chen. 2213. — Die Oesterreicher. — Der
 Weihnachtsabend. 1970. — Rosa von
 Tannenburg. 2028.
 —, F. v., Der Lober. 1294.
 — Der Stein der Weisen. 1290.
 — Die Zwiderwurzn. 1021.
 Schmidt, Jubas Ischarioth. 1246.
 —, M., 's Amstummerl. 1851.
 —, Rud., Erzählungen. 2061/62.
 Schmied-Kufahl, Festsbüchlein. (Zwölfr.)
 3301-3.
 Schnadauhüpfn, Tausend. 3101/2.
 Schwäne, Aus den Lehr- und Flegeljahren
 eines alten Schauspielers. 4461/62. —
 Theaterlust. 4205. — Welt und Schein-
 welt. 4376.
 Schönthan, Fr. v., Das goldene Buch.
 4287. — Der General. 4444. — Kleine
 Hände. 1799. — Mädchen aus der
 Fremde. 1297. — Die goldne Spinne.
 2140. — Villa Blancmagnon. 1956.
 —, H. u. W. v., Humoresken. 1680.
 1790. 1939. 2279.
 —, W. v., Kinder von heute. 4197. —
 Rindermund. 2188. — Der Fuß. 2311.
 In Sturm und Not. 2438.
 Schopenhauer, A., Sämtliche Werke.
 I. 2761-65. II. 2781-85. III. 2801-
 2805. IV. 2821-25. V. 2841-45.
 VI. 2861-65.
 — Gracians Handorakel. 2771/72.
 — Einleitung i. b. Philosophie. 2919/20.
 — Philosophische Anmerkungen. 3002/3.
 — Neue Paralipomena. 3131-35.
 — Briefe. 3376-80.
 Schopenhauer, Joh., Die Tante. 233-36.
 Schott, Hero und Leander. 2306.
 Schreiber, Jesuit u. sein Bögling. 2102.
 — Lamm und Löwe. 2253.
 — Diechen Wildermuth. 2225.
 — Fr. Heuter, Hauine Räte ic. 2338.
 Schreiner, Moderne Buchfische. 2717.
 Schreyer, Nicht zu Hause. 3368.
 Schröder, Der Ring. 285.
 —, A., Der Kugler und sein Sohn.
 — Ein in Gedanken stehen geblie-
 bener Regenschirm. 802.
 —, W., Leeder im Döntjes. 928.
 — Sprüchwörter = Schach. 493.
 — Studenten und Lühower. 511.

- Schröder, W. u. A. Humoresken. 451.
 488. 611. 790. 1178. 1575. 2706.
- Schroy, Emil und Emilie. 1788.
- Schubart, Gedichte. 1821–24.
- Schubert, Der Bauernkrieg. 237.
 — Der Sieg des Lichts. 647.
 — Und sie bewegt sich doch. 1811/12.
- Schüding, A., Die neue Waise. 2991.
 —, Levin, Die drei Freier. 548.
 — Die Mündel des Papstes. 1116.
- Schulze, Die bezauberte Rose. 239.
- Schumacher, Sommerregen. 4167.
- Schumann, Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker. 2472/73. 2561/62. [2621/22.
- Schuster, Perpetua. 731.
- Schütz, Systematisch. 313.
 — Wilhelm der Eroberer. 336.
- Schwab, Gedichte. 1641–5.
 — Deutsche Volksbücher. 1424. 1447. 1464. 1484. 1498. 1503. 1515. 1526.
 — u. Linden, Vor der Ballpause. 1882.
- Schwarzkopf und Karlweiss, Eine Gelbheirat. 2908. [2541–45.
- Schwegler, Geschichte der Philosophie.
- Schweizer Bundesverfassung. 3519.
- Scott, Braut von Lammermoor. 2903–5.
 Der Herr der Inseln. 116. — Jungfrau vom See. 866/67. — Zvanhoe. 831–34. — Kentworth. 921–24. — Letzte Minnesängers Sang. 3467. — Quentin Durward. 1106–10. — Waverley. 2081–85.
- Scribe, Ach César! 1369. — Adrienne Lecouvreur. 485. — Die Camaraderie. 1347. — Der Damenkrieg. 537. — Der Diplomat. 597. — Feenhände. 639. — Fesseln. 1587. — Das Glas Wasser. 145. (Bühnenausgabe. 1962.) — Die Märchen der Königin von Navarra. 419. — Minister und Selbshändler. 1048. — Mein Stern. 1056. — Valerte. 1892. Der Weg durchs Fenster. 477. — Yelva. 2302.
- Scribe-Ollers, Frauenkampf. 2262.
- Sealsfield, Das Rajutenbuch. 3401–8.
- Seefeld, Im Fluge durchs alte romantische Land. 1849/90. [1849.
- Seneca, Ausgewählte Schriften. 1847–
 — 50 ausgewählte Briefe. 2132/33.
- Essa, Unser Verfehr. 129.
- Seume, Gedichte. 1431–33. — Mein Leben. 1060. — Spaziergang. 186–88.
- Shakespeare, Antonius u. Kleopatra. 39. (Bühnenausgabe. 4298.) — Coriolan. 69. Cymbeline. 225. — Die Edeln von Verona. 66. — Ebuur III. 685. — Ende gut, Alles gut. 896. — Hamlet. 31. (Bühnenausgabe. 2444.) — Heinrich IV. 2 Teile. 81/82. — Heinrich V. 89. (Bühnenausg. 4037.) — Heinrich VI. 2 Teile. 56–58. (Bühnenausgabe. 3326.) — Heinrich VI. Tob. (Bühnenausgabe. 3327.) — Heinrich VIII. 94. — Julius Cäsar. 9. — Kaufmann von Venedig. 35. (Bühnenausgabe. 4269.) — Komödie d. Irrungen. 273. (Bühnenausgabe. 4239.) — König Johann. 138. — König Lear. 13. (Bühnenausg. 8886.) — König Richard II. 43. König Richard III. 62. (Bühnenausgabe. 4162.) — Viel Lärm um Nichts. 98. (Bühnenausgabe. 3727.) — Verlorne Liebes-Müh!. 756. — Macbeth. 17. Maß für Maß. 196. — Othello. 21. (Bühnenausgabe. 2383.) — Pericles. 170. Romeo u. Julia. 5. (Bühnenausg. 2372.) Böse Stieben. 26. — Sommernachts-traum. 73. — Der Sturm. 46. (Bühnenausg. 4217.) — Timon von Athen. 308. Titus Andronicus. 869. — Troilus und Cressida. 818. (Bühnenausg. 3904.) Was ihr wollt. 53. — Die lustigen Weiber. 50. (Bühnenausgabe. 3856.) — Widerspenstigen Zähmung. (Bühnenausgabe. 2494.) — Wie es euch gefällt. 469. (Bühnenausgabe. 4065.) — Das Wintermärchen. 152.
- Shelley, Feenkönigin. 1114.
 — Entfesselte Prometheus. 3321/22.
- Sheridan, Die Lästerschule. 449.
 — Die Nebenbuhler. 680.
- Siemenski, Erzählungen. 918/19.
- Stenitz, Dorfgeschichten. 1437. — Die Dritte. — Lux in tenebris lucet. 3053. — Zersplittert. 1637/38.
- Silking, Beatrice. 3235.
- Silfösh, Eisenbahngeschichten. 1845.
 — Londoner Geschichten. 3445.
 — Raubfahrergeschichten. 3980.
- Silberhochzeit Herzog und Ernst. 3178.
- Silberstein, Trugnachtigall. 263.
- Silesius, Dichter und Bauer. 4226.
- Sirandin, Drei Frauenhüte. 2755.
 — Vier Uhr Morgens. 504.
- Stowronnek, Im Forsthaufe. 3034.
- Slavici, Die Glücksmühle. 2156.
- Smiles, Der Charakter. 2902–04.
 — Die Pflicht. 8586–89.
 — Selbsthilfe. 8267–69.
- Soldatenlieberbuch. 2891.
- Solo-Spiele. 2497. 2605. 2906. 3105. 3239. 3416. 3859. 4157.
- Sopholles, Atlas. 677. — Antigone. 659. Elektra. 711. — König Ödipus. 630. Ödipus in Kolonos. 641. — Philokletes. 709. — Trauhinterinnen. 670.
- Souvestre, Am Ramin. 1583/84.
 — Der Fabrikant. 978. [1258/59.
 — Geschichten aus vergangener Zeit.
 — Philosoph in der Dachstube. 769/70.
 Epee, Trugnachtigall. 2596–98.

- Spielhagen, Alles fliehet. 4270.
 — Die Dorfkolette. 4100.
 — Was die Schwalbe sang. 4138-40.
 Spindler, Der Jude. 2181-86.
 Spinoza, Abhandlung über die Vernunft-
 leinung des Verstandes. 2487.
 — Die Ethik. 2361-64. [2177-80.
 — Der Theologisch-politische Traktat.
 Spitta, Psalter und Harfe. 2631.
 Spurgeon, Geistesstrahlen. I. 4278-80.
 II. 4281-83.
 Staat, Elfe vom Erlenhof. 3436.
 Stabenow, f. Kartenspiele.
 Staël, Corinna oder Italien. 1064-68.
 — Über Deutschland. 1751-58.
 Stagnelius, Blenda. 623-25.
 Stahl, Gewagte Mittel. 2925. — Mäd-
 chengauen. 2576. — Der rechte Schlüs-
 sel. 2847. — Takt. 2407.
 — und Feiden, Der Herr Major auf
 Urlaub. 2537.
 Stanjutowski, Dpfer. 3865. [2913.
 Stanley, Wie ich Livingstone fand. 2909-
 Stark, Onkel Abolar. 3189.
 Stegmeyer, Kochs Pumpernickel. 4336.
 Steigentesch, Rührerständnisse. 1539.
 — Zeichen der Ehe. 215.
 Stein, v., Goethe und Schiller. 3090.
 Steinhausen, Tagebuch eines Unbedeu-
 tenden. 3162.
 Stell, Studentenrache und andere heitere
 Geschichten. 2719.
 — Lustigt Thurgauer G'schicht. 2490.
 Stenglin, In heiterer Laune. 4089.
 — Eine Nacht im Quartier. 3526.
 Steputat, Deutsches Reimlexikon. 2876.
 2877.
 Stern, Auf fremder Erde. 1129.
 — Violanda Robustella. 1300.
 — Die Wlebertäuser. 1625.
 Sterne, Empfindsame Kette. 169.
 — Tristram Shandy. 1441-45.
 Stevenson und Osbourne, Schiffsbruch.
 3921-24.
 Stifter, Abbas. 3918. — Bergkry stall. —
 Brigitta. 3912. — Feldblumen. 3987.
 Der Hagestolz. 4194. — Der Hochw. 3911.
 — Die Narrenburg. 4072.
 Stirner, Der Einzige und sein Eigen-
 tum. 3057-60.
 Stobizer, Die Barbaren. 3441.
 — Der Sternguder. 1689.
 — Der Eugenhelb. 3474.
 Stollacker, Heinzelmännchen. 3496.
 Strachwitz, Gedichte. 1009/10.
 Strad, Argusaugen. 3077.
 Strahl und Lessing, Graphologie. 2936.
 Strakosch, Wer hat gewonnen? 920.
 Strider, Der, Pflanze Amels. 658.
 Strindberg, Fräulein Julie. 2666.
 Strindberg, Gläubiger. 4103.
 — Die Leute auf Hemfö. 2758/59.
 — Der Vater. 2489.
 Stroblmann, Gedichte. 1102/3.
 Studentenlieberbuch. 2870.
 Světlá, Der Ruß. 3097. [1829.
 Swientochowski, Aus dem Volksleben.
 Swift, Gullivers Reisen. 651-54.
 Szafranski, Carlos Onkel. 3206.
 Tacitus, Die Annalen. 2642-45. — Die
 Germania. 726. — Gespräch über die
 Rebner. 3728. — Historien. 2721-23.
 Leben des Agricola. 836.
 Tagebuch eines bösen Puben. 3149/50.
 Tann-Bergler, Alt-Wiener Ränke und
 Schwänke. 3353.
 — Der Herr Gegenkandidat. 4122.
 Tannenhofer, Die Annnergauer Rife.
 2214. — Frau Kaffeestieberin. 489. —
 Sonnenaufgang. 793. — Erstes Beth-
 nachtsgeheimt. 1094.
 Tassen-Wörterbücher:
 Englisches. 1341-45.
 Französisches. 1171-75.
 Italienisches. 1541-45.
 Spanisches. 3201-5.
 Englisch-französisch-deutsches Hilfs-
 buch. 3241-45.
 Fremdwörterbuch. 1668-70.
 Deutsches Wörterbuch. 3168-70.
 Tasso, Befreites Jerusalem. 445-48.
 Taubert, Die Nöbke. 1375.
 Tausend und eine Nacht. 3559/60.
 3616/17. 3661/62. 3692/93. 3721/22.
 3769/70. 3785/86. 3829/30. 3846/47.
 3863/64. 3889/90. 3902/3. 3926/27.
 3943/44. 3969/70. 3975/76. 3995/96.
 4027/28. 4051/52. 4066/67. 4087/88.
 4119/20. 4124/25. 4134/35.
 Tegnér, Die Abendmahlskinder. 538.
 — Arel. 747.
 — Frithjofs-Sage. 422/23.
 Telmann, In Reichenhall. 1419.
 — Unheilbar. 3750.
 Tenest, Die Mönche. 2638.
 Tennyson, Enoch Arden. 490.
 — Königsthyllen. 1817/18.
 Terenz, Eunuch. 1868.
 — Phormio. 1869.
 Teschen, Schnupftabak. 2477.
 Testament, Neues, (Übersetzt von Curt
 Stage.) 3741-45.
 Tegner, Deutsche Geschichte in Liedern.
 3278-83. — Deutsches Sprichwörter-
 buch. 4416-20. — Deutsches Wörter-
 buch. 3168-70. — Namenbuch. 3107/8.
 Wörterbuch sinnerwanter Ausdrücke.
 3506-10. — Wörterverzeichnis zur
 deutschen Rechtsprechung. 4291.
 —, F. und S., Dainos. 3694.

- Teufcher**, Eine eheliche Anleihe. 2217.
Teweleß, Demetrius. 3438. — Die Gesellschaftlerin. 3213. — Mein Papa. 3397. — Ring des Polykrates. 2522.
Tewiß, Die Schwänke des Naßred-bin, und Buadem. 2785.
Thadcray, Die vier George. 2030.
 — Jahrmarkt des Lebens. 1471-78.
 — Das Enobabuch. 3547-49. [1996.
Thegan, Leben Ludwigs des Frommen.
Theophrast, Charakterbilder. 619.
Thoroddsen, Jüngling und Mädchen. 2226/27.
Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges. 1811-16.
Thümmel, Wilhelmine. 1210.
Tibull, Elegieen. 1534.
Tief, Gesellschaft auf dem Lande. 1881.
 — Des Lebens Überfluß. — Musikalische Leiden und Freuden. 1925.
 — Wunderlichkeiten. 2064.
Tied-Wehl, Klotzläppchen. 2044.
Tiedge, Urania. 390.
Tillier, Belle-Plante und Cornelia. 4386/87. — Antel Benjamin. 1952/53.
Toaste Scherz und Ernst. 4094.
Toepfer, Bube und Dame. 181.
 — Die Einfalt vom Lande. 838.
 — Hermann und Dorothea. 2027.
 — Rosenmüller und Finke. 813.
 — Der beste Ton. 844.
Tolstoj, Alexei, Gedichte. 3371.
 — Leo, Anna Karenina. 2811-20. — Auferstehung. I. 4031/32. II. 4041-4043. — Evangelium. 2915/16. — Herr u. Knecht. — Kaffeehaus v. Surate. 3373. — Krieg und Frieden. 2966-75. Luzern. — Familienglück. 1657/58. — Die Macht der Finsternis. 4193. — Volkserzählungen. 2556/57.
Töpfer, Bibliothek meines Onkels. 505/6.
Torn, Offiziersgeschichten. 4308. 4337. 4457.
Trenck, Friedrich von der, Merkw. Lebensgeschichte. 3761/62.
Treptow, C., Sein Lied. 1350.
 — L. u. Herrmann, Unser Doktor. 3896.
Triefsch, Der Hegenmeister. 2854.
 — Die Rixe. 2373.
Trinius, Dem Richte zu. — Prinzessin Übernut. — Im Schiffbruch. 4038. — Miß Annie u. a. Gesch. 3850. — Thaurmind u. a. Thilr. Geschichten. 3649.
Tromlit, Die 400 von Pforzheim. 1457.
Tschabuschnigg, Sonnenwende. 812.
Tschchow, Der Bär. — Ein Heiratsantrag. 4454. — In der Dämmerung. 2846. — Die drei Schwestern. 4264. Die Röwe. 4319.
Tschudi, Elisabeth, Kaiserin von Osterreich. 4241/42. — Kaiserin Eugenie. 2984/85. — Marie Antoinettes Jugend. 3487/88. — Marie Antoinette u. die Revolution. 3733-36. — Napoleons Mutter. 4035/36.
Turgeneff, Dunst. 1439/40.
 — Frühlingswogen. 871/72.
 — Gedichte in Prosa. 1701.
 — Die neue Generation. 1331-34.
 — Das Gnabenbrot. 3746.
 — König Lear der Steppe. 801.
 — Erste Liebe. 1732.
 — Lieutenant Fergunoff. — Seltsame Geschichte. 1940. [2955.
 — Litteratur- u. Lebenserinnerungen.
 — Memoiren eines Jägers. 2197-99.
 — Natalie. 3296.
 — Punt und Baburin. 672.
 — Der Raufbold. — Zuerja. 1860.
 — Tagebuch eines Überflüssigen. 1784.
 — Eine Unglückliche. 468.
 — Väter und Söhne. 718-20.
 — Visionen. — Der Faktor. 2045.
Turner, Am Frühlingsstisch. 2849.
Turnerliederbuch. 2940.
Uhland, Gedichte. 3021/22.
 — Dramatische Dichtungen. 3023.
Usterl, De Wikart. 609/10.
Vacano, Humbug. 2321.
 — Komödianten. 2607.
Valera, Pepita Jimenez. 1878/79.
Varnhagen, Fürst Leopold. 2656/57.
Vatusdala Saga. 3035/36.
V. d. Velde, Arwed Gyldensterna. 218/19.
 — Die Richtensteiner. 1115.
 — Liebhabertheater. 112.
Verconfit, Unser Johann! 2468.
Verfassungsurkunde für den preussischen Staat. 3870.
Verga, Sicilianische Bauernchre. 2014.
Vergils Aeneide. Von Voh. 461/62.
 — Ländliche Gedichte. Von Voh. 638.
Verne, Kurier des Haren. 2573.
 — u. d'Ennery, Die Kinder des Kapitän Grant. 2229.
 — Die Reise um die Erde. 2208.
Viola, Die Nabel der Kleopatra. 2577.
Viskhabotta, Mubraralkhafa. 2249.
Vischer, Edlunne Saat. 3395.
Viz, Die Totenbestattung. 3551/52.
Volger, Allerhand Dummheiten. 3113.
Volney, Die Ruinen. 2151-53.
Voltaire, Geschichte Karls XII. 714-16.
 — Henriade. 507. — Mahomet. 122.
 — Tancred. 139. — Jagd oder Das Geschid. 3012. — Zaïre. 519. — Zeitalter Ludwigs XIV. 2271-78.
Voneisen, Blumenblätter. 2960.
 — Jungesellenbrevier. 2707.

- Bonelsen, Kunterbunt. 3799.
 — Liebesbrevier. 2850.
 — Das Mutterberg. 3336.
 — Nirwana. 3140.
 Vorträge Scherz u. Ernst. 3377. 4225.
 Vogl, Jodsen und Lieber. 2332.
 — Luise. 72.
 —, der Jüngere, Goethe und Schiller in Briefen. 3581/82.
 —, Richard, Alexandra. 2190. — Welche den Besten? 2371. — Dandel Daniell. 3184. — Eva. 2500. — Jürg Jenatsch. 3052. — Die blonde Kathrein. 3454. — Der König. 3501. — Luigia Sanfelice. 3590. — Malaria. 3045. — Arme Maria. 3275. — Maria Botti. 1706. — Der Mohr des Haren. 3556. — Mutter Gertrud. 2073. — Die Patricierin. 3606. — Savonarola. 3366. — Schuldig! 2930. — Treudent Herrn. 2100. — Unebenbürtig. 3001. — Der Väter Erbe. 2918. — Das Wunder. 4001. — Die neue Zeit. 2890. — Der Zugvogel. 3096. — Zwischen zwei Herzen. 3404.
 Bräulich, Farbige Scherben. 2567.
 — Neue farbige Scherben. 3137.
 — Gedichte. [Aster.] 3431/32.
 Buchenhufen, Prinz Otto. 1211.
 Wacht, Reisemasken. 1221.
 Wagner, Der Duffel. 3069.
 — Der stille Portler. 3435.
 — Die Trockenwohner. 3054.
 Wahlberg, Arme Kleine. 3417.
 Waiblinger, Briten in Rom. 1326.
 — Gedichte aus Stalton. 1470. 3351/52.
 Wald, Sein Barzin. 2284.
 Waldmüller, Brunhild. 511.
 — Waltra. 496.
 Wald = Bettwisch und Sawersky, Der Pfennigreiter. 3266.
 Wall, Amathonte. 454.
 — Die beiden Biletts. 123.
 Walther, Schloß am Meer. 3298.
 Walther von der Vogelweide, Sämtliche Gedichte. 819/20.
 Walther und Stein, Fräulein Doktor. 3697.
 — Das Haus des Majors. 3988.
 — Die Lustspielfirma. 4137.
 — Das Opferlamm. 3919.
 Wartenburg, Die Schauspieler des Kaisers. 2322.
 Wartenegg, Ring des Osterdingen. 2810.
 Weber, C. M. v., Schriften. 2981/82.
 —, J. L., Die beiden Herren Lieutenants. 3287.
 Webers Demokrit, f. Demokritos.
 Weddigen, Geistliche Oden und Lieber. 1176. [1105].
 Wehl, Alter schützt vor Thorheit nicht. — Dunkle Blätter. 2440.
 — Zum Vortrage. 1852.
 Weill, Das Recht zu Lieben und andere Novellen. 4288.
 Weissen, Der neue Achilles. 396.
 — Graf Horn. 311.
 — Heinrich von der Aue. 570.
 — König Erich. 1480.
 Weise, Chr., Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe. 2019.
 Weiser, Ein gentaler Kerl. 3400. — Am Markstein der Zeit. 3372. — Gutten. 4049. — Penelope. 3466. — Rabbi David. 3271.
 Weißflog, Das große Lo3. 312.
 Weiß, Von der heiteren Seite. 3091.
 Weißenthurn, Das letzte Mittel. 1611.
 Werner, Der 24. Februar. 107.
 — Martin Luther. 210.
 Wernher, Meier Helmbrecht. 1188.
 Werther, Der Kriegszplan. 3457.
 Westlich, Luise, Die Basis der Pyramide. — Der rote Schawl. 4350. — Dieb. 3800. — Urtheil Junggut. 4201.
 Wichert, Aus eigenem Recht. 3601. — Bekenntnisse einer armen Seele. 1885.
 Wiegen oder Brechen. 520. — Dido. 2143. — Im Dienst der Pflicht. 4222. 25 Dienstjahre. 2050. — Die Fabrik zu Niederbronn. 569. — In Feindes Land. 1163. — Die Frau für die Welt. 736. — Die gnädige Frau v. Pareis. 1070. — Freund des Fürsten. 1269. Für tot erklärt. 1117. — Eine Geige. — Drei Weihnachten. 1370. — Die Gräfin von Schwerin. 3973. — Bei frommen Hirten. *) 2999. — Die glückliche Insel. 3914. — Sein Kind. 3011. Ein Komödiant. 3878. — Des Königs Danf. 4458. — Das eiserne Kreuz. 1150. — An der Majorsecke. 690. — Der Mann der Freundin. 2660. — Martenburg. 3357. — Der Narr des Glücks. 746. — Peter Munk. 1850. Post festum. 2650. — Die Realisten. 539. — Ein Schritt vom Wege. 730. Der geheime Sekretär. 1463. — Stimme der Natur. 925. — Am Strande. 1227. Ihr Tauffeld. 1203. — Die talentvolle Tochter. 2733. — Als Verlobte empfehlen sich. 650. — Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe. 1500. Weimar. 4080.
 Wichter, Der Novize und andere Erzählungen. 2884/85.

*) Der vollständige Klavier - Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

- Wicked**, Amerikanische Novellen. 909.
Widenburg, Ollanta. 3253. [1234.
Widram, Rollwagenbüchlein. 1346.
Widmann, Der Rebaiteur. — Als Mäd-
 chen. 1926.
Wieland, Die Abderiten. 332-34.
 — Musarion. 95.
 — Oberon. 124/25.
 — Der goldne Spiegel. 613-16.
Wijlander, Bertha Ralm. 2039.
Wikelaß, s. Wikelaß.
Wilken, Ehrliche Arbeit. 2961.
 — Hopfenrats Erben. 3165.
 — u. Justinius, Kyrik-Byrik. 2220.
 — Gesellschaftliche Pflichten. 2628.
Winter, Ohne Fehl. 4292-94.
Winterhjelm, Intermezzo's. 2348.
Wiseman, Fabiola. 2681-84.
Witschel, Morgen- und Abendopfer.
 1421/22.
Wittmann, C. Friedr., Aufforderung
 zum Tanz. 1663.
 — Ein bellater Auftrag. 1626.
 — Bajazzo und seine Familie. 2089.
 — Die Ballschuhe. 2029.
 — Ein Duell unter Nischen. 1906.
 — Er muß taub sein! 1967.
 — Die Gefangenen der Zarin. 1764.
 — Ein reizbarer Herr. 2267.
 — Am Klavier. 1488.
 — Liebe kann alles. 2135.
 — Ein Morgenbesuch. 1948.
 — Die schöne Müllerin. 2040.
 — Eine Tasse Thee. 1516.
 — Die Unglücklichen. 2012.
 — Valerie. 1892.
 — Dramatische Zwiegespräche. 3088.
 3130. 3407. 3628. 4106.
 — Festspiele. 2669. 2964. 3277. 3375.
 3896. 4254.
 — Goldhochzeit Scherz u. Ernst. 3557.
 — Hochzeit Scherz u. Ernst. 2879. 3583.
 — Lux-Spiele. 3618. 3759. 4039.
 — Polterabend Scherz u. Ernst. 2391.
 2451. 2590. 2686.
 — Prologe Scherz und Ernst. 4045.
 — Silberhochzeit Scherz u. Ernst. 3178.
 — Solospiele. 2497. 2605. 2906. 3105.
 3239. 3416. 3859. 4157.
 — Toast Scherz und Ernst. 4094.
 — Vorträge Scherz und Ernst. 3877.
 4225.
 — Hermann, Der Streik b. Schmiede.
 Solospiel. 2497. [2286.
 — H. u. Loebel, Das kritische Alter.
Wodizla, Der schwarze Junker. 2388.
Woenig, Am Nil. 2888. 3084. 3837.
 — Hej, die Pukta! 3633.
- Woenig**, Was die Tannengefster flüster-
 ten. 1679.
 — Im Zauberbanne d. Weihnacht. 3747.
 — Aus großer Zeit. 2720.
Wolde, Die Frau Major. 4020.
Wolf, Zwei Märtelrn und andere Ti-
 roler Geschichten. 4111.
Wolff, Der Kammerdiener. 240.
 — Preciosa *) 130.
 — G., Allgemeine Musiklehre. 3311.
 — Elementar-Gesanglehre. 4426.
Wolfram von Eschenbach, Parzival.
 3681-88.
Wolters, Tragische Konflikte. 3475.
 — u. Gjellerup, Thörichte Liebe. 3845.
Woljogen, Zwei Humoresken. 1697.
 — Sakuntala. 1209.
 — G., Ein unbeschränktes Blatt. 4338.
 — u. Schumann, Die Kinder der Ex-
 cellenz. 3027.
 — H., Erinnerungen an Richard
 Wagner. 2331.
Württemberg, Alexander Graf von,
 Gedichte. 1481-83.
Xenophon, Anabasis. 1185/86.
 — Erinnerungen an Sokrates. 1855/56
 — Gastmahl des Kallias. 2110.
 — Griechische Geschichte. 4061-63.
 — Wirtschaftslehre. 3866.
Zabel, Im Dienst. 3807.
 — Die rote Eminenz. 3876.
Zachariä, Der Kenommist. 307.
Zaleski, Die heilige Familie. 1118.
Zarate, Guzman der Treue. 556.
Zedlich, Gedichte. 3141/42.
 — Walbfräulein. 3550.
Zeitler, Jagdgeschichten. 4403.
Zeska, Auf dem Garnisonball. 2457.
Ziegler, Clara, Flirt. 3364.
 — Furcht vor d. Schwiegermutter. 3599
 — H. W., Parteimut. 150.
Zimmermann, Lumpen-König. 2415.
Zind, Jede Post findt sie'n Deckel. —
 De Schoolinspektichon. 2090.
Zipper, Erläuterungen zu Meisterwerken
 der deutschen Litteratur.
 1. Band: Lessings Minna von Barn-
 helm. 3576.
 2. Band: Goethes Iphigenie auf Tau-
 ris. 3638.
 3. Band: Schillers Jungfrau von Dr-
 leans. 3740.
 4. Band: Schillers Wilhelm Tell. 3788.
 5. Band: Schillers Braut von Messina.
 3812.
 6. Band: Goethes Hermann u. Doro-
 thea. 3918.
 7. Band: Herbers Eib. 3946.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2. — zu haben.

8. Band: Melanths Oberon. 4034.
 9. Band: Lessings Emilia Galotti. 4057.
 10. Band: Schillers Maria Stuart. 4113.
 11. Band: Goethes Reineke Fuchs. 4199.
 12. Band: Goethes Egmont. 4284.
 13. Band: Schillers Wallenstein. 4316/17
 Mittel, Entföhung der Bibel. 2836/37.
Zobeltig, Das Brett des Karneades.
 4911. — König Pharaos Töchter und
 andere Novellen. 4200.
Zola, Das Fest in Coquerville u. andere
 Novellen. 4142/43.
 — Therese Raquin. 4092.
 — Der Sturm auf die Mühle und
 andere Novellen. 4396/97.

- Zola**, Der Totschläger. 1574.
Zschokke, Abellino. 2269.
 — Abbruch im Moos. 1593-95.
 — Mamontade. 442/43.
 — Blondin von Namur. 910.
 — Der tote Gast. 370.
 — Das Goldmacherdorf. 1725.
 — Hans Dampf in allen Gassen. 1146.
 — Jonathan Frod. 518.
 — Die Neujahrsnacht. 404.
 — Tantchen Rosmarin. — Das blaue
 Wunder. 2096.
 — Die Walpurgisnacht. — Kriegerische
 Abenteuer eines Friebsfertigen. —
 Es ist sehr möglich. 2595.

Die Fortsetzung der Universal-Bibliothek erfolgt regelmäsig.

Einband-Decken zur Universal-Bibliothek

in Ganzleinen (dieselben wie zu folgenden Miniatúrausgaben) ohne Titelbrud
 in 9 Gröfen, für Bände im Umfange von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 und
 42 Bogen, sind pro Stück 30 Pfennig, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Miniatúrausgaben in eleganten Ganzleinenbänden

	Pf.		Pf.
Abaeland u. Heloise, Briefwechsel	100	Arnold, Die Leuchte Asiens	100
Aischylos, Sämtliche Dramen	150	Augustinus, Bekenntnisse	120
Albrecht, Röm. Litteraturgeschichte	120	Bartels, Christian Friedrich Hebbel	60
Albumblätter	60	Becher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Allegis, Hofen des Herrn v. Bredow	100	Beetschen, Flegeljahre der Liebe	60
—, Der Roland von Berlin	175	Bell, Jane Eyre	150
—, Der Werwolf	120	Beßamy, Ein Rückbild	80
—, Der falsche Wolbemar. 2 Bde. à	100	—, Dr. Heibinghoffs Wunderkur	60
Anderfen, Silberbuch ohne Bilder	60	—, Miß Ludingtons Schwester	80
—, Gluckspeter	60	Bérangers Lieber	80
—, Der Improvisator	120	Berges, Americana. Bb. 1—5 zusf.	150
—, Nur ein Geiger	120	Bern, Deklamatorium	150
—, Sämtliche Märchen. 2 Lndbe.	250	—, — Mit Goldschnitt	200
—, D. G.	100	—, Deutsche Lyrik	150
—, Sein oder Nichtsein	100	—, — Mit Goldschnitt	200
Anschüz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken	100	Bernhard, Die Glucklichen	60
Anthologie, Griechische	120	Bier-Comment, Allgem. deutscher (Tascheneinband)	40
Apel u. Laan, Gespensterbuch	150	Biernagel, Die Hallig	80
Archenholz, Siebenjährige Krieg	120	Binnenschiffahrts- u. flößereigesetz	60
Aristo, Rasenber Roland. 2 Bde.	225	Bismarcks Reden. 13 Bde. à	100
Aristoteles, Die Poetik	60	Blumauer, Aeneis	80
—, Verfassung von Athen	60	Blätghen, Aus gärender Zeit	120
Arndt, Erinnerungen	100	Boetius, Tröstungen d. Philosophie	80
—, Gebichte	80	Bojardo, Verliebte Roland. 2 Bde.	225
—, Wanderungen mit Stein	80	Boner, Der Edelstein	80
Arnim, Bettina v., Goethes Brief- wechsel mit einem Kinde	150	Börne, Skizzen und Erzählungen	100
Arnim = Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175	Böttcher, Afanzereien	60
		—, Alotria	60
		—, Neue Alotria (Zustriert)	60



	Pf.		Pf.
Böttcher, Weiteres Heiteres	60	Cremer, Holländische Novellen	150
—, Allerlei Schnid=Schrad	60	Čadraga, Wasantafena	80
Boy=Ed, Aus Tantalus Geschlecht	120	Dante, Göttliche Komödie	150
Boyesen, Faust=Kommentar	80	—, Das Neue Leben	60
Brant, Narrenschiff	80	Darwin, Die Abstammung des Menschen. 2 Bände	150
Bremer, Die Nachbarn	120	—, Entstehung der Arten	175
—, Friedrich, Musiklexikon	175	Daudet, Briefe aus meiner Mühle	80
Brendicke, Ketbesübungen	80	—, Fromont jun. & Risler sen	100
Brentano, Heit. Geschichten. Vb.I-V	150	—, Iad	175
Bret Harte, Gabriel Conroy	150	Defoe, Robinson Crusoe	80
—, Californ. Erzählungen. 2 Teile. à	120	Denison, So'n Mann wie mein Mann	80
—, Geschichte einer Mine	80	Deffauer, Götzendienst	100
—, Thankful Blossom	60	Detmold, Handzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerchaft	60
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks	120	Deutscher Minnefang	80
Brinckman, Rasper=Ohm un id	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Brugsch, Aus dem Morgenlande	80	Dickens, Copperfield. 2 Leinenbände	225
Brümmner, Lexikon deutscher Dichter bis Ende des 18. Jahrhunderts	150	—, Dombey & Sohn. 2 Bände	150
—, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. 2 Vbe.	500	—, Harte Zeiten	100
Buddhas Leben und Wirken	100	—, Heimchen am Herde	60
Buddhismus, Der	80	—, Der Kampf des Lebens	60
Bulwer, Eugen Aram	150	—, Klein Dorrit. 2 Leinenbände	250
—, Nacht und Morgen	150	—, Londoner Skizzen	120
—, Pelham	150	—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinenbde.	225
—, Rienzl	150	—, Nikolaß Nidelby. 2 Leinenbände	225
—, Die letzten Tage von Pompeji	150	—, Oliver Twist	120
Bürger, Gedichte	100	—, Die Pächter. 2 Leinenbände	200
—, — Mit Goldschnitt	150	—, Zwei Städte	120
—, Münchhausens Abenteuer	60	—, Die Spukster=Bloden	60
Bürgerl. Geschbuch. Tascheneintab	125	—, Der Verwünschte	60
—, In eleg. Ganzleinenbb.	150	—, Der Weihnachtsabend	60
Burnett, Lord Fauntleroy	80	Dittrich, Tages=Chronik v. 1870/71	80
Burns' Lieder und Balladen	60	Donnelly, Cäsars Denksäule	100
Busch, Gedichte	60	Dostojewski, Memoiren aus einem Totenhause	100
Byron, Gesangene von Chillon. — Wazepa	60	—, Schuld und Sühne	150
—, Der Gjaur	60	Droste=Hälshoff, Gedichte	120
—, Der Korsar	60	—, — Mit Goldschnitt	175
—, Manfred	60	Dufresne, Damespiel	80
—, Ritter Harold	80	—, Schachaufgaben. 4 Teile	80
Calderon, Das Leben ein Traum	60	—, Schachmeisterpartien. 2 Teile	80
Camoes, Die Lusitaden	100	—, Schachspiel	150
Carlyle, Über Helben, Helbenverehr.	100	Dumas, Die drei Musketiere	175
Cäsar, Der Bürgerkrieg	80	—, Zwanzig Jahre später. 2 Leinbbe.	250
—, Der Gallische Krieg	100	Eberhard, Sagen u. die Rühlein	60
Cervantes, Don Quijote. 2 Vbe.	250	Eckermann, Gespräche mit Goethe	175
Chamisso, Gedichte	120	Eckstein, Der Besuch im Coer	60
—, — Mit Goldschnitt	175	Edda, Deutsch von Woljogen	120
—, Peter Schlemihl	60	v. Eichendorff, Gedichte	100
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage	80	—, — Mit Goldschnitt	150
Chiavacci, Wiener Silber	80	—, Aus d. Leben eines Taugentichts	60
Civilprozeßordnung	100	—, — Mit Goldschnitt	120
Claudius' Ausgewählte Werke	150	—, Das Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Collins, Ohne Namen	150	Eckehard von St. Gallen, Das Baltharlib	60
Cooper, Der letzte Mohikan	100		
—, Der Spion	100		

	Pf.		Pf.
Eliot, Adam Bede	175	Goethe, Faust. 2 Telle in 1 Band	80
—, Die Mühle am Floß	175	—, — Mit Goldschnitt	100
Emerson, Essays	80	—, Gedichte. In Halbleinband	90
—, Repräsentanten des Menschengeschlechts	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Etöös, Der Dorfnotar	150	—, Götz von Berlichingen	60
Epiktets Handbüchlein der Moral	60	—, Dramat. Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	100
Erkmann-Chartran, Geschichte eines Anno 1819 Konstruirteten	80	—, Hermann und Dorothea	60
—, Waterloo	80	—, Iphigenie auf Tauris	60
Eulenspiegel	80	—, Heineke Fuchs	60
Euler, Algebra	120	—, Torquato Tasso	60
Ferry, Der Walbläufer. 2 Bände	225	—, Werthers Leiden	60
Fech, Gedichte	60	Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein	175
Fechtersleben, Diktetik der Seele	60	Goethe-Schillers Xenien	80
—, — Mit Goldschnitt	120	Goethes Mutter, Briefe	100
Feuerwehrliederbuch. (Tascheneinband)	40	Goldsmith, Der Landprediger	80
Fichte, Bestimmung des Menschen	80	Gotthelf, Ull der Knecht	100
—, Neben an die deutsche Nation	80	—, Uli der Pächter	120
Fieiding, Tom Jones. 2 Bände	225	Gottschall, H., Schachaufgaben	80
Flaubert, Salambo	120	—, R., Christian Dietrich Grabbe	60
Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80	—, Friedrich von Schiller	80
Flygars-Carlen, Rose von Eisteld	150	—, Nikolaus Lenau	60
Fofanow, Gedichte	60	—, Die Rose vom Rankhaus	60
Fouqué, Undine	60	—, — Mit Goldschnitt	120
Franklins Leben	80	Gracians Handoratel	80
Freidanks Bescheidenheit	80	Grillparzer, Gedichte	80
Freiwillige Gerichtsbarkeit	60	—, — Mit Goldschnitt	120
Frenz, Das Abenteuer	60	Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern)	80
—, Der Hausfreund	60	—, Sämtl. Märchen. 1. u. 2. Band	175
—, Die Uhr	60	—, — 3. Band	150
freund, Rätselschatz	150	—, M., Aus der Kinderstube	60
Fried, Lexikon deutscher Citate	100	Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus	150
—, Lexikon fremdsprachlicher Citate	100	Groffe, Novellen des Architekten	60
Friedrichs d. Gr. ausgew. Briefe	120	Grosfi, Marco Visconti	120
Frige, Indische Sprüche	60	Grundbuchordnung	60
Gallet, Kapitän Satan	120	Gudrun, Dausch von Junghans	80
Gaudy, Schenbergesell	60	Günther, Gedichte	80
—, Venetianische Novellen	100	Haarhaus, Joh. Wolfg. von Goethe	100
Geijer, Gedichte	60	Habberton, Allerhand Leute	80
Gellert, Fabeln und Erzählungen	80	—, Frau Marburgs Zwillinge	60
—, Oben und Aeben	60	—, Andrer Leute Kinder. 100 Pf.	100
George, Fortschritt und Armut	150	—, Helenes Kinderchen. 80 Pf.	80
Gerhardts gesellige Lieder	100	Beide Werke in 1 Band m. Goldschnitt	200
Gerichtskostenwesen	60	Hael, Phantasie- und Lebensbilder	60
Gerichtsverfassungsgesetz	60	Hagedorn, Poetische Werke	100
Gerpäcker, Flußpiraten b. Mississppi	150	Hals oder Peinl. Gerichtsordnung	60
—, Die Regulatoren in Arkansas	150	Hamm, Wilhelm, Gedichte	60
Gewerbegerichtsgesetz	60	Hammer, Schau um dich	60
Gewerbeordnung, Deutsche	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz	80	Handelsgesetzbuch	80
Gilm, Gedichte	120	Hartmann v. Aue, Gregorius	60
Girchner, Musikalische Aphorismen	60	—, Der arme Selurich	60
—, — Mit Goldschnitt	120	Hauff, Die Bettlerin	60
Glein, Ausgewählte Werke	80	—, Lichtenstein	100
Gobineau, Asiatische Novellen	80	—, Der Mann im Monde	80
—, Die Renatssance	150		
Goethe, Egmont	60		

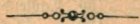
	Pf.		Pf.
Hauff, Märchen	100	Jbsen, Brand	80
—, Memoiren des Satan	100	—, Gedichte	60
—, Phantasien im Bremer Ratsseller	60	—, Gesammelte Werke in 4 Leinenb. u	150
Hebbel, Gedichte	120	Jean Paul, Flegeljahre	120
—, — Mit Goldschnitt	175	—, Hesperus. 2 Leinenbände	200
—, Die Nibelungen	80	—, Immergrün 2c.	60
Hebel, Allemannische Gedichte	60	—, Der Jubel senior	80
—, Schaklächlein	80	—, Dr. Raßenberger	80
Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel	80	—, Der Komet	120
Heine, Atta Troll. — Deutschland	60	—, Lewana	100
—, Buch der Lieder	80	—, Quintus Firlein	80
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Siebenkläs	120
—, Neue Gedichte	60	—, Titan. 2 Leinenbände	225
—, Die Harzreise	60	Jensen, Die Erbin von Helmstedt	100
—, Romanzero	60	—, Hunnenblut	60
Heland	80	Jerome, Die müßigen Gedanken eines Müßigen	80
Helmer, Prinz Rosa-Stramin	60	Jerrold, Frau Raudels Garbinenpredigten	80
Herbart, Allgemeine Pädagogik	80	Jimmernann, Die Epigonen	150
—, Umriss pädagogisch. Vorlesungen	80	—, Münchhausen	175
Herder, Der Eid	60	—, Tristan und Isolde	100
—, Schutren	80	—, Tullfäntchen	60
—, Stimmen der Völker	100	Invaldenversicherungsgesetz	60
Hermannsthal, Ghaselen	60	Joels Kochbuch	120
Herodotos Geschichten. 3 Bände	200	Jokat, Die Dame mit den Meer- augen	100
Herrig, Aufsätze über Schopenhauer	60	—, Ein Goldmensch	150
Herz, König Renés Tochter	60	—, Ein ungarischer Rabob	150
Hertzka, Reise nach Freiland	80	—, Taurige Tage	100
Heyden, Das Wort der Frau	60	—, Golbene Zeit in Siebenbürgen	100
Heyse, Paul. Zwei Gefangene	60	—, Die Tablabirós	120
Hilfsbuch, Engl. + franz. + deutsches	150	—, Toltán Karpáthi	150
Hibb, Das Buch	100	Irving, Alhambra	100
Hippel, Über die Ehe	80	—, Etzgenbuch	120
Hitopadesa	100	Jugenderinnerungen eines alten Mannes. [Kügeligen.]	150
Hoffmann, Elixire des Teufels	100	Jugendliederbuch (Zaskeneinband)	40
—, Kater Murr	120	Junggefellensbrevier	60
—, Klein Zaches	60	Jung-Stüllings Lebensgeschichte	150
Hölberlin, Gedichte	60	Kalkdasa, Sakuntala	60
Holtei, Der letzte Romöbiant	175	Kant, Zum ewigen Frieden	60
Hölv, Gedichte	60	—, Kritik der Urteilskraft	120
Homier, Werke. Von Voss (Iliad, Odyssee)	150	—, Kritik der praktischen Vernunft	80
—, Iliad	100	—, Kritik der reinen Vernunft	150
—, Odyssee	100	—, Von der Macht des Gemüths	60
Hopfen, Der Bäckwirt	60	—, Naturgeschichte des Himmels	80
Horaz' Werke. Von Voss	80	—, Prolegomena	80
Hufeland, Matrobiotik	120	—, Die Religion	80
Hugo, Victor, Notre-Dame	175	—, Streit der Fakultäten	60
Humboldt, A. von, Ansichten der Natur	100	—, Träume eines Geistessehers	60
—, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin	150	Kartenspiele. Bb. I u. II	60
Hunt, Leigh, Liebesmär v. Rimini. Deutsch von Meerheimb	60	Kellen, Dienenbuch	60
Hutten, Gesprächbüchlein	80	Kennan, Russische Gefängnisse	60
Jacobsen, Niels Lyhne	80	—, Sibirien. 3 Teile	150
Jahn, Deutsches Volkstum	80	—, Zellleben in Sibirien	100
		Kerner, Gedichte	80
		—, Echerin von Prevorst	150

	Pf.		Pf.
Kiesgen, Heinrich von Kleist	60	Lessing, Minna von Barnhelm	60
Kleist, E. Chr. von, Werke	60	—, Nathan der Weise	60
Klepp, Lehrbuch der Photographie	80	Lichtenberg, Ausgewählte Schriften	120
Klopstock, Messias	120	Lichtstrahlen aus dem Talmud	60
—, Oben und Epigramme	100	Liebesbrevier	60
Knigge, Umgang mit Menschen	100	Liebmann, Christliche Symbolik	80
Köhler, Englisches Wörterbuch	150	Linga, Byzantinische Novellen	60
—, Französisches Wörterbuch	150	Linguet, Die Bastille	150
—, Italienisches Wörterbuch	150	Livius, Römische Geschichte. 4 Bde. à	150
—, Fremdwörterbuch	100	Locke, Über den menschl. Verstand. 2 Bde.	à 150
—, Br., Trachtenkunde. 2 Bände	400	Lohengrin, Deutsch von Junghans	80
Kolzow, Gedichte	60	Lombroso, Genie und Irrsinn	120
Kommersbuch (Zafkeneinband)	40	—, Handbuch der Graphologie	150
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60	Longfellow, Evangeline	60
Konkursionsordnung	60	—, Gedichte	60
Konrad, Das Holandzkieb	120	—, Hamatha	80
Kopisch, Gedichte	100	—, Miles Standish	60
Koran, Der	150	Lucrez, Von der Natur der Dinge	100
Körner, Peter und Schwert	60	Ludwig, Die Heiterkeit	100
Korolenko, Der blinde Musiker	60	—, Zwischen Himmel und Erde	80
Kortum, Die Jobstabe	100	Ludwig I. von Bayern, Gedichte	80
Kosgarten, Zucunde	60	Luther, Sendbrief von Dolmetschen	60
Krankenversicherungsgesetz	80	—, Tischreden	120
Krummacher, Parabeln	100	Macchiavelli, Buch vom Fürsten	80
Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen	150	Madách, Tragödie des Menschen	80
Kunterbunt	60	Mahlmann, Gedichte	60
Kärnberger, Der Amerikamübe	150	Mailow, Gedichte	60
Kafontaines Fabeln	100	Manzoni, Die Verlobten. 2 Bände	200
Kagerlöf, Gösta Berling	120	Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80
—, Eine Gutzgeschichte	80	Marryat, Japhet	120
Kamartine, Dichtungen	60	—, Peter Stempel	150
—, Graziella	60	Marthals Gedichte	60
Kambeck, Englisch-franz.-deutsches Hilfsbuch	150	Mathesius, Luthers Leben	120
Kavater, Worte des Herzens	60	Matthiesson, Gedichte	60
—, — Mit Goldschnitt	120	Meerheimb, Psychodramen. 2 Bde. à	60
Keßler, Sonja Kovalevsky	80	Mehring, Deutsche Verleshre	100
Lehmann, Fludyer in Cambridge	80	—, Ungebundenes in gebund. Form	60
Leibniz, Kleinere philosophische Schriften	100	Melßner, Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. I-V	150
—, Die Theodicee. 2 Bände	225	Mendelssohn, Phädon	60
Lenau, Die Abigenfer	60	Mendheim, Joh. Ludwig Uhland	60
—, Faust	60	Meyer, Auf der Sternwarte	60
—, Gedichte	100	Michelet, Die Frau	100
—, — Mit Goldschnitt	150	—, Die Liebe	100
—, Savonarola	60	Mickiewicz, Balladen	60
Lenig, Etwas zum Lachen	60	Mieses, Schachmeisterpartien	80
Lenz, Militärische Humoresken	120	Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150
Lermontoff, Gedichte	60	Mill, Über Freiheit	80
—, Ein Held unserer Zeit	80	Milton, Das verlorene Paradies	80
Lesage, Gil Blas	175	Möbius, Das Nervensystem	60
Lessing, Dramatische Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80	Moltke, Die beiden Freunde	60
—, Emilia Galotti	60	Montesquieu, Persische Briefe	120
—, Laokoon	60	Moore, Frische Melobien	60
		—, Lalla Ruth	80
		Moreto, Donna Diana	60
		Moritz, Götterlehre	120

	Pf.	Pf.	
Möser, Patriotische Phantasien	80	Pfarrer v. Kalenberg u. Peter Cen	60
Mügge, Der Bogt von Sylt	100	Pfeffel, Poetische Werke	120
Müller, Curt, Hegenabergglaube	80	Platen, Gedichte	80
—, Wilhelm, Gedichte	120	Plutarch, Vergleichende Lebensbeschreibungen. 4 Bände	à 150
—, —, — Mit Goldschnitt	175	Pol de Mont, Zetten und Zonen	60
Müllner, Dramatische Werke	150	Pollock, Geschichte der Staatslehre	60
Murger, Zigeunerleben	120	Pöhl, Der Herr von Nigerl	80
Murner, Narrenbeschwörung	100	—, Hoch vom Kahlenberg. I—III zusf.	100
Musäos, Hero und Leander	60	—, Krinival = Humoresken	100
Mutterherz, Das,	60	—, Die Leute von Wien	80
Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalt's!	80	—, Rund um den Stephansturm	80
Nadson, Gedichte	60	Preßgesetz und Urheberrecht	60
Namenbuch	80	Properz, Elegien	60
Nathusius, Elisabeth	150	Prophet Jesaja	100
—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60	Psalter, Der	60
Nekrassow, Gedichte	60	Puschkin, Gedichte	80
—, Wer lebt glücklich in Rußland?	100	—, Der Gefangene im Kaukasus	60
Nepos' Biographien	80	—, Die Hauptmannstöchter	80
Nettelbeck's Lebensbeschreibung	150	—, Novellen	80
Neumann, Nur Jehan	60	—, Dnegtn	80
Nibelungenlied	120	Raabe, Zunt wilben Mann	60
Nikitin, Gedichte	60	Rameau, Die Heye	100
Nirwana	60	Rangabé, Kriegserinnerungen aus 1870-71	60
Noel, Kleines Volk	60	Rauber, Litterarische Salzkörner	100
Nohl, Musikgeschichte	100	Rechtsanwaltsordnung	80
Novalis, Gedichte	60	Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesund- heits = Schlüssel	60
Ohnet, Sergius Panin	100	Reden Kaiser Wilhelms II.	100
Osterreichisches Bürgerl. Gesetzbuch	150	Rehfuës, Scipio Cleala. 2 Leinentb.	225
— Civilprozeßordnung	150	Renan, Das Apostel	100
— Exekutionsordnung	150	—, Das Leben Jesu	100
— Gerichtsorganisationsgesetz	80	Renard, Ist der Mensch frei?	80
— Personalsteuergesetz	100	Reuter, Schelmuffstys Reisebeschreibung	60
— Vollzugsvorschrift z. Personal- steuergesetz. 1. Hauptstück	120	Ricel = Gerolding, Zecher Alphabet	60
2. u. 3. Hauptstück	100	Riehl, Burg Reibed	60
4.-6. Hauptstück	100	—, Die 14 Nothelfer	60
1.-6. Hauptstück zusf. in 1 Bb.	250	Roberts, Um den Namen	80
Ossa, Spanisches Taschen = Wörter- buch	150	Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen	60
Oswald von Wolkenstein, Dich- tungen	80	Roswitha von Sandersheim	80
Ovid, Heroiden	80	Roussseau, Bekenntnisse. 2 Bände	225
—, Verwandlungen	80	—, Emil. 2 Bände	225
Parreidt, Die Zähne u. ihre Pflege	60	—, Gesellschaftsvertrag	80
Pascal, Gedanken	100	—, Die neue Heloise. 2 Bände	225
Patentgesetz	60	Rückert, Gedichte	80
Paull, Schimpf und Ernst	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Pestalozzi, Menhard und Gertrud	120	—, Gedichte für die Jugend	80
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80	—, Liebesfrühling	80
Peterfen, Die Irrlichter	60	—, — Mit Goldschnitt	120
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Weisheit des Brahmanen	150
—, Prinzessin Ilse	60	Rumohr, Geist der Kochkunst	120
—, — Mit Goldschnitt	120	Ruppius, Der Pöblar	100
Petöfi, Gedichte	80	—, Das Vermächtnis des Pöblars	100
—, Prosaische Schriften	80	Ruth, Das Buch	60
Petrarca, Sonette	80		

	Pf.		Pf.
Sachs, Hans, Poet. Werke. 2 Bde. à	80	Scott, Lezten Minnesängers Sang	60
—, Dramatische Werke. 2 Bde. à	80	—, Quenlin Durward	150
Sachsen-Spiegel	80	—, Waverley	150
St. Pierre, Paul und Virginie . . .	60	Scalsfield, Das Rajütenbuch . . .	100
Salis, Gedichte	60	Seneca, Ausgewählte Schriften . .	100
Sallet, Gedichte	100	—, Fünzig ausgewählte Briefe . . .	80
—, Laten-Evangelium	100	Seume, Gedichte	100
Salzmann, Ameisenbüchlein	60	—, Spaziergang nach Syrakus . . .	100
—, Der Himmel auf Erden	80	Shelley, Entfesselte Prometheus . .	80
—, Krebsbüchlein	80	—, Feenkönigin	60
Saphir, Deklamationsgedichte	100	Silberstein, Truch-Nachtigall	60
Sarcey, Belagerung von Paris	100	Smiles, Der Charakter	100
Schefer, Latenbrevier	100	—, Die Pflicht	120
—, — Mit Goldschnitt	150	—, Selbsthilfe	100
Schenkendorf, Gedichte	100	Soldatenliederbuch (Tascheneinband)	40
Scherer, Das rote Quartal	60	Sophokles, Sämtliche Dramen	150
Schiller, Braut von Messina	60	Spee, Truchnachtigall	100
—, Don Carlos	60	Spielhagen, Alles fliehet	60
—, Gedichte. Halbteinwandband . . .	60	—, Die Dorfstokette	60
—, Gedichte. Mit Goldschnitt	100	—, Was die Schwalbe sang	100
—, Jungfrau von Orleans	60	Spinoza, Die Ethik	120
—, Die Räuber	60	—, Der Theol.-polit. Traktat	120
—, Maria Stuart	60	Spitta, Psalter und Harfe	60
—, Wilhelm Tell	60	—, — Mit Goldschnitt	120
—, Wallenstein. 2 Telle	80	Spurgeon, Gelfteßstrahlen	200
Schiller und Goethe, Briefwechsel.		Stael, Corinna oder Italien	150
3 Bde.	à 100	—, Über Deutschland. 2 Leinenbände	225
Schleiermacher, Monologen	60	Stanley, Wie ich Avingstone fand	150
—, Die Weihnachtstfeier	60	Stein, von, Goethe und Schiller . . .	60
Schmied - Aufsatz, Fehrbüchlein.		Steputat, Deutsches Reimlexikon . . .	80
(Illustrirt)	100	Sterne, Empfindsame Reise	60
Schnadahüpfeln, Tausend	80	—, Triftram Shanby	150
Schöne, Aus den Lehr- u. Flegel-		Stevenson u. Osbourne, Schiffbruch	120
jahren eines alten Schauspielers	80	Stirner, Der Einzige u. sein Eigen-	
Schönthan, f. v., Der General	60	tum	120
—, P. v., Rindermund	60	Strachwitz, Gedichte	80
—, Der Ruf	60	Strafgesebuch für das Deutsche	
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke.		Reich	60
6 Bände	à 150	Strafprozeßordnung für d. Deutsche	
—, Brlese	150	Reich	80
—, Einleitung in die Philosophie	80	Strodtmann, Gedichte. Höchst elegant	
—, Gracians Handoratel	80	mit Goldschnitt gebunden	120
—, Neue Paralipomena	150	Studentenliederbuch (Tascheneinband)	40
—, Philosophische Anmerkungen	80	Swift, Gullivers Reisen	120
Schubart, Gedichte	120	Tacitus, Die Annalen	120
Schulze, Die bezauberte Rose	60	—, Die Germania	60
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Die Historien	100
Schumann, Gesammelte Schriften.		Tagebuch eines bösen Buben	80
3 Bände in 1 Band	175	Taschen-Wörterbücher:	
Schwab, Gedichte	150	Englisches. — Französisches. —	
—, — Mit Goldschnitt	200	Italiensches. — Spanisches à	150
—, Die deutschen Volksbücher	200	Englisch = französisch = deutsches	
Schwefler, Geschichte d. Philosophie	150	Hilfsbuch	150
Schweizer Bundesverfassung	60	Fremdwörterbuch	100
Scott, Braut von Lammermoor	100	Deutsches Wörterbuch	100
—, Der Herr der Inseln	60	Tasso, Befreites Jerusalem	120
—, Ivanhoe	120	Taubert, Die Niobide	60
—, Die Jungfrau vom See	80	Tausend und eine Nacht. Komplet	
—, Renikworth	120	in acht Bänden	à 150

	Bl.		Bl.
Legner, Abendmahlskinder . . .	60	Vir, Die Totenbestattung . . .	80
—, Arel . . .	60	Volney, Die Rutnen . . .	100
—, Fritjofs-Sage . . .	80	Voltaire, Geschichte Karls XII. . .	100
—, — Mit Goldschnitt . . .	120	Vonelfen, Albumblätter . . .	60
Telmann, In Reichenhall . . .	60	—, Junggesellenbrevier . . .	60
Tennyson, Enoch Arden . . .	60	—, Runterbunt . . .	60
—, Königsbyllen . . .	80	—, Liebesbrevier . . .	60
Testament, Neues. (Überj. v. Stage.)	150	—, Das Mutterherz . . .	60
Tezner, Deutsche Geschichte in Lie- bern deutscher Dichter . . .	150	—, Nirwana . . .	60
—, Deutsches Sprichwörterbuch . . .	150	Vofß, Jbyllen und Lieber . . .	60
—, Deutsches Wörterbuch . . .	100	—, Luise . . .	60
—, Namenbuch . . .	80	—, der Jüngere, Goethe u. Schiller in Briefen . . .	80
—, Wörterbuch sinnverwandt. Aus- brüche . . .	150	Orchlich, Gedichte . . .	80
—, Wörterverzeichnis zur deutschen Rechtschreibung (Taschen-Einband)	40	Waiblinger, Gedichte aus Italien . . .	100
Thayer, Der Jahrmarkt des Le- bens. 2 Bände . . .	255	Waldmüller, Walpra . . .	60
—, Das Snobsbuch . . .	100	Walther v. d. Vogelweide, Sämt- liche Gedichte . . .	80
Theokrits Gedichte. Von Vofß . . .	60	Weber, Ausgewählte Schriften . . .	80
Thukydides, Peloponnesischer Krieg	175	Wechselordnung, Allgem. Deutsche	60
Thämmel, Wilhelmine . . .	60	Weddigen, Geistliche Oden . . .	60
Tiedge, Urania . . .	60	Westlich, Diebe . . .	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte . . .	60	—, Urschels Fundgut . . .	60
—, Leo, Anna Karentina. 2 Bde. . .	250	Wichert, Am Strande . . .	60
—, Auferstehung. I. u. II. Bb. zuf. . .	150	—, Für tot erklärt . . .	60
—, Evangelium . . .	80	—, Eine Geige. — Drei Weihnachten	60
—, Krieg und Frieden. 2 Bände . . .	250	—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe . . .	60
—, Volkserzählungen . . .	80	—, Die gnädige Frau von Parey. 3. Auflage. Schön elegant mit Gold- schnitt . . .	200
Trenck, Friedr. v. d., Lebensgeschichte	80	Wieland, Abberiten . . .	100
Tschabuschnigg, Sonnenwende . . .	60	—, Oberon . . .	80
Tschudi, Elisabeth, Kais. v. Osterreich	80	Wiseman, Zabiola . . .	120
—, Kaiserin Eugenie . . .	80	Witschel, Morgen- und Abendopfer	80
—, Marie Antoinettes Jugend . . .	80	—, — Mit Goldschnitt . . .	120
—, Marie Antoinette u. d. Revolut. . .	120	Wolff, Allgemeine Musiklehre . . .	60
—, Napoleons Mutter . . .	80	—, Elementar-Gefanglehre . . .	60
Turgeneff, Dunst . . .	80	Wolfram v. Eschenbach, Parzival. 2 Bände . . .	225
—, Frühlingswogen . . .	80	Württemberg, Alexander Graf von, Sämtliche Gedichte . . .	100
—, Gedichte in Prosa . . .	60	Xenophons Anabasis . . .	80
—, Die neue Generation . . .	120	—, Erinnerungen an Sokrates . . .	80
—, Memoren eines Jägers . . .	100	—, Griechische Geschichte . . .	100
—, Väter und Söhne . . .	100	Zaleski, Die heilige Familie . . .	60
Turnerliederbuch (Taschen-Einband)	40	Zedlich, Gedichte . . .	80
Uhlant, Dramatische Dichtungen . . .	60	—, Waldfräulein . . .	60
—, Gedichte . . .	80	Zipper, Franz Grillparzer . . .	60
—, — Mit Goldschnitt . . .	150	—, Theodor Körner . . .	60
Unlauterer Wettbewerb . . .	60	Zittel, Entstehung der Bibel . . .	80
Usteri, De Bilari . . .	80	Zobeltitz, König Pharaos Tochter	60
Varnhagen, Fürst Leopold . . .	80	Zola, Sturm auf die Mühle und andere Novellen . . .	80
Verfassung des Deutschen Reiches	60	Zschokke, Alamontade . . .	80
Verfassungsurkunde für den preußi- schen Staat . . .	60	Zwangsversteigerungsgesetz . . .	60
Vergils Aeneide. Von Vofß . . .	80		
—, Ländliche Gedichte . . .	60		
Verlags- und Urheberrecht . . .	60		



10, -



Biblioteka UJK Kielce

UJK



0438151

